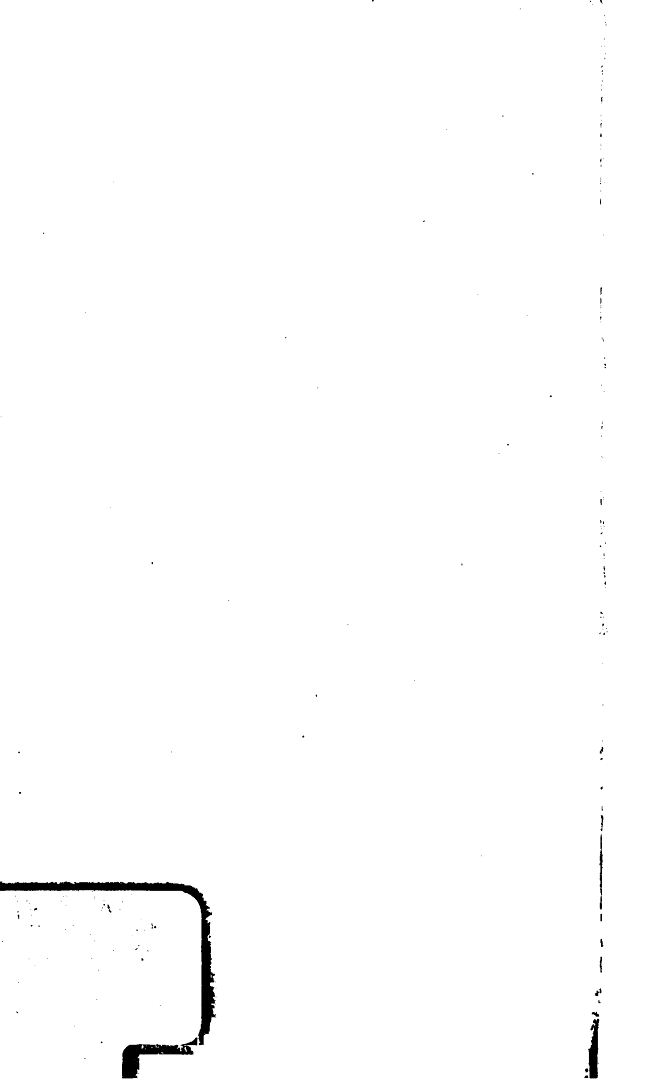

UC-NRLF
$B 194 013



Gynäologie

Gynäologie

oder

das Geschlechtsleben

in seinem ganzen Umfange;

enthaltend:

Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft nach Nationalbegriffen, Physiologie und Moral; über Liebe und Anmuth, Schönheit und häusliches Glück; über physische Liebe, Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß und Leitung des Geschlechtsgenusses; über Mysterien, Verirrungen und Curiositäten mancher Art; über das Band der Ehe, Empfängniß und Schwangerschaft; über Unvermögen, Unfruchtbarkeit, Krankheiten und deren Behandlung, und so weiter.

Ein

umfassendes Handbuch zum Wohle der Staatenbürger.

Vierte, vollständige und wohlfeilste Auflage.

Erster Band,
oder erster und zweiter Theil.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Fr. Henne.
1843.

Einleitung.

So ehrwürdig und erhaben die Versittlichung der Menschheit ist, wenn sie sich auf jenes reine Moralgesetz, die Vorstellung und Achtung der Pflicht gründet, so unumgänglich nothwendig ist es jedoch bei der Erziehung des Menschengeschlechts, auf seine Sinnlichkeit Rücksicht zu nehmen, das heißt, seine Eigenliebe mit ins Spiel zu ziehen, oder die aus der Tugend entspringenden Vortheile, freilich nur immer als Nebenmotive, mit jenem edleren Bestimmungsgrunde zu verbinden. Und am allerwenigsten wird man diese empirische Methode bei der sinnlicheren Menschenhälfte, dem weiblichen Geschlechte, entbehren können.

Unter allen Tugenden, die das schöne Geschlecht zieren, ist die Keuschheit die edelste, und unter

allen Lastern, die es entehren, die Unkeuschheit das schändlichste; beide haben den entschiedensten Einfluß auf die ganze Moralität des Geschlechts. — —

Will man der Pflicht der Keuschheit in dem weiblichen Gemüthe Kraft und Eindruck verschaffen, so wird man daher durch eigenen Vortheil locken und durch eigenen Schaden schrecken müssen, nicht gerade, weil keusch seyn dem Weibe einen froheren Genuß in allen Verhältnissen des Lebens gewährt, sondern weil es dessen zur Erfüllung anderer Pflichten bedarf.

Unter allen jenen äußerlichen Vortheilen und subjectiven Beweggründen zur Bewahrung der weiblichen Keuschheit müssen diejenigen am stärksten seyn, die mit dieser in der nächsten Verbindung stehen; und dies sind nun gerade diejenigen, die von der Erhaltung einer gewissen körperlichen Unbeflecktheit hergenommen werden.

Daß ein gewisser physischer jungfräulicher Zustand nicht in der Einbildung, sondern in der Wirklichkeit seine Existenz hat, lehren uns nicht nur alle nicht ganz rohen Völker der Erde, sondern die absichtliche Veranstaltung in dem Bau

des weiblichen Körpers beweist es unwidersprechlich.

Wie könnte man wohl das noch unberührte Mädchen von der heuchlerischen Dame unterscheiden, die zwar noch Unschuld in ihren Mienen, Rosenblüthe auf ihren Wangen zeigt, deren Körper aber längst entweiht ist, und deren Schlauheit es gelang, dem leisesten Ahnen einer übeln Nachrede glücklich zu entgehen! —

Man verbanne nur erst aus den Köpfen der Männer die sogenannte Grille, über die körperliche Jungfrauschaft ihrer jungen Weiber ernsthafte Reflexionen anzustellen, man sage dann den Mädchen, daß es ihren künftigen Gatten gleich viel gelte, ob sie einen entweiheten oder unentweiheten Körper an den Altar bringen, so wird es dem Raffinement der Wollust ein leichtes seyn, die letzte Furcht, — die Furcht der Schwängerung zu besiegen, und mit ihr wird die ganze weibliche Keuschheit entfliehen.

Mögen daher immerhin gewisse medicinische und moralische Tonangeber jenen physischen jungfräulichen Zustand verspötteln, so wird dessen Anerkennung von Seiten des männlichen Geschlechts

von dem wichtigsten Einfluß auf die weibliche Keuschheit seyn. Und gewiß, die Moralität eines Staats muß schon tief gesunken seyn, wo man die physische Jungfrauschaft nicht mehr schätzt; die Ueppigkeit des weiblichen Geschlechts muß schon weit um sich gegriffen haben, wenn man Verzicht auf körperliche Kennzeichen der Keuschheit darum fordert, um nicht den Saamen des häuslichen Unwillens unter die Eheleute zu streuen. — Vielmehr ist es gerade dieser Ursache wegen Pflicht, zu einer Zeit, wo Buben mit Mädchen Unschuld spielen, und diese leichtsinnig genug sind, sich dem Ersten dem Besten hinzugeben, vor den Augen des ganzen großen Publikums diesen Gegenstand zu beleuchten und die Aufmerksamkeit beider Geschlechter darauf zu richten. —

Es ist auffallend, in den Meinungen so vieler Nationen von dem Werthe der Jungfrauschaft die sonderbarsten Widersprüche zu finden. Der edlere und kultivirtere Theil des Menschengeschlechts behandelte überhaupt von allen Zeiten her das weibliche Geschlecht mit mehr Schonung und Würde, und schätzte seine körperliche Reinigkeit, ohne wie der eifersüchtige Orientale sichtbare Zeichen zu

fordern und solche als eine heilige Urkunde zu bewahren, oder wie der entartete südliche Asiate, die Entjungferung der Bräute als ein niedriges, knechtisches Werk Andern zu überlassen, oder wie der Indier, sie den Priestern oder einem Götzen zu opfern. Wenn der Lappländer es als eine Beleidigung des Gastrechts ansieht, daß ein Fremder mit seinen Weibern und Töchtern die Hauptbestimmung des physischen Daseyns nicht erfüllen wollte, so straft der Morgenländer schon den verwegnen Blick, den Jemand auf seine Weiber wirft, mit der grausamsten Strenge; und wenn sich der Thibetaner schämt, ein Mädchen zu heirathen, welches noch keine Proben seiner Unkeuschheit abgelegt hat, so wird es von dem Araber wegen solches Vergehens mit unerbittlicher Todesstrafe belegt.

Ich habe zur Erklärung dieser Erscheinungen hier und da Winke gegeben, ohne den Knoten, wie Meiners, durch eine ursprüngliche Verschiedenheit edler und unedler Menschenstämme überall zu zetschneiden. — Eben so wenig kann man den sich oft widersprechenden Urtheilen der Reisenden trauen, die nicht selten aus falschen Gesichtspunk-

Erster Abschnitt.

Das Wesen der Jungfrauschaft.

Die *Jungfrauschaft* eines jeden unverheiratheten Frauenzimmers kann aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden, vorzüglich nach ihrem *physischen* und *moralischen* Zustande. Es kann ein Frauenzimmer eine physische Jungfer seyn und ihre moralische Jungfrauschaft verloren haben, und umgekehrt, gibt es moralische Jungfrauen die keine physischen mehr sind. Eine wirklich *reine* und *unbefleckte* Jungfer wird daher nur dasjenige Frauenzimmer genannt werden können, welche es im physischen und moralischen Verstande ist. Diejenigen Frauenzimmer hingegen, welche weder physische noch moralische Jungfrauen sind, sich aber vor Schwangerschaft zu sichern wissen, würde man *bürgerliche Jungfern* nennen können. Alles wird in der Folge näher erklärt werden.

Physische Jungfrauschaft.

*Die weiblichen Geschlechtstheile**).

Die weiblichen Geschlechtstheile sind theils ohne vorgängige Zergliederung sichtbar, theils werden sie es erst

*) Bei verschiedenen Völkern des Alterthums war die Liebe geheiligt, und man erwies den Zeugungstheilen beider Geschlechter göttliche Ehre. Die *Syrakusaner* trugen bei den be-

durch die Zergliederung. Jene heißen die **äußern**, diese die **innern** Geschlechtstheile. Die **äußern** Geschlechtstheile werden auch unter der Benennung **weibliche Schaam** begriffen, und sind: 1) der Venusberg (mons veneris); 2) die Schamlefzen (labia vulvae); 3) die Nymphen (nymphae); 4) der Kitzler (Clitoris); 5) das Jungfernhäutchen (Hymen); 6) die Mündung der Harnröhre und der Mutterscheide. Die **innern** sind: 1) die Mutterscheide selbst (vagina uterina); 2) die Gebärmutter (Uterus) mit ihren Bändern; 3) die Muttertrompeten (Tubae fallopianae); 4) die Eierstöcke (ovaria). — Der **Venusberg** ist die von Fett erhabene und mit meist nach außen gekrümmten Haaren

rühmten Thesmophorien, oder Festen der Göttin Ceres eine Abbildung der weiblichen Geschlechtstheile öffentlich in Procession herum. Während diesem Feste schickte man einander in ganz Sicilien Kuchen von Honig und Kanariensaamen, welche die Figur dieses von ihnen verehrten Theils hatten. Die **Aegyptier** glaubten ihrem Gott den wohlgefälligsten Dienst zu erweisen, wenn sie ihm den Anblick dieser Theile gewährten, es ward daher ein Religionsgebrauch bei ihnen, daß die Weiber an einem vierzig Tage dauernden Feste vor ihrem Gott Apis tunica velata recincta erschienen. Auch glaubte man bei diesem Volke, daß der Geist des Apollo durch diese Theile in die Sybillen führe, wenn sie weissageten. Ueberall, wo **Sesostris** seine Siege verbreitete, fand man auf Säulen die Zeugungstheile vorgestellt, wahrscheinlich weil man der Mylitta, der Göttin der Liebe, einen mächtigen Einfluß dabei zuschrieb. Da wo die Ueberwindung mit großen Schwierigkeiten geschehen, sah man die männlichen Geschlechtstheile, wo jene geringer war, die weiblichen. — In verschiedenen **afrikanischen Reichen** gehört es zur Galanterie der Weiber des Königs und der Vornehmsten des Hofs, diese Theile, wie bei uns die Ohren, zu durchlöchern, und sie mit goldnen Ringen und andern Kostbarkeiten zu behängen, welche die Weiber jedoch herausnehmen, wenn sich ihnen ihre Männer nähern. In **Abyssinien** tragen die Mädchen kleine Glocken und Schellen an diesen Theilen, welche frei hängen und klingen. Anderswo durchflechten sie die Haare derselben mit buntfarbigen Bändern — Nicht nur die Egyptier schrieben dem Löwen, selbst dann, wenn er am grimmigsten ist, eine so tiefe Ehrfurcht gegen die weiblichen Geschlechtstheile zu, daß wenn sie vor ihm entblößt worden, er den Kopf hängen läßt und brüllend einen andern Weg nimmt, sondern nach dem Bericht der Reisebeschreiber pflegen noch heutiges Tages die Weiber in Indien auf diese Art sich vor den Angriffen dieses Thiers zu schützen.

bedeckte Stelle über der Vereinigung der Schaamknochen. Seine Hervorragung richtet sich gewöhnlich nach der Größe der Brüste. Bei jüngern Jungfrauen ist er runder und fester; bei Erwachsenen aber, besonders aber bei jenen, die bereits geboren haben, ragt er weniger hervor und ist schlapper. Beim Eintritt der monatlichen Reinigung erreicht er seine höchste Größe. Mit dem Feuer der Leidenschaften verschwindet allmählig seine Erhabenheit, trocknet ein und wird bei alten Weibern ganz flach. Außer daß der Haarwuchs zur Zierde und zur Erweckung des Geschlechtsreizes dient, ist er zur Bewahrung für Erkältung und Verhütung des Reibens bei dem Beischlafe nützlich, und beweist endlich die Mannbarkeit. Die größere und geringere Menge der Haare ist eine Folge von einem hitzigeren und kälteren Temperament*).

Unter dem Venusberg befindet sich die große Spalte, welche durch eine längliche Erhabenheit, die Schaamlefzen genannt, eingeschlossen wird. Zieht man bei einem noch unberührten Frauenzimmer diese Schaamlefzen an der untern Vereinigung auseinander, so erblickt man eine halbmondförmige Falte, die das mehr nach innen liegende Jungfernhäutchen und den Eingang der Mutterscheide zu befestigen scheint. Man nennt diese Hautfalte das Schaambändchen des weiblichen Geschlechts (fraenulum labiorum pudendi), welches durch öfteren Beischlaf, noch mehr aber durch Geburten zerstört wird. Der Theil, welcher sich zwischen dieser untern Vereinigung der Schaamlefzen und der Oeffnung des Mastdarms befindet, heißt der Damm (perinaeum).

Wenn man die äußern Schaamlefzen von einander theilt, so sieht man zwei kleinere und dünnere Falten, welche oben mit dem Kitzler zusammen hängen, unten aber mit den vereinigten großen Schaamlefzen verbunden sind, und welche Nymphen, oder Wasserlef-

*) Bekanntlich leiden die Türken keine Haare an diesen Theilen, und gebrauchen Mittel, wodurch sie ausfallen. — Einer Frau in Polen wuchsen die Schaamhaare nach einer Krankheit, die unter dem Namen Judenzopf bekannt ist, zur Länge von anderthalb Ellen, daß sie solche um die Lenden winden mußte

zen heißen, weil sie, wie es scheint, dazu bestimmt sind, den Strahl des Harns zu leiten *). Sie ragen bald mehr bald weniger hervor, gewöhnlich sind sie desto größer, je jünger das Mädchen ist, und stehen ferner in Rücksicht ihrer Größe mit dem Kitzler in Verhältniß. Man findet sie zwar meistens bei Jungfrauen unter den äußern Schaamlefzen versteckt, doch findet man sie auch bei erwachsenen unberührten Mädchen, ohne durch Krankheit oder vieles Reiben erschlafft worden zu seyn, so groß, daß die vordern Ränder derselben von den äußern Schaamlefzen nicht ganz bedeckt werden. Häufiger Beischlaf und öfteres Gebären vermindern ihre Größe dergestalt, daß sie nicht selten in weiblichen Kadavern gänzlich verschwunden zu seyn schienen. Die Nymphen haben einen schwammigen Bau von innen, und schwellen daher während des Beischlafs merklich an. Sie besitzen auch viele Talgdrüsen, welche eine schmierige Feuchtigkeit absondern und das Reiben mäßigen. Auch sind sie mit vielen Nerven versehen und der äußerst zartesten Empfindlichkeit fähig.

Zwischen den obern Enden der Nymphen ragt ein Körper bald mehr bald weniger in verschiedenen Weibern hervor, der aus einer Eichel, einer Vorhaut und einem Bändchen, so wie die männliche Ruthe, besteht, jedoch mit dem wesentlichen Unterschied, daß er keine Harnröhre hat und dessen Eichel undurchlöchert ist. Dieser Körper heißt der Kitzler, oder die weibliche Ruthe (Clitoris **). Der innere Bau desselben kömmt mit jenem des männlichen Glieds ziemlich überein; er besteht aus zwei schwammigen Körpern, die oben zusammen treffen, und gleich viel aufrichtenden Muskeln, welche von den Gesäßbeinen ihren Ursprung nehmen. Dieser Bau macht, daß die weibliche Ruthe bei gelinder Reizung anschwillt, sich verlängert und gespannt wird. Sie ist, so wie die männliche Ruthe, mit sehr

*) Dieser angebliche Nutzen findet jedoch bei den Thieren nicht statt, deren Nymphen von der Mündung der Harnröhre ganz entfernt und in der Mutterscheide verborgen liegen.

**) Die Benennung kommt von dem griech. Worte: κλειτορίζω, ich bin wollüstig, her.

vielen, in zarte Gefühlwärzchen sich ausbreitenden Nerven versehen, und daher von der Natur zum vornehmsten Reizungsmittel weiblicher Wollust bestimmt. Die innere Fläche der Vorhaut, so wie auch der Hals und die Krone der Eichel besitzen eine Menge Talgdrüsen, deren schmierige Feuchtigkeit diese Theile schlüpfrig erhält und mit Littre's Smegma viel Aehnlichkeit hat. Bei vernachläßigter Reinigung häuft sich die talgigte Feuchtigkeit leicht an, wird scharf, und verursacht einen Reiz. Da in den heißeren Erdstrichen diese Absonderung stärker ist, so findet man bei verschiedenen Völkern in Afrika und Asien die Beschneidung der Vorhaut der Mädchen eingeführt. Die Klitoris gehört so wie die Nymphen zu den in Rücksicht der Größe sehr verschiedenen Theilen des weiblichen Geschlechts. Man findet sie gemeinhin mit dem Zapfen im Halse von gleicher Größe. Gewöhnlich ist sie sehr klein und vergrößert sich selbst im gereizten Zustande so wenig, daß sie kaum zu bemerken ist. Bei Kindern fand man sie so unmäßig groß, daß man nicht wußte, zu welchem Geschlecht man dieselben zählen sollte. Solche und andere mißgestaltete Geburtstheile veranlaßten die unsinnige Meinung von Zwittern. — Im Jahr 1792 sah ich im Charitehause zu Berlin ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, dem ein alter Wollüstling durch gewaltsame Beiwohnung venerisches Gift mitgetheilt hatte. Die Klitoris dieses Mädchens war im ruhigen Zustande von der Größe eines halben Zolls, im gereizten Zustande vergrößerte sie sich aber zu der Länge eines Zolls, und der Umfang ihrer Dicke betrug alsdann gleichfalls einen Zoll. Die übrigen Geschlechtstheile waren vollkommen so gebildet, wie es die Natur fordert. Plater sagt, daß er sie so groß als ein Gänsehals gesehen habe, und Bartholin versichert, daß dieser Theil bei einer italienischen Buhlerin, die ihn bei ihrem Geschlecht gemißbraucht habe, zum Knochen geworden sey. Tulpius redet von einer Frau, die wegen eben solchen Mißbrauchs ihrer großen Ruthe öffentlich ausgepeitscht und des Landes verwiesen worden. Es hat von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag solche Aus-

wüchse weiblicher Wollust gegeben. Bei den Kamtschadalinnen war die Natur so ausgeartet, daß sie häufig bei den Weibern unmäßig große Kitzler hervorbrachte, deren sie sich zum wechselseitigen Werkzeuge der Wollust bedienten. Zu Stellers Zeiten schnitt man sie ihnen aber gleich nach der Geburt weg, und der Geschmack der Kamtschadalen hatte sich dazumal schon so verändert, daß sie es für einen schimpflichen Uebelstand hielten, von der Natur so ausgezeichnet zu seyn.

Unter der weiblichen Ruthe, nämlich unter der Haut, die sich in die Wasserlefzen ausbreitet, findet man eine beinahe dreieckige Oeffnung, die von einem runden aufgeworfenen Rande umgeben ist und die in vollkommenen Körpern mit sehr zarten, den Augenwimpern ähnlichen Härchen besetzt ist*). Diese Oeffnung heißt die Mündung der Harnröhre (orificium urethrae). In derselben und um dieselbe befinden sich, so wie zwischen den Nymphen und dem Hymen, sehr sichtbare und zahlreiche Schleimhöhlen, die während des Beischlafs oder im gereizten Zustande einen weißlichen und glutinösen Schleim unter angenehmen Empfindungen häufig absondern, wodurch die Zeugungstheile befeuchtet und schlüpfrig gemacht werden.

Unter dieser Mündung der Harnröhre zwischen den Nymphen liegt die Mündung der Mutterscheide (vaginae orificium), die sich durch ihre ansehnliche, dem Umfang des männlichen Gliebs angemessene Größe und durch einen etwas aufgeworfenen Rand, der sie umgibt, auszeichnet. Sie ist ovalförmig gestaltet, und wird, so lange der vollkommene jungfräuliche Zustand vorhanden ist, durch eine dünne Falte der allgemeinen Decken, welche sich von unten und von beiden Seiten des Randes derselben zusammenfaltet, größtentheils so verschlossen, daß nur oben eine kleine, der Oeffnung der

*) Blumenbach Elem. Physiol. pag. 412 sah diese mit zierlichen Wimpern besetzte Mündung der Harnröhre in einem merkwürdigen Präparat von den Geschlechtstheilen eines alten Weibes, wo noch das Jungfernhäutchen unversehrt war und überhaupt alle Zeugungstheile auf das vollkommenste gebildet waren.

weiblichen Harnröhre an Gestalt und Größe ähnliche Oeffnung übrig bleibt, welche in senkrechter Richtung unter ihr angetroffen wird.

Dieser Membran, welchen man bis jetzt außer dem Menschen bei keiner andern Thiergattung gefunden hat, heißt das Jungfernhäutchen. Nach dessen Zerstörung bilden sich an jeder Seite des Eingangs der Mutterscheide kleine pyramidenförmige Körper von unbestimmter Zahl, die man daher myrthenförmige Wärzchen (carunculae myrtiformes) nennt, und die als Ueberbleibsel des Hymens anzusehen sind.

Noch sind die querlaufenden Muskelfasern zu bemerken, die aus den Schließmuskeln des Afters verlängert sind und an der Mündung der Mutterscheide liegen; diese Fasern bilden den Schließmuskel der Scheide (constrictor cunnae s. vaginae), der, indem er das Gewebe von Gefäßen zusammendrückt, das Blut aufhält, und die wegen des zu häufigen Bluts anschwellende Mutterscheide verengert. Seine Kraft ist bei vielen Frauenzimmern so stark, daß einige dadurch Bewegungen der Schamlefzen hervorbringen können, bei andern ist er hingegen sehr schwach. Die zusammenziehende Kraft dieses Muskels ist auf die angenehme Empfindung beim Beischlaf von nicht geringem Einfluß.

Zu den innern weiblichen Geschlechtstheilen, welche erst durch die Zergliederung sichtbar werden, gehört die Mutterscheide: dies ist ein länglicher cylindrischer Kanal, der seine Lage im Becken zwischen dem Mastdarm und der Urinblase hat, und von außen angerechnet, Anfangs der Länge nach fortgeht, dann aber von unten nach oben gegen die Gebärmutter sich aufwärts krümmt, so, daß er eine ausgehöhlte obere Krümmung und eine gebogene untere besitzt, deren Richtung gemeiniglich parabolisch ist. Ihre Länge beträgt bei erwachsenen Personen gewöhnlich zwischen vier und fünf Zoll, und der Durchschnitt, der sich gegen die äußere Oeffnung immer etwas verengert, beträgt ohngefähr einen Zoll, doch gibt es hiervon manche Ausnahmen. Von innen ist sie mit einer sehr zarten Haut bekleidet, die nicht glatt ist, sondern eine doppelte Säule

zierlicher Falten bildet, nämlich vorwärts und rückwärts. Die äußern Hervorragungen, in welche sich die Säulen endigen, bilden eigentlich wahre stark erhabne Fleischwarzen, und werden daher runzliche Fleischwarzen der Mutterscheide (carunculae carneo papillosae) genannt. Diese Fleischwarzen der Säulen ragen bisweilen aus der Oeffnung der Mutterscheide, wenn das Hymen zerstört ist, so stark hervor, daß man sie für widernatürliche Gewächse halten könnte, wenn man über ihre Gestalt und Lage nicht gehörig unterrichtet ist. Im jungfräulichen Zustande wächset diese Fleischwarze der untern Säule nicht selten an das Hymen an. Diese Hautfalten sind mit sehr vielen Nervenwärzchen versehen, schwellen, sobald sie auf irgend eine Art gereizt werden, sogleich stärker an, verengern durch den Blutandrang die ganze Scheide und dienen zur Vermehrung des Reizes beim Beischlaf. Die häufigen kleinen Drüsen in der Mutterscheide sondern durch ihre Ausführungsgänge, die Schleimsäcke, einen klebrichten Schleim ab, wodurch die Höhle schlüpfrig gemacht wird. Sie sind auch der Sitz des weißen Flusses beim weiblichen Geschlechte, so wie die Drüsen der Harnröhre der Sitz des Trippers beim männlichen sind. Alle diese Runzeln, Säulen und Wärzchen der Mutterscheide werden durch Beischlaf und durch unnatürliche Wollust, am meisten aber durch Geburten verringert, so daß öfters die innere Fläche der Scheide ganz glatt wird.

An dem obern Umfange der Scheide sitzt die Gebärmutter. Sie liegt zwischen der Harnblase und dem Mastdarm und wird durch die breiten Mutterbänder auf beiden Seiten befestigt. Sie ist ungefähr einen Zoll dick, zwei Zoll breit und weit genug, um einen Haselnußkern zu fassen, bei Weibern aber, die schon geboren haben, ist sie etwas weiter. Man kann sie mit einer umgekehrten zusammengedrückten Flasche vergleichen, welche sich vom Boden an allmählig verschmälert, an ihrer Mündung aber einen etwas aufgeworfenen Rand besitzt. Die Grundfläche der Gebärmutter ist also nach oben und der zugespitzte Theil nach unten gekehrt, dieser letzte ist es, der unter dem Namen Muttermund (ori-

ficium uteri) erhaben in der Mutterscheide hervorragt. Die Substanz der Gebärmutter besteht aus vielen Blutgefäßen, unter denen insbesondere ein weitläuftiges Netz, das mit vielen in sonderbaren Krümmungen sich schlängelnden Blutgefäßen durchwebt ist. Durch die Menge der Nerven in denselben wird jene merkwürdige Mitempfindung der Gebärmutter mit den meisten Theilen des Körpers unterhalten. — Meckel und andere glaubten aus der Deutlichkeit und Regelmäßigkeit der im Uterus vertheilten Fasern auf seine muskelhafte Natur schließen zu können. Sömmering, Metzger, Walter und Blumenbach hingegen konnten nicht die geringste Spur von Muskelfasern entdecken. Letzterer ist der Meinung, daß die Gebärmutter, indem sie keine Muskelfaser hat, auch keine Reizbarkeit, sondern ein eigenthümliches Leben besitzt, das ihren verschiedenen Bewegungen und Verrichtungen, welche nicht wohl von den gemeinschaftlichen Lebenskräften der gleichartigen Theile hergeleitet werden könnten, genau entspreche.

An den Seiten des Muttermundes verlängern sich zwei etwas gekrümmte Röhren; an der rechten und linken Seite eine, sechs bis acht Zoll lang und eines Daumens dick, welche Anfangs sehr enge sind, bald aber wieder weiter werden, sich wieder verengern und mit dem losen Ende, das mit Frangen und mit verschiedenen Einschnitten versehen ist, hinabwärts gekehrt sind. Diese Kanäle heißen die Muttertrompeten oder die fallopianischen Trompeten, mit welchem Namen man zugleich den Namen des Fallopius, der sie zuerst erfunden haben soll, verewigt hat. Sie sind an dem Eierstock mittelst einer häutigen Ausbreitung befestigt, schwellen während des Beischlafs auf, so daß sie, wie es wahrscheinlich ist, mit ihren Frangen die Eierstöcke umfassen, den eiweißartigen Saft aufnehmen und in die Gebärmutter bringen.

Zu beiden Seiten der Gebärmutter liegen zwei Körper von einer etwas plattgedrückten eiförmigen weißen Gestalt; etwa halb so groß als ein männlicher Hode. Dieses sind die Eierstöcke. Sie bestehen außer einer festen und fast schnigten Hülle, aus einem dichten

Zellgewebe, das ungefähr fünfzehn Graafische Eierchen enthält, nämlich Bläschen oder vielmehr Tropfen eines gelblichen, eiweißartigen Saftes, deren Größe ungleich ist, und die in einer bestimmten Ordnung allmählig die nöthige Reife erhalten. Zerreißt in währendem fruchtbaren Beischlafe an einem der beiden Eierstöcke ein solches Bläschen, gleich einem reifen Absceß, so schließen sich die äußern Lefzen dieser kleinen Wunde durch eine Narbe; das gefäßreiche Häutchen aber, worin der Saft eingeschlossen war, geht in ein gelbes Körperchen über, das sich in der Folge in einen fleischichten Kern verwandelt, der mit einer dicken, von beträchtlichen Blutgefäßen durchwebten Rinde umgeben ist. Man findet diese Körper nur bei befruchtet gewesenen Frauenzimmern, nie aber in den jungfräulichen Eierstöcken.

Die Existenz des Hymens.

Das Daseyn des Jungfernhäutchens, als ein natürlicher Theil der weiblichen Geschlechtsglieder, ist eine von den ältesten Zeiten her bestrittene Materie gewesen. Einer der größten Weiberkenner des Alterthums, der weise Salomo, beklagt die Unmöglichkeit, sich von dem unverletzten Zustande eines Weibes zu versichern, denn, sagt er, so wenig es möglich ist, auf der See den Weg eines Schiffs zu erkennen, in der Luft den Flug eines Adlers, auf einem Felsen den Gang einer Schlange; so unmöglich ist es auch, den Weg zu entdecken, den ein Mann, wenn er im Feuer der Liebe ein Mädchen umarmt, nimmt.

Diejenigen Aerzte und Anatomiker, welche das Daseyn des Hymens gänzlich geleugnet haben, sind vornämlich folgende:

Claud. Galenus, welcher unter dem Mark Antonin gelebt und ein Buch de dissectione uteri geschrieben hat.

Oribasius, ein Zeitgenosse des Kaisers Julianus, behauptet in seinen Collectis medicinalibus L. 14. c. 32. daß er das Hymen nie gefunden habe.

Franc. Valesius, ein Kastilianer aus dem 16. Jahrhundert de sacra Philosophia, *Joh. Vassaeus* in Tab. anatomicis u. *Thom. Rhodesius* leugnen Daseyn und Nothwendigkeit des Hymens; desgleichen *J. B. Sylvaticus* de iis, qui morb. simulant. deprehend. c. 9.

Andreas Laurentius Hist. anatom. C. h. L. VII. c. 12. 94. 13. aus dem 16. Jahrhundert versichert, daß er viele Jungfrauen und selbst unreife weibliche Fötus untersucht, nie aber jene Membran gefunden habe.

Petrus Dionysius, ein Pariser Wundarzt, in Anatomia sua Sect. II. p. 243. leugnet schlechterdings die Existenz des Hymens.

So bestätigt auch *Ant. Ulmus* de utero mulieb. Sect. I. c. 7. er habe sowohl bei frühzeitigen Geburten, als bei Mädchen von ein bis sieben Jahren nachgesucht, auch erwachsene Mädchen zergliedert, und nie etwas dem Hymen ähnliches gesehen.

Jacobus Cujacius, Prof. der Rechte in Toulouse, Observat. L. XVII. c. 20. und *Thomas Sanchez*, ein Jesuit, in seinem ungeheuern Werk de matrimonio L. VI. Disp. 113. n. 10. zählen das Hymen unter die Hirngespinste.

Andere haben das Hymen als eine widernatür- Membran oder als eine Krankheit erklärt. Hierher gehören:

Aëtius Aemidenus, ein Arzt aus dem 15. Jahrhundert, hielt das Hymen für eine Krankheit. *Realdus Columbus*, de re anatomica L. II. c. 16 behauptete Anfangs, die Karunkeln seyen die Ueberbleibsel des zerrissenen Hymens und vertheidigte dessen Existenz gegen den *Barthol. Eustachius*. Da er aber hernach zu Rom aus dem Spital zwei junge Mädchen von 9 und 12 Jahren zergliederte und aller seiner Mühe ungeachtet das Hymen nicht fand, hielt er sich durch die Autorität anderer für getäuscht, und erklärte das Hymen als ein widernatürliches Häutchen. *Horat. Augenius*, Prof. zu Padua, in Epist. et Consultat. T. II. L. 12. hält das Hymen für eine Krankheit der Jungfern, und führt sechshundert Gründe an, das Hymen als ein Zeichen der Jungfrauschaft verdächtig zu machen. *Hieronimus*

Capivaccius, Prof. zu Padua im 16. Jahrhundert, behauptet, daß wenn irgend das Hymen existirte, es als eine widernatürliche Haut anzusehen sey. *Joh. Riolanus* jun. Prof. zu Paris im 17. Jahrhundert, Anthropograph. L. II. c. 38. erklärt das Hymen für etwas Monströses, und gibt ihm dem Namen einer fleischichten Ausdehnung. *Ambrosius Paraeus* de homin. Generatione c. 38 et 42. erzählt, daß die Tochter eines Pariser Goldschmidts ohne Zerstörung des Hymens geschwängert worden, und behauptet, diese Membran sey etwas widernatürliches, und hindere die Fruchtbarkeit.

Noch andere haben zwar die Existenz des Hymens nicht bestritten, solches aber theils als ein durchaus unzulängliches, zweifelhaftes und trügliches Zeichen des jungfräulichen Zustandes angesehen, theils überhaupt geläugnet, daß es sichere Kennzeichen der Jungfrauschaft an den weiblichen Geschlechtstheilen gebe. Zu dieser Klasse gehören: *Guido Crescent. Fagenius* Epist. et consult. medicinal. T. II. *Albertus Magnus*, ein Kölnischer Theolog aus dem 13. Jahrhundert, *de hominis Generatione*, und Andere.

Außer daß überhaupt die anatomischen Kenntnisse in den vorigen Zeiten sehr beschränkt waren, liegt wohl die vornehmste Ursache der irrigen Meinung benannter Autoren, oder des gänzlichen Stillschweigens anderer über diesen Gegenstand theils darin, weil man das Hymen nicht bei allen Jungfern und in jedem Alter gleich stark und merklich findet, und weil die meisten keinen Ring, sondern eine vorgespannte Scheidewand suchten, theils aber auch, weil sie viele Thiere und nur sehr wenig Menschen zergliederten, und daher, da sie es bei letzteren nie fanden, bewogen wurden, aus der übrigen Gleichheit der Geschlechtstheile der Weiber mit denen der weiblichen Thiere zu schließen, daß das Hymen keineswegs als ein wesentlicher Theil des weiblichen Geschlechts anzusehen sey. Hiezu kommt noch, daß man in erwachsenen Personen diese Membran seltener antrifft, und daß man ehedem nur die Körper der Verbrecherinnen oder anderer liederlichen Weibspersonen den Untersuchungen der Anatomiker überließ, und bei diesen war es kein Wunder, das Hymen zu vermissen.

Ueberdies sind zur Ehre der alten Zergliederungskunst jene Autoritäten nicht einseitig; es gibt vielmehr eine Menge anderer Schriftsteller, die behaupten, daß das Hymen als ein natürlicher beständiger Theil von dem zartesten weiblichen Fötus an bis zum höchsten Alter keuscher jungfräulicher Personen angetroffen werde.

Unter den neuern Naturforschern ist Buffon fast der einzige, welcher die Existenz des Hymens bestreitet. „Die eifersüchtige Begierde der Männer, sagt er, im Genuß der Erstlinge der Mädchenliebe das höchste Glück zu finden, schuf aus dem moralischen Wesen der Jungfrauschaft etwas Wirkliches und Physisches. Die Vertheidiger eines nothwendig existirenden Hymens," fährt er fort, „erkennen allgemein den durch den Beischlaf erfolgenden Blutverlust als dessen zuverläßigstes Zeichen; allein dieser kann auf vielen andern Nebenumständen beruhen, auf Alter, Gesundheit, Bildung und Mißverhältniß der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile. So lange der Körper noch im Wachsthum ist, meint er, könnten nach einer gewissen Schonungszeit neue Blutergießungen entstehen, und sich sogar eine verlorne Jungfrauschaft innerhalb zwei und drei Jahren vier bis fünfmal erneuern, vorausgesetzt, daß sich das Frauenzimmer binnen diesem Zeitraum alles männlichen Umgangs enthalte, damit die gereizten Theile sich wieder in ihren vorigen Zustand versetzen könnten. Jedoch fügt er noch hinzu, diese Restitution könne nur bei Mädchen vom vierzehnten und fünfzehnten Jahr bis in das siebzehnte und achtzehnte Statt finden, denn bei solchen Frauenzimmern, die sich vor ihrer Mannbarkeit der Umarmung überließen, wäre eben so wenig ein blutiger Auftritt wieder zu erwarten, als bei denen, welche nach ihrem achtzehnten Jahre auf eine Zurückkunft der Virginität hofften."

Daß sich bei Frauenzimmern, die nach gewissen, der Liebe gebrachten Opfern zu einer langen keuschen Enthaltsamkeit übergehen, die Theile verengern können, ist wohl möglich; daß aber die Natur den einmal verlornen jungfräulichen Zustand wieder herstellen könne, ist eine Meinung, die in dem hypothesenreichen Kopfe eines

Buffon wohl existiren konnte, auch von Sinnibald, Pinnäus und andern behauptet worden, die aber keinen Glauben verdient, wie sich in der Folge darthun wird. Buffon nahm diese Behauptung aus den Systemen der französischen Aerzte, die ihre Erfahrungen auf den anatomischen Theatern in Frankreich sammelten, wo das Hymen zu allen Zeiten eine unerhörte Erscheinung war. Hieraus folgt aber bei weitem nicht, daß dieser Geschlechtstheil den französischen Schönen von Natur versagt sey. Klima, Organisation, üppige Lebensweise, und die dadurch entstehende vorzeitige Reife der Geschlechtstriebe sind vielmehr als die nächsten und allgemeinen Ursachen der häufigen und je frühern desto leichteren Vernichtung ihrer Pucellage anzusehen.

Jedoch haben viele andere französische Anatomiker, von denen ich hier den Garengeot erwähne, das Daseyn des Hymens beobachtet, und alle neuere berühmten Zergliederer und Physiologen, als Morgagni, Haller, Meckel, Heister, Blumenbach, Walter, Hildebrand, Sömmering ꝛc. behaupten einmüthig: daß alle Jungfern im vollkommenen Zustand der Natur ein Hymen oder Jungfernhäutchen mit auf die Welt bringen, welches nur durch gewaltsame Verletzung zerstört werden könne.

Natur des Hymens.

Die meisten Zergliederer haben bei dem unverletzten Jungfernhäutchen in Rücksicht seiner Bauart, seiner Gestalt und Lage manche Verschiedenheiten beobachtet. Am häufigsten wird es so gefunden, daß es dem Zweck der Natur entspricht, und in diesem Zustande heißt es ein natürliches Hymen. Seltener trifft man es so an, daß es den Zweck der Natur, wo nicht hindert, doch demselben nicht gemäß ist, und dann bekommt es den Namen eines widernatürlichen oder ungewöhnlichen Hymens.

Der natürliche Zustand des Hymens wird durch folgende Merkmale bestimmt:

In Ansehung des Baues besteht das Hymen aus einer Verdoppelung der innern Haut der Mutterscheide, oder aus der Fortsetzung der allgemeinen Decken des ganzen Körpers, und ist eine dünne, fast durchsichtige röthliche Haut, die mit eigenen Nerven und einem beträchtlichen Netz kleiner Blutgefäße durchwebt ist.

In Ansehung der Gestalt ist das Hymen bei dem ersten Anblick halbmondförmig, wenn die Scheide aber auseinander gezogen wird, so bildet es einen vollkommenen Ring, dessen oberer Theil unter der Harnröhre enger, der untere Rand hingegen, vermöge dessen es an den Umfang des Einganges der Mutterscheide angewachsen, weiter ist*). Wegen dem periodischen Blutfluß hat diese Membran eine Oeffnung, welche am öftersten unter der Harnröhre, seltener aber in der Mitte gefunden wird. Die Größe dieser Oeffnung ist sehr verschieden. Vor den Jahren der Mannbarkeit läßt sie kaum einen Gänsefederkiel zur jungfräulichen Gebärmutterscheide. Im Alter hingegen, wo die periodische Reinigung eintritt, kann der kleine und oft der Zeigefinger ohne Gewalt eingebracht werden. Auch ist in einem Frauenzimmer die Größe dieser Oeffnung nicht immer dieselbe. Während dem Ausfluß der monatlichen Reinigung oder einer andern Feuchtigkeit und unmittelbar nach dieser Periode ist diese Haut größer und schlaffer, so wie auch die Mutterscheide selbst, und erweitert sich mit weit mehrerer Leichtigkeit, als außer

*) Halleri Elem. Physiol. T. VII. L 28. § 27, wo es heißt: seine Breite (des Hymens) ist indessen ungleich. Hinten, wo es gleichsam aus der Gefäßhaut herauf kommt, ist es innerhalb den Bändchen immer breiter: bald verschließt es die halbe Scheide, bald noch mehr, bald gleicht es der Figur eines halben Monds und nicht selten einer Parabel. Indem es zwischen den Säulen und der Eichelmündung im Zugange der Scheide herumläuft, so wird es oben und vorwärts so dünne, daß es bei der Harnröhre am allerengsten ist, und so befand es sich auch an einem Mädchen von siebzehn Jahren, bei dem es unter der Harnröhre gegen zwei Linien breit war. Indessen habe ich doch gemeiniglich das im reinen Wasser schwebende Jungfernhäutchen sich auch unter der Harnröhre herumlegen gesehen, es bildete einen vollständigen Ring, nur daß derselbe an dieser Stelle sehr enge war. Berühmte Männer haben es eben so befunden.

diesem Zeitpunkt, wo sie spröder ist und jeder gewaltsamen Ausdehnung widersteht.

In Rücksicht der Lage befindet sich das Jungfernhäutchen am Eingang der Scheide, fängt an der Oeffnung der Harnröhre an, und steigt gegen das Perinäum hinab. Die Lage ist übrigens so beschaffen, daß das Häutchen bei Auseinanderbreitung der Schenkel keinesweges zerrissen werden kann.

Die Art endlich, auf welche das Hymen zerstört wird, geschieht durch den Beischlaf und zwar entweder durch Zerreißung oder vielmehr Spaltung oder durch Zerreibung. Die erstere Art ist die gewöhnlichste, denn man findet gemeiniglich nach der Zerstörung des Hymens an jeder Seite des Eingangs der Mutterscheide eine kleine dicke dreieckige spitzhervorragende Hautfalte oder Wärzchen, welche nichts anders als die Ueberbleibsel jener Haut sind, deren Enden sich wahrscheinlich nach ihrer Spaltung nach jeder Seite zusammenziehen, und welche Hautfalten man von der Aehnlichkeit mit einem Myrthenblatt, myrthenförmige Wärzchen (carunculae myrthiformes) nennt, und als Zeugen der verlornen Jungfrauschaft ansieht. Bei jüngern Frauenzimmern pflegt die Entjungferung, besonders wenn sie vollblütig sind, mit größerem Schmerz und mit stärkerer Blutvergießung zu geschehen, bei erwachsenen ist der Fall umgekehrt.

Widernatürlicher Zustand des Hymens.

Von jener natürlichen und gewöhnlichen Beschaffenheit des Jungfernhäutchens weicht die Natur nicht selten mehr und weniger ab, und zuweilen so sehr, daß dadurch ein leidender Zustand der übrigen Theile entsteht, oder der Zweck der Natur verhindert wird.

Diese Abweichungen sind von älteren und neuern Zergliederern auf eine mannigfaltige Art angetroffen worden, nämlich in Ansehung des Baues, der Gestalt, der Lage, der Zahl und der Zerstörung.

In Ansehung des Baues beschreiben die älteren Anatomiker das Hymen bald als eine fleischige, bald als eine nervige, bald als eine netzförmige, mit Blut-

:fäßen und feinen Ligamenten durchwebte Haut ꝛc.,
:ren Widersprüche aber weniger in der angeblich vor-
:fundenen Verschiedenheit als in dem Mangel hinläng-
cher anatomischer Kenntnisse zu suchen sind. — Die
ıerkwürdigste Verschiedenheit, welche neuere Anatomiker
ı Rücksicht der Bauart des Hymens entdeckt, ist dessen
ıibernatürliche Dicke und Festigkeit, wodurch das
:indringen des männlichen Gliedes unmöglich gemacht,
nd die Empfängniß, wo nicht gänzlich verhindert, doch
:schweret wird. Huber beobachtete bei einem sieben-
ihrigen Mädchen ein solches Hymen, dessen starke und
icke Membran die ganze Mutterscheide bis auf zwei
anz kleine, unter der Harnröhre befindliche Oeffnungen
erschloß.

Die Gestalt des Hymens hängt überhaupt von dem
)rt und der Größe der Oeffnung ab. Diese ist mei-
ens rund und unter der Harnröhre befindlich. Westphal aber beobachtete eine längliche Ritze; Riolan,
)ildanus, Garengeot wollen mehrere Oeffnungen
:esehen haben. Haller verwirft diese und andere Be-
bachtungen eines unregelmäßig gebildeten Hymens ge-
adezu, und sagt: „ein senkrecht stehendes Jungfernhäut-
hen, welches die Scheide getheilt hätte, habe ich niemals
:esehen, und ich glaube auch nicht, daß dergleichen der
Natur gemäß entstehen könne. Es ist auch an
ich kein Querhäutchen, und man kann es auch nicht ein
ıus zwei Häuten gemachtes Häutchen nennen. Eben so
venig kann ich auch die Verwandlung gelten lassen, daß
:in Jungfernhäutchen an einem neugebornen Mädchen
)er Quere nach liegen, im zweiten oder dritten Jahr
dreieckigt, und bei erwachsenen Jungfern wie ein halber
Mond gestaltet seyn solle. Daß dergleichen Erscheinungen
)er Natur nicht gemäß sind, darin hat Haller ganz
recht, aber die Möglichkeit eines unregelmäßig gebildeten
Hymen läßt sich schon aus dem, der Oekonomie der Na-
tur nicht entsprechenden Bau vieler anderer Theile des
menschlichen Körpers, nicht bezweifeln, wenn uns nicht
die Erfahrungen eines Garengeot u. a. näher davon
überzeugten, denen Haller ohne Grund widerspricht.
Garengeot fand bei zwei verschiedenen Mädchen von

vier und zwanzig Jahren das Hymen mit zwei Oe nungen, von der Größe einer Linse, versehen.

Die Oeffnung des Hymens kann auf eine vierfa Art von der gewöhnlichen abweichen: sie ist entwe größer oder kleiner als die natürliche Oeffnung; od es ist gar keine Oeffnung vorhanden, oder sie ist endli mit einem ungleichen Rand umgeben.

Eine weitere Oeffnung des Hymens kann in eine Mädchen von der ersten Bildung an da seyn, es ka daher scheinen, daß sie entjungfert sey, ob sie gleich w der einen Mann umarmt, noch auf eine andere Art ei Erweiterung hervorgebracht hat. Hingegen macht b einer solchen die Abwesenheit der Karunkeln und d Beschaffenheit der übrigen Theile ihre Keuschheit od Unkeuschheit bemerklich, obgleich kein Hymen vorhand ist. Der gänzliche Mangel des Hymens gehört jedo unter die äußerst seltnen Fälle. Hartmann fand z. B bei einem dreijährigen Mädchen weder Hymen noch Ka runkeln. Berovicius behauptet, in einigen neug bornen Mädchen das Hymen nicht angetroffen zu habe Lieutaud erzählt, bei einem Kinde die Oeffnung de Scheide so weit gefunden zu haben, daß sie die Spi des kleinen Fingers aufgenommen, und daß er viel Frauenzimmer gesehen habe, die wahrscheinlich kein Hy men gehabt hätten, weil bei ihnen keine Spur von Ka runkeln zu bemerken gewesen sey. Der Prof. Meck in Halle besitzt ein ähnliches Präparat, nämlich die Ge burtstheile eines neugebornen Mädchens, in denen nu ein hervorragender Ring, von gleicher Breite im ganz Umfang, am Eingang der Mutterscheide bemerkt wird, dessen Oeffnung das Eindringen des kleinen Fingers ohne Schwierigkeit zuläßt; daher es scheinen möchte, das Hymen mangele, weil es eine größere Oeffnung hat.

Der zweite Fall ist, wenn das Hymen eine außerna türlich kleine Oeffnung hat, so daß der monatliche Blut fluß oft mit Schwierigkeit fortgeht. Gewöhnlich ver bessert die Natur beim Eintritt der Mannbarkeit diesen Fehler, geschieht solches nicht, so muß der Wundarzt helfen. Dieser Zustand wird eine unvollkommene Atresie genannt.

Im dritten Fall, wenn das Hymen gar keine Oeffnung hat und den Eingang der Scheide gänzlich verschließt, ist eine vollkommene Atresie vorhanden. Beim Eintritt der periodischen Blutausleerung entstehen bei diesem Zustand Kopfschmerzen, Eckel vor Speisen, Erbrechen, Anschwellen des Unterleibs und der Brüste, Harnverstopfung rc., so daß Mädchen, die an einer solchen Atresie leiden, das Ansehen schwangerer Personen haben. Man findet davon mehrere Beispiele aufgezeichnet. Unter andern erzählt Göring folgendes: ein Mädchen von achtzehn Jahren hatte ein verschlossenes Hymen. Das monatliche Blut häufte sich an, trieb das Hymen dergestalt hervor, daß es in Gestalt einer mit Blut angefüllten Blase zwischen den Schaamlefzen hing.

Die vierte Art, auf welche die Oeffnung des Hymens von der gewöhnlichen abweicht, besteht in dem innern ungleichen Rand des Jungfernhäutchens, welcher Zustand von der ungleichen und runzelichen Beschaffenheit der Scheide herzuleiten ist, von deren Haut der innere Umfang des Hymens die Fortsetzung ist. Bei Erblickung eines solchen Zustandes könnte man versucht werden, an der Keuschheit einer Person zu zweifeln, wenn nicht die Beschaffenheit der übrigen Theile das Gewissere hierüber entschiede. Von dieser Gattung findet man gleichfalls mehrere Präparate in der Meckel'schen Sammlung, an deren ungleichen Rändern man zwei, drei und vier Einschnitte bemerkt.

In Ansehung der Lage des Hymens, nach welcher es die äußern Geschlechtstheile von der Mutterscheide absondert, findet man wenige Abweichungen, doch hat es zuweilen einen etwas höhern Sitz in der Scheide, wovon theils die erste Bildung, theils Manustupration die Ursache seyn kann. Ein solches Hymen befindet sich in der Meckel'schen Sammlung, woran die Entblößung der Klitoris und die Schlaffheit der äußern Theile errathen lassen, daß das Mädchen sich der Onanie schuldig gemacht hat, und entweder mit den Fingern oder andern Instrumenten den Sitz des Hymens verändert habe.

Die seltenste von allen Abweichungen des Hymens ist in Ansehung der Zahl. Man hat einigemal zwei Hymen

beobachtet, aber nur bei solchen Personen, die eine do
pelte Scheide hatten.

Zerstört wird das Hymen, der Regel nach, du
den Beischlaf. Man will zwar auch annehmen, daß d
Jungfernhäutchen durch einen Fall, Sprung, Stoß od
Reiten, überhaupt bei einer Gelegenheit, wobei die Bei
weit auseinander gestreckt werden, zerreißen könne. All
der oben bemerkten anatomischen Lage nach ist dieß ni
wohl möglich, so daß man, äußerst seltene Fälle ausg
nommen *), festsetzen kann, es werde zu seiner Verletzu
eine auf dasselbe unmittelbar wirkende äußere Gew
erfordert. Krankheiten, die diese Theile unmittelb
angreifen, können es zwar vernichten, aber keine
starke oder scharfe monatliche Reinigung, wie der Pr
Mayer u. a. vermuthen.

Bei jeder Zerreißung des Hymens, sie entstehe a
welche Art sie wolle, muß nothwendig ein Blutfluß e
folgen, dessen Größe sich nach der Größe und Men
der Blutgefäße des Jungfernhäutchens richtet. — M
den Fingern geschieht die Zerstörung des Hymens i
Rücksicht ihrer geringen Größe und des damit verbu
denen Schmerzes äußerst selten. Godemiches, Bienfa
teurs oder andere dergleichen dem männlichen Glied a
Größe gleichenden Instrumente können zwar eine vol
kommene Vernichtung bewirken, allein es ist gewiß, da
selbst die wollüstigsten Mädchen jene Werkzeuge a
Mittel ihrer Befriedigung nur äußerst selten wählen u
jene schmerzhafte Operation nicht vornehmen, ehe dur
eine männliche Umarmung die Bahn gebrochen worden is

Die unbestimmte Zahl der zurückbleibenden Karunkel
sind die sichersten Zeugen einer zerstörten Jungfrauschaft
Die Abwesenheit dieser nach geschehener Entjungferun
gehört zu den äußerst seltenen Fällen. Doch findet ma

*) Ein Mädchen fiel von einer Höhe so herunter, daß ihr di
Handhabe eines Pflugs in die Schaamtheile drang. — Au
eine andere seltsame Art entschuldigte jenes Pommer'sche Fräu
lein den Verlust ihrer Jungfrauschaft. Sie hatte nämlich da
Unglück gehabt, daß indem sie eines gewissen Bedürfnisse
wegen im Garten niederhockte, der Stumpf eines abgehauenen
jungen Kirschbaums so gerade das Centrum ihrer Geschlechts
theile traf, daß dadurch eine Verletzung entstand.

in der Meckel'schen Sammlung ein Präparat von weiblichen Geschlechtstheilen, worin keine Spur von Karunkeln zu sehen ist. Wo ein Hymen zerstört worden, da fehlen auch gewiß unter hundert tausend Fällen nur ein Mal die Karunkeln.

Indeß kann es keineswegs als eine allgemeine Regel gelten, daß die Zerreißung des Hymens eine durchaus nothwendige Folge des ersten Beischlafs sey. Mehrere Beobachtungen haben gelehrt, daß bei einem unverletzten Hymen nicht allein Beischlaf und Schwangerschaft, sondern auch die Geburt Statt finden könne. Schon die älteren Aerzte bezweifelten die Wahrheit dieser Sache nicht, und Plazzonus setzt folgende Bedingungen fest, unter denen das Hymen beim ersten Beischlaf nicht zerreiße:

1) wenn das Hymen quer eingeschnitten ist und kein rundes Loch hat, so erfolgt keine Zerreißung, sondern eine Erweiterung.
2) Wenn die Mutterscheide sehr weit und das männliche Glied äußerst dünne ist.
3) Wenn der Mann sein Glied mit vielem Vortheil und ohne stoßende Gewalt einzubringen weiß.
4) Wenn eine Jungfer einen Muttervorfall erlitten hat, und das Hymen dadurch zerrissen ist, oder wenn sie es aus Neugierde oder Muthwillen mit den Fingern oder einem Werkzeuge verletzt hat.
5) Wenn zur Zeit der monatlichen Reinigung, oder kurz hernach, der Beischlaf geschiehet, wo das Hymen nebst der Mutterscheide so schlaff wird, daß es sich ausdehnen läßt und dem eindringenden männlichen Gliede nachgibt.

Der erste und dritte dieser Sätze tragen ganz das Gepräge der Erdichtung an sich, und der vierte steht am unrechten Ort. Die schulgerechtesten theoretischen Beweise spielen in der Arzneikunde bekanntlich eine sehr unbedeutende Rolle. Es kommt, besonders in der gerichtlichen Heilkunde, lediglich auf solche Beweise an, die von der Erfahrung unterstützt werden.

Es sind vielmehr folgende, auf Erfahrung gegründete Bedingungen anzunehmen, unter denen die Möglichkeit eines unverletzt gebliebenen Hymens nach dem Beischlaf, der Schwangerschaft und Geburt nicht zu leugnen ist:

1) Von einer Krankheit, sitzender Lebensart, von vielen erschlaffenden Getränken, vom Mißbrauch der Feuerstübchen, warmer Bäder, vom monatlichen oder auch vom weißen Flusse kann eine Erschlaffung und besondere Schlüpfrigkeit der weiblichen Geschlechtstheile entstehen, so daß das Hymen beim Beischlaf, anstatt zu zerreißen, sich ausdehnt.

2) Bei einem widernatürlich festen Hymen oder bei einer unvollkommenen Atresie, wozu noch leicht eine schwache männliche Ruthe kommen kann, wird zwar der vollkommene Beischlaf verhindert, aber demohngeachtet kann der männliche Saame ausgespritzt und die Empfängniß bewirkt werden, ohne daß das Hymen zerreißt.

3) Wenn die Oeffnung des Hymens ungewöhnlich groß und die männliche Ruthe ungewöhnlich dünne ist, so kann das Hymen unverletzt bleiben. Man weiß jedoch nur ein einziges Beispiel von einer solchen Disproportion anzuführen, nämlich, da ein unbärtiger Knabe mit einem erwachsenen Frauenzimmer zu thun gehabt hatte.

Diese Sätze werden gewöhnlich mit folgenden, vom Pinäus erzählten Beispielen authorisirt. Ein Rechtsgelehrter heirathete ein Mädchen von sechszehn Jahren. Am Hochzeittage stellte sich das Monatliche ein. Das junge Paar, vielleicht zu unwissend oder zu begierig nach dem Genuß, opfert in der Brautnacht dem Gott der Ehe die Erstlinge seiner Liebe. Der Sieg wird dem Bräutigam so leicht, daß die stärksten Zweifel über dem jungfräulichen Zustande seiner Gattin in ihm aufsteigen. Am folgenden Morgen erscheint die Mutter der Braut, entschuldigt sich, ihn nicht erinnert zu haben, daß schon vor drei Tagen das Monatliche bei ihrer Tochter eingetreten sey, und bittet ihn, so lange allein zu schlafen, bis dieser Zustand vorüber sey. Indeß sinkt der, der weiblichen Physik unkundige junge Mann in die tiefste Traurigkeit, sinnt bald auf Scheidung zu klagen, bald seine Frau zu verlassen. Die Schwiegermutter erscheint nun abermal und gibt dem betrübten Mann die Erlaubniß, wieder bei seiner Frau zu schlafen. Vergeblich versucht er nun der ehelichen Pflicht Genüge zu

leisten, er findet in den beiden ersten Nächten einen undurchdringlichen Widerstand; in der dritten Nacht erreicht er endlich das Ziel, vergißt allen Argwohn und lebt mit seiner Frau glücklich. — Ein anderes Beispiel dieser Art erzählt eben derselbe von einem Kaufmann, der ebenfalls über seinen leichten Triumph in der Brautnacht unruhig wird, den andern Tag in Geschäften verreist, nach einer Abwesenheit von drei Wochen zurückkommt, seine Frau schwanger und bei ihr eine solche Veste findet, die er Anfangs mit Leichtigkeit eingenommen, nun aber mit der größten Mühe erobern muß. Auch Haller hat einen solchen Fall beobachtet und schreibt: auch mir ist ein Mann bekannt, der seine Frau kurz nach der monatlichen Reinigung umarmt hatte, um von ihr, wegen einer Reise, als ein guter Ehemann Abschied zu nehmen. Er umarmt sie bei seiner Zurückkunft und trifft es gerade, daß es vor dem Fluß derselben geschieht. Voll Entzücken glaubte er, seine Frau habe sich in eine Jungfer umgestaltet.

Alberti berichtet von eines Weißgerbers Tochter, die sich an einen Gesellen von ihrer Profession verheirathet hatte, der in der Brautnacht einen sehr leichten Eingang fand, und das Zeichen der Kruentation vermißte, und daher seiner Frau vorwarf, sie sey keine reine Jungfer gewesen. Indessen belehrten ihn die Kunstverständigen, da seine Frau mit an dem Handwerk gearbeitet, bald im kalten, bald im warmen Wasser bis an den Unterleib gestanden habe, so wäre der Zufluß des Bluts nach diesen Theilen vermehrt worden, woraus nothwendigerweise die gedachte Erschlaffung und Erweiterung hätte entstehen müssen. Der eifersüchtige Ehemann ward beruhigt.

Tollberg bemerkt, daß sich dergleichen Fälle öfter ereigneten, als sie beobachtet würden, weil die Ehemänner theils nicht wüßten, was sie gefunden hätten oder finden sollten, theils die Geheimnisse des Ehebetts nicht kund machten. Er selbst, fährt er fort, habe einen gemeinen Menschen sich berühmen gehört, öfters mit Mädchen zur Zeit ihrer periodischen Reinigung zu thun gehabt zu haben, die alsdann die Männer am liebsten

zuließen, weil sie zu dieser Zeit weder Schwangerschaft, noch Verlust der Jungferschaft zu befürchten hätten.

Daß bei einem widernatürlich festen Hymen, ohngeachtet eines unvollkommen vollzogenen Beischlafs, Empfängniß und Schwangerschaft Statt haben könne, beweisen folgende Fälle: Ein Goldschmidt in Paris fand bei seiner jungen Gattin einen so verschlossenen Eingang, daß er sich genöthiget sah, auf die Scheidung zu dringen, obgleich die junge Frau Zeichen der Schwangerschaft bei sich verspürte. Bei der Untersuchung der Aerzte und Wundärzte entdeckte es sich, daß das Hymen in eine harte Membran ausgeartet, und nur mit einigen kleinen Oeffnungen zum Ausfluß des Monatlichen versehen war. Man schnitt diese Haut durch, und nach sechs Monaten kam die Frau mit einem gesunden Kinde nieder. Pauli fand ein fleischiches Hymen bei einer Kreissenden. Ihr Mann hatte seine Ruthe nie in die Scheide bringen können, da dessen Oeffnung kaum die Spitze des kleinen Fingers zuließ. Pauli wagte nicht, mit dem Messer das Hinderniß hinwegzuräumen. Die Natur überwand es endlich selbst, indem, wie der Autor sagt, das Hymen mit einem Knall zersprang, und ein Sohn bei seinem Ausgange dem Vater den königlichen Weg zu den Freuden der Venus bahnte, und die Mutter andern Weibern gleich machte. Eine andere junge Frau konnte wegen Widerstand des Hymens nicht gebären. Sie ließ aus Schaamhaftigkeit keinen Wundarzt zu, und starb unter den Geburtsschmerzen.

Aber nicht nur Beischlaf und Schwangerschaft, sondern selbst Geburt, wo nicht eine reife doch unreife, bei unverletztem Hymen, ist unter vorausgesetzten, die Schlaffheit der weiblichen Geschlechtstheile befördernden Umständen, möglich: Bedenkt man, welche Ausdehnung die häutigen Theile bei einer Schwangern, einer Gebärenden*) und einem Wassersüchtigen fähig sind, so

*) Hierbei kann ich nicht unbemerkt lassen, daß es allerdings ein großer Unterschied ist zwischen der Ausdehnung der weiblichen Theile im Zustande der Geburt und der im Zustande des Beischlafs. — Wenn die Geschlechtstheile eines Weibes

hat man eben nicht Ursache, über eine solche Erscheinung zu erstaunen. Jedoch sind bis jetzt nur zwei Fälle beobachtet worden, wo das Hymen, nach dem Abgang einer unreifen Geburt, unbeschädigt war. Der erste ist von dem Prof. Walter d. älteren aufgezeichnet worden, und wird von demselben auf folgende Art berichtet: Im Jahr 1774 ersäufte sich in Berlin ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren, dessen Leichnam der dasigen Anatomie überliefert wurde. Ihr ganzer Körperbau war so gesund und schön, daß er zum Modell einer Venus hätte dienen können, wenn ihr Gesicht nicht durch Pockengruben entstellt gewesen wäre. An ihren äußern Geburtstheilen fand man die sonderbare Beschaffenheit, daß eine widernatürliche Haut den Eingang in die Scheide fast völlig verschloß. Diese Haut fing von beiden Seiten der Vorhaut des Kitzlers an, erstreckte sich an der innern Seite der Schaamlefzen gegen das Bändchen der Mutterscheide herunter und bildete auf diese Art eine halbmondförmige Membran, die ihren convexen Rand gegen das Bändchen der Scheide gekehrt hatte, und mit ihrem etwas ausgehöhlten Rande, dessen Seitenschenkel sich mit der Vorhaut des Kitzlers vereinigten, bis über die äußere Oeffnung der Harnröhre in die Höhe gezogen war. Der Eingang in die Scheide war so eng, daß man nur das vordere Ende des kleinen Fingers mit der größten Mühe und einer besondern Wendung von oben nach unten gegen das Hymen einbringen konnte. Da diese ungewöhnliche Membran durchschnitten wurde, so sahe man nun deutlich das gewöhnliche und ganz unverletzt gebliebene Jungfernhäutchen. Aber der eingerissene Muttermund fiel zugleich in die Augen, wovon die Querspalte nach unten

so organisirt sind, daß ohne Verletzung des Hymens eine unreife Geburt durchgeht, so würde man sehr irren, zu glauben, daß bei eben diesem Weibe im Beischlaf eine männliche Ruthe von gleichem Umfange, ohne das Hymen zu verletzen, habe eingebracht werden können. Nach meiner Meinung muß durch die vollkommene Application einer Ruthe, deren Dicke vier Zoll im Umfange hat, jedes Hymen, es mag eine unnatürlich weite Oeffnung haben und selbst dabei eine periodische Schlaffheit vorhanden seyn, zerstört werden.

und gegen die linke Seite eingedrückt war. Da nun aus dieser Veränderung des Muttermundes mit Gewißheit auf eine vorhanden gewesene Schwangerschaft geschlossen werden kann, so glaubt der Hr. Prof. Walter nicht zu irren, wenn er behauptet, daß das Mädchen den Beischlaf wirklich vollzogen, und eine ein-, zwei- oder dreimonatliche Frucht bei sich gehabt; daß sie aber wahrscheinlich durch den frühen Gebrauch abtreibender Mittel den neuen Menschen durch eine unzeitige Geburt vernichtet, und aus Furcht der Schande über ihre Schwangerschaft oder aus Gewissensvorwürfen über die zerstörte Leibesfrucht, sich ins Wasser gestürzt habe.

Der zweite Fall ist von dem Prof. Meckel in Halle beobachtet worden und beweist die Sache mit einer größeren Gewißheit als der vorige. Er ereignete sich in Berlin mit einer Frau, deren Geschlechtstheile sich in einem schlaffen Zustande befanden, die während ihrer ersten Schwangerschaft von verschiedenen kränklichen Zufällen befallen wurde, und nach dem fünften Monat eine unreife Frucht von sich gab, ohne die mindeste Verletzung des Jungfernhäutchens, wovon der jetzige Prof. Meckel in Halle aus der Sammlung seines Vaters das Präparat besitzt, und welches man in Tollbergs Kommentation sauber abgebildet findet. Diese Beobachtungen sind allerdings für die gerichtliche Medicin von der größten Wichtigkeit, da sie den gerichtlichen Arzt überzeugen, bei Untersuchung eines des Kindermords wegen verdächtigen Frauenzimmers und anderer dergleichen Fälle, das unverletzte Hymen an sich keineswegs als einen für sie geltenden Beweisgrund anzuerkennen.

Aus vorangeführten, den natürlichen und widernatürlichen Zustand des Hymens bezeichnenden Merkmalen können nun folgende Resultate aufgestellt werden:

Die Gegenwart des Hymens ist kein unbedingt geltender Beweis einer unberührten Jungfrauschaft; hingegen zeigt die Abwesenheit des Hymens und die Gegenwart der Karunkeln fast immer eine verlorne Jungfrauschaft an.

Das Daseyn des Hymens kann nicht in allen Fällen als ein sicheres Zeichen angenommen werden, daß ein Frauenzimmer noch nicht geboren habe, sondern erst nach der Untersuchung des Muttermunds, der übrigen Geburtstheile und des Unterleibs kann in zweifelhaften und verdächtigen Fällen über eine vorhanden oder nicht vorhanden gewesene Schwangerschaft mit Zuverläßigkeit entschieden werden.

Für das zweite abgebliche Zeichen einer noch unverletzten Jungfrauschaft werden

Die Enge und die häufigen Runzeln der Mutterscheide

gehalten. Die Oeffnung der Mutterscheide ist verschieden nach ihrer ursprünglichen Bildung, nach dem Alter, nach dem Temperament des Körpers, in Rücksicht der monatlichen Reinigung, nach der Gegenwart gewisser Krankheiten, als der Bleichsucht, des weißen Flusses, und nach Verhältniß der männlichen Ruthe ꝛc.

In Ansehung der ursprünglichen Beschaffenheit lehrt die Erfahrung, daß die allzugroße Weite ein Naturfehler mancher Familien ist, der bei den Arabern häufig angetroffen wird. Im gewöhnlichen und natürlichen Zustande erweitert sie sich beim Eintritt der Mannbarkeit, indem das Blut stärker nach diesen Theilen strömt und einigen Reiz hervorbringt, dergestalt, daß die Spitze des kleinen Fingers eingebracht werden kann. Nach einem einzigen Beischlaf zieht sie sich bald wieder so zusammen, wie sie in ihrer Unverletztheit war. Nur bei denen, welche den Beischlaf sehr oft vollzogen oder schon geboren haben, kann man merkliche Spuren einer Erweiterung wahrnehmen. Der ehemalige päbstliche Leibarzt Zachias behauptet nicht allein von den Amerikanern *), sondern auch von dem

*) Auch Riolan Anthropol. L. II. c. 35. erzählt nach dem Amerikus Vespucius, die Weiber in Südamerika wären nach mehreren Wochenbetten so gut als Jungfern und von

weiblichen Geschlechte überhaupt, es gebe deren von so enger und trockner Art, daß sie wohl tausendmal in einem Tage der Liebe pflegen könnten, ohne daß es zu bemerken wäre. Ulmus sagt, es sey ein Kennzeichen eines trocknen und hitzigen Uterus, wenn die Person eine große Neigung zum Beischlaf habe, solche auch nicht leicht schwanger werde, wenn ihre körperliche Beschaffenheit mager und schlank, und besonders wenn der Zugang ihrer Schaam heiß, eng, nicht fleischig, kurz und trocken sey. Wenn nun Personen von so einem feurigen und trocknen Temperament zu einem gewissen Alter gelangten, so seyen sie mehr als andere fähig, sich öfters beschlafen zu lassen, ohne daß eine Spur davon zurückbliebe. Ulmus bemerkt übrigens ganz richtig, daß das Alter hierzu etwas beitrage, denn es ist unstreitig, daß, unter gleichen Umständen, das weibliche Geschlecht in der ersten Periode des monatlichen Flusses mehr feucht als hitzig, in der zweiten mehr hitzig als feucht, und in der dritten kalt und trocken zu seyn pflegt, und daß folglich die Trockenheit des Uterus im Alter zunimmt. Auch läßt sich dies daher erklären, daß je weniger Serum gleich anfänglich im Blut zugegen ist, desto weniger bleibt auch davon übrig, je mehr bei zunehmender Reife des jugendlichen Alters die sich entwickelnden hitzigen und thätigen Grundtheilchen die feuchten und wässerigen verdrängen. Daher auch alsdann die Geburtstheile nicht schlaff, sondern derb, und die Fibern derselben immer mehr gestärkt werden, dergestalt, daß sie sich nicht leicht ausdehnen lassen, und wenn solches ja einmal geschehen, dieselbe sich durch die Ruhe bald wieder verengern. Man weiß überdies aus der Anatomie, daß der Eingang der Mutterscheide durch einen Muskel eingefaßt ist, den man seiner Verrichtung wegen den Schließmuskel nennt. Dieser Muskel ist zwar nicht bei allen, doch aber bei den mehrsten so stark, daß viele Weiber

ganz jungfräulicher Beschaffenheit; er selbst habe diese Beobachtung an einem etwa 25 Jahr alten Mädchen gemacht, die aus der Provinz Topinambu nach Paris gekommen, und so mannsüchtig gewesen sey, daß sie sich selbst angeboten, deren Geburtstheile er aber dennoch nach ihrem Tode ziemlich enge gefunden habe.

vermittelst desselben die Scheide sehr zu verengern und während des Beischlafs die männliche Ruthe heftig zusammen zu drücken wissen. Dieses ist besonders der Fall bei erwachsenen feurigen und sehr trocknen Personen, deren übrige Muskeln gleichfalls sehr stark sind. Es ist wohl möglich, daß dieser Muskel, wenn er durch allzuhäufigen Beischlaf oder durch mehrere und schwere Geburten nicht sehr entkräftet worden, sich nach einiger Ruhe durch Enthaltung vom Beischlaf wieder so erholen könne, daß er die Scheide bis zur jungfräulichen Enge einzuziehen vermag. Sinnibald versichert uns, daß Wittwen, welche ihre Männer nach dem Tode lange betrauert hätten, so enge geworden wären, daß sie bei einer zweiten Heirath für Jungfern gelten können. Auch Zachias bekräftigt nicht allein eben das, sondern er setzt noch hinzu, es vergößen manchmal solche Wittwen in ihrer zweiten Brautnacht Blut, grade als ob sie jetzt erst entjungfert würden. Gaspara Reies bezeugt sogar, daß solches bei Weibern geschehen sey, welche schon geboren hätten.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß der periodische Blutfluß eine Veränderung in den weiblichen Geschlechtstheilen hervorbringt. Vor dessen Eintritt ist die Scheide sehr eng, während dem Fließen und einige Tage nachher etwas erweitert und schlaff. Eben dieses ist der Fall beim weißen Fluß, womit nicht selten ledige Frauenzimmer, ja sogar schon Kinder behaftet sind. Leider ist überhaupt die Schwäche und schlaffe Konstitution bei dem nach der Mode erzogenen schönen Geschlechte so allgemein, daß man sich eben nicht wundern darf, die Geschlechtstheile nicht so hart, fest und eng zu finden, als sie seyn sollten; denn wo allgemeine körperliche Schlaffheit herrscht, da muß nothwendig auch örtliche Schwäche entstehen.

Die am hintern und vordern Theile der Mutterscheide, von unten längs hinauf in einer dem Zergliederer sehr kennbaren Schönheit liegenden und den jungfräulichen Zustand bezeichnenden Runzeln, verlieren sich durch öfters wiederholten Beischlaf und noch mehr durch Geburt. Ob man gleich bei der Abwesenheit dieser Falten

auf die verabschiedete Keuschheit schliessen kann, so kann man doch nicht bestimmen, ob solche durch Beischlaf oder Onanie vertilgt worden sind. So verschieden endlich die Größe des männlichen Glieds ist, so wird es bei einem Mannbaren doch nie so dünne seyn, daß nicht dadurch, wenn anders keine widernatürliche Weite, periodische oder kränkliche Erschlaffung der weiblichen Theile vorhanden ist, jedesmal eine merkliche Erweiterung erfolgen sollte.

Hieraus folgt, daß die Enge und Runzeln der Mutterscheide an sich kein unbedingtes Zeichen eines noch nie gepflogenen Beischlafs abgeben können.

Für ein drittes Zeichen einer unzerstörten Jungfrauschaft wird der

Blutverlust beim ersten Beischlaf

gehalten.

Viele Nationen halten diese Probe für so unzweifelhaft, daß bei seiner Abwesenheit ein Bräutigam nicht verbunden ist, die angefangene Ehe fortzusetzen *). Selbst die Bibel schreibt diesen Blutfluß als Regel der Beurtheilung der Jungferschaft vor **).

Der Blutverlust ist zwar ein Zeichen eines so eben vernichteten Hymens, allein kein sicherer Beweis eines vorher noch nie gepflogenen Beischlafs. In allen den oben bemerktn Fällen, wo das Hymen unverletzt bleiben kann, nämlich wenn eine dünne männliche Ruthe bei einem erschlafften Zustande der weiblichen Geschlechtstheile applicirt wird, ist auch wahrscheinlich keine Blutergießung zu erwarten. Sobald aber das Zeugungsglied des Mannes nicht unter die unwichtigen gehört, fließt jederzeit zum ersten Male Blut, selbst wenn das

*) Der bekannte Abraham a Sancta Clara klagte schon zu seiner Zeit in einer seiner Trauerreden, daß, anstatt es ehedem in dem Brautbette nach der ersten Hochzeitnacht, als wenn sich ein Paar Bären gerauft, ausgesehen hätte, man nunmehro kaum die Spuren eines abgeschlachteten Huhns darin finden könnte.

**) 5. B. Mos. 22.

Mädchen Onanitin ist. Haller sagt: „ob gleich dies Zeichen aus Toleranz für minder gewiß und wichtig gehalten wird, so kann ich doch nicht umhin, zu glauben, daß eine Jungfrau ihren Stand nicht ändern kann, ohne Blut dabei zu verlieren, und sie wird dessen um so mehr verlieren, je mannbarer sie ist, weil das Blut in diesem Fall schon eine bestimmtere Richtung nach der Gebärmutter zu haben pflegt. Auch eine minder mannbare Jungfrau wird, wegen Enge der bei der Standesänderung interessirten Theile, nicht ohne Blutverlust seyn, fehlt dieses Zeichen und nebst ihm zugleich das Hymen, so hat man den sichersten Beweis von einer schon sehr oft befriedigten Liebe. Daß übrigens der junge Mann bei diesem Zeichen, wenn z. B. zur Zeit des vorgeblichen ersten Beischlafs der monatliche Fluß vorhanden seyn, oder eine mit Blut angefüllte Fisch- oder Hammelsblase eingebracht würde, getäuscht werden könne, ist wohl möglich. Dieses künstlich fließende Blut zu entdecken, bemerkt Forskål, daß er von den Karaiten (vermuthlich zu Kahire) gehört habe: wenn man Limoniensaft auf das Blut, welches ein Zeichen der Jungfrauschaft ist, tröpfele, und es dann grün werde, so sey es wirklich ein Zeichen der neulich verlornen Jungfrauschaft, alles andere Blut hingegen werde dadurch schwarz.

Was endlich das vierte Zeichen der jungfräulichen Unschuld,

den Schmerz beim ersten Beischlaf,

betrifft, so ist solcher zwar eine natürliche Folge von der Gewalt, die den weiblichen Geschlechtstheilen angethan wird; allein da es einem schlauen Frauenzimmer leicht gelingen kann, den bei der ersten Umarmung empfundenen Schmerz bei der zweiten oder angeblich ersten durch Verstellungskunst nachzuahmen, so wird selbst der aufmerksamste Beobachter in diesem krampfhaften Zustande seine Kälte verlieren müssen und hintergangen werden können. Der bezeigte Schmerz ist daher gleichfalls als ein zweideutiges Zeichen der Virginität anzusehen.

Faselius und Mayer schränkten sich bei den Zei-

chen der Jungfrauschaft auf solche ein, die keine vorhergegangene Veränderung durch Einschieben der männlichen Ruthe oder des vermehrten Zuflusses des Geblütes während des Beischlafs andeuten. Sie sind in folgenden Punkten begriffen:

1) Die Schaamlippen müssen mehr beisammen seyn und sich derb und elastisch anfühlen lassen. Eine männliche Ruthe, sie sey groß oder klein, bringt sie von einander, und der Zufluß des Bluts unter dem Beischlafe schwillt sie auf und macht sie schlapp.
2) Die Wasserlefzen müssen klein und von karminrother Farbe seyn.
3) Die Vorhaut des Kitzlers muß klein seyn und die Eichel dieses Glieds nicht ganz bedecken.
4) Das runzliche Wesen an der Oeffnung der Harnröhre, worauf die Alten Acht gaben, ist nicht ganz zu verachten. Es zeugt auch von einer nicht vorgegangenen Ausdehnung der Geburtsglieder.
5) Das Hymen kann nur unter zwei Bedingungen die Gegenwart der Jungferschaft andeuten. Es muß nicht zu robust seyn, denn im entgegengesetzten Falle kann der Beischlaf vollzogen werden, ohne daß es zerreiße. Auch muß die Weibsperson keine zwiefache oder doppelte Mutterscheide haben.

Nach Plenk *) finden sich an den Geschlechtstheilen eines öftere Begattung gepflogenen Frauenzimmers folgende Zeichen:

1) sind die größeren Schaamlippen schlapp und weiter von einander entfernt.
2) die innern Schaamlippen mehr hervorragend und dunkelroth;
3) die Klitoris steht mehr empor und ist mit der Vorhaut bedeckt;
4) die Scheide ist weiter und weniger runzlich;
5) das Hymen fehlt als Hauptkennzeichen mit andern;
6) nichts desto weniger kann es aber auch vorhanden seyn und die Person sich doch schwanger befinden; in diesem Falle ist es entweder sehr schlaff oder zu fest.

*) Anfangsgründe der gerichtl. Arzneiwissenschaft.

Uebrigens haben die ältern Aerzte und kluge Matronen gar sonderbare Meinungen von einer unbefleckten Jungfer gehegt, die aber durchaus in

Die Klasse der trüglichen und verwerflichen Zeichen der Jungferschaft

zu verweisen sind. Solche sind kürzlich folgende:

1) Ein gefärbter Ring um die Augen war nach der Meinung der Alten ein Zeichen der verlornen Keuschheit.

2) Die Härte des Knorpels an der Nase galt für ein Zeichen der bewahrten Jungfrauschaft; ließ er sich aber durch einen Druck beim Anfühlen theilen, so war sie nicht mehr in guten Umständen.

3) Eine klar und hell tönende Stimme bezeichnete eine keusche, eine gröbere hingegen eine unkeusche Jungfer. Indessen beweisen die meisten Theaterprinzessinnen der deutschen und italienischen Oper die Ungewißheit dieses Zeichens.

4) Andere haben den Zustand der Jungferschaft nach der Dicke des Halses beurtheilen wollen, und geglaubt, daß ein Mädchen alsdann noch Jungfrau sey, wenn ein Faden, den man von dem äußersten Ende der Nase bis zu dem Ende der Pfeilnaht auf der Seite, wo sie sich mit der Winkelnaht vereinigt, mißt, um ihren Hals herum reichet. Bei den Römern herrschte die Gewohnheit, daß, wenn sich ein Mädchen verheirathete, seine Amme oder eine andere Frau demselben in Gegenwart aller Anwesenden die Dicke des Halses mit einem Faden maß. Am folgenden Tage ging die Matrone mit den Anverwandten in das Zimmer der jungen Eheleute und untersuchte, ob der Faden noch das Maß des Halses hatte; und wenn er zu kurz war, so rief sie voller Freude aus: Meine Tochter ist eine Frau geworden. Karl Musitan, ein italienischer Arzt, versichert, daß er die Erfahrung mit dem Faden mehr als tausendmal angestellt, und daß sie ihn niemals betrogen habe. Nach seiner Methode muß man einen doppelten Faden nehmen, und mit demjenigen, mit welchem man die Probe

machen will, den Hals umgeben, alsdann den Ort an dem Faden bemerken, wie weit dieses Maß geht, und solches daselbst befestigen; hernach muß man die zwei Fäden auseinander breiten und einen Kreis davon machen; wenn der Kopf des Frauenzimmers ungehindert durchgeht, ohne den Umfang des Kreises zu berühren, so darf man sicher glauben, daß sie ihre Jungfrauschaft verloren habe, dahingegen, wenn ihr Kopf durch diesen Raum, auch wenn man ihn mit Gewalt durchbringen will, nicht durchgeht, man sicher glauben kann, daß sie noch Jungfrau ist. — Wenn ja etwas durch diese Probe entschieden werden sollte, so würde man sie vor und nach der Hochzeitnacht anstellen müssen. Allein da es nicht ungewöhnlich ist, daß Mädchen zur Zeit ihres periodischen Blutflusses einen geschwollenen Hals bekommen, da ferner dieses Anschwellen mit dem Grade des beim Beischlaf vorhandenen venerischen Reizes in Verbindung steht, und daher bei kaltblütigen allemal unmerklicher als bei hitzigern ist, so ist wenig Grund vorhanden, aus der Beschaffenheit des Halses auf Daseyn oder Mangel der Jungfrauschaft zu schließen.

5) Die Farbe der Warzen an den Brüsten. Diese sollte nach der Meinung der Alten frisch und rosenroth seyn, durch den Beischlaf aber eine andere Farbe bekommen. Aber außerdem, daß die Farbe der Warzen sich nicht selten nach den Haaren abändert, da sie z. B. bei Blondinen meist roth, und bei Brunetten braun sind, so ist, ohngeachtet der Sympathie zwischen Gebärmutter und Brüsten *), ein einige mal wiederholter Beischlaf und wiederholtes Betasten der Brüste nicht im Stande, die Derbheit und Rosenfarbe derselben zu ändern.

*) Zur Zeit der Mannbarkeit scheint sich der venerische Reiz bei den Frauenzimmern den Brüsten mitzutheilen und deren Wachsthum zu befördern; hingegen stehet derselbe bei den Mannspersonen in genauerer Verbindung mit dem Halse; daher greift die Lustseuche bei jenen so gern die Brüste, bei diesen die Halsdrüsen wegen der hier befindlichen homogenen Feuchtigkeiten an; daher bei diesen eine Veränderung der Stimme, welches bei jenen der Fall nicht ist. Daß man oft

6) Die Milch in den Brüsten eines Mädchens ist zwar ein minder trügliches Kennzeichen der Entjungferung, als die vorigen. Die Erfahrung bestätigt jedoch den Gesetzen der Natur gemäß, daß durch Kunst und äußere Mittel in den Brüsten eines mannbaren, noch unbeschlafenen Mädchens Milch hervorgebracht werden kann, z. B. durch das Anlegen eines saugenden Kindes *). Es gibt sogar Männer, die Milch in ihren Brüsten haben. Büffon versichert, solche in den Brüsten eines fünfzehnjährigen Knaben gefunden zu haben, und selbst bei männlichen Thieren soll sich dieser Fall ereignet haben.

7) Der Urin und die Art, ihn zu lassen. Die Alten glaubten nämlich, der Harn einer Jungfer müsse dünn seyn und mit Zischen oder Geräusch gelassen werden; dahingegen eine entjungferte Person einen trüben und dicken Urin lasse. Jeder sieht aber leicht ein, wie sehr Krankheiten den Urin verändern können, und daß der Schließmuskel der Blase auch von andern Ursachen, als dem Beischlafe oder der Geburt, erschlappen kann.

nicht mit Unrecht bei Frauenzimmern, die eine gröbere Stimme und Spuren eines männlichen Barts haben, auf das Daseyn eines stärkern venerischen Reizes schließt, bezeugt die Erfahrung sehr häufig. — Bei Mädchen, deren Wollustsinn noch nicht abgestumpft ist, findet sich zwischen den Brüsten und den Geschlechtstheilen das stärkste sympathetische Gefühl

*) Hiervon wird folgende merkwürdige Geschichte erzählt. Die Frau eines Schiffkapitäns mit Namen Perrere auf der Insel St. Christoph rettete sich 1670 beim Ausbruch des Kriegs zwischen den Franzosen und Engländern mit der Flucht nach Frankreich. Sie hatte eine Tochter von zwei Monaten und ward von drei Negerinnen begleitet. Voll Bestürzung eilte sie zu Schiffe, in der Hoffnung, die Amme ihres Kindes schon darin zu finden. Aber sie hatte sich geirrt, und es war nun keine Zeit mehr übrig, sie noch herbei zu rufen. Vergeblich versuchte sie das die Gesellschaft störende Schreien des Kindes zu stillen. Sie wollte es mit Zwieback nähren; aber es verlangte die gewohnte Nahrung der Brust. Man rieth der Dame, einen Versuch mit der Brust der jüngsten Negerin zu machen, und das Kind durch ein blos vermeintliches Saugen zu täuschen. Dieser Versuch gelang nicht nur, sondern zur Verwunderung aller trat nach zwei Tagen wirkliche Milch ein, und das Kind ward bis zum dreizehnten Monat mit dieser Jungfernmilch genährt.

8) Aus den krausen und verwickelten Haaren haben einige auf eine hingegebene Jungferschaft schließen wollen, allein ohne allen Grund. Der Ausbruch der Haare ist nicht nur gewöhnlich mit einem Jucken verknüpft, sondern die weiblichen Geschlechtstheile sind überhaupt einem öfteren heftigen Reiben unterworfen *), wodurch die Haare mehr als durch den Beischlaf verworren werden.

9) Denjenigen, welche in allen Dingen gern geheimnißvolle Wege einschlagen, um hinter die Wahrheit zu kommen, kann noch folgendes, sonst sehr berühmtes Mittel, die Jungferschaft eines Mädchens zu erproben, empfohlen werden: Man mache ein Bad aus Pappelblätter, Johanniskraut, Melde und Bärenklau, mit einigen Handvoll Flachsknoten, worin noch der Saame ist, nebst einem gleichen Maße von Flöhkraut. Man lasse die zu prüfende Person eine Stunde lang darin und stelle alsdann die Untersuchung an. Ist das Mädchen noch Jungfer, so werden sich seine Geschlechtstheile fest zusammenschließen und wie eingeschrumpft seyn; ist sie aber entjungfert, so werden sie schlaff, weich und herabhängend erscheinen, und wenn auch alle mögliche zusammenziehende Mittel gebraucht worden sind.

10) Unter den famösen Jungferproben muß ich noch eins erwähnen, nämlich die Kunst, durch den Geruch zu wittern, ob ein Mädchen keusch oder unkeusch ist. In Prag soll ein Mönch gewesen seyn, der auf diese Art die Keuschheit oder Unkeuschheit der Mädchen und Weiber habe aufspüren können. Von einem Blinden in Paris erzählt man **), er habe durch die Feinheit

*) Die Veranlassung hierzu gibt der in diesen Theilen sich sammelnde leicht scharf werdende Schweiß, wodurch dann oft natürlich jene unglückliche Versuche entstehen müssen, welche die jungfräuliche Grazie so früh vernichten. Das tägliche Waschen mit kaltem Wasser kann daher den jungen Schönen nicht frühe genug empfohlen werden

**) Essais sur Paris. Wann viele Thiere eine solche Feinheit des Geruchs besitzen, daß sie die Ausflüsse der Körper, ihre Veränderungen in einer weiten Entfernung wittern, so ist es wohl nicht unmöglich, daß bisweilen Menschen mit dieser son-

seiner Nase entdeckt, daß die eine seiner Töchter ihrem Liebhaber Freiheiten erlaubt habe, wozu nur der heilige Ehestand berechtiget.

Meine Leser werden mit mir das Schicksal der Schönen und die Gefahr, worin ihre jungfräuliche Ehre schwebte, bedauern, wenn ich ihnen noch ein anderes Verzeichniß der Merkmale mittheile, nach welchen die klugen Matronen, die sich noch zu den Zeiten eines Venette fast ausschließlich das Recht angemaßt hatten, als kompetente Richterinnen über diese Sache abzusprechen, den unverletzten Zustand einer Jungfrau würdigten.

Verzeichniß der Merkmale, welche die Jungfrauschaft und die Entjungferung anzeigen.

Merkmale der Jungferschaft.	Namen der Theile, woran sich die Merkmale befinden.	Merkmale der Entjungferung.
Schön und munter	die Augen	Traurig und niedergeschlagen.
Schön und weiß	das Weiße im Auge	Dunkel.
Weiß und glatt	das Gesicht	Fleckigt.
Fleischig	die Nase	Mager und abgezehrt.
Hell und angenehm	die Stimme	Sehr rauh.
Gut	der Appetit	Schlecht.
Schlank und dünn	der Hals	Dick.
Mittelmäß. u. elastig	die Brüste	Größer und schlapp.
Weiß	die Wange	Rothbräunlich.
Helle	der Urin	Trübe.
Schmal	wenn er fließt	Breit.
Glatt	die Haare auf dem Venusberge	In die Höhe stehend.

derbaren Eigenschaft begabt werden. — Man will bemerkt haben, daß sich ein Affe in einem Hause, wo mehrere Mädchen befindlich waren, sich beständig zu Einem von denselben hielt. Man untersuchte die Ursache dieser Neigung, und fand, daß dieses Mädchen unter allen das verliebteste war.

Aus dem, was im Vorhergehenden über den physischen Zustand einer Jungfrau gesagt worden ist, werden nun folgende Sätze hergeleitet werden können.

1) Jedes Frauenzimmer bringt ein Hymen mit auf die Welt. Der unerhörte seltne Fall, daß es von Natur gefehlt habe, schränkt die Allgemeinheit dieses Satzes sehr wenig ein.

2) Die Vermuthung eines natürlichen Hymens findet bei jeder Jungfrau so lange Statt, als das Gegentheil nicht erwiesen ist.

3) Bei jedem erwachsenen Frauenzimmer, das seine Keuschheit bewahrt hat, muß das Hymen vorhanden seyn, es sey denn, daß dasselbe durch eine besondere Krankheit oder einen besonderen Zufall zerstört worden ist.

4) Das männliche Glied kann nicht in eine noch jungfräuliche Scheide dringen, ohne das Hymen zu zerreißen und ohne eine Blutergießung zu bewirken, es sey denn, ein ungewöhnlich dünnes Glied werde gerade zu dem Zeitpunkt applicirt, in welchem die weiblichen Geschlechtstheile mit einer Erschlaffung behaftet sind, oder es werde bei solchen weiblichen Geschlechtstheilen applicirt, worin Hymen und Scheide eine ungewöhnlich weite Oeffnung haben.

Da es nun möglich ist, daß ein Mädchen bei der Integrität seiner Geschlechtstheile geschwängert werden kann, so wird die physische Jungfrauschaft nicht allein in der unverletzten Beschaffenheit der Geschlechtstheile eines Mädchens, sondern auch darin zu setzen seyn, daß sie sich nie von einem Manne habe beschlafen lassen.

Nutzen des Hymens.

Man ist bis jetzt noch nicht einig, zu welchem Endzweck das Jungfernhäutchen dem weiblichen Geschlecht gegeben ist. Haller sagt: „es kann in der That zu einer Bewachung für die Scheide dienen, vielleicht, damit nicht das Wasser der innern Fruchthaut oder die

Luft bei zarten Mädchen eindringen möge. Indessen läßt sich doch kaum bezweifeln, weil man es blos im Menschen findet, daß ihm dieses Zeichen der Keuschheit auch zu einem moralischen Endzwecke verliehen worden, um sowohl die angethane Schande daran zu erkennen, als auch eine reine Jungfer ihre Ehre behaupten, und der Mann selbst von der Keuschheit seiner Braut leicht überzeugt werden möge, und dieses um so leichter, weil überdies in einer ungeschwächten Jungfer die Scheide enge ist. Denn ob es gleich möglich ist, daß bei einem losen und kleinen Hymen die erste Beiwohnung ohne Blutung verrichtet und das Hymen nicht zerrissen werde: ob man ferner gleich an einer unzüchtigen Frauensperson durch die Kunst dergleichen Blutung hervorbringen kann: obgleich zarte Jungfrauen auch bisweilen in dem zweiten Beischlafe noch Blut vergießen und das Fließen der monatlichen Reinigung die Scheide schlaff macht; so muß dennoch noch überhaupt die erste Liebe ein blutiges Opfer bringen, und durch dieses Merkmal die jungfräuliche Schamhaftigkeit bestätiget werden, weil schwerlich die Liebe ihr volles Recht genießen kann, daß nicht der obere Rand des größten Stücks an dem Jungfernhäutchen zerreißen sollte.“ Auch Blumenbach tritt dieser Meinung bei und sagt: „es scheine, dieser Theil sey mehr moralischer als physischer Ursachen wegen, gleichsam als eine Wache der Keuschheit, dem Menschen gegeben, da man es bis jetzt noch bei keiner weiblichen Thierart gefunden habe.“ Die Zeugungstheile der weiblichen Thiere haben mit den menschlichen eine vollkommene Aehnlichkeit, und das Hymen würde gewiß bei erstern nicht fehlen, wenn es blos eines physischen Nutzens wegen da sey. Aber, könnte man vielleicht sagen, wenn dieses Häutchen ohne Unkeuschheit verloren werden und nach hingegebener Keuschheit noch vorhanden seyn kann, wie wird da der vorgebliche moralische Zweck erreicht? Ich antworte noch hierauf, es ist gar keine sonderbare Erscheinung in der Oekonomie der Natur und selbst des menschlichen Körpers, daß zuweilen vorhandene Zwecke verfehlt werden, und darum hört der moralische Zweck des Hymens nicht auf, ein Zweck zu seyn, wenn er unter

gewissen, jedoch immer äußerst seltenen Umständen nicht erreicht wird. — Ferner könnte man den Einwurf machen und sagen: welcher analoge Theil beim männlichen Geschlechte hat denn diesen moralischen Nutzen, oder bedarf das männliche Geschlecht der Keuschheit weniger? Ob zwar keine wesentliche Merkmale Daseyn und Verlust der Junggesellenschaft bezeichnen, so wird doch in den meisten Fällen ein reiner Jüngling von einem, der seine Keuschheit durch Onanie oder Beischlaf entweiht hat, unterschieden werden können. Und wenn der Besitz der Keuschheit an ihren Zweck gehalten und deren Verlust gegen ihre Folgen betrachtet, von einem weit größern Einflusse auf das Glück des Menschen bei dem weiblichen Geschlechte als bei dem männlichen ist, so bürdet man der Natur gar nichts Ungereimtes auf, wenn sie bei der Organisation der weiblichen Geschlechtstheile beabsichtigte, der weiblichen Keuschheit gleichsam eine Wache zu setzen, wodurch die reinen und entweiheten Jungfrauen von einander erkannt werden können. Und eben daher, weil weibliche Keuschheit für alle gesittete Völker der Erde einen ungleich höheren Werth als die männliche hat und haben muß, so mußte auch mit dem Hingeben der weiblichen Keuschheit ein höherer Grad der Moralität verbunden seyn. Vorausgesetzt, daß ein Mädchen von allen möglichen Folgen der Zerstörung ihres jungfräulichen Zustandes, die ihr in der Zukunft Schande und Verachtung drohen, unterrichtet ist; so wird bei ihr ein weit höherer Grad von Anwendung der Freiheit vorhanden seyn müssen, indem sie auf irgend eine Art ihre physische Keuschheit vernichtet, als bei einem Jüngling nöthig seyn wird, der eine gleiche Handlung unternimmt. Beide haben zwar ihre Handlungen nach einem materialen Moralgesetz oder nach dem Glückseligkeitsprinzip, also nach einem falschen Sittengesetz geprüft. Dies ändert aber hier den Beweis der vorliegenden Sache nicht. Weitere Betrachtungen hierüber sind an ihrem Ort nachzulesen.

Ueber die Herstellung der verlornen Jungfrauschaft.

Der Besitz der jungfräulichen Integrität ist von allen Zeiten her ein so hoch geschätztes Kleinod gewesen, daß es nie an Versuchen gefehlt hat, dessen Verlust durch Kunst zu ersetzen. Aber nicht nur Kunst, sondern auch Krankheit und die Natur selbst sollen zuweilen der Herstellung einer Art von Virginität günstig gewesen seyn.

Sowohl ältere als neuere Aerzte haben sich durch Aufzeichnung mancherlei künstlicher Mittel, die Jungfrauschaft selbst nach vorgängiger Niederkunft herzustellen, ein großes Verdienst um das schöne Geschlecht zu erwerben gesucht. Dieses sind theils zusammenziehende, theils aufschwellende Mittel. Höchstetter erzählt, daß eine Frau, welche sich ohne anderweitige Absicht in ein Bad setzte, worin Schwarzwurz (Symphytum) abgekocht worden ist, zur großen Verwunderung ihres Mannes wieder zur Jungfer geworden wäre. Nach dem Zeugniß des berühmten Zachias sollen dergleichen Mittel nicht allein die Theile eben so eng, wie zuvor, sondern noch viel enger machen können. Dergleichen Beispiele findet man bei Roderik a Castro, daß sich nämlich Weiber nach ihrer Niederkunft durch den Gebrauch solcher Mittel außer Stand gesetzt hätten, den Beischlaf zuzulassen. Manchin empfiehlt die Alchimilla im Kräuterbade, in warmen Umschlägen um die Brüste, wie auch die Maßlieben. Auch könnte man eine weite Scheide durch eingespritzte Solutionen von styptischen Säuren, als rohem Alaun und Vitriol, verengern, wenn alle dergleichen Mittel nicht eben so gefährlich als unnütz wären, ein zerrissenes Hymen zu ergänzen. Haller erzählt mehrere Beispiele, daß Weiber sich durch solche scharfe Arzeneien den Brand und andere Uebel zugezogen haben. Die List der Weiber ist so weit gegangen, daß einige nicht sowohl zusammenziehende Mittel, sondern vielmehr solche gebraucht haben, welche durch Aufschwellen verengern. Fortunatus Fidelis sagt, „einige wissen durch Wolfsmilch oder einen ähnlichen Pflanzensaft, vermittelst einer damit befeuchteten Rolle Leinwand, welche sie in die

Scheide bringen, dieselbe so schwellend und enge zu machen, daß sie ihre Liebhaber nicht allein mit einem engen Zugang erfreuen, sondern sogar Blut vergießen. Eine neuere Erfindung ist der Jungferschaftsessig, dessen zusammenziehende Kraft mit weniger Nachtheil verbunden seyn soll *).

Eine solche durch Kunst hervorgebrachte Jungferschaft wird leicht entdeckt werden, wenn man die Geburtstheile mit erschlaffenden und erwärmenden Mitteln baden läßt. Höchstetter sagt, daß die durch die Schwarzwurz bewirkte starke Verengerung nur durch Essig gehoben werden könnte. Zachias räth statt der erwärmenden, erweichende Mittel an, z. B. folgende: Pappeln, Violen, Bärenklau, Mangold, Bockshorn, Leinsamen, Meloten u. dgl.; er erinnert aber auch mit Recht, man müsse nicht sogleich nach dem genommenen Bade darüber urtheilen, sondern zuerst die völlige Abtrocknung der Theile abwarten, indem solche durch das Bähen natürlicherweise erschlafft und erweitert sind. Läßt man sie aber trocken werden, so sind sie bei einer wahren Jungfer derb und natürlich beschaffen; ist hingegen die Jungferschaft nur erkünstelt, so wird durch das warme Bad die trügliche Verengerung gehoben, und der wahre erschlaffte Zustand offenbar. — Wie aber, wenn die Badende mit Oel oder mit Fett versetzte, zusammenziehende Mittel gebraucht hat, welche verhindern, daß das warme Wasser auf diese Theile wirken könne? denn vergeblich ist das ganze Bad, wenn es nicht die fest anklebenden Theilchen der styptischen Arzneien ausspülen und lösen kann, und in dieser Absicht lange genug gebraucht wird. Sinnibald erwähnt nämlich unter an-

*) Die Madame S.. in B.. soll das probateste Mittel besitzen, die verlorne Jungfrauschaft nach Verlauf von vierzehn Tagen vollkommen wieder herzustellen. Ich kann meinen Lesern nicht verrathen, worin eigentlich diese unschätzbare Kunst besteht; so viel ist aber gewiß, daß sie es an den mosaischen Zeichen nicht fehlen läßt, und daß sie eine solche künstliche Pucellage einer ihrer Priesterinnen in Zeit von einem Jahr zehnmal und zwar um keinen geringen Preis verkauft hat. Auch ist sie schon mehrern Schönen, die vor der Brautnacht zitterten, versteht sich gegen gute Belohnung, mit Mittheilung dieses Specifieums gefällig gewesen.

dern zur Verengerung der weiblichen Geburtstheile tauglichen Dinge, auch einer Salbe aus Mastix, Quitten und Myrthen. — Dem aufmerksamen Beobachter wird sich auch diese angewandte List leicht verrathen, und er wird alsdann das Bad wiederholen, oder durch andere, jene feste Theile auflösende Mittel, den Betrug entdecken können.

Aber auch zweitens durch Krankheit kann die erweitert gewesene Scheide so enge werden, daß sie dem Manne unzugängig wird. Schon Celsus bemerkt, die weiblichen Theile würden bisweilen durch Verwachsung unzugängig; besonders wenn sich eine Verschwärung in denselben ereignete und die Ränder durch allzu nahe Berührung mit einander vernarbten. Daß nun eine solche Verschwärung sehr leicht aus venerischer Ursache, oder auch nach den Pocken, nach Verbrennungen, nach Wunden, durch einen scharfen Urin oder den weiblichen Fluß entstehen, und wenn sie schlecht geheilt wird, die Scheide verengen könne, dessen Möglichkeit bezeugt zum Theil auch schon die Erfahrung. Pinäus versichert, er habe bei verschiedenen Weibern am Eingange der Mutterscheide vernarbte Ritzen, große und verhärtete Narben oder andere Verhärtungen gefunden, wodurch dieselbe verengt worden wäre. Der Prof. Walter sen. erzählt hiervon folgenden Fall: Eine junge Bürgerfrau in Berlin hatte in ihrer Ehe zwei vollkommene Kinder zur Welt gebracht. Bei der zweiten Entbindung befand sie sich unter den Händen einer ungeschickten Hebamme, die die äußern Geburtstheile, da wo das Hymen zu sitzen pflegt, verletzte, und nun der Wöchnerin anrieth, die Beine drei Wochen lang zusammen zu halten. Indessen starb das Kind. Die Frau fühlte sich bald völlig hergestellt, und das junge Ehepaar versäumte nicht, sich die Erzielung eines neuen Erben angelegen seyn zu lassen. Aber wie erstaunte der Mann, da er die Mutterscheide verschlossen, ja undurchdringlich und seine Frau in eine neue Jungfer verwandelt fand. Alle seine Versuche, das Werk der Ehe zu vollziehen, waren vergeblich, er konnte sein Glied nicht in die Scheide bringen. In dieser peinlichen Verlegenheit wendete er sich glück-

licherweise an gedachten Prof. Walter. Dieser untersuchte die Frau und fand am Eingange der Mutterscheide eine neu erzeugte Haut, die an demselben Ort befestiget war, wo im vollkommnen Zustand der Jungfrauschaft das Jungfernhäutchen zu sitzen pflegt. Die neue Haut stieg mit zwei Schenkeln bis an die Seitentheile der äußern Oeffnung der Harnröhre, und hatte überhaupt eine halbmondförmige Gestalt, so wie ein vollkommenes und unverletztes Hymen haben muß. Die Oeffnung, welche dieses künstliche Hymen gegen die Mutterscheide zurückließ, war so klein, daß der Untersucher die Spitze seines Zeigefingers nicht hinein bringen konnte. Herr Prof. Walter gesteht, daß, ob er gleich das Hymen bei so vielen Mädchen von jedem Alter gesehen und untersucht habe, er diese ungewöhnliche Haut für ein vollkommenes Hymen gehalten haben würde, wenn nicht nur beide Eheleute, sondern auch noch andere Personen versichert hätten, daß die Frau schon zwei Kinder zur Welt gebracht habe. Nach Verlauf von ungefähr sieben Monaten hinterbrachte gedachter Ehemann dem Prof. Walter mit Freuden die Botschaft, daß seine Frau sich in gesegnete Umstände versetzt fühlte. Hierbei versicherte er auf das heiligste, daß es ihm aller seiner, während des Beischlafs angewandten Mühe ungeachtet, nicht möglich gewesen sey, sein männliches Glied in die Scheide zu bringen, und daß auch nicht einmal der Saame bei einem einzigen Beischlaf in die Scheide gedrungen sey. Das dringende Bitten des Mannes und die seltsame Geschichte bewogen den Herrn Professor, die Frau abermals zu untersuchen. Er fand alle Zeichen der wahren Schwangerschaft, die Geschlechtstheile aber noch eben so, wie sie vor sieben Monat gewesen waren. Er rieth daher, diese widernatürliche Haut, die den Eingang der Mutterscheide völlig zuschloß, von einem Wundarzt durchschneiden zu lassen. Durch Gründe überzeugt, wie gefährlich die Gegenwart dieser Haut bei der Niederkunft seyn könne, entschloß sich die Frau zu der Operation, welche dann auch so glücklich vollzogen wurde, daß in weniger als vier Wochen die durch den Schnitt gemachte Wunde völlig heil, und die Frau in der fünf-

ten Woche nach der Operation von einem gesunden und wohlgestalteten Kinde glücklich entbunden wurde.

Was übrigens die dritte Art der Jungferschaftsherstellung betrifft, nämlich wenn die Natur selbst den Eingang wieder verengert, oder wohl gar das zerstörte Hymen wieder ergänzt, es mag nun solches vermöge eines trocknen Temperaments, oder durch die Kraft des Scheidenmuskels, oder durch zunehmendes Alter, besonders bei lange fortgesetzter Enthaltsamkeit vom Beischlaf geschehen sollen, so ist schon im Vorhergehenden von dem, was Buffon und andere davon gesagt haben, Erwähnung geschehen. Man hat noch kein einziges glaubwürdiges Beispiel, daß die Natur ein zweites, dem zerstörten völlig ähnliches Hymen erzeugt habe, denn der, nach dem Erfund des Herrn Prof. Walters berichtete Fall, kann hierher nicht gerechnet werden.

Gerichtliche Untersuchung der Jungfrauschaft.

Daseyn und Abwesenheit der Jungfrauschaft können Gegenstände der gerichtlichen Arzneiwissenschaft werden und dem Richter zum Maßstabe seines Urtheils dienen. Es kann sich z. B. ein Frauenzimmer auf ihren jungfräulichen Zustand berufen, um von einem unvermögenden Manne geschieden zu werden, oder es kann bei einer Genothzüchtigten, oder einer wegen Kindermord verdächtigen Person die rechtliche Frage entstehen, in welchem Zustand sich ihre Geschlechtstheile befinden, und folglich eine gerichtliche Besichtigung Statt haben. Auch bei verdächtigen Schwangerschaften hat man schon oft zu diesem Mittel seine Zuflucht genommen.

Man kann aber im letzteren Falle nicht behutsam genug zu Werke gehen. Die Rechte des jungfräulichen Standes, auf welche jedes Frauenzimmer so lange Anspruch machen kann, als nicht erwiesen ist, daß sie solche verscherzt habe, erlauben nicht, daß man ihre Geschlechtstheile bei jedem Verdacht sogleich untersuche, weil dabei leicht der vollkommene Zustand der physischen Jungfer-

schaft verletzt werden kann. Bei einer zweifelhaften Schwangerschaft wird daher solche Untersuchung so lange verschoben werden müssen, bis die Zeit oder das wachsame Auge der Eltern, oder anderer zur Aufsicht verpflichteter Personen mehrere Gewißheit leisten. Auch ist es in diesem Falle der Schonung der weiblichen Ehre und Schamhaftigkeit wegen billig, daß die Untersuchung von Hebammen verrichtet werde, wenn sie anders richtige Begriffe haben, und nur dann, wann deshalb Zweifel übrig bleiben, wird in diesem Falle die Besichtigung des Arztes oder Wundarztes zuzulassen seyn.

Bei den Römern und auch nach den ältesten deutschen Gesetzen wurde, die Schamhaftigkeit zu schonen, ein Frauenzimmer nur von Hebammen und zwar von drei verpflichteten, besichtiget. Da aber diesen meistens die nöthigen anatomischen Kenntnisse fehlen, so trägt man billigermaßen dieses Geschäft heut zu Tage den Aerzten auf. Von der Unzuverlässigkeit der Hebammen erzählt Schurig unter andern folgende Beispiele. Eine für sehr geschickt gehaltene Hebamme berichtete der Obrigkeit, ein junges Mädchen sey eine unverletzte Jungfer, welches einige Wochen hernach niederkam; sechs andere sehr berufene und erfahrne Hebammen behaupteten von einem Mädchen, welches sechs Monat vorher geboren hatte, sie sey eine reine Jungfer.

Ohngeachtet diesem wird jedoch gewöhnlich zu dergleichen legalen Besichtigungen eine Hebamme mit hinzugezogen. Auch pflegt der Aktus nur in Beiseyn dieser Personen und zwar außer der Gerichtsstube zu geschehen. Der Erfund der Sache wird sodann in der Gerichtsstube von dem Physikus oder Accoucheur dem Protokollisten diktirt, von der Hebamme attestirt und mit unterschrieben.

Damit nicht etwa durch den vorläufigen Gebrauch adstringirender Mittel die Theile enger gemacht und eine Scheinjungferschaft hervorgebracht werde, so wird erfordert, daß die Untersuchung erst nach einem warmen Bade angestellt und solche zu mehrerer Gewißheit nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Händen vorgenommen werde.

Wenn über den jungfräulichen Zustand eine Untersuchung angestellt und darüber ein gültiges Urtheil gefällt werden soll, so wird man, wie es sich aus dem Vorhergehenden ergibt, zuvörderst auf folgende Punkte zu sehen haben: Auf

1) Alter; 2) körperliche Konstitution; 3) Temperament; 4) Lebensart. 5) Ob die Person durch einen Stoß, Fall oder dgl. an den Geschlechtstheilen Schaden gelitten; 6) ob sie mit dem weißen Flusse oder andern Krankheiten an den Geschlechtstheilen behaftet; 7) auf die Zeit der Untersuchung in Rücksicht des monatlichen Blutflusses; es muß nämlich solche in der Mitte zwischen dessen Eintreten und Aufhören angestellt werden. Endlich wird auch 8) der moralische Charakter nicht außer Acht gelassen werden dürfen.

Besichtiget hiernächst der gerichtliche Arzt den angeblich jungfräulichen Zustand der Geschlechtstheile und findet, daß die Brüste derb und fest anzufühlen; die Schaamlefzen rundlich erhaben, zusammenschließend, fest und nicht erschlafft sind, die Wasserlefzen nicht stark hervorstehend, und selbst nicht sehr groß sind, ihre Farbe lebhaft ist und ins Röthliche fällt; die Vorhaut des Kitzlers nicht zurückgezogen, sondern mehr hervorstehend ist; die Mutterscheide sehr enge ist, sich leicht zusammenziehet und inwendig voller Runzeln ist, und diese Runzeln von einer besondern Härte und Festigkeit sind; daß das Hymen mit dem Schaambändchen noch wirklich vorhanden ist, oder an dessen Stelle sich ein halbmondförmiger häutiger Zirkel (circulus membranaceus semilunaris) oder ein fleischiger papillöser Zirkel vorfindet, welcher mehrentheils etwas größer als der erstere ist, und welcher beim Hereinbringen des kleinen Fingers denselben nicht so sehr zusammendrückt, als bei dem Circulo membranaceo; werden alle diese Zeichen beisammen gefunden, so kann mit völliger und zuverläßiger Gewißheit behauptet werden, daß dies Frauenzimmer noch eine reine Jungfer ist; fehlt hingegen eines oder das andere dieser Zeichen, so wird der Untersucher nicht geradezu auf den Verlust der Jungfrauschaft schließen

können, und zuvörderst auf die oben angeführten Umstände genaue Rücksicht nehmen müssen.

Betrifft nun aber die Untersuchung eine angebliche Jungfer, deren Brüste und Geschlechtstheile schlapp, die Schaamlefzen groß, die Nymphen erschlappt und hervorragend, der Eingang in die Mutterscheide weit, die Runzeln in derselben verstrichen sind und die Scheide ganz glatt anzufühlen ist, wenn ferner das Hymen nicht mehr sichtbar ist, die vorhandenen Karunkeln aber sein zerstörtes Daseyn verrathen, so kann man, wenn alle diese Zeichen beisammen sind, mit Gewißheit behaupten, daß eine solche Person den Beischlaf öfter vollzogen hat. Sind hingegen alle diese Deflorationszeichen nicht sämmtlich vorhanden, so ist man nicht berechtiget, schlechterdings auf einen bereits zugelassenen Beischlaf zu schließen, sondern man wird, wie beim vorigen Falle, die oben angeführten individuellen Umstände zu Rathe ziehen und darnach sein Urtheil bestimmen müssen.

Bei der Untersuchung einer vorgeblich erlittenen Nothzucht wird ebenfalls auf Alter, körperliche Beschaffenheit, ledigen oder verheiratheten Stand des Frauenzimmers Rücksicht zu nehmen seyn; ferner, ob die Besichtigung gleich nach dem Beischlaf oder erst einige Zeit nachher vorgenommen wird, und ob von einem einzigen oder mehrmals gepflogenen Beischlaf die Rede ist. Soll an Eheweibern oder Wittwen Nothzucht verübt worden seyn, so wird die Besichtigung, wenn sie nicht auf frischer That geschieht, unnütz seyn, da deren Geschlechtstheile der Regel nach im Beischlafe ohne Beschädigung bleiben. Indessen hat man bei solchen Personen auf andere, von Schrecken, Beängstigung, Gegenwehr u. dgl. herrührende Umstände zu sehen.

Bei Kindern und jungen Mädchen werden die Symptomen eines gewaltsam verübten Beischlafs leicht entdeckt werden können. Die Gewalt, mit welcher ein männliches Glied in die zarten und engen Geburtstheile eines jungen Mädchen eindringt, verursacht heftige Schmerzen, Quetschung, Geschwulst, Entzündung, oft auch Zerreißungen in diesen Theilen; die nächsten Folgen sind, wegen stark gequetschter Harnröhre rc., Verhaltungen des Urins,

des Stuhlgangs, Unvermögen zu gehen u. s. w. — Auch die Mannsperson muß nach der Größe und Stärke des Körpers und der Geschlechtstheile untersucht, und mit der Beschaffenheit der Genothzüchtigten verglichen werden. Sind nach der angeblichen That eine oder mehrere Wochen verlaufen, so zertheilt sich gewöhnlich an den weiblichen Geschlechtstheilen Geschwulst und Entzündung, und es wird keine Beschädigung mehr wahrzunehmen seyn. Diejenigen Frauenspersonen, welche das Faktum nicht sogleich anzeigen, machen sich verdächtig, ihre Einwilligung gegeben zu haben. Vor Zeiten wurde erfordert, daß eine gewaltsam Geschändete sogleich nach der That, mit fliegenden Haaren, zerrissenem Kleide und mit Zetergeschrei vor den Richter laufen und die That angeben mußte, sonst wurde ihr kein Glauben beigemessen. Im Herzogthum Wales war sonst eine Art, die Schändung vor Gericht zu beweisen üblich, die ihrer Merkwürdigkeit wegen angeführt zu werden verdient. „Wenn eine Genothzüchtigte, sagte das Gesetz, gegen den Beischläfer klagen will und derselbe die That leugnet, so soll das Frauenzimmer mit ihrer linken Hand dessen männliche Ruthe ergreifen, die rechte Hand auf geweihete Reliquien legen und dann schwören, daß er sie durch Gewalt mit diesem Glied geschändet habe."

Und hiermit hätte der gerichtliche Arzt im strengen Verstande sein Geschäft vollendet: das übrige bleibt dem Richter überlassen. Indessen wird bei der Ausmittelung, ob wirklich ein Verbrechen begangen worden ist, das Gutachten eines Arztes von gesunder Beurtheilungkraft sehr wichtig, ja unentbehrlich seyn, und das Urtheil des Richters modificiren können. — Die Aerzte und auch die Rechtsgelehrten haben bei Erörterung dieser allerdings sehr schweren Materie verschiedene Meinungen geheget. Zum Beweis führe ich hier

Aus der Kasuistik über Entjungferung und Nothzucht

einige Beispiele nebst ihrer Beurtheilung an.

Der Verlust der weiblichen Unschuld geschieht

A. entweder mit Einwilligung des weiblichen Theils zum Beischlaf (Stuprum.)

B. Oder nicht mit dessen Einwilligung; in diesem Fall ist
a. entweder die Beiwohnung wirklich vollzogen worden (stuprum consumatum).
aa. Durch von Seiten des männlichen Theils gebrauchte Gewalt (Nothzüchtigung, stuprum violentum consumatum *).
bb. Durch angewandte List und Betrug z. B. Trunkenheit, einen Schlaftrunk, 2c. (stuprum fraudulentum consumatum).
b. Oder die Beiwohnung ist mit Gewalt versucht, aber nicht vollzogen worden (stuprum attentatum).

Nur die vollbrachte Nothzüchtigung kann im medicinischen Verstande eigentlich so genannt werden. Doch ist die versuchte, als eine Ursache von nachfolgenden Krankheiten, welche von den übermäßigen Anstrengungen der Gegenwehr oder andern Verletzungen herzuleiten sind, ebenfalls ein Gegenstand der Aufmerksamkeit des gerichtlichen Arztes. Bei Alberti liest man folgendes seltne Beispiel von versuchter Nothzucht. Ein alter Geck von zwei und sechzig Jahren will ein altes Weib von sechszig Jahren nothzüchtigen Sie widerstrebt und es kommt darüber zum Ringen, so daß zwar die Sache fruchtlos abläuft, die alte Susanne aber von der heftigen Anstrengung ihrer Gegenwehr in eine Lungenentzündung verfällt und stirbt.

Wenn man nun fragt, ob die Nothzüchtigung und wie fern sie möglich sey? so wird zuvörderst bemerkt werden müssen, daß die Nothzüchtigung als eine gewaltsame Handlung von Seiten des Mannes eine Uebermacht voraussetzt, wodurch alles Widerstreben des Frauenzimmers gegen den Beischlaf gänzlich vereitelt, und dieses gezwungen wird, den Schooß zu öffnen und das männliche Glied einzulassen. Es lassen sich nur vier Bedingungen denken, unter denen eine solche Uebermacht möglich seyn kann. Nämlich, entweder ist die Genothzüchtigte noch sehr jung und in Vergleichung des Beischläfers außerordentlich schwach; oder sie wird mit angedroheter augenscheinlicher Todesgefahr dazu gezwun-

*) Von der Nothzucht ist die gewaltsame Hurerei fornicatio violenta, welche mit einer Hure geschieht, verschieden.

gen; oder durch die Kräfte mehrerer einverstandener und mitwirkender Personen überwältigt; oder endlich, wenn sie sich im Zustande des Unbewußtseyns und der Betäubung befindet, oder in einen solchen Zustand durch den Gebrauch betäubender Mittel, wie des Opiums und dergleichen, versetzt worden ist.

Es ist hingegen nicht als möglich anzunehmen, daß eine einzige Mannsperson mit einer erwachsenen, gesunden, nicht außerordentlich schwachen Frauensperson, die ihres Bewußtseyns nicht beraubt und in augenscheinliche Todesgefahr nicht gesetzt worden, wider ihren Willen den Beischlaf vollziehen könne; denn gesetzt, er wäre derselben auch so sehr an Stärke überlegen, daß er ihr den Gebrauch der Hände und Füße gänzlich verwehrte, so bleibt ihr doch noch immer die Macht zu schreien übrig, und wenn sie auch dieser durch Verstopfung des Mundes beraubt ist, so wird sie gewiß noch so viel Kräfte haben, durch Bewegung des Hintern und des Kreuzes sehr leicht die Einbringung der männlichen Ruthe in die Scheide zu disapointiren und zu verhindern, wenn es anders ihr Ernst ist; noch weniger wird aber hierbei die Defloration einer vollkommenen Jungfer möglich seyn können, da bekanntlich die erste Beiwohnung bei einer solchen nicht so leicht von Statten geht, so häufig auch dergleichen Anklagen in den Gerichtsstuben gehört werden mögen. In dem Fall jedoch, wenn das Frauenzimmer sehr furchtsam, von zarter und schwacher Leibeskonstitution, des Gebrauchs ihrer Kräfte gänzlich ungewohnt oder gar kränklich, wie diejenigen, die mit der Bleichsucht behaftet sind, wo sie bei der leichtesten Bewegung außer Athem kommen, und in Herzklopfen und Ohnmachten verfallen, so ist es möglich, daß eine solche sehr geschwind ihre Kräfte verlieren könne, und es würde alsdann der Mannsperson, wenn solche ihr z. B. den Mund zugestopft, die Hände gefesselt hätte rc. gelingen können, seine Absicht zu erreichen.

Es stimmen hiermit auch fast alle Aerzte überein *)

*) Pyl Aufsätze und Beobacht. dritte Samml. Metzger System der gerichtl. Arzneiwissensch S. 376 u. f. Valentini Pand med. leg. P. 1. S. 1. c. 20 Teichmeier

und halten ein stuprum violentum consumatum in solchem Fall für unmöglich. Die Leipziger medicinische Facultät entschied in einem Falle, wo ein siebenzehnjähriges Mädchen einen jungen Mann gewaltsamer Nothzucht wegen anklagte und dabei zugleich aussagte, es sey nur wenig Blut aus der Schaam geflossen, „daß „der Blutfluß aus den Geschlechtstheilen zwar in oder „nach dem Beischlaf, sonderlich bei Jungfrauen durch „Beibringung einer ziemlich bengelhaften Ruthe entstehe, „nie für ein Zeichen der Nothzucht gehalten werden „könne, und daß ein einziger Mann mit einer mannba„ren Jungfer, wenn solche nicht ungewöhnlich klein und „zart, oder berauscht oder betäubt wäre, ohne daß sie „darin einigermaßen willigte, oder es zuließe, sollte mit „Gewalt nothzüchtigen und den Beischlaf wirklich mit „ihr vollziehen können."

Es wird daher jedesmal, wenn das stuprum violentum consumatum wirklich erwiesen worden, der Verdacht nicht leicht hinweggeräumt werden können, daß eine solche Person, wenn sie gleich Anfangs nicht in diese Handlung willigen wollen, dennoch am Ende nachgegeben oder wenigstens nicht alle die Mittel angewandt, wodurch sie solches habe verhindern können.

Die Schändung unerwachsener und unreifer Mädchen ist leichter möglich, wie häufige Beispiele es erweislich machen. Auffallend ist's, daß die Beklagten in diesen Fällen mehrentheils alte Männer über sechzig Jahre

Inst. med leg c. IV. p. 28 Faselius in Elem. med for. Pr. I. S. II c. IV. § 115. sagt hiervon: „eine vollzogene Nothzucht ist nicht möglich, wenn die Beiwohnung auf gewöhnliche Art geschieht und keine außerordentliche Ursachen vorhanden sind. Ein Frauenzimmer hat immer so viel Kräfte, daß sie durch Bewegung und Zurückziehung des Hintern und mit den Händen die Einbringung des männlichen Gliedes verhindern kann, wenn es ihr Ernst ist, nicht einzuwilligen, denn es ist aus der Physik bekannt, daß ein geringer Widerstand hinreichend ist, die Bewegung eines Körpers, welcher sich nach einem andern bewegt, zu verhindern" rc — Wer weiß übrigens nicht den lustigen Einfall jenes Richters, der seinen Degen von der Wand nahm, einem vorgeblich genothzüchtigten Mädchen die Klinge in die Hände gab, und die Scheide in den seinigen behielt.

sind. Selten erfolgt bei solchen jungen Mädchen eine Empfängniß. Doch wird von Bucholz ein Fall aus der Schweiz angeführt, daß ein Mädchen von neun Jahren von seinem Stiefvater wirklich geschwängert worden ist. Die Folgen einer solchen Behandlung unreifer Mädchen, besonders wenn sie öfters wiederholt werden, sind vielmehr chronische Krankheiten z. B. Auszehrung, Bauchwassersucht u. dgl.

Entsteht nun die Frage, ob in einem stupro violento perfecto qua tali eine Frauensperson geschwängert werden könne, so wird solche zwar verneinend beantwortet werden müssen, weil bei der wahren Nothzucht Angst, Schaam, Eckel und Abscheu den Trieb der Liebe unterdrücken, und in der Gebärmutter und den dazu gehörigen Theilen diejenigen Veränderungen nicht geschehen können, welche mit der Empfängniß schlechterdings und nothwendig verbunden sind; allein diesem ohngeachtet läßt sich die Möglichkeit einer Schwängerung bei der Nothzucht denken, indem nämlich der anfängliche Widerwille von Seiten des weiblichen Theils durch die fortgesetzte Handlung in Liebeshitze und Wollust übergehen und dadurch die sogenannte Nothzucht sich in einen wirklich gegenseitigen liebevollen Beischlaf umwandeln könne.

Auf eine ähnliche Art kann die Frage: „ob bei dem allerersten Beischlaf, nämlich bei der mit Schwierigkeit und Schmerz verknüpften Entjungferung eines noch reinen Mädchens, die Schwängerung möglich sey?" beantwortet werden. In Hallers Vorlesungen wird nach Meiers Meynung behauptet, „daß eine unversehrte Jungfrau im ersten Beischlaf nicht geschwängert werden könne, weil die Schwängerung eine wollüstige Empfindung beim Weibe voraussetze, die beim ersten Beischlaf aber gerade das Gegentheil sey. Die Rechtsgelehrten wissen hieraus, heißt es ferner, wie sie das Vorgeben der Mädchen zu nehmen haben, die sich vom ersten Beischlaf geschwängert ausgeben. Man darf in solchen Fällen sich nie ein Gewissen machen, zu glauben, daß es nicht beim ersten Beischlaf allein geblieben sey*)." Allein

*) Unsern Romanschreibern muß man es verzeihen, wenn nach ihrer Theorie ein einziger Fehltritt hinreichend ist, die Taille

so unbedingt läßt sich über die Sache nicht absprechen. Die Geschlechtstheile der den Beischlaf Feiernden müßten von einer sehr abstechenden Disproportion seyn, wenn der anfängliche Schmerz von Seiten des weiblichen Theils nicht bald den wollüstigen Reizen der Liebe Platz machen sollte, besonders wenn der Sieger die Ueberwundene mit etwas Schonung behandelt, wie mehrere meiner Leser aus eigener Erfahrung wissen werden. Was könnte hier wohl die Empfängniß und Schwängerung hindern? daß hingegen der erste Beischlaf mehrentheils fruchtlos ist, kommt nach Metzgers Erachten mehr daher, daß der Verliebte mit zu vieler Vehemenz zu Werke geht und die Sache präcipitirt, als von dem geringen und flüchtigen Schmerz der eben vernichteten Jungfrauschaft.

Eine andere mit vorigen verwandte Frage ist: „kann eine Schlafende dergestalt stupriret werden, daß die ganze Handlung ohne ihr Bewußtseyn vollendet werden kann?" Eine ehrsame Jungfer war schwanger geworden und niedergekommen, ohne zu wissen, wie es zugegangen sey, indem sie von keinem Manne wußte. Endlich erinnerte sie sich doch eines schweren Traums, nach welchem sie beim Erwachen eine sonderbare Feuchtigkeit im Schooß gefunden hatte. Nach den damaligen Entscheidungen der medicinischen Fakultät zu Leipzig ist die Möglichkeit dergleichen Vorgeben bald bezweifelt, bald zugegeben worden; es ward z. B. von derselben in obigem Fall als Grund der Möglichkeit angeführt, „weil die Beiwohnung und Schwängerung geschehen könne, ohne das Glied einzubringen"(??) Die Juristen-Fakultät zu Jena hielt die Sache für unmöglich, doch setzte sie folgende Bedingungen dabei voraus: 1) könnte es bei Weibspersonen geschehen, die ohnedem schläfsüchtig sind; 2) sich ausserordentlich müde befinden; 3) berauscht werden und einschlafen.

Meier entscheidet die Frage auf folgende Weise: Eine völlig schlafende Jungfrau kann nicht geschwängert werden, wie aus Gründen der Zeugungstheorie erweis-

eines Mädchens zu verwüsten, denn sie würden sonst oft ein zweideutiges Licht auf die Tugend ihrer Helden und Heldinnen fallen lassen müssen.

lich ist. Eben so wenig, wenn sie eine übermäßige Quantität Opium bekommen hat, oder so sehr betrunken ist, daß sie sich in einem Stande der Sinnlosigkeit befindet. Allerdings aber bei einem leichtern Schlafe, bei einer nicht auf den höchsten Grad getriebenen Betäubung, oder bei einem leichten Rausche.

So gewiß es auch ist, daß kein Frauenzimmer ohne Liebeshitze, das heißt, ohne Empfindung und Bewußtseyn schwanger werden kann, so wird es doch immer ein in Praxi äußerst schwer auszumittelnder Punkt seyn, ob der Grad des in einer künstlichen Betäubung geschwängerten Frauenzimmers von der Art gewesen ist, daß sie solches hätte verhindern können? Denn es läßt sich allerdings bei den des Beischlafs gewohnten Weibern und depucellirten Mädchen, deren Eingang schon durch Geburt oder häufigen Genuß erweitert ist, ein solcher durch narkotische Mittel bewirkter Zustand oder auch ein tiefer natürlicher Schlaf denken, daß sie während des gewalsamen Beischlafs in Liebeshitze versetzt werden können, ohne sich jedoch der ihnen angethanen Gewalt bewußt zu seyn und derselben sich widersetzen zu können. Die Träume wollüstiger Frauenzimmer, welche aus der Erfahrung bekannt sind, lassen an dieser Möglichkeit nicht zweifeln. — Weit schwieriger ist hingegen die Beiwohnung bei einem sich völlig bewußtlosen Frauenzimmer, deren Geschlechtstheile noch unverletzt sind, ja, wenn man bedenkt, daß diese engen Theile in einem solchen Zustande von selbst weder sich erweitern noch schlüpfrig werden, so ist das Einbringen einer nicht ganz unwichtigen Ruthe, ohne derselben wenigstens eine schmerzende Verletzung zuzuziehen, weniger möglich, als bei einer Nothzucht im wachenden Zustande. — —.

So viel zum nothdürftigen Aufschluß über diese famöse Materie, die der Satire und Chronique scandaleuse schon so manchen Stoff geliefert hat. Mir selbst ist ein Beispiel bekannt, daß eine junge Dame, „wie weiland Madame Juno, die es für gut fand, den Sturm des Ganymedes schlafend auszuhalten und nicht eher aufzuwachen, als bis der ganze Aktus vorbei war“ *) — an

*) S. Wielands komische Erzählungen.

einem heißen Nachmittage sich der Abkühlung wegen in einer für Amors Freuden günstigen Attitüde auf einem Sopha ruhend befand und plötzlich von Morpheus Zauberkraft in einen so tiefen Schlaf versenkt wurde, daß sie nur mit einem leisen Schmachten die Empfindungen feuriger Liebe erwiederte — und erst beim Aufblick ihrer Augen den süßen Irrthum unter dem zürnenden Ausruf erkannte: O Sie Loser! ich dachte, es wäre — mein Mann. —

Ich eile, meinen Lesern nun noch einige Legenden ernsthafteren, doch nicht minder erbaulichen Inhalts zu erzählen. — Ein junger Mensch adelicher Geburt ward gezwungen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, ohne einen andern Beruf dazu zu haben, als den Ehrgeiz eines strengen Vaters. Während seines Noviziats machte er eine Reise und kehrt bei einbrechender Nacht in einem Gasthofe ein, dessen Wirth und Wirthin in der tiefsten Betrübniß sind. Sie hatten ihre einzige Tochter verloren. Der folgende Tag ist zu ihrer Beerdigung bestimmt. Der Mönch wird gebeten, den Leichnam zu bewachen.

Nach der Schilderung der Eltern hatte die Natur die ganze Summe der zaubervollsten Reize an dem verblichenen Mädchen verschwendet. Die lebhafte Phantasie des Ordensbruders wird in der nächtlichen Stille immer reger und stellt ihm die Erblaßte in der reizendsten Schönheit dar. Die Neugierde, sich selbst davon zu überzeugen, besiegt die Schauer des Todes; er enthüllt das Gesicht der Verblichenen, und erblickt staunend eine noch weit hinreißendere Anmuth, als sie ihm seine Phantasie gemalt hatte.

Einsamkeit, nächtliche Stille, alles vereinigt sich, das Blut des jungen Mannes in ein ungewöhnliches Feuer zu bringen. — Verdrängt sind auf einmal die heiligen Gelübde des Ordens, das Zurückschreckende des kalten Todes; — die Sinne zerrinnen ihm, und — er umarmt mit glühender Wollust den schönen Leichnam. Aber Reue und Schaam folgen plötzlich der That und er eilt mit anbrechendem Tage davon.

Man trägt die Todte zu Grabe. Auf einmal wird

eine Bewegung im Sarge bemerkt; man eröffnet denselben und findet das Mädchen lebend. Grabgeläute und Sterbelieder verstummen, alle Zuschauer blickten sich feierlich staunend an, Freude und Schrecken wechseln in der Seele des Vaters und der Mutter.

Doch dies Glück der Eltern ist nur von kurzer Dauer. Besondere Zufälle verkünden das baldige Mutterwerden der Tochter. Vergeblich quält man sie mit Fragen — sie weiß nicht, wie sie in diese Umstände versetzt worden ist. Neun Monate nach ihrer Auferstehung vom Tode bringt sie ein gesundes Kind zur Welt. Die beleidigten Eltern rächen diese Schmach und verbannen die Unglückliche in ein Kloster.

Das Schicksal des Mönchs hatte indessen eine günstige Wendung genommen; er war der einzige Sohn geworden, durch den Tod seines Vaters zum Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, und von seinen Klostergelübden losgesprochen.

Der Zufall will, daß eine Reise ihn zum zweitenmal durch jene Stadt führt. Er kehrt in demselben Gasthofe wieder ein und denkt nichts weniger, als an die Folgen jener Nacht. Indeß lieset er in den Blicken der Bewohner dieses Hauses Züge eines mit Leid und Kummer belasteten Herzens. Er frägt nach der Ursache, und hört mit Bestürzung aus dem Munde der Eltern den Erfolg jenes verliebten Abenteuers.

Unverzüglich eilt er in das Kloster, welches die unschuldig Büßende verbirgt, findet sie weit schöner im Leben als im vermeintlichen Tode, und wählt sie mit Entzücken und freudiger Einwilligung der Eltern zu seiner Gattin. —

Den von den Agnaten über diese Geschichte, nach dem Tode aller, die daran Theil hatten, erregten Prozeß, kann man bei dem oben angeführten Pitaval nachlesen.

Folgenden im Jahr 1722 sich ereigneten Fall, wo ein Frauenzimmer einen Schlaftrunk bekommen und während der Bewußtlosigkeit geschwängert worden zu seyn vorgab, habe ich aus dem Alberti entlehnt, und theile dessen Geschichtserzählung ganz im Orginalvortrage, wie solche der medicinischen Fakultät zu Halle eingeschickt worden, mit.

Denenselben kann hierdurch nicht verhalten, was maaßen eines Königlich Preußischen Bedienten einzige Tochter allhier, die von ihren noch lebenden beiden frommen und ehrlichen Eltern zu einem gottesfürchtigen und tugendhaften Wandel von Jugend auf angeführt worden, sich selbst auch jederzeit ehrbar verhalten hat, wider alles Vermuthen am abgewichenen 7. Oktober einer jungen Tochter genesen. Ob nun wohl die bekümmerten Eltern noch vor der Niederkunft, indem die Mutter aus den Zufällen und veränderten Gestalt des Leibes etwas Widriges befürchtet hat, dieselbe auf das härteste zur Rede stellten; so hat sie doch keinen männlichen Beischlaf gestehen, noch von demselben etwas wissen wollen, also, daß die Eltern sich damit begnügen lassen, und den weitern Erfolg mit Geduld erwarten müssen, zumahlen sie sonst des kränklichen Zustands ihrer Tochter schon gewohnt gewesen, auch keine außerordentliche tumescentiam ventris, weil die Frucht dem Rücken sehr nahe gelegen, verspüret haben, der fluctus mensium auch noch nicht gänzlich ausgeblieben gewesen. Bei ihrer nunmehrigen Niederkunft aber und da die Sache am Tag gelegen, hat sie ferner, auch in Beiseyn eines Geistlichen, mit großen Betheuerungen contestirt, daß sie ihre Schwängerung nicht gewußt habe, auch bis dato nicht wisse, wie sie dazu gekommen, sondern es Gott am besten bekannt wäre, der auch ihre Unschuld an den Tag bringen würde. Als sie nun aus derer umstehend Discursen vernommen, daß Weibespersonen auch im natürlich harten Schlafe, oder auf vorher empfangenen Schlaftrunk, defloret werden könnten; so hat sie folgendes in Gegenwart des Geistlichen und derer Gerichtspersonen angegeben, ist auch in ihrer nachhero erfolgten gerichtlichen Aussage bis die Stunde dabei verblieben: nämlich, sie wäre nach Weihnachten 1721 zu einer gewissen Weibsperson, in Nähereiverrichtungen, geholet worden, und als sie des Nachmittags um 2 Uhr zu ihr gekommen, habe sie sich auf ein klein Stühlchen ohne Lehne zu ihr setzen müssen, da denn unter den gepflogenen Discursen eine mit zugegen gewesene Mannesperson, die sie dem Habit nach vor einen Officier gehalten, ihr

ein Becherglas Bier zugetrunken, solches aber nur an den Mund gesetzet, worauf sie nicht Bescheid gethan, die Frau aber habe das Glas auch ergriffen, und gesagt, daß sie doch sie nicht verachten würde, habe aber gleichergestalt das Glas nur mit dem Munde berühret, da denn das Mädchen getrunken, nicht lange hernach aber sich nicht mehr zu besinnen gewußt, wo sie sey und wie ihr geschähe. Ungefähr nach einer Stunde wäre sie wieder erwachet und hätte noch auf dem Stühlchen gesessen, die Frau aber neben ihr gestanden und sie gefraget, wie ihr denn gewesen, und was ihr zugestoßen wäre, davon sie keine Ursache anzeigen können, als daß sie, weil sie sonst öfters sich unpäßlich befunden, einer Ohnmacht zugeschrieben, und immittelst circa genitalia und an dem ganzen Leibe einige Schmerzen und Mattigkeit gefühlet, die vorige Mannsperson aber nicht mehr in der Stube gesehen habe. Worauf sie nach Hause gegangen und gemerket, daß sie über 2 Stunden aussen gewesen, von dem Zufalle aber hat sie ihren Eltern nichts gemeldet, indem sie selbigen eines Theils vor etwas natürliches gehalten und andern Theils ihre damals krankgelegene Mutter nicht erschrecken wollen. Und ist das Mädchen zur selben Zeit 15¼ Jahr alt, dabei aber schon völlig erwachsen gewesen. Sobald nunmehro diese Umstände gerichtlich gerüget worden, so hat die Weibsperson, auf welche die deflorata oberzähltermaaßen einen Verdacht geworfen, freiwillig, und ohne daß man sie zur Verantwortung gezogen hätte, mit verschiedenen Deductionibus im Judicio sich gemeldet, das referirte ganze Faktum mit allen angegebenen Umständen geläugnet, und dabei auszuführen sich bemühet, daß 1) eine defloratio et conceptio virginis dormientis et in sella sedentis unmöglich wäre, noch weniger 2) ein solcher Trank zu präpariren sey, davon einer alsobald einschlafen und in einer Stunde auch wieder erwachen könnte, und will deshalben wegen des imputirten Lenocinii Satisfaktion haben. Allein was den ersten Punkt anbelangt, da ist wohl nicht zu läugnen, daß eine Weibsperson auch sola affrictione penis seminisque aspersione ad orificium matris externum, absque singulari tactu

et agnitione stupratoris concipiren könne, weil dergleichen Impraegnatio nicht allein recentiorum Medicorum hypothesibus et rationi gemäß ist, sondern auch durch viele Observationes confirmiret wird, Cons.

Quoad 2) Hingegen hat einiger Zweifel entstehen wollen, als ein präparirter Trank in dem menschlichen Körper so eine geschwinde Operation thun, und auch in Zeit von einer Stunde dessen Effekt wieder cessiren könne. Ich finde aber in des Herrn von Mandelslo morgenländischen Reisebeschreibung Lib. II. c. 7., daß es in Ostindien und insonderheit um die Stadt Goa, ein Kraut und Saamen gebe, Dutroa oder Datura genannt, welchen die unzüchtigen Weiber in Goa in Confekturen, Speise oder Trank ihren Männern beibrächten, und sie dadurch alsbald ihrer Sinne beraubten, auf solche Weise aber in deren Gegenwart mit andern Mannspersonen Unzucht treiben, und wenn sie ihre Männer also mit offnen Augen, oder schlafend genug behörnert, gäben sie sie nach ihrem Belieben denenselben ihren vollkommenen Verstand wieder, mit Netzung etlicher Oerter ihres Leibes, da denn dieselben nach der Ermunterung nicht anders wüßten, als daß sie etwa einen süßen Mittagsschlaf gehalten hätten. Und bei solcher Beschaffenheit könnten die Frauen ihre Sachen weit sicherer verrichten, als wenn etwa die Männer aus dem Hause. Die Relation hat mich bewogen, in einigen Gärten hiesigen Orts mich nach diesem Saamen zu erkundigen, da ich denn so viel erfahren, daß ein vor kurzer Zeit allhier verstorbener Kunstgärtner, der in Ostindien gewesen, denselben mit anher gebracht, und auch hiesigen Orts in großer Menge fortgepflanzt habe, maaßen ich denn von dem Kraut und Saamen etwas bekommen und zur Probe hierher gefügt habe.

An meine hochgeehrtesten Herren ergehet demnach mein dienstergebenstes Bitten, sie wollen, über obangezogene Medicorum Opinion mir auch dero selbst ein eigenes Sentiment, und zwar weil periculum in mora, unmaaßgeblich auf das baldeste ertheilen,

1) Ob eine Jungfrau im Schlafe, und auf einem Stuhle sitzend geschwängert werden könne; wiewohl die jetzige

auch nach dem schädlichen Tranke kann in ein Bette geleget, und nach vollbrachter That wieder in vorige Positur gesetzt worden seyn?

2) Ob die Relation von dem Saamen Datura in der Physik und Medicin gegründet, und dessen geschwinde Operation möglich sey?

3) Ob der mit dem Kraute hierbei kommende Saamen von der beschriebenen Art, und dessen Wirkung etwa an einem Thiere probiret werden könne? Und weil

4) die Deflorata seit der Conception sich kränklicher, als sonst, befunden, auch von der Niederkunft an, bis diese Stunde, täglich ein bis zweimal mit einer starken Epilepsie befallen wird, ob solches nicht ein Rest von dem Effecte des bekommenen Tranks seyn möchte, und wie diesem Malo gänzlich abgeholfen werden könne? rc.

Auf diesen Bericht entschied die medicinische Fakultät zu Halle folgendes:

Ad 1) Es könne eine Jungfrau auf einem Stuhle, der eine Lehne habe, denn auf einem Stuhl ohne Lehne werde die Hülfe eines Dritten erfordert, defloriret und geschwängert werden, wenn sie sich in einem natürlichen tiefen Schlaf befände, und noch leichter, wenn ihr ein Schlaftrunk beigebracht, oder dieselbe in ein Bette gelegt worden, und zwar, weil viele Autoritäten vorhanden, und dergleichen in einen so tiefen Schlaf versunkene Personen nach dem Plato den Wahnsinnigen oder Todten gleich zu achten wären. (??)

Ad 2) Wird nicht nur bejaht, daß die Datura nicht allein alle die angegebene Wirkungen hervorbringen könne, sondern auch behauptet, daß sie im gegenwärtigen Falle gebraucht worden, weil die Deflorirte und Geschwängerte Schmerzen an den Geschlechtstheilen und Mattigkeit am Leibe verspürt habe.

Ad 3) Wird geantwortet, daß der überschickte Saamen eine Art von narkotischer Pflanze sey, von deren Wirkungen bei Menschen man aber nicht auf die bei Thieren schließen könne.

Ad 4) Wird bemerkt, daß die Epilepsie nicht schlech-

terdings von diesem Tranke herzuleiten sey, da die empfangene Dosis nur schwach gewesen, auch weil von der Datura dergleichen nicht hervorgebracht werde, und die Epilepsie nicht gleich nach dem Tranke entstanden sey, so könne dies um so mehr der Geburt zugeschrieben werden, da die Person noch jung und von schwacher Leibesbeschaffenheit sey; wegen der anzuwendenden Heilmittel könne man ohne nähere Umstände von der Patientin nichts bestimmen.

Meine Leser werden leicht diese Fälle und den Werth des Fakultäts-Gutachten nach den vorhergehenden Grundsätzen gehörig würdigen und beurtheilen können.

Ich beschließe diese Kasuistik mit einer Frage, die nicht vor den Richterstuhl der Aerzte gehört, über die sich aber die Rechtsgelehrten gar gewaltig herumgezankt haben. Ihr Gegenstand ist: ob ein vorhin genothzüchtigtes Frauenzimmer das Recht habe, an ihrem Hochzeittage den Brautkranz zu tragen? Es gibt nämlich eben so viel Rechtsgelehrte, die dieses bejahen, als solche, die es verneinen. Jene führen für ihre Meinung an, daß der Brautkranz ein Zeichen der moralischen Jungfrauschaft wäre, diese hingegen wollen ihn für ein Zeichen der physischen Jungfrauschaft gehalten wissen, und setzen noch hinzu, daß wenn dieses sich nicht so verhielte, auch Wittwen bei ihrer zweiten Verheirathung einen Kranz tragen könnten; einige von diesen haben der Genothzüchtigten, gegen die Versagung des Brautkranzes, die Bezahlung desselben zugesprochen.

Man sieht auf den ersten Blick, daß nach diesen beiden etwas ungereimten Bestimmungen über das Recht der Brautkrone nichts entschieden werden kann, da weder die moralische noch physische Jungfrauschaft eines strengen gerichtlichen Beweises fähig ist, und wenn dieses auch wäre, so würde man doch über ein unwichtiges Ceremoniel, wobei die Rechte eines Dritten nicht sehr interessirt seyn können, eine solche der weiblichen Delikatesse so nahe tretende Untersuchung durchaus nicht veranlassen dürfen. Vielmehr gibt es eine dritte Jungfrauschaft, nämlich eine bürgerliche, die darin besteht,

daß ein Frauenzimmer so lange für Jungfer gehalten werden muß, bis das bürgerliche Gesetz ihr diese Eigenschaft abspricht. Dieses geschieht in den bürgerlichen Gesetzen zwar in Ansehung der Wittwen, aber nirgends in Ansehung der Genothzüchtigten, denen die an ihnen wider Willen verübte That keineswegs als ein Verbrechen angerechnet werden, und daraus also auch kein Verlust ihrer persönlichen Rechte entstehen kann. Mithin darf einer Genothzüchtigten die Ehre des Brautkranzes an ihrem Hochzeittage nicht versagt werden. Wie aber, wenn die Genothzüchtigte schwanger ist? In diesem Fall, meint Stryck, könne man, zur Vermeidung des Anstoßes, der Genothzüchtigten das Führen der Brautkrone nicht erlauben.

Moralische Jungfrauschaft.

Der Professor Walter sen. macht folgenden Unterschied zwischen einer physischen und moralischen Jungfer. „In einer physischen Jungfer, sagt er, muß das Jungfernhäutchen unverletzt, und der äußere Muttermund muß mit einem runden, konisch zusammenlaufenden und elastischen Umkreis umgeben seyn, und die Querspalte muß vollkommen glatt und zu beiden Seiten nicht eingedrückt seyn, noch kleine Risse haben. Eine Jungfer im moralischen Verstande ist diejenige, welche in einem beständigen (?) Stande der physischen Jungfrauschaft zu beharren wünschet, und die folglich nicht gestattet, daß durch einen Beischlaf, oder durch selbst vorgenommene äußere oder innere Reizung eine Verletzung des Jungfernhäutchens und des Muttermundes geschehe."

Aus dieser Beschreibung der physischen Jungfrauschaft folgert Hr. Prof. Walter: Ein Mädchen könne den Beischlaf in aller Form (also unzähligemal) vollbringen, und dabei, wenn nur das Hymen nicht zerrissen würde, oder ein reifes Kind, ein Mondkalb, ein unbefruchtetes Eichen nicht durch den Muttermund gegangen,

und dessen vollkommene Beschaffenheit verändert habe, immer eine reine Jungfer im physischen, aber nicht im moralischen Verstande bleiben. Wer sieht diese ziemlich ungereimte Behauptung nicht ein! — Eben so vag und unbestimmt ist diese Definition einer moralischen Jungfer; denn kann nicht ein Frauenzimmer, ohne den Beischlaf zu celebriren und ohne den Wunsch aufzugeben, in einem beständigen Zustande der physischen Jungferschaft zu beharren, die wollüstigsten Handlungen mit Mannspersonen unternehmen! Wer würde aber wohl ein solches Mädchen eine moralische Jungfer nennen? —

Vielmehr gehört zu einer physischen Jungfer, daß ihre Geschlechtstheile nicht nur unverletzt sind, sondern daß sie auch nie durch irgend eine Handlung den Geschlechtstrieb befriedigt oder gereizt habe. Die moralische Jungfrauschaft hat nichts mit der Beschaffenheit der Geschlechtstheile zu thun, sie besteht in der ununterbrochenen Gesinnung eines Frauenzimmers, den Geschlechtstrieb bei sich und andern nie zweckwidrig zu reizen.

Es kann ein Mädchen daher im moralischen Verstande Jungfer seyn und doch ihre Jungferschaft im physischen Verstande verloren haben. Innere Krankheiten und äußere Gewaltthätigkeiten können, ohne den Willen eines Mädchen, die Integrität seiner Geschlechtstheile verletzen, dahin gehören z. B. Vorfälle der Mutterscheide, fleischartige Gewächse in der Gebärmutter und Mutterscheide, Geschwüre, krebsartige Auswüchse ꝛc.; ferner Nothzüchtigung, ein unglücklicher Fall; in allen diesen Fällen wird einer Person die moralische Jungfrauschaft nicht abgesprochen werden können. Hieraus folgt nun auch, daß, wenn alle diese gewaltsame Veränderungen an den Geschlechtstheilen eines Mädchens nicht geschehen sind, eine moralische Jungfrau allemal eine physische Jungfrau seyn müsse; umkehren kann man aber diesen Satz nicht und sagen: eine physische Jungfer muß auch eine moralische seyn.

Ein Frauenzimmer, das die erforderlichen physischen und moralischen Eigenschaften einer Jungfrau besitzt, d. h. deren Geschlechtstheile unverletzt sind, die noch nie

auf irgend eine Weise dem Geschlechtsreize geopfert hat, noch gesonnen ist, solchen auf eine zweckwidrige Art zu befriedigen, wird daher nur den Namen einer vollkommenen, reinen Jungfrau verdienen.

Was man unter einer bürgerlichen Jungfer zu verstehen habe, ist bereits (S. 64) gesagt worden. Ein jedes Frauenzimmer darf so lange auf die Rechte einer bürgerlichen Jungfer Anspruch machen, als nicht bewiesen ist, daß sie solche durch Hurerei oder Schwangerschaft verscherzt habe.

Von der Jungfrauschaft, im objectiven Sinne genommen, nämlich von der religiösen und kanonischen Jungfrauschaft der Klosterfrauen ꝛc., wird weiter unten geredet werden.

Zweiter Abschnitt.

Ueber das Recht des Bräutigams, von seiner Braut eine unverletzte Jungfrauschaft zu fordern.

Bekanntlich haben wir kein einziges positives Gesetz, welches den jungen Ehemann berechtigt, beim Vermissen der Zeichen der Jungfrauschaft seiner Frau auf Ehescheidung zu klagen. Der Mangel eines solchen Rechts rührt, wie Michaelis*) sehr richtig bemerkt, aus der Art her, wie unser heutiges Eherecht entstanden ist, das heißt, aus der sonderbaren Vermischung der Moral Christi mit den römischen Gesetzen. Jener christliche Gesetzgeber erlaubte einem Manne, seiner Frau wegen Hurerei einen Scheidebrief zu geben. Er verstand unter dem Worte Hurerei nicht blos die Unzucht, welche während des Ehestandes, sondern auch die, welche vor demselben begangen worden. Das Wort selbst zeigt dieses an. Christus bedient sich nicht des Worts Ehebruch, sondern des allgemeinern Ausdrucks, *πόρνεια*, Unzucht oder Hurerei. Da nun nach Mosis Gesetzen der Bräutigam seine Braut, bei der er das bestimmte Zeichen der Jungfrauschaft, die Kruentation, nicht fand, für eine Hure zu halten berechtiget war, und sie gar, wenn er strenge verfahren wollte, peinlich und auf die Steinigung anklagen konnte; so ist klar, daß ein Jude (denn andere Zuhörer als Juden hatte Christus nicht) ihn nicht an-

*) Mosaisches Recht, Th. 2. S. 158.

ders verstehen konnte, als: „wenn ein Mann glaubt,
„daß seine Frau entweder vor der Ehe Unzucht getrie-
„ben und ihn bei Schließung der Ehe betrogen, oder
„daß sie nachher die eheliche Treue gebrochen habe, und
„er will sie nicht deshalb bei der Obrigkeit anklagen und
„in Lebensstrafe bringen, sondern lieber in der Stille
„von sich lassen, so ist es nicht blos bürgerlich, sondern
„auch vor Gott und nach dem Gewissen erlaubt, die
„Ehe zu trennen und der Frau einen Scheidebrief zu
„geben. Dies ist also auch in dem Fall erlaubt und vor
„dem Richterstuhle Gottes und des Gewissens Recht,
„wenn der Bräutigam in der ersten Nacht den Beischlaf
„vollzogen und keine Zeichen der Jungfrauschaft bei sei-
„ner Braut gefunden hat; weil er sie alsdann nach der
„Stimme der Natur und des mosaischen Gesetzes für eine
„unkeusche Person halten muß, und in seinem ganzen
„Leben niemals von dem Gegentheil vergewissert wer-
„den kann."

Hätte man also das Eherecht der Christen nach dieser strengen Moral Christi einrichten wollen, so hätte man dem Ehemanne, der seine Braut in der ersten Nacht nicht Jungfer fand, erlauben müssen, sich von ihr sogleich zu scheiden.

Würde man, bürgerlicher Ordnung wegen, keine Ehescheidung in der Stille ohne Erkenntniß der Obrigkeit haben zulassen und dem Betruge lasterhafter Mannspersonen so viel als möglich vorbeugen, auch das Schicksal der unglücklichen Frauensperson so erträglich als irgend die Billigkeit es erlaubt, machen wollen; so hätte man verordnen können:

1) „Daß der junge Mann, wenn er sich wegen dieser „Ursache von seiner Frau scheiden wollte, die Anzeige „davon innerhalb einer bestimmten Zeit, z. E. höchstens in einer Woche nach dem Hochzeitabend, auf „eine zuverläßige und bestimmte Weise thun, auch „nachher der Frau nicht ferner beiwohnen müsse."

2) „Daß er alsdann seine Klage bei der Obrigkeit an„bringen, und, statt des Beweises, — denn er würde „sich bei uns nicht auf hebräische Art führen lassen, — „schwören müsse: a) daß der Beischlaf von ihm nicht

„blos versucht, sondern wirklich vollzogen sey; b) daß „er nach demselben Zeichen der Jungfrauschaft ge„sucht habe, aber keine finden können; c) daß er „selbst nie vorher mit der Braut zu thun gehabt, und „sie weder durch Beiwohnen, noch auf eine andere „Art, die das Hymen verletzen könnte, berührt habe."

3) „Daß dieser Eid nur dazu gelten solle, die Ehescheidung zu bewirken, im geringsten aber nicht, der Ge„schiedenen einen Schandfleck anzuhängen, oder sie für „schuldig zu erklären. Ihr Mann ist nicht genöthi„get, sie zu behalten; allein das ganze dabei nicht „interessirte Publikum muß sie so betrachten, als wenn „die ganze Lehre von den Zeichen der Jungfrauschaft „ungewiß wäre."

Allein statt so zu handeln, hat man zwei ganz verschiedene Dinge, die Moral Christi, die unter den Juden gelehrt wurde und nach dem mosaischen Gesetz zu verstehen war, mit dem römischen Gesetz, das keine Zeichen der Jungfrauschaft kennt, auf eine sehr unbillige Art vermischt, und die Ehescheidung verboten, wenn auch gleich der Bräutigam die Braut nicht Jungfer findet, ja wenn er überdies bei dem ersten Beischlafe noch stärkere physische Zeichen, nicht blos davon, daß die Braut nicht Jungfer sey, sondern daß sie den Beischlaf sehr oft mit Mannspersonen vollzogen habe, finden sollte. Auf diese Weise ist aus der vernünftigen und billigen Moral Christi ein sehr unbilliges Eherecht entstanden, das den jungen Mann nöthiget, seine Frau, von deren Treue er sich zeitlebens nicht auf eine wahrscheinliche Weise versichern kann, ganz wider die Absicht Christi und wider den wesentlichen Zweck des Ehestandes zu behalten, und Kinder zu erziehen, denen er vielleicht nie die eigentliche väterliche Liebe schenken kann. Zugleich hat dieses, aus einer falsch verstandenen Moral genommene Eherecht, einen sehr schädlichen Einfluß auf die Sitten, die die christliche Religion bessern wollte und sollte, und nun zu ihrer Verschlimmerung beitragen muß. Es ist sehr begreiflich, daß die Sitten des andern Geschlechts mit der Zeit schlechter werden müssen, wenn der Bräutigam kein Recht hat, über die ver-

mißten Zeichen der Jungfrauschaft ernsthafte Reflexionen anzustellen. Da hingegen, wo eine nicht Jungfer gefundene Braut zurückgeschickt werden kann, die Mütter die Keuschheit ihrer Töchter und die Töchter selbst sich in Acht nehmen werden.

Nach den Begriffen aller kultivirten Nationen ist ein wichtiges Interesse mit der weiblichen Keuschheit verbunden. Da der Zweck der Ehe, Zeugung und Erziehung neuer Menschen, eine dauerhafte Verbindung, eine freiwillige Uebernehmung beträchtlicher Kosten und Beschwerlichkeiten voraussetzt; so mußte der Gatte, auf dessen Schultern diese Last am meisten drückt, zu seiner Entschädigung die gerechtesten Ansprüche auf die Versicherung haben, daß die Kinder sein eigen gehören, weil auch ohne diese Versicherung er sich nie der alles überwindenden Liebe und Zärtlichkeit gegen dieselbe wird überlassen können. Wie soll er aber nun zu dieser Sicherheit gelangen? Auf seiner Seite ist es äußerst schwer, und auf Seiten seiner Frau, in so fern man die weibliche Keuschheit durch Strafen, die ohne gesetzmäßigen Beweis des Verbrechens nicht angewendet werden können, erzwingen wollte, — unmöglich. Das männliche Geschlecht fand vielmehr ein anderes Mittel, und setzte auf den Verlust der weiblichen Keuschheit die Strafe eines schlechten Rufs und einer gebrandmarkten Ehre. Man prägte dem weiblichen Geschlechte denjenigen hohen Grad von Schamhaftigkeit ein, der jede andere mit ihren sonstigen ungerechten Handlungen verknüpfte Schamhaftigkeit bei weitem übertrifft; man machte diesen instinktartigen Trieb bei dem feiner organisirten Geschlechte so mächtig, daß schon bei der ersten Annäherung einer sinnlichen Lust, bei Ausdrücken, Stellungen und dergl. Freiheiten, die auf die Keuschheit unmittelbaren Bezug haben, dieses Geschlecht mit Abscheu erfüllt wird.

Durch diese conventionelle Bestimmung des weiblichen Point d'Honneur hat nun zwar das männliche Geschlecht seine Absicht auf eine gewisse Art erreicht, aber bei weitem noch nicht in dem Maaße, daß dadurch der weiblichen Keuschheit eine unüberwindliche Wache gesetzt wäre. Je leichter der Hang zum sinnlichen Vergnügen in dem

schönen Geschlechte aufgeregt wird, und je stärker die Versuchung bei demselben zur Befriedigung der Liebe ist, desto gewisser ist es auch, daß es alle feinen Künste der Verstellung aufbieten werde, Mittel zu finden, seinen guten Ruf zu sichern. Was kann also dem Mann für die Reinigkeit des Mädchens bürgen, an welches er auf ewig das Glück seines Lebens zu fesseln wünscht! Die Natur selbst weist ihn auf eine Prüfung hin, die, an sich betrachtet, niemals trügen kann.

Die Natur selbst mußte also das männliche Geschlecht in seinen gerechten Forderungen unterstützen, und in dem organischen Bau der weiblichen Geschlechtstheile die Zeichen einer unbefleckten, und noch deutlicher, die einer befleckten Keuschheit zu erkennen geben. Nach den oben angeführten Untersuchungen der Physiologen ist das Hymen, in Verbindung mit den übrigen Geschlechtstheilen, zu keinem besondern physischen Nutzen bestimmt. Dieses läßt sich auch aus dem Umstande beweisen, daß, wenn dasselbe einen physischen Nutzen haben könnte, es an den weiblichen Zeugungstheilen der Thiere, die doch übrigens mit den menschlichen Theilen eine gleiche Beschaffenheit haben, gewiß nicht fehlen würde. Die Natur müßte also etwas Ueberflüssiges und Zweckloses in jenem körperlichen Bau angeordnet haben, oder es muß ein anderer als physischer Nutzen dabei zum Grunde liegen. Das erstere ist nach der weisen Oekonomie der Natur nicht denkbar; es muß also das zweite nothwendig seyn. Wenn dieses aber nicht nur in diesem Betracht nothwendig ist, sondern auch aus den oben und hier angeführten Gründen auf die Wirklichkeit dieses Falls geschlossen werden kann; so kann man mit Zuverläßigkeit behaupten, daß die Natur dem männlichen Geschlechte, vermittelst jener organischen Bildung der weiblichen Geschlechtstheile, von dem hohen Werthe der weiblichen Keuschheit einen entscheidenden Beweis geben wollte. —

Es ist bekannt, daß die Natur zuweilen von ihrer Richtschnur abweicht und Monstrositäten hervorbringt, die bald ein Glied zu viel, bald eines zu wenig &c. haben. Eben so möglich ist es auch, wie oben aus der

Erfahrung gezeigt worden, daß auch das Hymen von der Geburt an fehlen, und daß solches ferner ohne Beischlaf auf mancherlei Art zerstört werden könne. Allein wie ausserordentlich selten ist nicht der erste Fall, und wie ungewöhnlich ist das Ereigniß, daß eine Jungfrau, ohne ihre Schuld des jungfräulichen Zustandes verlustig wird.

Bei einem jeden ehelichen Vertrag wird der Bräutigam die wesentliche Bedingung voraussetzen, daß seine Braut sich noch nie einer andern Mannsperson zum Genuß der Geschlechtsliebe überlassen hat, es sey denn, derselbe habe sich dieser Bedingung ausdrücklich, oder stillschweigend, wenn ihm die Defloration seiner Braut bekannt ist, begeben. Wird hingegen der verletzte jungfräuliche Zustand, als eine Conditio sine qua non, verschwiegen, so ist er durch Betrug zu einem Vertrag verleitet worden, den er augenblicklich aufzuheben und seine Braut zurückzuschicken berechtiget ist, denn er hat weder eine Person mit einem Naturfehler, noch eine mit oder ohne ihre Schuld Verunglückte heirathen wollen, man hat ihm vorsetzlich ein Ge- -oder Verbrechen verheimlicht. Dem eigenen Zeugnisse des Frauenzimmers wird er nie trauen können, sie mag ihm den Verlust ihrer Jungferschaft auf die unschuldigste Art vorbilden, und es wird ihm unmöglich seyn, sich von ihrer vorigen Keuschheit eben so wenig, als von ihrer künftigen Treue und dem Antheile an seinen Kindern überreden zu können.

Wenn man die äußerst seltnen Fälle, daß ein Mädchen durch Manustupration sich sehr merkliche Spuren der Defloration zuzieht, ausnimmt, so gibt es gewiß unter hundert tausend zu früh dehymenirten Jungfern nur Eine, die es nicht durch männlichen Beischlaf ist. Das Verhältniß zwischen hundert tausend betrogenen Ehemännern und einer Einzigen unschuldig Zurückgeschickten ist zu ungleich, als daß man das Recht des Zurückschickens für unbillig erklären könnte.

Und wenn sich die devirginirte Braut im Falle der Selbstbefleckung befindet, was hat wohl der Ehemann von einer Gattin, von einer Mutter, die auf eine solche

schönen Geschlechte aufgeregt wird, und je stärker die Versuchung bei demselben zur Befriedigung der Liebe ist, desto gewisser ist es auch, daß es alle seinen Künste der Verstellung aufbieten werde, Mittel zu finden, seinen guten Ruf zu sichern. Was kann also dem Mann für die Reinigkeit des Mädchens bürgen, an welches er auf ewig das Glück seines Lebens zu fesseln wünscht! Die Natur selbst weist ihn auf eine Prüfung hin, die, an sich betrachtet, niemals trügen kann.

Die Natur selbst mußte also das männliche Geschlecht in seinen gerechten Forderungen unterstützen, und in dem organischen Bau der weiblichen Geschlechtstheile die Zeichen einer unbefleckten, und noch deutlicher, die einer befleckten Keuschheit zu erkennen geben. Nach den oben angeführten Untersuchungen der Physiologen ist das Hymen, in Verbindung mit den übrigen Geschlechtstheilen, zu keinem besondern physischen Nutzen bestimmt. Dieses läßt sich auch aus dem Umstande beweisen, daß, wenn dasselbe einen physischen Nutzen haben könnte, es an den weiblichen Zeugungstheilen der Thiere, die doch übrigens mit den menschlichen Theilen eine gleiche Beschaffenheit haben, gewiß nicht fehlen würde. Die Natur müßte also etwas Ueberflüssiges und Zweckloses in jenem körperlichen Bau angeordnet haben, oder es muß ein anderer als physischer Nutzen dabei zum Grunde liegen. Das erstere ist nach der weisen Oekonomie der Natur nicht denkbar; es muß also das zweite nothwendig seyn. Wenn dieses aber nicht nur in diesem Betracht nothwendig ist, sondern auch aus den oben und hier angeführten Gründen auf die Wirklichkeit dieses Falls geschlossen werden kann; so kann man mit Zuverläßigkeit behaupten, daß die Natur dem männlichen Geschlechte, vermittelst jener organischen Bildung der weiblichen Geschlechtstheile, von dem hohen Werthe der weiblichen Keuschheit einen entscheidenden Beweis geben wollte. —

Es ist bekannt, daß die Natur zuweilen von ihrer Richtschnur abweicht und Monstrositäten hervorbringt, die bald ein Glied zu viel, bald eines zu wenig rc. haben. Eben so möglich ist es auch, wie oben aus der

Erfahrung gezeigt worden, daß auch das Hymen von der Geburt an fehlen, und daß solches ferner ohne Beischlaf auf mancherlei Art zerstört werden könne. Allein wie ausserordentlich selten ist nicht der erste Fall, und wie ungewöhnlich ist das Ereigniß, daß eine Jungfrau, ohne ihre Schuld des jungfräulichen Zustandes verlustig wird.

Bei einem jeden ehelichen Vertrag wird der Bräutigam die wesentliche Bedingung voraussetzen, daß seine Braut sich noch nie einer andern Mannsperson zum Genuß der Geschlechtsliebe überlassen hat, es sey denn, derselbe habe sich dieser Bedingung ausdrücklich, oder stillschweigend, wenn ihm die Defloration seiner Braut bekannt ist, begeben. Wird hingegen der verletzte jungfräuliche Zustand, als eine Conditio sine qua non, verschwiegen, so ist er durch Betrug zu einem Vertrag verleitet worden, den er augenblicklich aufzuheben und seine Braut zurückzuschicken berechtiget ist, denn er hat weder eine Person mit einem Naturfehler, noch eine mit oder ohne ihre Schuld Verunglückte heirathen wollen, man hat ihm vorsetzlich ein Ge- -oder Verbrechen verheimlicht. Dem eigenen Zeugnisse des Frauenzimmers wird er nie trauen können, sie mag ihm den Verlust ihrer Jungferschaft auf die unschuldigste Art vorbilden, und es wird ihm unmöglich seyn, sich von ihrer vorigen Keuschheit eben so wenig, als von ihrer künftigen Treue und dem Antheile an seinen Kindern überreden zu können.

Wenn man die äußerst seltnen Fälle, daß ein Mädchen durch Manustupration sich sehr merkliche Spuren der Defloration zuzieht, ausnimmt, so gibt es gewiß unter hundert tausend zu früh dehymenirten Jungfern nur Eine, die es nicht durch männlichen Beischlaf ist. Das Verhältniß zwischen hundert tausend betrogenen Ehemännern und einer Einzigen unschuldig Zurückgeschickten ist zu ungleich, als daß man das Recht des Zurückschickens für unbillig erklären könnte.

Und wenn sich die devirginirte Braut im Falle der Selbstbefleckung befindet, was hat wohl der Ehemann von einer Gattin, von einer Mutter, die auf eine solche

Art die Kräfte ihres Körpers zerstört hat, zu erwarten! Sie befriedigte ihren Geschlechtstrieb auf eine noch zweckwidrigere Art, als durch unehelichen Beischlaf; sie ist daher nach dem Sittengesetz als Onanitin noch strafbarer, und sie hat sich selbst die Schuld beizumessen, daß sie der Mann nicht behalten will.

Der Einfluß eines solchen Rechts auf die Reinigkeit der Sitten des weiblichen Geschlechts ist eben so gewiß als wichtig. Die Eltern und besonders die Mütter würden nicht nur ihre Aufmerksamkeit auf die Erziehung der Töchter, auf ihren Umgang mit Mannspersonen verdoppeln, sondern sie auch nach Umständen frühzeitig vor jenen heimlichen Jugendsünden auf eine kluge Art warnen*), und ihnen solche nicht nur als das größte Vergehen gegen sich selbst, sondern auch gegen ihren künftigen Gatten vorstellen, der, sobald er nur wolle, jenes für sie so nachtheilige Recht werde ausüben können.

Aber würde nicht auch das Recht, Zeichen der Jungfrauschaft zu fordern, ein starkes Gegenmittel gegen den Kindermord seyn? — Es ist klar, die jetzt so häufig zum Kindermord verleitende Schande und der Verlust aller guten Aussichten einer künftigen Ehe steht, wo sie nicht stehen sollte, blos auf dem guten Theile des Vergehens, der Fruchtbarkeit des Beischlafs und Vermehrung des menschlichen Geschlechts, nicht auf dem Vergehen selbst; und das ist natürlicher Weise die Ursache des häufigen Kindermords und der noch häufigern Abtreibung der Frucht. Nach jenem natürlichen Rechte steht sie hingegen auf der Unzucht selbst, und kann durch nichts abgewandt werden, als durch ein Geständniß des Vergehens an den Freier vor Ertheilung des Jaworts, und durch seine vielleicht erhaltene Erlassung, in was für Ausdrücken diese denn auch geschehe, oder unter was für Bedingungen sie gegeben werde. Welche zu Falle gekommene dies weiß, wird gewiß ihr Kind nicht ermorden, und welche Jungfer es

*) Salzmanns, Oests, Villaum's, Vogels u. a. Schriften über diesen Gegenstand können Vätern und Müttern, Erziehern und Erzieherinnen als eine der wichtigsten Lektüre nicht genug empfohlen werden.

früh genug von ihrer Mutter gehört hat, wird die stärksten Bewegungsgründe haben, sich nicht nur vor Hurerei, sondern auch vor jenen heimlichen Sünden zu hüten, über die jetzt die Aerzte in Deutschland so sehr klagen.

Die Einwendung übrigens, „der Mann könne doch betrogen und die Zeichen der Jungfrauschaft könnten erkünstelt werden," — eine Sache, die Niemand leugnen wird, — ist ohngefähr so zu betrachten, als wenn man die Klage des Diebstahls abschaffen wollte, weil ja doch jemand bestohlen werden kann, ohne es zu merken und den Thäter zu wissen, oder ohne es beweisen zu können, und weil denn das Recht der Klage keinen Nutzen schafft. Eben so wenig ist es ein Einwurf, daß viele Männer von ihrem Rechte keinen Gebrauch machen und ihm gern entsagen würden. Dies geschieht auch in Asien und Afrika, aber darum ist dem sein Recht nicht genommen, der es ausüben will.

Dritter Abschnitt.

Begriffe verschiedener Völker v
Werthe der physischen Jung=
frauschaft.

Nationen, welche sichtbare Zeichen der Jung
schaft von ihren Bräuten forderten.

Nicht nur die alten und neuen großen morgen
schen Völkerschaften, sondern auch alle übrige Na
slavischen Ursprungs sind von den ältesten
her auf die jungfräuliche Unbeflecktheit aufmerksa
wesen, haben auf sichtbare Zeichen gedrungen, und
Mangel theils an den Bräuten mit der grausa
Strenge, theils an den Eltern und selbst dem B
gam geahndet. Dies geschieht noch heutiges Tag
vielen Nationen. Unter den ältesten hierher geh
Völkern sind

Die Ebräer

am merkwürdigsten. Der Gesetzgeber Moses hat
schönen Hälfte seines Volks einen äußerst schweren
aufgelegt. Die Töchter waren in dem Innern der
nung verschlossen, schliefen bei ihren Müttern, ode
ren den Augen besonderer Aufseherinnen anvertraut
durften nicht anders als mit einem Schleier u
Haupt, einem feinen aus Seide gewirkten Netz üb
Gesicht, und einem den ganzen Leib verhüllenden

von ihren Wächterinnen begleitet, ausgehen. Gewöhnlich hatten sie nur zur Zeit der Weinlese diese Freiheit. Hier durften sie sich den lüsternen Jünglingen zeigen und denselben zurufen: Jüngling, hebe deine Augen auf und siehe, welche du erwählen wollest. Siehe nicht nach der Schönheit; denn sie ist vergänglich; aber diese, die Gott fürchtet, soll man loben.

Die außerordentliche Sorgfalt, welche die Juden auf die Erhaltung der Unschuld und Keuschheit ihrer Töchter wendeten, geschah nicht allein der Moralität, sondern auch ihrer strengen Eherechte wegen.

Eine verführte Dirne war zwar nach den Gesetzen Moses nicht nur von aller bürgerlichen Strafe befreit, sondern auch berechtigt, von ihrem Verführer die Ehe zu fordern. Er sagt ausdrücklich *): „wer eine Jungfrau verführt und sie beschläft, der soll sie heirathen „und ihr eine Morgengabe geben; weigert sich aber der „Vater, sie ihm zu geben, so soll er doch so viel dem „Vater bezahlen, als einer Jungfrau zur Morgengabe „gebühret." Hatte der Verführer bei der Entehrung Gewalt gebraucht, so trat eben dieses Gesetz ein, jedoch mit dem Zusatz, daß der Verführer fünfzig Seckel Silbers, die höchste Summe des Preises, um den die Bräute verkauft wurden, dem Vater erlegen mußte, und überdieß das Recht der Ehescheidung auf immer verlor **).

Man denke nicht, daß dieses Gesetz auf die Sitten der schönen Israelitinnen einen verderblichen Einfluß gehabt habe. Es ward diesem auf indirecte Art vorgebeugt, nämlich durch das Gesetz, daß eine jede Braut, die sich fälschlich für eine unberührte Jungfer ausgab, von dem jungen Ehemanne zurückgeschickt, und hierauf zur Steinigung verurtheilt werden konnte.

Die Formalien, unter denen diese Zurückschickung geschehen mußte, waren folgendermaßen vorgeschrieben ***): „wenn Jemand ein Weib nimmt und wird ihr gram, „wenn er sie beschlafen hat, und legt ihr was Schänd-

*) 2. B. Mos. XXII. 16. 17.
**) 5. B. Mos. XXII. 28. 29.
***) 5 B. Mos. XXII. 13—21.

„liches auf, und bringt ein böses Geschrei über sie
„und spricht: dies Weib hab ich genommen, und i
„mich zu ihr thät, fand ich sie nicht Jungfrau: s
„der Vater und Mutter der Dirne sie nehmen, un
„die Aeltesten der Stadt in dem Thor hervorbringe
„Dirne Jungfrauschaft. Und der Dirne Mutter s
„den Aeltesten sagen: Ich habe diesem Manne
„Tochter zum Weibe gegeben, nun ist er ihr gram
„den und legt ein schändlich Ding auf sie und sp
„ich habe deine Tochter nicht Jungfrau gefunden;
„ist die Jungfrauschaft meiner Tochter. Und solle
„Kleider vor den Aeltesten der Stadt ausbreiten. So
„die Aeltesten den Mann nehmen und züchtigen und um
„dert Seckel Silbers büßen, und dieselben der Dirnen
„geben, darum, daß er eine Jungfrau in Israel be
„tiget hat: und soll sie zum Weibe haben, daß
„sein Lebenlang nicht lassen möge. Ists aber die W
„heit, daß die Dirne nicht ist Jungfrau funden: s
„man sie heraus vor die Thüre ihres Vaters H
„führen, und die Leute der Stadt sollen sie zu Tod
„nigen, darum, daß sie eine Thorheit in Israel b
„gen, und in ihres Vaters Hause gehuret hat, und
„das Böse von dir thun." War die Angeklagte
Priesters Tochter, so sollte sie verbrannt werden
gewöhnliche Art des Verbrennens geschah durch E
ßung siedenden Bleies.

Nach Moses Physiologie scheint es, ein jedes
chen müsse sich in einem gewissen jungfräulichen Zus
befinden, den es nicht anders als durch männliche
wohnung vernichten könnte, und der nicht ander
durch Hervorbringen der Zeichen der Kruentation
zogen werden könnte. Hat der Gesetzgeber gewußt,
durch Onanie die Jungfrauschaft zerstört werden
so hat er vielleicht diese dem Beischlaf gleich gea
hat er aber einen Begriff von der Möglichkeit ge
daß sie auch durch Krankheiten und andere Zufälle
loren werden kann, so gränzt sein Gesetz an die u
nigste und barbarischste Grausamkeit. Aber wenn
auch glauben will, daß sich Mosis physiologische K
nisse nur auf den ersten Fall beschränkt hätten, näm

daß die Entjungferung nur durch männliche Beiwohnung möglich sey, so bleibt es dennoch ein hartes, das Gefühl der Menschlichkeit empörendes Gesetz, mag immerhin das tiefe Sittenverderbniß, worin er das jüdische Volk fand, der schärfsten Kur bedurft haben. Das häusliche Eheglück, welches er dadurch über seine Nation verbreiten wollte, kann gegen den schmählichen Tod einer einzigen Unschuldigen, die sich unter hundert tausend Schuldigen finden kann, ohnmöglich in Anforderung gebracht werden, denn es ist besser, daß hundert tausend Weiber ihre Männer ungestraft betrügen, als daß ein einziges Mädchen unschuldig zum Tode verdammt werde.

Wie traurig mußte das Loos eines entehrten Mädchens seyn, das, es mochte eine Schwangerschaft erfolgt seyn oder nicht, auf die Ehe ohne Willen des Vaters nicht dringen konnte! — Nur drei Wege blieben ihrer Wahl übrig, nämlich:

Sie mußte entweder die That gestehen und einen Mann heirathen, der sich über den Verlust ihrer Keuschheit hinwegsetzen und überdies den unversöhnlichen Haß und die Verachtung ihrer Eltern, Brüder und Verwandte auf sich laden;

Oder sie mußte, um nicht entdeckt zu werden, nie einen Mann nehmen, und also für einen einzigen unbesonnenen Fehltritt lebenslänglich büßen;

Oder sie mußte sich endlich der fürchterlichen Gefahr aussetzen, nach der Hochzeitnacht zurückgeschickt, zur Inquisition gezogen und nach entdeckter Wahrheit gesteiniget zu werden.

Dies sind nicht die einzigen Ungereimtheiten, die bei diesem unnatürlichen Gesetze in die Augen fallen. Man findet deren noch weit mehrere, wenn man es mit andern Gesetzen vergleicht; es steht mit mehrern in einem auffallenden Widerspruch und beweist den inkonsequenten und systemlosen Zusammenhang des mosaischen Kodex. Z. B. Man findet ein Vergeltungsrecht*), nach welchem derjenige, der einen andern fälschlich einer That beschuldigte, die darauf gesetzte Strafe selbst leiden soll. Der Mann, der seine junge Frau ohne Grund anklagte,

*) 5. B. Mos. XIX. 18. 19.

hätte also diesem zu Folge die Strafe der Stein
verwirkt haben müssen, der die schuldig gefundene
unterworfen ward, und doch kam er, wie oben
führt ist, mit Geldstrafe und Peitschenhieben davon
einem andern Ort*) heißt es: daß gegen jeden
brecher zwei oder drei Zeugen vorhanden seyn
und Ein Zeuge nicht antworten soll über eine
zum Tode. Es läßt sich aber leicht denken, da
Schönen in Israel zu einem so hoch verpönten Fa
als bei ihnen der Beischlaf war, gewiß keine Z
werden herbeigerufen haben. Die angeklagte Frau
also, wenn der Kläger ihren vorher gepflogenen Bei
nicht mit mehreren Zeugen beweisen konnte, nach d
Gesetz nicht zum Tode verurtheilt werden.

Michaelis**) hat sich die Mühe gegeben,
Inkonsequenzen durch folgende Modifikationen einer
nünftigen Sinn anzupassen; er hält nämlich dafür
die jungen Weiber eigentlich blos wegen Mange
Zeichens der Kruentation nicht gestraft, sondern
dem väterlichen Hause wären zurückgeschickt, da
Inquisition wegen mangelnder Jungfrauschaft nun
nicht ex officio vorgenommen worden, sondern nur
statt gehabt hätte, wenn die Zurückgeschickte selbst
ihre Eltern gegen den jungen Mann Klage erhoben,
wenn die über eine solche schändliche Zurückschickun
ßerst aufgebrachten Eltern ihre Tochter von freien
cken den Händen der Obrigkeit überliefert hätten.
läßt sich unter diesen Umständen allerdings vermu
daß diejenige, die sich keiner völligen Unschuld be
war, gewiß keine Klage vor Gericht gebracht, so
vielmehr alles angewandt haben wird, ihre Elte
beruhigen und die Sache mit dem Schleier der
gessenheit zu umhüllen.

Auf diese Art ist es denn von Moses nicht so f
gemeint gewesen, denn wo kein Kläger, ist kein Ri
Uebrigens stellt auch die Geschichte keinen einzigen
auf, daß dieses harte Gesetz wirklich vollzogen w

*) 5. B. Mos. XIX. 15. 4. B. Mos. XXXV. 30.
**) Mosaisches Recht Th. V. S 323.

ist. Eine solche Kriminalgesetzgebung war also für das schöne Geschlecht bei weitem nicht so fürchterlich, als es auf den ersten Blick scheinen möchte; sie gab aber doch den Müttern ein kräftiges Mittel an die Hand, ihre Töchter durch frühzeitige Warnung von der Hurerei und andern heimlichen Jugendsünden, die moralisch ärger und medicinisch schädlicher, als unehelicher Beischlaf sind, abzuschrecken, und im schlimmsten Falle wurde dadurch die Rache verhütet, welche die beschimpften Eltern oft selbst auf eine weit grausamere Weise an ihrer Tochter nehmen konnten, wie solches häufig bei den Arabern geschah und noch heut zu Tage geschieht.

Allein so wie überall, war es auch hier der Fall; je strenger die Gesetze, desto häufiger die Uebertretungen. Wer wollte den Schönen damaliger Zeit den Ruhm absprechen, so weit hinter ihren heutigen Schwestern zurückgestanden zu haben, daß es ihnen nicht gelungen wäre, ihre eifersüchtigen Männer durch irgend ein Raffinement zu überlisten, und den mosaischen Beweis der Jungfrauschaft, wenn sie ihn nicht mehr von der Natur zu erwarten hatten, durch Kunst zu ersetzen.

Die Kommentatoren der mosaischen Gesetzgebung haben in spätern Zeiten über die Anwendung dieses Gesetzes mancherlei Ausflüchte erdacht; entweder, weil sie oft bei den Bräuten, die Jungfern seyn wollten, keine Zeichen der Jungfrauschaft fanden, oder sich gern überreden wollten, es könnte dieser Mangel, ohne sich einer wirklichen Unschuld schuldig zu machen, auf andere Art entstanden seyn, oder weil ihnen dies Eherecht zu hart vorkam. Sie versuchten daher, demselben ein milderes Ansehen zu geben; sie behaupteten nämlich, das Gesetz handle blos von Mädchen unter zwölf und einem halben Jahre, wenn aber ein Mädchen über diese Jahre hinaus wäre, so könne man keine Zeichen der Jungfrauschaft fordern. Allein diese Auslegung widerspricht geradezu den dürren Worten und der Meinung des Gesetzgebers, denn bei den Juden war das zwölfte Jahr nicht der gewöhnliche Zeitpunkt der Reife und der Verheirathung der Jungfrauen. Es würde daher sehr ungereimt seyn, wenn Moses unter Lebensstrafe Zeichen

der Jungfrauschaft in einem Alter hätte fordern wo
da Niemand an der Jungfrauschaft eines Mädchens
legen seyn konnte*).

Dem sey nun wie ihm wolle, so haben die Verf
des Talmuds Gelegenheit gegeben, daß heut zu
viele Juden der Strenge des Gesetzes ausweichen,
von einem Mädchen über zwölf und einem
ben Jahre keine Zeichen der Jungfrauschaft mehr
dern, oder doch nicht deren Mangel mit jener St
ahnden. Sie haben sich dadurch bei der israeliti
Nachwelt unsterblich gemacht, und den Ruhm, als
schenfreundliche Retter des zweiten Lebens der jet
schönen Hälfte errungen. —

Doch findet man noch in vielen Provinzen des
schen Reichs und andern Ländern bei den orthod
Kindern Abrahams den Gebrauch in Ansehen, da
sich die Braut zu einer besondern Ehre rechnet,
Verwandten die blutigen Zeichen des hochzeitlichen
pfes vorzeigen zu lassen. Der Vater oder die Verw
ten führen nämlich, so wie zu Moses Zeiten, gleich
ersten Abend des Hochzeitfestes die Braut in das Sc
gemach des Bräutigams, und warten vor der T
bis ihnen das mit den blutigen Merkmalen der zer
ten Jungfrauschaft gefärbte Bettlaken herausgeb
wird. Dasselbe wird noch von manchen sorgfältig
gehoben, um es dereinst als einen Beweis gegen
Mann erforderlichen Falls produciren zu können.

Auch herrscht dies Point d'Honneur noch heut zu
bei den Arabern, die, so wie in andern Stücken,
auch hierin mit den Israeliten viel Aehnlichkeit ha
(S. weiter unten). Indeß hat Muhamed die Str
des mosaischen Gesetzes sehr gemildert, und veror
daß wenn ein Frauenzimmer Unzucht begehen w
man vier Zeugen gegen sie nehmen sollte, und wen
Person schuldig gefunden worden, so sollte man
den Häusern behalten, bis sie der Tod hinwegne
oder Gott ihr einen Weg machte. Aber auf den m
schen Beweis der Jungfrauschaft der Bräute sind j
die Türken aufmerksam.

*) Michaelis Mos. Recht a. a. O.

Die Hindus.

Der heutige Sittenzustand in Hindostan ist eben so verschieden, als es die Bewohner und Kasten dieses Landes sind. Seitdem die Hindus, die Urvölker von Hindostan, von den Arabern, jetzt Moslems oder Mohren genannt, besiegt worden und nun größtentheils beherrscht werden, verschwindet ihre alte Sittenreinheit immer mehr und mehr. Indessen schätzen noch jetzt die vornehmen Stände oder die sogenannten höhern Kasten der Hindus die unbefleckte Reinigkeit ihrer Bräute so hoch, daß sie solche schon lange, ehe sie mannbar sind, heirathen, und die erwachsenen Töchter verschmähen, weil sie bei diesen keine vollkommene Gewißheit einer noch unentweiheten Keuschheit zu haben glauben. Unstreitig ist diese Gewohnheit daher entstanden, weil die erste Brautnacht von Rechtswegen dem Bramanen*) zugehört, der die Trauung verrichtet hat. Aber so verhindert die Jugend und Unmannbarkeit der Bräute den Priester, dieses Recht zu benutzen.

Als eine Folge dieses eingewurzelten Gebrauchs ist der sonderbare und auf mancherlei Widersprüche beruhende Nationalbegriff anzusehen, daß man es einem Mädchen zur Schande anrechnet, wenn es nicht früher verheirathet ist, als es empfangen kann; gleichwohl ist es keine Schande für einen Mann, sich zu verheirathen, ungeachtet er schon wirklich das Zeugungsvermögen verloren. So sieht man oft einen Greis von siebenzig, der sich ein Kind von vier Jahren antrauen läßt, und bei alledem wird die Erfüllung des Zwecks des Ehestandes als eine geheiligte Pflicht angesehen. Aus derselben Ursache verheirathen sich die Wittwen nie wieder. Hat ein Weib ihren Mann schon in dem Alter verloren, wo sie noch unfähig war, die Bestimmung der Natur zu erfüllen, sey sie auch im strengsten Verstande noch vollkommen Jungfer, so ist sie doch auf ewig zum ehelosen Leben verdammt. Wer also eine Wittwe zur Frau nehmen wollte, würde als ein Mann angesehen werden, der

*) Die Bramanen oder Brahminen sind Gesetzgeber, Lehrer und Priester.

sich dem unaufhaltsamen Gange der göttlichen G
tigkeit entgegen setze und den Zorn der Götter au
ziehe. Die Eltern jeder Wittwe, wenn sie nur
weniges auf Andacht und Frömmigkeit halten,
Wallfahrten an, thun Bußwerke und geben Al
zur Versöhnung der vorhergegangenen Sünden
Töchter, damit dieselben wenigstens bei der bevors
den Seelenwanderung glücklicher seyn möchten.

Araber.

Unter den Nationen, welche auf den ausschließ
Genuß eines schönen Mädchens sehr eifersüchtig
und einen hohen Werth auf die Erstlinge der phys
Weiberliebe setzen, gebührt den Arabern eine d
sten Stellen, und vorzüglich denen, welche in Ye
und den gebirgigten Gegenden wohnen. Sie dürfe
vor keiner Mannsperson sehen lassen und sind in
Innern ihrer Wohnungen eingeschlossen. Wenn
ausgehen, so sind sie beinahe ganz bedeckt, so daß
weder Gesicht noch Leibesgestalt wahrnehmen kann.
wöhnlich setzen die Muhamedaner die Bedingung
unverletzten Jungfrauschaft mit in den Ehekontrakt.
Eltern suchen dann schon im voraus durch manc
Entschuldigungen einer schimpflichen Zurückschickung
zubeugen. Man treibt diese Vorsicht so weit, daß
jede Gelegenheit, wo das Hymen auf eine unsch
und unglückliche Art verloren werden könnte, bei G
anzeigt. Ein arabisches Mädchen aus Haleb fiel
einem Kameel; der Vater ließ darüber ein Instru
von dem Kadi aufsetzen und von Zeugen unterschr
— Die herumstreifenden Araber zwischen Basra
Haleb lassen sich gemeiniglich, wenn sie das Zeiche
Jungfrauschaft nicht finden, sogleich scheiden. Di
meinen Weiber, wenn sie als Jungfer gefunden, be
ren das blutige Betttuch als ein Ehrenzeichen, un
mit sie sich bei ihren Verwandten, wenn etwa ihr
die Aufführung in ihrem Jungfernstande für zweit
ausgeben sollte, rechtfertigen können. In den berg
Gegenden von Yemen begleiten die Hochzeitgäst
Brautpaar bis vor das Schlafgemach und warten

so lange, bis eine alte Matrone das Betttuch aus dem Schlafzimmer holt und es den Gästen bringt, die bei erblicktem Merkmal der Jungfrauschaft laute Zeichen der Freude von sich geben. Am eifrigsten ist hierbei die Neugierde der Weiber, und vornehmlich der nächsten Anverwandtinnen des Mannes. Das Bettlaken bewahren sie weiter nicht und lassen es wie anderes Leinenzeug auswaschen. Eben dieses thun die Juden und Muhamedaner zu Moskat, und die Christen und Muhamedaner zu Aleppo. Können hingegen dergleichen Zeichen nicht producirt werden, so hält sich der gemeine Mann so beschimpft, daß er die junge Frau sogleich zurückschickt und den Vater derselben zur Zurückgabe des von ihm zur Aussteuer der Tochter empfangenen Geldes nöthigt. Einige gehen in ihrer Rache so weit, daß sie ihre Weiber sogar ermorden. Gebilligt wird zwar eine solche Grausamkeit nicht, allein da die Araber sich um genaue Untersuchung eines Mords oder Oeffnung des Leichnams nicht bekümmern, so wird es selten bemerkt, wenn der Mann seiner Frau etwa das Knie in den Unterleib gedrückt, oder sie auf eine andere Art erstickt hat. Indessen können gewisse Umstände eintreten, unter denen beim Mangel der Jungfrauschaft dennoch die Ehre der arabischen und anderer Jungfrauen gerettet wird; nämlich, wenn nicht blos der Bräutigam, sondern auch der Braut Eltern und die Hochzeitgäste auf die Zeichen der Jungfrauschaft aufmerksam sind, und vor der Schlafkammer darauf gewartet wird, so fehlt oft dem jungen Mann das Vermögen, seine Braut zu entjungfern, weil, nach Michaelis Meinung*), „zu Sachen der Liebe die Vorbereitung und daß man vorher auf dasjenige denkt, was geschehen soll, eben keine Zusätze des Vermögens zu geben pflege." Niebuhr sagt daher, bisweilen würde auch der Mann selbst nicht wünschen, daß man dies Zeichen nach der ersten Nacht suchte, denn die Araber glauben aus der Erfahrung zu wissen, daß es bei einigen Frauenzimmern, besonders bei den Sclavinnen aus der Gegend von Sennaar, sehr schwer halte, das Ziel zu erreichen. In solchem Falle würde dieser

*) Mos. Recht.

Mangel ein Beweis von der Schwäche des Manne
nicht von der schlechten Aufführung der Frau seyn
der Mann Ursache haben, sich zu freuen, wenn sie
eine künstliche Farbe seine Schande zu verbergen w
Man will überdies Beispiele haben, daß zuweilen
Ehemänner aus Schamhaftigkeit oder allerhand E
dungen in den ersten Tagen untüchtig gewesen sind
solcher Mann sagt dann zu seiner Entschuldigung,
er marbud d. h. gebunden sey. Man glaubt nä
eine andere Frauensperson, die sich vergebens Hof
gemacht habe, den Mann zu heirathen, könne ihn
heimliche Künste unfähig machen. Die junge Fra
dann betrübt, weil sie befürchtet, daß sie auf ihre
Lebenszeit unglücklich seyn und keine Kinder beko
werde. Wenn die Mutter von der Unschuld der T
versichert ist, so treibt sie den Mann bisweilen mi
gestüm zu seiner Schuldigkeit an, damit die junge
das Zeichen ihrer Ehre aufweisen könne, und dies
den furchtsamen Mann noch mißtrauischer gegen
selbst. Zuletzt nimmt man seine Zuflucht zu Ae
Mönchen oder alten Weibern. Der englische Ar
Aleppo, bei welchem sich die da wohnenden Ch
oft Raths erholten, hatte bei solcher Gelegenheit
immer gesucht, den armen Männern Zeit zu versch
um sich von ihrer Bestürzung erholen zu können.
hatte er ihnen allezeit einige Arzneien geben m
weil man nicht glaubte, daß ihnen sonst geholfen w
könne Ein Maranit oder Römischkatholischer
dem Berge Libanon wendete sich in seiner Verlege
an einen Mönch, der mit gewissen Ceremonien die
oder sonst etwas über ihn las. Die alten Weiber
chen mancherlei andere lächerliche Versuche, wozu
erfordert wird. —

Die Begierde nach den äußern Zeichen der Jung
schaft scheint sich mit einem gewissen Grade von C
sation, oder wenn man will von Verdorbenheit der S
selbst unter den morgenländischen Völkern, zu verli
Wenigstens setzen die vornehmern Araber in den St
bei weitem nicht einen so großen Werth auf die Z
der Jungfrauschaft, als die Bewohner der Kaffeegeb

In den arabischen Städten würde man es für sehr ungesittet halten, einer solchen Kleinigkeit wegen seine Frau und ihre ganze Familie zu beschimpfen. Findet der Bräutigam bei seiner Braut das erwartete nicht, so zeigt er es dem Schwiegervater an, und dieser sucht ihn entweder mit Geld zu befriedigen, oder vergleicht sich auch mit ihm dahin, daß er seine Tochter nach einer gewissen Zeit ohne die versprochene Abschieds-Mitgabe wieder zu sich nehmen wolle. Zu Basra erzählte man dem Niebuhr nur ein einziges Beispiel von einem Manne, der nach alter Sitte gehandelt, aber von ganz niedrigem Stande war.

In Yemen geht man wegen Mangel der Jungferschaft selten vor Gericht. Die Klage muß deshalb in den ersten zwei bis drei Tagen angebracht werden, später wird sie nicht angenommen. Der Erfolg ist gewöhnlich die Ehescheidung, wenn der Mann der Frau die in dem Ehekontrakt versprochene Summe bezahlt. Hier gibt es auch gewisse Familien, die vorgeben, daß ihre Töchter die Jungfrauschaft ohne Blut verlieren, und Bräute aus diesen Häusern bringen darüber schriftliche Beweise von ihren Vorfahren mit. Man verlangt daher zwar keine Kruentation, aber doch eine enge Scheide.

Die Zeichen der Jungfrauschaft werden, wie schon vorhin bemerkt worden, in den arabischen, syrischen und indischen Städten unter den vornehmern Ständen, deren Sitten und Gefühle etwas verfeinert sind, nur den Verwandtinnen des Mannes vorgelegt, und hier wäre es schimpflich, wenn Mannspersonen sich dieselben vorzeigen ließen; allein unter den niedrigern Klassen werden sie allen Hochzeitsgästen mitgetheilt und als eine wichtige Urkunde der Jungfrauschaft aufgehoben.

Beispiele grausamer Rache, wie ehemals bei den Juden an entehrten Töchtern, Schwestern, selbst Anverwandtinnen und deren Schändern sind nicht selten. Ein beduinischer oder herumstreifender Araber zog mit seiner Tochter, die sich hatte schwängern lassen, mit Verhehlung seiner Sache in die Wüste und brachte sie daselbst um. Ein anderer tödtete seine Tochter aus gleicher Ursache, und setzte seinen Verwandten, die er zu einem Gastmahle geladen hatte, den Kopf derselben auf

einer Schüssel vor. In Bagdad überraschte ein r
Kaufmann einen jungen Menschen bei seiner Anverr
tin, und zerhieb nicht nur diese auf der Stelle in St
sondern brachte es auch durch Geld und Zeugen d
daß der Jüngling, der der Sohn eines ansehnlichen
gers war, noch in derselben Nacht auf Befehl der
rigkeit gehangen wurde.

Egyptier.

In Egypten werden die Zeichen der Jungfrau
der Bräute mit großem Gepränge öffentlich durc
Straßen getragen, in deren Mangel erfolgt aber me
theils strenge Rache von Seiten der Anverwandt
der Braut. Doch sind viele Egyptier und a
Morgenländer, welche ehemals eben so streng an
mosaische Jungfrauschaft hielten, als die Araber, g
wärtig in diesem Punkte nachsichtsvoller. Man is
gen des Mangels derselben auf manche sonderbare
flüchte gefallen. In der Stadt Siuth in Obereg
wird z. B. behauptet, daß das in einem dabei gele
Teiche befindliche Wasser die glückliche oder unglü
Kraft habe, daß es den Mädchen, die davon tri
die Zeichen der Jungfrauschaft raube; daher fordert
denn auch von den Mädchen zu Siuth, die aus
Teiche getrunken haben, solche Zeichen nicht, und
darf sie in Ermanglung derselben nicht den Eltern
rückschicken. Das egyptische Frauenzimmer müß
immer noch eingezogen leben und darf sich nicht
Mannspersonen sehen lassen, indessen sind die Be
ihrer Schamhaftigkeit von der Art, daß sie das Kleid
stück, womit sie das Gesicht bedecken, für nothwen
als jedes andere ansehen. Ein Engländer überr
ein Frauenzimmer, die sich bei Basra im Euphra
dete, sie hielt nur die Hände vor das Gesicht, ohn
darum zu bekümmern, was der Fremde sonst sehen mi
Die Bauern in Egypten geben ihren Töchtern selten
dem siebenten Jahre ein Hemd. Ihr ganzer Pu
ein langes schmales Tuch, das sie um den Kopf wi
und augenblicklich übers Gesicht fallen lassen, wenn
ihnen eine Mannsperson nähert.

Die Mauren.

Dieses marokkanische Volk stammt theils von den
en Mauren ab, theils von den sarazenischen Arabern,
ehemals in Spanien wohnten. Dieses sowohl als
e heutigen Sitten beweisen ihren slavischen Ursprung.
an erkennt ihre Aufmerksamkeit auf die jungfräuliche
befleckthеit ihrer Bräute in folgenden Gebräuchen.
Die Bräute müssen durch eine Mannsperson, es sey
Bruder, Vater oder ein anderer Stellvertreter, dem
äutigam verkauft oder auch ohne Kaufpreis überlas-
werden. Der Brautpreis besteht gewöhnlich in einer
wissen Summe Geldes. Nach einem halben Jahr
d die Hochzeit gefeiert. Am Hochzeittage reitet der
äutigam mit einem großen Gefolge durch alle Stra-
. Die Braut sitzt auf einem Maulthier in einem
reckigen Käfig, der mit seidenen Tüchern, Nürnberger
iegeln und andern Kleinigkeiten bedeckt ist. Die Manns-
sonen schießen mit einer bloßen Pulverladung auf
Bräutigam. Kommt dem Zuge ein Jude in den
eg, so reißt man ihm die Mütze ab, und durchschießt
so lange, als ein Stück daran ist. Drei Hautboisten
eine Menge Trommelschläger machen eine lärmende
usik. Negerinnen, die Hochzeitgerichte auf dem Kopf
gend, beschließen den Zug.
Die beiden Geschlechter speisen abgesondert, und die
ahlzeit wird jederzeit bei Tage beendiget. — Der
äutigam wird hierauf nach einer finstern Kammer
leitet, worin ihn seine Braut erwartungsvoll em-
ngt. — Sobald auf ein gegebenes Zeichen die Thüre
ffnet wird, treten zwei Abduln (Notarii publici)
bei, und empfangen das mit dem Zeichen der Jung-
uschaft gefärbte Tuch. Sie verfassen darüber auf der
elle ein gerichtliches Instrument. Einige Weiber em-
ngen hierauf beides, das Tuch und die schriftliche
kunde, tragen solches unter Freudengeschrei und Trom-
ln nach dem Hause des Vaters und überreichen es
nen Händen. Der Augenblick der geöffneten Thür
der erste, da der Bräutigam seine Braut erblickt.
darf sie jetzt nur in dem einzigen Falle verstoßen,

wenn der mosaische Beweis der Jungfrauschaft n
Der Vater ist alsdann verbunden, dem Bräutig
Mitgabe und alle andere Kosten zu erstatten.
selten ereignet sich aber dieser Fall, da die ma
Mädchen schlau genug sind, das durch Kunst zu
was ihnen die Natur nicht mehr leisten kann.

Die Mauren sind weiße, wohlgebildete Leute
ben einen starken Gliederbau. Ihr Charakter is
tentheils moralisch gut, und ihre Religion ist
Korans. Sie wissen Tugend und Verdienste zu s
und haben einige Kenntnisse von Wissenschaften
Weiber leben eingeschränkt, und erscheinen nie
Gastmahlen der Männer. Obgleich Liebe ihre herr
Leidenschaft ist, so findet man doch keine unter
die wegen Unzucht berüchtiget wären. Oeffentlic
ren dulden sie gar nicht.

So sehr bei diesem marokkanischen Volke
verletzte jungfräuliche Ehre geschätzt wird, so se
dagegen die Weiber den Versuchungen der Männe
gesetzt. Selbst die maurischen Sittengesetze biete
zu den verschlagenen Weibern die beste Gelegenhe
Eine Frau darf sich so wenig gegen einen Ma
hüllen, als es dem Manne erlaubt ist, das Gesich
Frau zu entblößen. Männer schleichen sich daher
Frauenkleidern zu andern Weibern. Kommt der
zu Hause und findet vor der Thür seiner Frau
liche Pantoffeln *), so geht er nicht hinein, wei
dem frommen Wahne steht, die Frau seines Na
statte bei der seinigen einen Besuch ab.

Neger in Senegambien.

So verschieden die Neger an Gestalt und A
mung ꝛc. sind, so sind sie es auch in Sitten u
bräuchen. Einige fordern nicht nur keine Jungfra
sondern schätzen vielmehr das Gegentheil; ande

*) Die Mauren sind in der Etikette unsere Antipode
entblößen aus Ehrerbietung den Kopf, sie die Füß
küssen den Damen die Hand, dort gebühret den He
Ehre. Wir nöthigen die Fremden zum Vortritt, sie
ihn zuerst, u. s. w.

gegen verlangen solche, bezahlen höhere Brautpreise, geben reichere Aussteuer, feiern prächtigere Hochzeiten und dringen auf die Treue ihrer Weiber; dieses sind die Negervölkerschaften in Senegambien, die im Ganzen in Sitten und Gebräuchen wenig von einander abweichen. Die Verwandten führen die Braut dem Bräutigam zu, und Mannspersonen tragen sie auf den Schultern in das Haus des Bräutigams. Sie geht sittsam einher. Ihr Kopf ist mit einem weißen Schleier bedeckt, den sie sich zu ihrer Hochzeit selbst gewebt hat, und der zugleich zur Decke des Brautlagers und zum Beweise der Jungfrauschaft bestimmt ist. Unterdessen wird das Haus des Bräutigams von Musikanten, Tänzern und der ganzen Jugend des Dorfes umgeben. Schweigend erwarten alle den Augenblick, wo die im Hause lauernden Matronen durch ein Signal den Sieg des Bräutigams bekannt machen. Oft müssen sie acht Tage und länger warten, denn die Ehre des Mädchens erfordert, die Ueberwindung so lange als möglich zu erschweren. Ist sie endlich besiegt worden, so bemächtigen sich die Matronen des Schleiers, machen eine Fahne daraus, zeigen solche allen Zuschauern, und ein feierlicher Zug beginnt damit um das ganze Dorf, unter dem Geräusche von Instrumenten, Trommeln, Flintenfeuer und Freudengesängen. Die Guirioten finden sich ein und besingen das Lob der Schönen und ihre hochzeitlichen Freuden. Das ausgelassenste Bacchanal fängt an und dauert acht Tage lang hindurch. Alle Fremde, die in dieser Zeit kommen, werden bewirthet. Palmwein und Branntwein für den gemeinen Mann machen die Hauptstücke des Schmauses. Die Damen trinken Punsch, Liqueur und Muskatwein.

Fehlen aber am Schleier die Zeichen der Jungfrauschaft, so verläßt Jedermann das Haus mit finsterm Stillschweigen, der Vater ist auf Verlangen des Mannes verbunden, die junge Frau zurückzunehmen und das geschenkte Rindvieh herauszugeben. Dies geschieht aber selten, denn die Braut wird vor der Hochzeit scharf untersucht, und der Mann begnügt sich nicht eher, als durch einen thätigen Beweis. Das Mädchen wird aber des-

wegen doch nicht verachtet; denn wenn sie glei nicht seine Frau seyn darf, so kann sie doch bei andern Beischläferin werden, und auf diese Art ka der Vater beständig neue Vortheile machen.

Jannequin erzählt, daß der Mann die Bra den Eltern nackend empfängt und mit ihr zu den ster oder Marbuten geht, der sie unter allerle monien ein wenig Sand verschlucken läßt, und dann befiehlt, die Heirath diese Nacht zu vollziehe Braut wird auf ein weißes Ziegenfell gelegt, und den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfra nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem verstoßen. Daher sind die Jungfrauen der Sch in diesem Punkt so gewissenhaft, daß sie lieber als sich ihre Jungfrauschaft vor der Heirath rauben

Nach Moores Behauptung sind die Schwar der Gambia weit mehr geneigt, ihre verlorne U zu verhehlen, als auszubreiten; denn die Frau immer noch für eine Jungfrau angesehen, wenn si zuvor ein oder zwei Kinder hatte, und der Mann dabei vergnügt. Er würde sich großem Aergerniß setzen, wenn er es bekannt machen wollte, daß sein keine Jungfrau mehr war, als er sie nach Hause

Barbot bemerkt, daß manche Neger durchaus Jungfrauen heirathen wollen; andere aber seyen sehr bedenklich über diesen Punkt.

Gleichen Werth setzen die Neger von Sierra auf die Jungfrauschaft ihrer Bräute. Findet der tigam Ursach, bei Lösung des Gürtels an ihrer heit zu zweifeln, so verläßt er sie auf der Stelle ihre Verwandten entfernen sich schreiend und h vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufriede bleibt er die ganze Nacht bei ihr. Ihre Verw freuen sich dann dieses Triumphes und ziehen mi Zeichen der Jungfrauschaft im wilden Taumel dur Straßen. In jedem Falle steht es dem Bräutigam die Braut zurückzuschicken, dabei muß er ihr jedo ganze Mitgabe herausgeben.

Nationen slavischen Ursprungs in Asien und Europa.

Nicht allein alle große Völkerschaften des Morgenlandes und die nordwestlichen Nationen in Afrika, sondern auch die slavischen Stämme in Asien und Europa, die Tataren im südlichen Sibirien, die Kirgisen, die Tschuwaschen, die Tscheremissen, die Russen, Polen und Litthauer, die Moldauer, Wallachen und andere Slaven fordern bei ihren Bräuten Zeichen der Jungfrauschaft. Ob sie gleich nicht, wie die Morgenländer, das Weib als ein bloßes, zum sinnlichen Vergnügen und Kinderzeugen vorhandenes Aggregat der Schöpfungswerke ansehen, obgleich der Zustand des weiblichen Geschlechts bei ihnen erträglicher ist, so erblickt man doch in den Hochzeiten und Ehen und in der ganzen übrigen Behandlung der Weiber und Kinder deutliche Spuren eines gleiches Ursprungs mit den orientalischen Nationen.

Sie fordern zwar den mosaischen Beweis der Jungfrauschaft, aber sie ahnden dessen Mangel mit weniger Strenge als vormals. Anstatt die entjungferten Bräute ihren Eltern mit Schimpf zurückzuschicken, lassen sich die meisten gerne abfinden, wenn sie nur bei dieser Gelegenheit von den Eltern der Braut etwas erpressen können. Auch weichen sie darin von den großen morgenländischen Nationen ab, daß sie die Zeichen der Entjungferung nicht auf eine so schamlose Art vorzeigen, als im westlichen Asien und im nordwestlichen Afrika geschieht. Je roher überhaupt noch der Zustand dieser Völker ist, mit desto größerer Strenge dringen sie auf jenes Recht. So sind die halb Tatarischen Völker in Sibirien strenger als die reinen Tataren, und die rohen Moldauer, Wallachen und Litthauer strenger als die Russen und Polen. In den Städten, wo die Sitten sich allmählig verfeinern, fängt diese Forderung an, immer mehr zu verschwinden, und es scheint, daß auch hier, wie überall, in Ansehung der zu früh entkränzten Mädchen die Männer ein stillschweigendes Vergeltungsrecht verabredet und eingeführt haben.

Wenn unter den reinen Tataren in Sib
der Bräutigam keine Zeichen der Jungfrauschaft
oder nicht gefunden zu haben vorgibt, so ist es
für das Mädchen schimpflich, indeß ist dies eine erwi
Gelegenheit für den Neubeweibten, seinen Schn
eltern in der Stille etwas abzwacken zu können.
Brautabend versammeln sich die Dirnen bei de
schleierten Braut und beweinen mit derselben den
sel ihres Standes. Zu gleicher Zeit wird dersel
etwas wünschenswürdiges von zwei Jünglingen
gen. Hier herrscht noch der sonderbare Gebrauch
die Braut einen gewissen Ort von Haaren befreien
Bei geringen Leuten verrichten solches am Brau
Weiber mit Scheermessern. Vornehme bedienen sic
her einer Beizsalbe, welche auch die Männer zur
kleinerung ihrer Bärte gebrauchen. Sie besteh
Auripigment und ungelöschtem Kalk in Wasser od
aufgelöst.

Wird unter den Kirgisen hingegen das zu frü
lorne Kränzchen der Braut bekannt, so stechen de
genden Tags die Hochzeitgäste dem betrogenen u
schimpften Ehemann sein bestes Pferd todt, zerstück
Hochzeitkleid und verspotten die junge Frau; noch
aber ist der Brautvater beschimpft, der zugleic
Brautpreis zurückgeben muß.

Unter den Tscheremissen kommt der Brau
oder derjenige, der dessen Stelle vertritt, von e
Frauen begleitet, mit einer Karbatsche in der Ha
die Brautkammer. Findet sich das jungfräuliche Z
nicht, so gibt er mit der Peitsche eine Dro
und ermangelt nicht, solche den folgenden Tag a
zu früh entkränzten Braut getreulich in Erfüllun
bringen. Eben so oder durch eine bald kurze bal
gere Enthaltung der Beiwohnung strafen die Ts
missischen Eheleute ihre untreuen Weiber.

Nicht so streng sind die Tschulymschen T
Fehlt die mosaische Jungfernprobe, so schleicht si
junge Mann davon, und kommt zur Beschämun
Frau nicht eher zurück, als bis sich sein Vorgänge
gen der Näscherei mit ihm abgefunden hat, worauf
alles vergessen wird.

Findet unter den Ostiaken der Bräutigam bei seiner Braut die mosaische Jungfrauschaft nicht, so muß ihm seine Schwiegermutter ein Rennthier geben, findet er sie aber, so gibt er derselben eines.

Eben so leicht zu befriedigen sind die kasanischen und orenburgischen Russen. Während er den Brautpreis terminweise bezahlt, ist ihm weiter nichts erlaubt, als mit seinem Mädchen zu tändeln; diese Besuche nennt man an den Busen gehen.

Bei den Russen, Moloruſsen und Kleinrussen wird noch immer das Brauthemd mit den Zeichen der bewahrten Keuschheit gezeigt, allein diese Zeichen fehlen fast niemals, da die Freiwerberinnen bei dergleichen Vorbereitungen zugegen sind, und eben die Künste kennen und lehren, die auch in Asien geübt werden. Wenn die Trauung unter den kirchlichen Feierlichkeiten vollzogen ist, so reicht der Brautvater dem neuen Paar ein Brod und etwas Salz, mit dem Wunsche, daß es ihnen daran nie fehlen möge; dieses dankt ihm dafür kniend, und die Hochzeitgäste setzen sich zu Tische.

Wenn unter den Tschuwaschen eine Braut nicht als Jungfrau befunden wird, so reicht der Brautwerber einem Ehrenmanne einen Becher mit Bier. Dieser hat im Boden ein klein Loch, das er zuhält. Wenn nun der Gast trinken will, so läuft das Bier heraus, worüber dann zur Beschämung der Braut ein lautes Gelächter erhoben wird. Ausser dieser Anspielung hat die Sache keine weitere Folgen.

Die Polen, Litthauer, Moldauer und Wallachen machen, je mehr sie sich vom Orient entfernen, bei dem zweideutigen Zustande ihrer Bräute weniger ernsthafte Reflexionen.

Im südlichen Polen schickt der Bräutigam, wenn er mit seiner jungen Frau zufrieden ist, seinen Freunden einen Teller mit Konfituren, auf welchem ein Stück von einem rothen Bändchen liegt, zum Zeichen, daß er das Erwartete gefunden habe.

In Litthauen werden zur Beschämung der jungen Frau durchlöcherte Teller auf den Tisch gesetzt, und um den Zorn Gottes abzuwenden, wird sie von dem Manne oder den Eltern auf Tscheremissische Art gegeisselt.

Eine viel schimpflichere Strafe als diese übte
mals die Moldauer und Wallachen, nicht
an der entehrten Braut, sondern noch mehr an de
tern aus. Sie spannten nämlich die Eltern vor
schlechten Karrn, setzten die geschändete Braut dara
nöthigten jene, solche unter mancherlei Mißhandl
nach Hause zu ziehen. Jetzt wird solches in der
mit dem Schwiegervater abgemacht.

Völker, welche die weibliche Keuschheit sch aber keine sichtbare Zeichen der Jungfrauschaft langen.

Weder in den Gesetzen der Griechen und Römer
in den Gesetzen der Deutschen und übrigen europä
nicht slavischen Völker, findet man irgend eine
von geforderten Zeichen der Jungfrauschaft, ode
Strafen, die auf den Mangel derselben gesetzt w
Man würde aber sehr irren, wenn man hieraus
ßen wollte, daß die edlen celtischen Völker
gültiger gegen die jungfräuliche Ehre und Rein
ihrer Bräute gewesen seyen, als die morgenländ
und meisten übrigen slavischen Nationen. Jungfrau
war vielmehr den unverdorbenen celtischen Völker
unschätzbares Kleinod, aber sie versicherten sich dem
nicht wie slavische Nationen, und offenbarten n
Geheimnisse des Brautbettes ungeweiheten Augen

Die Griechen.

In dem heroischen Zeitalter der Griechen lebte
Jungfrauen in einer strengen Enthaltsamkeit. Nu
ten war es ihnen vergönnt, sich öffentlich sehen z
sen oder mit Mannspersonen sich zu unterreden. W
es ihnen ja bisweilen erlaubt, so verhüllten sie ihr
litz mit einem Schleier, welcher auch in Gegenwa
Mannspersonen nicht eher abgelegt wurde, als nac
dritten Tag der Hochzeitfeier. Sie wurden in dem
lamus von ihren Müttern erzogen, und bewa

auch wohl, wenn sie erwachsen waren, einen eigenen Thalamus für sich, wie Nausikaa beim Homer. Aus vielen Stellen in Homers Gesängen erfahren wir hingegen, daß die verheiratheten Weiber keineswegs so eingeschlossen und ihrer Freiheit beraubt waren wie viele Schriftsteller behauptet haben. Aber auch selbst die Freiheit der Jungfrauen scheint durchgängig nicht so eingeschränkt gewesen zu seyn, wie aus mehrern Stellen des Homer zu vermuthen ist. Aelus ganze Familie, Weiber und Männer, schmaußten z. B. zusammen. — So scheint auch das Waschen, Ankleiden und Salben der Fremden, das eigenthümliche Geschäft der Sclavinnen, bisweilen von freien Mädchen verrichtet worden zu seyn; Nestors jüngste Tochter, die schöne Polykaste, badete den Jüngling Telemach, salbte ihn hierauf mit Oele, und umhüllte ihn mit dem Mantel und Leibrock. Dies war eine ganz besondere Ehre, die Gästen widerfahren konnte, und die auch von Nausikaa, Circe und Helena dem Ulyß erwiesen wurde. Man würde den Geist jener Zeit verkennen, sagt ein neuer Vertheidiger der guten Seite des schönen Geschlechts im Heldenalter, wenn man aus dieser Sitte auf Wollust oder Leichtfertigkeit eines Volks schließen wollte, da vielleicht grade dieser unbefangene Umgang der Mädchen mit fremden Männern und Baden und Salben derselben den Sittenforscher auf Unschuld und Einfalt der Sitten führt. Man mag immer in diesen und dergleichen Geschäften und Sitten der Weiber, wie auch in jener Erzählung, daß Andromache eher die Pferde ihres Mannes, als ihren Mann verpflegt habe, ein charakteristischer Zug einer guten Hausfrau, die dabei eine sehr zärtliche Gattin seyn kann — bäurische Klugheit und Unanständigkeit des Betragens finden: genug, die Theilnahme der vornehmsten Prinzessinnen und Weiber an allen Geschäften des Hauses und der geringe Abstand zwischen den Gebieterinnen und den Sclavinnen, erweckt ein günstiges Vorurtheil für die Einfalt und Biederkeit der damaligen Sitten.

Wenn im heroischen Zeitalter Väter ihre Töchter und Ehemänner ihre gekauften Weiber gegen Entführung

und oft gewaltsamen Raub zu bewachen sich ge
sahen, so waren sie in der Folge, als sich die
mehr verfeinert hatte, nicht besser dran, denn il
fersucht zwang sie, ihre Töchter und Weiber in d
nern Theile ihrer Wohnung, dem Gynäkoniti
geschlossen zu halten, um jede Gelegenheit, auf
eine Art verführt zu werden, unmöglich zu mache
hierzu sahen sie sich um so mehr genöthigt,
Solons Gesetzen derjenige, welcher ein freies
zimmer schändete oder in dieser Absicht entführt
einer unbedeutenden Geldbuße davon kam. Ve
man dieses Gesetz mit dem die Strafe des Eh
bestimmenden und gleichfalls von Solon he
sollenden Gesetz, nach welchem es erlaubt war,
den Armen des Ehebrechers überraschte Frau zu
so findet man zwischen beiden einen sehr auffa
Widerspruch; das erste charakterisirt nämlich die
sche Nachsicht eines vom Luxus beherrschten Staa
letztere die Barbarei eines wilden Volks. Es ist
muthen, daß diese Gesetze, trotz Plutarchs B
tung, vom Solon nicht seyn können. Auch d
stand, daß Solon eine gewisse Art der öffentliche
lichkeit aufopferte, indem er der Venus Pande
Ceramikus öffentliche Tempel weihen ließ, um
schuld der Mädchen und die Treue der Weiber zu
macht es nicht wahrscheinlich, daß der sonst kon
Gesetzgeber die Entehrung der Jungfrauen auf
gelinde und zwecklose Art geahndet haben sollte.

Indeß blieben die Frauen und Jungfrauen
während die Nation in das tiefste Sittenverderbn
eben so eingeschlossen und unsichtbar, als sie
bis auf den heutigen Tag sind.

Die Spartanerinnen.

Wenn man sich unter die nach Lykurgs
erzogenen lacedämonischen Schönen versetzt, so
man sie alle auf den ersten Blick für freche B
nen gehalten haben, aber gewiß waren sie zu Ly
Zeiten nichts weniger als dies. Er hatte sie vo
Fesseln, worin das übrige griechische Frauen

ꝛchmachtete, befreit, und dennoch war bei ihnen, so lange ꝛine Gesetze in Ansehen standen, die Keuschheit höher eschätzt, als bei allen übrigen Griechinnen.

Lykurg wollte durch das weibliche Geschlecht die kräfte des Staats verdoppeln, er machte sie zu Männern, damit sie Männer gebären konnten, er unterwarf hre Geschlechtsneigung seinen politischen Anordnungen. Er gab den spartischen Mädchen Röcke, die unter dem Gürtel auf beiden Seiten offen waren, und die bei der geringsten Bewegung zu Verräthern ihrer Reize wurden. Nur an ihrem Hochzeittage legten sie dies Gewand ab, und trugen von nun an als Weiber einen mehr verhüllenden Anzug. Sie wurden gleich Knaben und Jünglingen in öffentlichen Gymnasien in allen den Leibesübungen, die Gesundheit, Schönheit und Stärke geben können, geübt. Manche von diesen Uebungen erforderten, daß die Kämpferinnen sich ganz entkleideten; hier zeigten sie aber nicht die wollüstigen Attituden der Tänzerinnen von Taheiti oder der Bajaderen in Indien, sie waren keine lüsterne Buhlerinnen, welche die Männer zum Genuß einluden, sondern als Nebenbuhlerinnen der Milone und Herkulesse, welche Athleten zum Kampf aufforderten. Sie waren, sagt Plutarch, mit der öffentlichen Sittsamkeit bedeckt. Ihre Nacktheit entflammte die Einbildungskraft der Zuschauer nicht. Wie war es auch möglich, daß cynische Ausschweifungen diese Kämpfe schändeten? Sie geschahen vor den Augen der Könige von Sparta, mitten unter seinen Ephoren und ehrwürdigen Greisen. In solchem Falle läßt sich mit Wahrheit sagen, daß ein nacktes Frauenzimmer von der Keuschheit der Blicke der Weisen, die sie umgeben, bedeckt sey.

Ein Fremder fragte einst eine dieser Heldinnen, was sie ihrem Manne zubrächte? „Ich bringe ihm, antwortete sie, meine Schamhaftigkeit und den Ruhm meines Vaterlandes."

Mit dem Verfall der Lykurgischen Gesetze verschwand der hochgespannte politische Enthusiasmus. In den weit ausgebreiteten Feldzügen der Sparter eroberten sie ungeheure Schätze und Reichthümer; Luxus und Schwel-

gerei griffen unaufhaltsam um sich, und die
Unschuld der Spartanerinnen entfloh auf ewig

Die Cyanerinnen.

Weit edler und anziehender, als der heroisch der Spartanerinnen, war die bescheidene Tug cyanischen Jungfrauen. Diese kamen Festen mit den Jünglingen zusammen, und w spielten und tanzten, so waren diese theilnehm schauer oder laute Bewunderer. An solchen Fes den gewöhnlich die Bande liebender Mädchen un linge geknüpft. Wenn eine Schöne, die von geliebt wurde, sich für einen ihrer Liebhaber so traten die übrigen ohne weitere Zudringlich rück. Die cyanischen Mädchen und Frauen von sich, daß in einem Zeitraume von sieben Jahren keine Ehebrecherin und keine Verführt ihnen gefunden worden sey. Gewiß lag ein Hau dieser beispiellosen Sittsamkeit und Keuschheit geselligen Festen, an welchen Mädchen und J einander kennen lernten, und in der Güte der die ohne wichtige Ursache liebende Kinder nich ten, und beide Geschlechter nicht so wie die Griechen in einer strengen Entfernung hielten.

Römerinnen.

Das römische Frauenzimmer genoß von den Zeiten an eine weit freiere Lebensart als das at Es war zwar von allen öffentlichen Verhan vom Forum entfernt, aber es lebte in den Häu Römers in stetem Umgange mit dem mänlic schlechte. Es ist ein ehrwürdiges Bild von S tät, Römerinnen in demselben Zimmer, dem A wo man mit ihren Männern, dem Konsul oder gelehrten, sich über die wichtigsten Dinge unt zu erblicken, den Rocken oder die Spindel in de oder an dem Weberstuhle sitzend. Selbst Kön schämten sich solcher Arbeit nicht. Servius seine Wohlthäterin, die Königin Tanaquil, nich zu verewigen, als daß er nach ihrem Tode ih

en in dem Tempel des Semo Sanctus aufhing. Diese Königin schämte sich nicht, ihrem Gemahl, dem ältern Tarquin, mit eigenen Händen ein Kleid zu weben.

Aber nicht allein diese stille häusliche Tugend zeigen uns die römischen Schönen in den ersten sechshundert Jahren in einem so vortheilhaften Lichte, sondern hohes Gefühl für Patriotismus und Freiheit begeisterte sie schon früh, wovon uns die in dem Kriege mit dem Porsenna sich verewigte Clölia und die Gemahlin des C. Licinius Stolo, welche die Aussöhnung der Plebejer und Patricier bewirkte, geltende Beispiele geben, und noch in dem verfeinerten und üppigern Zeitalter gaben sie mit Freuden all ihr Geschmeide her, als Rom von den Verwüstungen des Brennus losgekauft werden sollte; sie erlangten dafür die Ehre, daß ihnen Leichenreden gehalten wurden.

Kein Römer durfte die jungfräuliche Ehre ungestraft beleidigen. Man hat die wichtigsten Katastrophen aus solchen Entehrungen entstehen sehen, wovon folgende Geschichte zum Beispiel dient.

Virginius, ein bloßer Plebejer, der sich aber durch seine Talente zum Befehlshaber einer Legion emporgeschwungen, hatte eine Tochter von seltner Schönheit und Liebenswürdigkeit. Sie war in ihrem fünfzehnten Jahr und die Verlobte des Icilius, vormaligen Tribuns. Der Decemvir Appius sieht sie einst über den Markt zur Schule gehen, und entbrennt von der heftigsten Leidenschaft gegen sie. Seine Hand konnte er ihr nicht anbieten, weil er selbst schon verheirathet war, und überdem eins der Gesetze der zwölf Tafeln, deren Urheber er war, die Verheirathung der Patricier mit Plebejerinnen verbot. Aber nur schwache Hindernisse für ein verderbtes Herz, das von einer glühenden, üppigen Phantasie beherrscht wird.

Zuerst versuchte Appius den gewöhnlichen Weg der Bestechung. Virginia hatte keine Mutter mehr, und in Abwesenheit ihres Vaters, der in der Armee des Cornelius diente, hatte man sie der Fürsorge einer Aufseherin anvertraut. An diese schickte Appius Wei-

der ab, welche reiche Geschenke und große V
aufbieten mußten, Virginia in seine Hän
fern; sie fügten hinzu, der ungenannte Lieb
ein Mann, in dessen Macht es stände, wie e
fiel, glücklich und unglücklich zu machen. Aber
vermochte im damaligen Rom noch nicht die g
ten aufzuwiegen, und die Unterhandlung lief fru
Appius fürchtete das Volk, er mußte du
gend einem Unwillen zu entgehen suchen.
daher mit seinem Klienten Claudius folgen
reichen Plan.

Als eines Tages die junge Römerin über d
zur Schule ging, stürzte Claudius auf sie
sie beim Arm, und befahl ihr, ihm zu folgen.
nia, betäubt und zitternd vor Schrecken, str
nur schwach, indeß ihre Begleiterin ein großes
erhub. Das Volk strömte zusammen, und wa
griff, dem Claudius seine Beute zu entreißen,
rief, man möchte nur Geduld haben, das Mäd
sen er sich bemächtiget habe, sey eine ihm a
Sclavin; er sey bereit, die Sache gerichtlich
chen, und in diesem Augenblick wand er si
Appius, der eben auf dem Tribunal erschie

Während dieses Tumults hatte die Aufseh
Numitorius, Virginiens Oheim, und den
ihren Verlobten, herbeigerufen. Sie traten in
mehrerer Freunde und Anverwandten sogleich
Tribunal des Appius, und Icilius forderte
ihm den Verwegenen zu nennen, der sich erkü
einer jungen Römerin, die seine Braut sey, g
tig zu begegnen. Appius, so sehr er auch in
der Verbrechen die Verstellungskunst gelernt ha
bestürzt. Das Volk bemerkt es, drängt näh
Tribunal, und erwartet in größter Stille die
lung dieser Sache.

Der schlaue Klient des Decemvirs läßt sich
machen. „Ich bins, ruft er mit der frechste
der sich des Mädchens bemächtigt hat; aber
dadurch einer Gewaltthätigkeit oder eines V
schuldig zu machen. Virginia ist eine Scl

mir gehört, die man mir weggenommen, und die das Gesetz, welches alle Klassen der Bürger ohne Unterschied schützt, ihrem Herrn zurückgeben muß. Die Sache verhält sich folgendergestalt. Mein Vater hatte eine sehr schöne Sclavin; sie gefiel ihm so sehr, daß er sie zur Mutter machte. Während ihrer Schwangerschaft ließ sie sich von der Numitoria, Gattin des Virginius, welche unfruchtbar war, bestechen, ihr das Kind, welches sie gebären würde, zu überlassen. Als sie niederkam, täuschte sie meinen Vater mit dem Vorgeben, sie habe ein todtes Kind geboren; allein sie schickte, ihrem Versprechen nach, ihre Tochter der Numitoria, welche sie dann unter dem Namen Virginia groß gezogen hat. Lange habe ich von dieser seltsamen Begebenheit nichts gewußt; jetzt aber, da die Mutter mir den ganzen Betrug entdeckt hat, glaube ich, mich in den Besitz meines Eigenthums setzen zu müssen, da ich das allgemein geltende Gesetz für mich habe, nach welchem ein Kind der Mutter, welche es geboren, und nicht der, welche es untergeschoben, angehört, es mag frei oder in der Sclaverei geboren seyn."

Numitorius nahm hierauf das Wort und widerlegte die Lüge mit einer Mäßigung, deren sein blutendes Herz kaum fähig war. Er bat, man möchte Virginia ihm, als ihrem Oheim, bis zur Ankunft des Vaters überlassen, welcher nur allein allen Zweifel wegen ihrer Geburt aus dem Wege räumen könne. Diese Kaltblütigkeit verrückte den Plan des Appius, denn nach seiner Berechnung mußte Virginiens Vertheidiger in Hitze gerathen und ihn dadurch zu einer Gewaltthätigkeit berechtigen. Er war verlegen und wollte sie schon dem Numitorius verabfolgen lassen. Aber beim Hinblick auf das trostlose, in Thränen gebadete, um Hülfe flehende Mädchen, erwachte seine Flamme von neuem; er sah weder den aufgebrachten Liebhaber, der alles an den Besitz seiner Verlobten wagen zu wollen, noch das unruhige Volk, welches auf den ersten Wink bereit zu seyn schien, die Fasces der Lictoren zu zerbrechen — er spricht Virginia dem Claudius zu.

Virginia, voll Verzweiflung außer sich, zerschlägt

sich den Busen, reißt sich die Haare aus, und ru
Götter zu Zeugen der schändlichen Bosheit, deren
sie werden soll. Icilius drängt sich durch den
fen der Lictoren, ergreift Virginien, schließt
seine Arme und ruft, trunken von Liebe und Wuth
Decemvir zu: „Treibe mich mit gewaffneter Hand von
Stelle, Appius, wenn ich deine Schandthaten hie
öffentlich entlarven soll. Virginia ist meine verlobte
und ihr Körper soll rein bleiben, wie ihr Herz
Immer rufe alle Lictoren, deine Gehülfen, herbei,
laß sie mit ihren Stecken und Beilen drohen; nie
Icilius zugeben, daß seine Braut anders wohi
in ihr väterliches Haus geführt werde. Meinst du
weil du uns unsere Tribunen und die Appellati
das Volk, die beiden Grundstützen unserer Freihei
rissen hast, daß du auch unsere Töchter und Weib
gestraft zum Werkzeug deiner schändlichen Beg
machen dürfest? Wüthe immerhin gegen unsere
und Köpfe, nur schone der Keuschheit eines schr
wehrlosen Geschlechts! Bestehst du darauf, dich m
walt dieses Mädchens bemächtigen zu wollen, so
daß ihr Verlobter seine hier anwesenden Mitbürge
Vater die Armee zu Hülfe rufen wird, und da
alle, Götter und Menschen, gegen dich zur Rach
fordern werden. So lange noch ein Tropfen Bl
unsern Adern rinnt, soll es dir nicht gelingen,
schändliche Urtheil zu vollziehen."

Der vordringende edle Muth in dieser drohenden
das finstere, aber beredte Stillschweigen des Nu
rius, der Anblick der beängstigten Virginia,
vereinigte sich, die allgemeine Theilnehmung zu v
peln. Der Decemvir, welcher das Volk bewegt
fürchtete für seinen Kopf, und rief den Lictor z
welcher sich der Virginia bemächtigen sollte.
Achtung für den Virginius, ihren vorgeblichen
sprach er, will ich die Vollziehung des Urtheils bi
den folgenden Tag verschieben; erscheint aber dann
Virginius, so soll Claudius, trotz aller Feinde de
cemvirats, in den Besitz seiner Sclavin gesetzt w

Claudius verlangte eine Bürgschaft, daß sich

ginia am folgenden Tag wieder stellen würde. Icilius zögerte, dieses Verlangen zu befriedigen, das Volk hob endlich seine Hände empor, und jeder rief, daß er sich für den Icilius zu verbürgen bereit sey. Der junge Römer war von dieser allgemeinen Theilnahme bis zu Thränen gerührt, und bat alle, die ihm wohl wollten, sich am folgenden Tag wieder einzufinden. So entging Virginie diesmal der ihr drohenden Gefahr.

Icilius war schlau genug, den boshaften Plan des Appius zu durchschauen; vergeblich hatte er ihn nicht durch sein Zögern mit der Bürgschaft auf dem Tribunal verweilen lassen, denn kaum war dieser in sein Haus getreten, als er Eilboten ins Lager sandte, mit der Bitte an die Decemvirn, dem Virginius den Urlaub zu verweigern; aber Icilius Bruder und der Sohn des Numitorius waren schon bereits mit flügelschneller Eile zum Virginius geflohen. Als Appius Befehle im Lager eintrafen, war dieser schon auf dem Wege nach Rom, wo er mit Anbruch des Tages eintraf. Er begab sich sogleich, mit seiner Tochter an der Hand, beide in Trauerkleidern, von ehrwürdigen römischen Matronen begleitet, auf das Forum, ein Aufzug, wodurch das Volk nicht weniger, als durch die heftigen Invektiven des Icilius gegen die Verbrechen des Decemvirats, erbittert wurde.

Appius sah voraus, daß er gegen ganz Rom zu kämpfen haben werde, er verdoppelte daher mit den Truppen vom Kapitol die Wachen seines Tribunals. Virginius trat unerschrocken vor das Gericht und bewies mit ungeschmückter Beredtsamkeit, daß seine Frau nie unfruchtbar gewesen, er bewies durch eine Menge Zeugen jedes Standes und Geschlechts, welche gesehen hatten, daß Numitoria zur Zeit der Geburt Virginiens nicht nur schwanger gewesen, sondern daß sie auch selbst ihre Tochter gesäugt habe, welches unmöglich hätte geschehen können, wenn sie nicht leibliche Mutter gewesen wäre. Gegen die unwiderstehliche Kraft dieser Beweise verstummte der wollüstige Appius. Er warf einen Blick auf das Volk, und dann auf seine Lictoren, der den Entschluß des erstern zu untersuchen und Muth den letztern zu ge-

bieten schien; der grausame Ausspruch erfolgte, [cut off] nia gehöre dem Claudius, und er könne sie als [cut off] Sclavin wegführen.

„Unmensch, rief Virginius dem Decemvir zu, [cut off] daß ich meine Tochter zur Gattin eines Bürger[cut off] nicht zur Buhlerin eines Tyrannen erzogen habe. [cut off] das hier versammelte unbewaffnete Volk diese schändlic[cut off] gerechtigkeit dulden wird, weiß ich nicht, aber unsre Leg[cut off] hoff' ich, werden sie nicht dulden — werden mich r[cut off]

Jetzt war es um Virginien geschehen, die So[cut off] und Lictoren des Decemvirs rückten heran. Da[cut off] schrockene Volk wich zurück. Schon wollte Cla[cut off] Virginien ihrem Vater entreißen. Dieser bat, ihm [cut off] eine kurze Unterredung mit seiner Tochter, ehe e[cut off] auf immer von ihr trennte, zu gönnen. Unvermerkt[cut off] er sie an eine Fleischbank, ergreift plötzlich, indem [cut off] umarmt und ihr die Thränen noch einmal trockne[cut off] auf derselben liegendes Messer. Verzeihe mir, [cut off] er mit einer von Wuth bebenden Stimme — nur [cut off] einzige Mittel ist noch übrig — deine Ehre zu r[cut off] umarme mich — stirb als eine freie — unentehrte [cut off] merin. Mit diesen Worten stieß er ihr das Messer [cut off] Herz und indem er es vom Blute rauchend zurü[cut off] kehrt er sich mit den Worten zum Appius: „Durc[cut off] ses unschuldige Blut, Tyrann, weih ich dich und d[cut off] Kopf den Göttern der Hölle."

Vergeblich befahl Appius, den Virginius zu ergr[cut off] Mit dem Messer in der Hand, bahnt er sich den [cut off] durch das Gedränge, und fordert unter den schre[cut off] sten Verwünschungen das Volk auf, die Fesseln [cut off] Sclaverei zu zerbrechen. Icilius hält den entse[cut off] Leichnam in seinen Armen, und flucht dem Appius [cut off] allen Tyrannen. Die Lictoren sollen sich seiner be[cut off] tigen, aber das Volk zertrümmert ihre Fasces, und [cut off] Appius muß entfliehen. Alles schreit Rache. Di[cut off] gionen bringen in Rom ein. Eine völlige Empö[cut off] bricht aus. Das Decemvirat wird abgeschafft, und [cut off] pius, um dem Blutgerüste zu entgehen, erdrossel[cut off] selbst im Kerker.

So ward das aufgehobene Gleichgewicht zwischen [cut off]

Patriciern und Plebejern öfters wieder hergestellt, aber immer nur auf eine kurze Zeit. Der Keim der Tyrannei lag in den Reichthümern der Patricier, welche die eroberten Schätze zum ausschließenden Lohn ihrer Thaten machten, denn durch Gold glaubten sie bei jedem Ausbruch einer Revolution das Uebergewicht der Macht auf ihre Seite lenken zu können. Der Republikanism verschwand allmählig, und der Wachsthum des Aristokratism führte den Luxus und den Verfall der Bürgertugend und guten Sitten herbei. Nationalverderbniß erwächst aus individueller Sittenlosigkeit. Man suchte Schätze zu erwerben, nicht fürs Vaterland, sondern für sich; man sahe nur Reiche und Arme, oder vielmehr Scharfrichter und Schlachtopfer.

Als Republikanerinnen waren die Römerinnen nicht selten Heldinnen und zeigten hohe Seelengröße. Aber in einem despotischen Staat ist die Sclaverei eine Kette; öffentlicher Druck der Bürger zieht unmittelbar den Privatdruck in Familien nach sich. Die römischen Weiber wurden häufig von ihren Männern als Sclavinnen behandelt. Ihre Seelen wurden endlich durch die lange Unterdrückung verdorben; sie mußten sich gegen die zwiefache Tyrannei ihrer Gatten und der Gesetze empören, und sie rächten sich endlich durch die schwärzeste Bosheit. Man wußte lange nicht, wie es zuging, daß eine große Menge der ersten Bürger Roms fast alle an denselben Symptomen hinstarben, bis eine Sclavin es dem Fabius Maximus, damaligem Aedilis Kurulis, entdeckte, daß die römischen Frauen das Getränke ihrer Männer mit einem heftigen Gift vermischten, welches sie selbst zubereiteten. Man untersuchte ihre Schlafzimmer und fand die Gifte. Zwanzig an der Zahl wurden auf das Forum geführt, sie leugneten die Sache, und sagten, es wäre weiter nichts als starke Arzneien. Man nöthigte sie davon zu trinken. Sie tranken und starben. Es wurden bald noch weit mehrere Mitschuldige entdeckt, sie wurden alle durch das Schwert gerichtet.

Daß man aber immer noch den unbefleckten Zustand einer Jungfrau schätzte, beweist übrigens der Orden der Vestalinnen, der sich in Rom an elf hundert Jahr be-

hauptete, vom Numa bis zum Theodosius. (S. weite
unten.) Unter den Dictatoren und Kaisern sank freilic
seine Reinigkeit sehr herab, aber wo heiligt nicht di
Leichtgläubigkeit des Volks, die schwache Vernunft an
Gängelbande, Anfangs irgend einen Stand, ein Gese
oder ein Herkommen, was nur der Rest des Alterthum
in der Folge ehrwürdig macht.

Die Aufmerksamkeie der Römer auf die Jungfrauschaf
ihrer Bräute erhellt ferner aus dem schon oben bemerk
ten Halsmessen. Man maß nämlich bei den römische
Bräuten den Abend vor und den Morgen nach der er
sten Hochzeit mit einem Faden den Hals. War der Fa
den, der des Abends vor dem Beischlafe um den Hal
reichte, des Morgens nicht mehr zulänglich, so hielt
man dies für ein untrügliches Kennzeichen, daß da
Mädchen zur Frau geworden sey. Mag es immerhi
nur eine Ceremonie gewesen seyn, so konnte es doch i
jenen roheren Zeiten als ein wirksames Mittel gege
die frühen Ausschweifungen des schönen Geschlechts an
gesehen werden.

Selbst zu Tiberius Zeiten schien noch der jung
fräuliche Zustand einen hohen Werth zu haben. Sein
unmenschliche That an Sejans Tochter verdient di
Aufmerksamkeit des Philosophen. Einem römischen Ge
setze zu Folge, war es nicht erlaubt, ein Mädchen vo
dem Alter der Mannbarkeit mit Todesstrafe zu belegen
Tiberius, einer der schlauesten Tyrannen, welche de
Purpur der Cäsaren geschändet haben, gab also, un
die Tochter seines Günstlings hinrichten lassen zu können
dem Büttel (Scharfrichter) Befehl, das noch unentwei
hete Mädchen in dem Kerker erst zu schänden und dan
zu erwürgen. Das gekrönte Ungeheuer glaubte sein
Rache dadurch recht sättigen zu können, wenn er seinen
Schlachtopfer mit den Gütern der Natur auch die de
Tugend raubte, und sie zwänge, im Sterben nicht nu
ihr Leben, sondern auch ihren Nachruf zu beweinen
Dies Verfahren des Tiberius scheint aus zwei Grund
sätzen, die seiner unmenschlichen Seele vollkommen wür
dig waren, geflossen zu seyn. Er glaubte, seinen Ha
auf sich ziehen, sey für einen Römer das größte Ver

brechen, und dies Verbrechen müßte nicht nur den Untergang des Sejans, sondern auch seiner ganzen Familie nach sich ziehen. Er glaubte ferner, daß kein Verbrecher anders als entehrt sterben dürfe, und da die Jungfrauschaft Unschuld ankündigt oder sie voraussetzt, so war es nöthig, daß Sejans Tochter vor ihrer Hinrichtung erst geschändet wurde. So räsonniren Tyrannen, welche sich Systeme machen; sie verletzen die Gesetze, um die öffentliche Sitten zu entnerven; sie verletzen die Sitten, um ihre Gesetze aufrecht zu halten. Ihre Tyrannei ist von Seiten der Menschen und der Gesetze gleich groß.

Mit dem Umsturz der Republik entfloh mit der bürgerlichen Tugend auch jede weibliche. Jetzt wurden die Frauen und Jungfrauen nicht mehr geschändet oder entführt — sie boten sich vielmehr selbst dem Verführer an, ohne zu erröthen, und ohne daß die Nation für sie erröthet wäre.

Celtische und germanische Jungfrauen.

Die Urbewohner des alten Galliens und Germaniens, mit Einschluß der Schweiz und der nordischen Reiche, nicht weniger des alten Hispaniens, Britanniens und Illyrikums, gehörten zu den ächt celtischen Nationen, alle stimmten, ungeachtet der klimatischen Verschiedenheit ihrer Wohnplätze, in Ansehung der Sprache, Körperbildung, Lebensart, Verfassung, Fähigkeiten und Sitten eben so genau mit einander überein, als sie von jeher selbst im Zustande der rohesten Barbarei von den übrigen europäischen Völkern von sarmatischer und finnischer Abkunft verschieden waren. Aber nirgends findet man jetzt das Bild wieder, welches zu der reizendsten Schilderung paßt, die uns die Griechen und Römer vorzüglich von den alten Germaniern entworfen haben.

Die griechischen und römischen Schriftsteller preisen mit der höchsten Bewunderung die Größe, Stärke und Schönheit der celtischen Völker, vorzüglich die Schönheit ihrer Weiber, Töchter und Söhne. Es war in Griechenland, wie in Rom allgemein anerkannt, daß die Germanier, Gallier und andere Celten unter allen Bewohnern die schönsten Frauen und Jungfrauen hätten, und an diesen

gewisse Heiligkeit zu, und glaubte, daß sie die Ga
besäßen, künftige Dinge vorher zu wissen. Zu Ta
tus Zeiten verehrten sie die Vellede und Armin
als heilige, weissagende Jungfrauen. Von den hoh
Burgen, auf den sie wohnten, auf den langen Heere
zügen, worauf sie die Männer begleiteten, thaten
ihre Aussprüche, die man als Befehle der Götter befolg

Das weibliche Geschlecht, als das feiner organisir
eilt überall in der Kultur dem männlichen vor; dah
kam es, daß die alten kriegerischen, zum Nachdenk
wenig aufgelegten Deutschen, sich den Aussprüchen ihr
eines klügern und schnellern Raths fähigen Weiber übe
ließen. Und in eben diesem weiblichen Ascendant üb
das Männergeschlecht liegen die Ursachen aller jen
muthvollen Ritterthaten, denen nur Weiberliebe den h
hen Glanz leihen konnte, welche Ossian so edel, re
und alles überwindend schildert. Hätte sich einmal ei
Leidenschaft der Seele des Deutschen bemächtigt, so w
sie unauslöschlich. Die Liebe feuerte sie oft zu den küh
sten Unternehmungen an, eben so oft zu heimlichen En
führungen von Jungfrauen und Bräuten, als zu der
Wiederbefreiung.

Nach den alten nordischen Chroniken und Ueberlief
rungen hatte ein schwedischer König eine Tochter mit N
men Thora, die im ganzen Norden wegen ihrer auße
ordentlichen Schönheit berühmt war. Um dieses kos
bare Kleinod gegen Raub und Entweihung zu schütze
übergab er die Tochter der Aufsicht eines treuen Di
ners, der sie in einem festen Schlosse bewachen mußt
Der Hüter der Schönen ward aber bald von ihr
unwiderstehlichen Reizen so hingerissen, daß er sich en
schloß, sie weder dem Vater, noch irgend einem Liebh
ber oder Bewerber auszuliefern. Der trostlose Vat
versuchte vergeblich alles, um sich der Veste dieses Rä
bers zu bemächtigen. Voll Verzweiflung that er nun i
allen nordischen Reichen kund, daß derjenige, welch
seine Tochter aus den Räuberhänden rettete, er möch
seyn von welchem Stande er wolle, ihre Hand habe
sollte. Unter allen nordischen Helden, die nach de
ungfräulichen Kranze rangen, war der dänische Prin

Regner der glücklichste. Er eroberte die Veste des Räubers, befreiete die schöne Prinzessin und erhielt sie zur Gemahlin.

Oft verschmähten nordische Jungfrauen die schönsten Fürstensöhne, die sich durch kühne und ruhmvolle Thaten noch nicht genug ausgezeichnet hatten. Harold mit den schönen Haaren, ein mächtiger Fürst in Norwegen, war wegen seiner Schönheit und seinen Proben der Tapferkeit ein Gegenstand der geheimsten Wünsche der schönsten Prinzessinnen seiner Zeit. Er schenkte aber keiner einzigen von allen diesen seine Liebe, sondern bot seine Hand und sein Herz der schönen Gida, Tochter eines normannischen Fürsten, an. Allein Gida antwortete, daß Harold der Schöne ihrer noch nicht würdig sey, und daß er ihren Besitz nur durch die kühne Eroberung von ganz Norwegen erreichen könne. Unverzögert rüstete sich der edle Jüngling, eroberte bald das ganze Königreich Norwegen und mit ihm das Herz der stolzen Gida.

Einen schönen charakteristischen Zug von der eben so ehrerbietigen Liebe der nordischen Helden als den keuschen Neigungen der Frauenzimmer liefert die Geschichte in dem Beispiel der schönen isländischen Schäferin, die ihre Heerde weidete, als der König Regner von Dänemark an der isländischen Küste landete und beim Anblick ihrer natürlichen Reize und ihres sittsamen Benehmens von den zärtlichsten Empfindungen gegen sie entbrannte. Bei ihrer Weigerung, sich sogleich dem Könige zu übergeben, wandte dieser weder List noch Gewalt an, sondern erst nach langer Zeit ward sie im Angesicht des ganzen Hofs seine Gemahlin. —

In den alten deutschen Gesetzen findet man viele Beispiele von den hohen Begriffen, welche unsere Vorfahren von dem Werthe und der Keuschheit des Frauenzimmers hatten. Sie ahndeten den Todtschlag einer fruchtbaren Frau, die Kinder geboren hatte und noch gebären konnte, zwei oder dreimal so hoch, als den eines freien Mannes. Nach einem ähnlichen Verhältnisse wurden andere Gewaltthätigkeiten, die man an Weibern und Jungfrauen verübte, mit höhern Wehr-

geldern, als die an Männern, gebüßt. Wer eine Person eine Hure oder eine Hexe schalt, mußte s viel Buße geben, als wenn er einen freien Man schlagen hätte. Wenn jemand einer freien Fra Finger oder die Hand wider ihren Willen entblöß berührt hatte, der mußte fünfzehn Schillinge oder so viel geben, als wenn er einem Manne den M finger abgehauen hatte. Berührte einer den Arm mußte er dreißig Schillinge erlegen, mit welcher S man sich loskaufen konnte, wenn man einem Freie Daumen abgeschlagen hatte. Drang einer mit der über den Ellbogen, so kostete dieses fünf und dr und das Betasten des Busens fünf und vierzig S linge, und mehr kostete es nicht, wenn man einen ger um die Nase oder um drei Finger gebracht Von gleicher Strenge waren die alten nordischen setze. Ein Kuß, den man einer Frau oder Jungfra der ihren Willen raubte, wurde mit Verweisung ein solcher, den man gutwillig von einer Schönen, ohne Wissen des Vaters oder Mannes erhalten mit drei Mark Silbers bestraft. Die Allemannen Baiern, obgleich weniger strenge, als die Franken Scandinavier, straften doch das den Weibern ange Unrecht doppelt so hoch, als das den Männern fügte. Wer unter ihnen einer Frau oder Jungfra Haar losriß, mußte sechs, und wer sich erfrechte, s an die Knie oder gar drei Spann höher zu entbl mußte zwölf Solidos erlegen, womit man eine tief gefährliche Kopfwunde büßen mußte, die man freien Manne gemacht hatte. —

Die Keuschheit der germanischen Frauen erhiel in ihrem hohen Glanze bis zum letzten Augenblic ihre Heere von den römischen Legionen besiegt wu Als der römische General Marius die Teutonen wunden hatte, so erklärten die wenigen, vom Sch verschont gebliebenen Weiber, daß sie sich ihm drei Bedingungen freiwillig übergeben wollten, näm daß sie nicht als Sclavinnen öffentlich verkauft wü daß ihre Keuschheit unangetastet bliebe, und daß sie dem Dienste der Vesta oder einer andern ke

Göttin widmen möchte. Als Marius diese dringende Bitte mit ungerührter Härte abschlug, so raubten sie sich selbst und ihren Kindern mit unerschüttertem Muthe das Leben.

Kaum hatten sich die Gothen und Vandalen in den eroberten Provinzen Italiens niedergelassen, als sie, so wie die siegenden Griechen und Römer in Asien, von dem Gifte römischer Laster angesteckt wurden. —

Ein Volk, das nur erst die Stufe der Barbarei verläßt, so edel und rein auch seine Tugenden sind, vermag sich nie gegen die gefährlichen Einflüsse eines fremden Klima's, fremder Lebensart und Sitten zu sichern. Der Deutsche — bis jetzt mit jenen Schätzen der Erde unbekannt, die der Mensch ihrem Schooße unter tausendfachen Gefahren entreißt, um sie zu eben so viel Quellen eines langsamen Todes zu machen, ward bald ein Raub üppiger Schwelgerei — und deutsche Frauen wetteiferten mit römischen Buhlerinnen.

So entartete schon in den ersten Generationen der nach Italien verpflanzte edle celtische Menschenstamm durch Blutmischung mit slavisch-asiatischen Völkern, und bald verschwanden unter der Uebermacht eines ausgelassenen Adels, einer schwelgerischen Geistlichkeit und einer zügellosen Kreuzbrüderschaft alle Tugenden, die die Teutonen im häuslichen und öffentlichen Leben über alle Bewohner der Erde erhoben. —

Unter allen Völkern von celtischer Abkunft ist kein einziges ganz unvermischt geblieben. Die Einwohner von Italien und fast noch mehr die Spanier und Portugiesen sind durch das Blut morgenländischer Sclaven oder mohrischer Sieger durch Despotismus und Lasterhaftigkeit orientalisirt worden, und eben diese Nationen haben daher bis auf den heutigen Tag viele Merkmale slavischer oder morgenländischer Sitten an sich, die sich in alten Römern und Hispaniern nicht fanden. Solche sind z. B. das frühe Reifen beider Geschlechter bei den Italienern und Spaniern, eine unbändige Ueppigkeit, verbunden mit einer gleichen Eifersucht und Hange zur unnatürlichen Liebe. Unbekanntschaft mit den Freuden des häuslichen Glücks und der ehelichen, elterlichen und kind-

lichen Liebe; die Proben der Jungfrauschaft, di
noch im sechszehnten Jahrhundert in Spanien f
und vorzeigte, die unzüchtigen Reden, Tänze und S
spiele, die noch jetzt daselbst herrschen.

Am meisten schätzten unter den übrigen europ
Völkern die Deutschen, Engländer, Dänen, Sch
Schweizer ꝛc. die jungfräuliche Keuschheit, mehr
kleinern Städten und auf dem Lande, als in g
von Luxus und Ueppigkeit angesteckten Städten,
unter dem Mittelstande, als unter den zu sehr
nerten oder vielmehr verdorbenen höheren St
Mosaische Zeichen der Jungfrauschaft der Bräute n
zwar nirgends gefordert, aber die Aufmerksamkei
auf, und auf jungfräuliche Unschuld überhaupt
mehr oder weniger ernsthafter Gegenstand für den j
Ehemann.

Allgemeiner ist weibliche Sittenlosigkeit in Baier
andern katholischen Provinzen, als da, wo besser
ziehung, weniger Aberglauben und Pfaffengeist he
Am gleichgültigsten gegen den jungfräulichen Z
eines Frauenzimmers ist man im Steiermarki
Hier kommen fast alle Mädchen vor ihrer Ehe in
nete Umstände, und werden in diesem Fall von
Liebhabern nur desto mehr geschätzt. Es muß
Reisenden hier auffallen, fast alle Kellermädchen, d
Oesterreichischen die Stelle der Kellner versehen, so
beleibt zu sehen. Sie machen gar kein Geheimni
ihren Umständen, und bekennen solche, ohne zu err
weil sie es wirklich mehr zur Ehre, als Schand
rechnen. Manche bekommt zwei, drei Kinder, e
in die Ehe tritt. Oft läßt sie ihr Liebhaber sitzen
nimmt eine andere. Jene kümmert sich deswegen
weil sich bald ein anderer findet, mit dem sie von n
ihr Glück versucht. Um die Kinder bekümmern sich
die Mutter noch die Liebhaber, und aus deren gä
verwahrloseten Erziehung entsteht die ungeheure ph
und moralische Nationalliederlichkeit.

Minder anstößig ist der in mehreren Gegenden
Deutschland, und vorzüglich in dem sogenannten Sch
wald, unter den Bauern herrschende Gebrauch,

die Mädchen ihren Freiern lange vor der Hochzeit schon diejenigen Freiheiten über sich einräumen, die nur das Vorrecht der Ehemänner sind *). Doch würde man sehr irren, wenn man sich von dieser Sitte die Vorstellung machte, daß solche Mädchen alle weibliche Sittsamkeit abgelegt hätten und ihre Gunstbezeugungen ohne alle Zurückhaltung an die Liebhaber verschwendeten. Sie wissen vielmehr den sparsamen Genuß ihrer Reize mit eben so viel Sprödigkeit zu würzen, als die Damen der feinen Welt.

Sobald sich ein Bauernmädchen seiner Mannbarkeit zu nähern anfängt, so wird es, nachdem es mehr oder weniger Vollkommenheiten besitzt, von einer Anzahl Liebhaber umgeben, die so lange mit gleicher Geschäftigkeit um seine Neigung buhlen, als sie nicht merken, daß einer unter ihnen der Glücklichere ist. Alsdann verschwinden alle übrige plötzlich, und der Liebling hat die Erlaubniß, seine Schöne des Nachts zu besuchen. Er würde aber den Wohlstand schlecht beobachten, wenn er den Weg durch die Hausthüre nehmen wollte. Die Dorfsetikette verlangt durchaus, daß er seine nächtlichen Besuche durch das Dachfenster bewerkstellige. Wie in jenen Zeiten der tapfre Ritter Leib und Leben wagen, unersteigliche Felsen hinanklettern und ungeheure Mauern hinabspringen mußte, um sich die Liebe seiner Erwählten zu verdienen, eben so darf der Bauerkerl nur dann auf den glücklichen Fortgang seines Liebesverständnisses rechnen, wenn er bei jedem seiner nächtlichen Besuche alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, sich den Hals zu brechen, oder wenn seine Göttin, während er zwischen Himmel und Erde schwebt, ihm aus ihrem Dachfenster herunter die bittersten Neckereien zuruft. Noch bei seinen grauen Haaren erzählt er mit aller Begeisterung diese Abenteuer seinen erstaunten Enkeln, die kaum ihre Mannheit erwarten können, um auf eine eben so heldenmüthige Art zu lieben.

Diese mühsame Unternehmung verschafft Anfangs dem Liebhaber keine andere Vortheile, als daß er etliche

*) S. Fischer über die Probenächte der deutschen Bauermädchen.

Stunden mit seinem Mädchen plaudern darf, da
um diese Zeit ganz angekleidet im Bette befinde
gegen alle Verräthereien des Amors wohl verwah
Sobald sie eingeschlafen ist, so muß er sich plötzlic
fernen, und erst nach und nach werden ihre Unt
tungen lebhafter. Ja in der Folge gibt die Dirne
Buhler unter allerlei naiven Scherzen und Neck
Gelegenheit, sich von ihren verborgenen Schönheite
anschauliche Kenntniß zu erwerben, läßt sich über
von ihm in einer leichtern Kleidung überraschen
gestattet ihm zuletzt alles, womit ein Frauenzimm
Sinnlichkeit einer Mannsperson beglücken kann.
auch hier wird immer ein gewisses Stufenmaß be
tet, und der Begünstigte darf nie zum erstenma
volle Ziel erreichen. Diese letztern Zusammenkünft
ßen Probenächte, die erstern Kommnächte.

Sehr oft verweigern die Mädchen ihrem Lieb
die Gewährung seiner letzten Wünsche so lange,
Gewalt braucht. Das geschieht allezeit, wenn sie
seiner Leibesstärke einige Zweifel hegen. Es komm
her ein solcher Kampf dem Liebhaber oft sehr
zu stehen, weil es nicht wenig Mühe kostet, ein B
mädchen bis zu einem gewissen Grade zu bezw
das jene wollüstige Reizbarkeit nicht besitzt, die das
feinem Ton erzogene Frauenzimmer so leicht entwa

Die Probenächte werden alle Tage gehalten
Kommnächte nur an den Sonn- und Festtagen
ihren Vorabenden. Die erstere dauern so lange
sich beide Theile von ihrer wechselseitigen phys
Tauglichkeit zur Ehe genugsam überzeugt haben,
bis das Mädchen schwanger wird. Hernach thu
Bauer erst die förmliche Anwerbung um sie, und
Verlöbniß und die Hochzeit folgen schnell darauf.
ten verläßt der Bauer ein Mädchen in solchem Zust
er würde sich auch unfehlbar den Haß und die
achtung des ganzen Dorfs zuziehen. Aber das ge
sehr häufig, daß beide einander nach der ersten
zweiten Probenacht wieder aufgeben. Das Mä
lauft dabei keine Gefahr, in üblen Ruf zu kom
denn es findet sich bald ein anderer, der mit ih

Roman von neuem beginnt. Nur dann ist ihr Name zweideutigen Anmerkungen ausgesetzt, wenn sie mehrmals die Probezeit vergebens gehalten hat. Das Dorfpublikum hält sich in diesem Fall schlechterdings für berechtigt, verborgene Unvollkommenheiten bei ihr zu argwöhnen. Die Landleute finden diese Gewohnheit so unschuldig, daß es nicht selten geschieht, wenn der Geistliche des Orts einen Bauern nach dem Wohlseyn seiner Töchter frägt, dieser ihm zum Beweise, daß sie gut heran wachsen, mit aller Offenherzigkeit und mit einem väterlichen Wohlgefallen erzählt, wie sie schon anfingen, die Kommnächte zu halten.

Fischer hält die Probenächte für eine Ursitte der Menschheit und für einen bei allen Nationen herrschenden Gebrauch, weil sie in der Physiologie des Menschen gegründet und eine für die Bevölkerung sehr heilsame Anstalt seyen. Aber daß sie eine Ursitte der Welt sind, kann eben so wenig, als daß sie bei allen Völkern gebräuchlich gewesen, erwiesen werden; das Gegentheil erhellt vielmehr aus den Sitten der Völker, die Proben der Jungfrauschaft fordern. Die andern beiden Gründe, die Ehestandstauglichkeit der beiden Gatten zu erproben, und dadurch eine stärkere Bevölkerung zu bewirken, fällt bei rohen Naturvölkern weg, weil Unvermögen und Unfruchtbarkeit unter denselben unerhörte Fälle sind. Die ganze Sitte zeugt von einem herabgewürdigten Zustande des weiblichen Geschlechts, und von einem Mangel aller edleren Gefühle. Die meisten Beispiele davon findet man in dem Mittelalter, wo diese Proben bald dergestalt ausarteten, daß sie eine bequeme Gelegenheit wurden, die Unschuld des Frauenzimmers zu mißbrauchen. Als der Herzog Ludwig I. von Baiern mit der schönen Gräfin Ludmille von Bogen, einer gebornen böhmischen Prinzessin, die Probenacht halten wollte, mußte ihr derselbe vor drei Rittern, die sie sich auf ihre Bettdecke gemalt hatte, schwören, daß er sie zu seiner Gemahlin machen wollte. Er that es ohne Bedenken, weil er sich für aller Ueberweisung sicher glaubte. Allein kaum hatte er sich dem Vergnügen überlassen, so öffnete die Prinzessin die Gardinen, wo sich plötzlich drei leib-

Stunden mit seinem Mädchen plaudern darf, da
um diese Zeit ganz angekleidet im Bette befinde
gegen alle Verrätereien des Amors wohl verwah
Sobald sie eingeschlafen ist, so muß er sich plötzlic
fernen, und erst nach und nach werden ihre Unt
tungen lebhafter. Ja in der Folge gibt die Dirne
Buhler unter allerlei naiven Scherzen und Nec
Gelegenheit, sich von ihren verborgenen Schönheite
anschauliche Kenntniß zu erwerben, läßt sich über
von ihm in einer leichtern Kleidung überraschen,
gestattet ihm zuletzt alles, womit ein Frauenzimm
Sinnlichkeit einer Mannsperson beglücken kann.
auch hier wird immer ein gewisses Stufenmaß be
tet, und der Begünstigte darf nie zum erstenma
volle Ziel erreichen. Diese letztern Zusammenkünft
ßen Probenächte, die erstern Kommnächte.

Sehr oft verweigern die Mädchen ihrem Lieb
die Gewährung seiner letzten Wünsche so lange,
Gewalt braucht. Das geschieht allezeit, wenn sie
seiner Leibesstärke einige Zweifel hegen. Es komm
her ein solcher Kampf dem Liebhaber oft sehr
zu stehen, weil es nicht wenig Mühe kostet, ein B
mädchen bis zu einem gewissen Grade zu bezwi
das jene wollüstige Reizbarkeit nicht besitzt, die das
feinem Ton erzogene Frauenzimmer so leicht entwa

Die Probenächte werden alle Tage gehalten
Kommnächte nur an den Sonn- und Festtage
ihren Vorabenden. Die erstere dauern so lange
sich beide Theile von ihrer wechselseitigen phys
Tauglichkeit zur Ehe genugsam überzeugt haben,
bis das Mädchen schwanger wird. Hernach thu
Bauer erst die förmliche Anwerbung um sie, und
Verlöbniß und die Hochzeit folgen schnell darauf.
ten verläßt der Bauer ein Mädchen in solchem Zust
er würde sich auch unfehlbar den Haß und die
achtung des ganzen Dorfs zuziehen. Aber das ges
sehr häufig, daß beide einander nach der ersten
zweiten Probenacht wieder aufgeben. Das Mä
lauft dabei keine Gefahr, in üblen Ruf zu kom
denn es findet sich bald ein anderer, der mit ih

Roman von neuem beginnt. Nur dann ist ihr Name zweideutigen Anmerkungen ausgesetzt, wenn sie mehrmals die Probezeit vergebens gehalten hat. Das Dorfpublikum hält sich in diesem Fall schlechterdings für berechtigt, verborgene Unvollkommenheiten bei ihr zu argwöhnen. Die Landleute finden diese Gewohnheit so unschuldig, daß es nicht selten geschieht, wenn der Geistliche des Orts einen Bauern nach dem Wohlseyn seiner Töchter frägt, dieser ihm zum Beweise, daß sie gut heran wachsen, mit aller Offenherzigkeit und mit einem väterlichen Wohlgefallen erzählt, wie sie schon anfingen, die Kommnächte zu halten.

Fischer hält die Probenächte für eine Ursitte der Menschheit und für einen bei allen Nationen herrschenden Gebrauch, weil sie in der Physiologie des Menschen gegründet und eine für die Bevölkerung sehr heilsame Anstalt seyen. Aber daß sie eine Ursitte der Welt sind, kann eben so wenig, als daß sie bei allen Völkern gebräuchlich gewesen, erwiesen werden; das Gegentheil erhellt vielmehr aus den Sitten der Völker, die Proben der Jungfrauschaft fordern. Die andern beiden Gründe, die Ehestandstauglichkeit der beiden Gatten zu erproben, und dadurch eine stärkere Bevölkerung zu bewirken, fällt bei rohen Naturvölkern weg, weil Unvermögen und Unfruchtbarkeit unter denselben unerhörte Fälle sind. Die ganze Sitte zeugt von einem herabgewürdigten Zustande des weiblichen Geschlechts, und von einem Mangel aller edleren Gefühle. Die meisten Beispiele davon findet man in dem Mittelalter, wo diese Proben bald dergestalt ausarteten, daß sie eine bequeme Gelegenheit wurden, die Unschuld des Frauenzimmers zu mißbrauchen. Als der Herzog Ludwig I. von Baiern mit der schönen Gräfin Ludmille von Bogen, einer gebornen böhmischen Prinzessin, die Probenacht halten wollte, mußte ihr derselbe vor drei Rittern, die sie sich auf ihre Bettdecke gemalt hatte, schwören, daß er sie zu seiner Gemahlin machen wollte. Er that es ohne Bedenken, weil er sich für aller Ueberweisung sicher glaubte. Allein kaum hatte er sich dem Vergnügen überlassen, so öffnete die Prinzessin die Gardinen, wo sich plötzlich drei leib-

hafte Ritter zeigten, die den Herzog an die Erfü
seines Gelübdes erinnerten. Er sah sich überlistet
vollzog nach dem Herkommen die Ehe in Jahresfri
Zu welchen Mißbräuchen würde nicht eine solche S
wenn sie als vorgängige Probe der Ehestandstau
keit unter verfeinerten Nationen ausgeübt würde, fü
Sie würde, anstatt die Bevölkerung zu vermehren,
das Gegentheil hervorbringen, sie nicht nur vermin
sondern auch eine allgemeine Zerrüttung der S
bewirken.

Völker, welche theils keine Jungfrauschaft ve gen, theils sie sogar verachten.

Die verschiedene Behandlungsart der Weiber un entgegengesetzten Begriffe von ihrem Werthe überh und ihrem jungfräulichen Zustande insbesondere, größtentheils das Resultat des Klima und andere mit in genauer Verbindung stehender Ursachen. In gemäßigten und rauheren Gegenden der Erde sin Weiber frostig und spröde. Sie sind unempfind gegen die Triebe, welche die Männer bei ihnen z regen suchen, und je kälter jene sind, desto mehr den diese angefacht, die Neigung dieser stolzen Gesc zu besiegen. Daher das Ansehen des nordischen Fr zimmers, sein Stolz und seine Gewalt in allen ö lichen Angelegenheiten. Daher ferner die Hochschä der körperlichen jungfräulichen Unbeflecktheit; und der andern Seite die sittliche Verfeinerung des m lichen Geschlechts, seine schlaue Biegsamkeit und Galan

Hingegen steigt in den heißeren Erdstrichen der m liche Begattungstrieb nicht selten bis zu einer Art geiler Wuth. Die Männer, deren Organisation d den mächtigen Einfluß des heißen Klima ohnehin schwächt ist, müssen alle Achtung gegen das wei Geschlecht und ihren jungfräulichen Zustand verli wenn ihnen dasjenige freiwillig und mit schamloser S angeboten wird, was nur dann einen Reiz für sie

wenn sie es nicht anders, als durch Gefälligkeiten und mit Mühe erreichen können.

Die hieraus entstehende Geringschätzung und Verachtung der jungfräulichen Keuschheit findet sich am meisten bei den mehr oder weniger mongolisirten Völkern. Jedoch gibt es auch mehrere tatarische Raçen, die auf die jungfräuliche Unbeflecktheit keinen Werth setzen; dahin gehören in älterer Zeit die Babylonier, Phönizier, Cyprier, Lydier, die ausgearteten Völker des Mittelalters 2c.; in neuerer Zeit die Bewohner von Wales, dem bergigten Schottland, und die vorhin angeführten deutschen Nationen.

Die Begriffe aller dieser Nationen von dem Unwerthe der physischen Jungfrauschaft ihrer Bräute unterscheiden sich wiederum dadurch, daß sie bald die Bemühung, solche den Mädchen zu rauben, gerne andern überlassen, und solche Beraubung als ein entehrendes, knechtisches und nur für niedrige oder fremde Leute schickliches Werk ansehen, bald ist sie ein Vorrecht des Herrschers oder Priesters, bald ein Opfer der Religion. Das erste ist besonders bei den südlichen Völkern, das zweite bei den nördlichen, und das dritte in Indien der Fall.

Die Verachtung, welche viele Völker gegen den Genuß der Erstlinge der Mädchenliebe haben, rührt theils aus dem religiösen Abscheu der periodischen Reinigung, und theils aus dem Unvermögen und der Kraftlosigkeit mongolischer Völker her. Jenen Abscheu hegen sie nicht allein gegen noch unberührte Mädchen, sondern auch gegen Wittwen, wenn sie glauben, daß sich bei beiden die monatliche Blutausleerung in einer größeren Menge angehäuft haben müsse.

In Kamtschatka heißt ein unverheirathetes Frauenzimmer immer noch Jungfer, wenn sie auch schon zehen Kinder gehabt hat. Kein Kamtschadale entjungfert seine Braut, sondern überläßt diese Mühe den Kosacken, Russen oder andern Fremden. Er ist desto vergnügter, je mehr Buhler sie vorher gehabt hat. Wenn ehemals ein Bräutigam eine reine Jungfer empfing, so schickte er sie mit Schimpf und Scheltworten an die Schwiegermutter zurück und machte ihr die bittersten Vorwürfe,

daß sie ihre Tochter so schlecht und dumm erzogen ha
Um dieser Schande vorzubeugen, sind die Mütter dar
bedacht, alle Ursachen, welche dergleichen Klagen ih
künftigen Schwiegersöhne veranlassen können, frühzei
aus dem Wege zu räumen.

Die in der Nachbarschaft der Russen und Schwe
wohnenden Lappen scheinen durch den Umgang
diesen den schwärmerischen religiösen Abscheu vor
Erstlingen der physischen Jungfernliebe verloren zu
ben. Doch gereicht es noch immer einem Mädchen
besondern Ehre und Empfehlung, wenn sie schon re
viele Ausländer mit ihren Umarmungen begünstigt
augenscheinliche Proben ihrer Fruchtbarkeit abgelegt h
Sie halten, sagt man, Fremde für bessere Richter
Schönheit als sich selbst, und bilden sich daher ei
daß diejenigen Mädchen die meisten Verdienste hal
müssen, welche Fremden gefallen und deren Umarmu
gewürdiget werden.

In Island bieten sich die Schönen selbst oder du
ihre Eltern den Fremden für ein geringes Gesche
Brod, Zwieback und dergl. zum Beischlafe an.
Buhlereien bringen das Mädchen in einen so vorth
haften Ruf, daß eine Menge Anbeter um ihre Ha
werben. Ist das Mädchen von ihrem Buhler schwa
ger, so wird ihr Besitz für das höchste Glück geachtet.
Auch hier herrscht, wie in Lappland, die Galanter
daß die Mädchen den Männern den R......f präs
tiren, um sich, ehe sie trinken, zuvörderst den Mu
auszuspielen. Ueberhaupt ist es bei den Isländern
bräuchlich, sich des Morgens mit Urin zu gurgeln,
die Zähne zu reinigen.

Die Einwohner von Peru in Quito nehmen
eine Jungfer zur Frau, und halten sie für nichtswürd
und sich sogar für entehrt, wenn solche nicht vor
Heirath viele Liebhaber gehabt hat. Doch muß m
ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie sich im Ehestan
alles Umgangs mit andern Männern enthalten.
dem Ehebruch steht die Todesstrafe.

In Brasilien überlassen sich die Mädchen vor
rer Heirath jeder ledigen Mannsperson, ohne sich

geringste Schande zuzuziehen. Ihre Anverwandte bieten sie sogar dem ersten besten an, so daß nicht eine einzige als Jungfrau in den Ehestand tritt.

Unter den Naudowessies sah Karver eine alte Frau, die in ihrer Jugend ein sogenanntes Reisfest gegeben hatte. Die junge Wildin lud nämlich, nach einer alten Gewohnheit ihres Volks, vierzig der vornehmsten Krieger in ihr Zelt ein. Diese ihre Gäste bewirthete sie nicht nur reichlich mit Reis und Wildpret, sondern sie schenkte auch einem jeden den vollen Genuß ihrer Reizungen. Eine solche Freigebigkeit und der Muth, womit sie solche geübt hatte, verschaffte ihr auf einmal einen so großen und allgemeinen Ruhm, daß die angesehensten Jäger und Krieger um ihre Hand buhlten, die sie auch endlich einem der Häupter schenkte, über welchen sie beständig wegen ihres einmal erworbenen Ansehens einen mächtigen Einfluß behielt.

Auf den karaibischen Inseln ist es ein unverletzlicher Gebrauch, die Brautnacht andern zu überlassen. Ein Kazik überläßt sie einem andern Kazik, und der gemeine Karaibe seinem Priester oder einem andern Oberhaupt.

In Neuandalusien herrscht eine gleiche Sitte. Man ruft einen Piaja, Priester, der zugleich ein Zauberer ist, zur Entjungferung der Bräute herbei, und steht in dem heiligen Wahne, daß durch die Beiwohnung eines Priesters das Mädchen am besten von aller Sünde gereinigt werde.

Bei verschiedenen nordamerikanischen Wilden herrscht die Meinung, die Jungfrauen und Weiber könnten, nach dem natürlichen Rechte der Freiheit, mit ihrem Leibe thun was sie wollten. Aus dieser Ursache haben die Mädchen wenig Neigung zum Ehestande, und doch findet man nicht leicht eine Weibsperson, die nicht schwanger ist. Da ihre Hütten Tag und Nacht offen stehen, so machen ihnen die Wilden ungescheut nächtliche Besuche. Sie zünden an dem unter der Asche glimmenden Feuer ein Hölzchen an und nähern sich der Schönen. Werden sie nicht günstig empfangen, so gehen sie ohne Geräusch wieder weg. Manchmal

daß sie ihre Tochter so schlecht und dumm erzogen habe. Um dieser Schande vorzubeugen, sind die Mütter darauf bedacht, alle Ursachen, welche dergleichen Klagen ihrer künftigen Schwiegersöhne veranlassen können, frühzeitig aus dem Wege zu räumen.

Die in der Nachbarschaft der Russen und Schweden wohnenden Lappen scheinen durch den Umgang mit diesen den schwärmerischen religiösen Abscheu vor den Erstlingen der physischen Jungfernliebe verloren zu haben. Doch gereicht es noch immer einem Mädchen zur besondern Ehre und Empfehlung, wenn sie schon recht viele Ausländer mit ihren Umarmungen begünstigt und augenscheinliche Proben ihrer Fruchtbarkeit abgelegt hat. Sie halten, sagt man, Fremde für bessere Richter der Schönheit als sich selbst, und bilden sich daher ein, daß diejenigen Mädchen die meisten Verdienste haben müssen, welche Fremden gefallen und deren Umarmung gewürdiget werden.

In Island bieten sich die Schönen selbst oder durch ihre Eltern den Fremden für ein geringes Geschenk, Brod, Zwieback und dergl. zum Beischlafe an. Die Buhlereien bringen das Mädchen in einen so vortheilhaften Ruf, daß eine Menge Anbeter um ihre Hand werben. Ist das Mädchen von ihrem Buhler schwanger, so wird ihr Besitz für das höchste Glück geachtet. — Auch hier herrscht, wie in Lappland, die Galanterie, daß die Mädchen den Männern den R......f präsentiren, um sich, ehe sie trinken, zuvörderst den Mund auszuspielen. Ueberhaupt ist es bei den Isländern gebräuchlich, sich des Morgens mit Urin zu gurgeln, um die Zähne zu reinigen.

Die Einwohner von Peru in Quito nehmen nie eine Jungfer zur Frau, und halten sie für nichtswürdig und sich sogar für entehrt, wenn solche nicht vor der Heirath viele Liebhaber gehabt hat. Doch muß man ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie sich im Ehestande alles Umgangs mit andern Männern enthalten. Auf dem Ehebruch steht die Todesstrafe.

In Brasilien überlassen sich die Mädchen vor ihrer Heirath jeder ledigen Mannsperson, ohne sich die

geringste Schande zuzuziehen. Ihre Anverwandte bieten sie sogar dem ersten besten an, so daß nicht eine einzige als Jungfrau in den Ehestand tritt.

Unter den Naudowessies sah Karver eine alte Frau, die in ihrer Jugend ein sogenanntes Reisfest gegeben hatte. Die junge Wildin lud nämlich, nach einer alten Gewohnheit ihres Volks, vierzig der vornehmsten Krieger in ihr Zelt ein. Diese ihre Gäste bewirthete sie nicht nur reichlich mit Reis und Wildpret, sondern sie schenkte auch einem jeden den vollen Genuß ihrer Reizungen. Eine solche Freigebigkeit und der Muth, womit sie solche geübt hatte, verschaffte ihr auf einmal einen so großen und allgemeinen Ruhm, daß die angesehensten Jäger und Krieger um ihre Hand buhlten, die sie auch endlich einem der Häupter schenkte, über welchen sie beständig wegen ihres einmal erworbenen Ansehens einen mächtigen Einfluß behielt.

Auf den karaibischen Inseln ist es ein unverletzlicher Gebrauch, die Brautnacht andern zu überlassen. Ein Kazik überläßt sie einem andern Kazik, und der gemeine Karaibe seinem Priester oder einem andern Oberhaupt.

In Neuandalusien herrscht eine gleiche Sitte. Man ruft einen Piaja, Priester, der zugleich ein Zauberer ist, zur Entjungferung der Bräute herbei, und steht in dem heiligen Wahne, daß durch die Beiwohnung eines Priesters das Mädchen am besten von aller Sünde gereinigt werde.

Bei verschiedenen nordamerikanischen Wilden herrscht die Meinung, die Jungfrauen und Weiber könnten, nach dem natürlichen Rechte der Freiheit, mit ihrem Leibe thun was sie wollten. Aus dieser Ursache haben die Mädchen wenig Neigung zum Ehestande, und doch findet man nicht leicht eine Weibsperson, die nicht schwanger ist. Da ihre Hütten Tag und Nacht offen stehen, so machen ihnen die Wilden ungescheut nächtliche Besuche. Sie zünden an dem unter der Asche glimmenden Feuer ein Hölzchen an und nähern sich der Schönen. Werden sie nicht günstig empfangen, so gehen sie ohne Geräusch wieder weg. Manchmal

erlauben sie dem schmachtenden Liebhaber, sich auf ih
Lagerstätte zu setzen, um mit ihm blos sprechen z
können, indeß sie einen andern, der eben dazu kömm
und ihrem Geschmacke besser entspricht, mit ihrer voll
Gunstbezeugung beglücken.

Unter den übrigen amerikanischen Völkern nimm
so wie bei den angeführten, die Ehre unverheirathet
Personen mit der Menge ihrer Buhler zu.

Die einzigen ursprünglichen amerikanischen Völke
schaften, welche in Ansehung der Jungfrauschaft ande
Gesinnungen hatten und die Jungfrauen sorgfältig h
teten, waren ehemals die Mexikaner. Die jung
Männer, welche heirathen wollten, verlangten schlec
terdings völlig unbefleckte Jungfrauen, bei welchen d
Zeichen der Keuschheit sichtbar waren. Bei dem gering
sten Verdacht schickte man die Braut nach dem Ta
der Hochzeit wieder nach Haus. Hatte hingegen d
Bräutigam seine Braut als Jungfrau gefunden,
machte er dieses mit großen Freudensbezeugungen b
kannt, und die junge Frau erhielt deswegen viele E
renbezeugungen und Geschenke. Der Bräutigam b
merkte bei dem Verlöbniß alles dasjenige, was er se
ner Braut geschenkt hatte, damit er es im Fall ein
Verstoßung wieder zurückfordern konnte.

Viele Negervölkerschaften in Afrika biete
Fremdlingen ihre Töchter eben so häufig und noch hä
figer als die Braunen in Amerika an. Wenn die Mä
chen lange genug mit ihren Reizen gewuchert und öfte
Proben ihrer Fruchtbarkeit abgelegt haben, so besitze
sie in den Augen der Neger den höchsten Werth, beson
ders wenn sie ihrem Bräutigam ein kleines Heirathsgu
mitbringen.

In allen südlich-asiatischen Reichen in Pegu
Siam, Conchinchina, Lambodia, Tunkin und Laos, i
allen ostindischen und molukkischen Inseln, in den Phi
lippinen, in den Eilanden der Südsee herrschen gleich
Begriffe von der weiblichen Keuschheit. Väter un
Männer bieten den Europäern ihre Töchter und Wei
ber an, und man zieht ein schwangeres Mädchen, ode
ein solches, das schon vor der Ehe geboren hat, ohn

Ausnahme, einer reinen, noch unbeschlafenen Jungfrau vor,

Auf der Insel Madagaskar widmen sich Knaben und Mädchen schon in ihrer frühesten Jugend dem Dienste der Venus; letztere eilen mit Vergnügen den Umarmungen der Fremden entgegen. Die liederlichsten Mädchen finden am ersten Männer. Die eigennützigen Mütter wuchern so grenzenlos mit den Reizen ihrer Töchter, daß hier ein venerischer Aussatz fast allgemein verbreitet ist. Doch wird nach Pagés auch hier die eheliche Treue sehr heilig gehalten.

In dem Königreiche Arrakan und den Philippinen hält man es für die größte Schande, ein noch unentjungfertes Mädchen zu heirathen. Die Jungfrauschaft wurde hier für ein solches verabscheuungswürdiges Ding gehalten, daß man ehemals besondere Weiber besoldete, um die Mädchen zu depucelliren. Mädchen und Weiber überließen sich einem jeden, und es gereichte ihnen nur dann zur Schande, wenn sie sich dafür nicht bezahlen ließen. Doch ist nach Gentil das weibliche Geschlecht jetzt bei weitem nicht mehr so ausschweifend als jemals.

In dem Königreiche Thibet führen die Mütter ihre mannbaren Töchter den Fremden zu, und bitten sie, sich derselben während ihres dasigen Aufenthalts zu bedienen, damit sie in den hoffnungsvollen Zustand gesetzt würden, Männer zu bekommen. Wenn das Mädchen sich von ihrem Liebhaber trennt, erbittet es sich ein kleines Geschenk, zum Andenken und Zeichen, daß er bei ihr geschlafen habe. Dieses trägt sie als einen Schmuck, wenn sie ausgeht, und diejenige, welche die größte Anzahl solcher Zeichen hat, geht allen andern an Rang und an Ehre vor. Eben dieses findet man auch bei den Taulistanern.

In Tunkin, Pegu und Siam kommen nicht nur arme und verächtliche Menschen, sondern reiche Einwohner und vornehme Mandarinen den Fremden an Bord entgegen und bieten denselben ihre Töchter als Freundinnen oder Beischläferinnen an. Die Peguanerinnen werden, sobald ihre Liebhaber wieder abgereist sind, begierig

zu Eheweibern gewählt. Ungünstiger scheint hingeg
das Loos der verbuhlten siamesischen Schönen zu sey
denn sie werden von ihren Eltern gegen gewisse Pre
an einen Mädchenkäufer überlassen; doch muß di
Schicksal nicht so traurig seyn, weil sie es gar ni
fürchten. Loubere kannte einen solchen Händle
der über sechshundert Freudentöchter aus den Famili
der vornehmsten königlichen Bedienten aufgekauft hatt

Blos eigennützige Absichten haben andere Völker b
wogen, ihre Töchter begierig ihren Oberhäuptern, R
genten und Herrn zu überlassen. Die Bewohner d
Kanarien-Inseln und des Königreiches Kong
thun dieses, ohne daß man ihre Töchter dafür enteh
hält. In letzterem Lande ist die Heirathsprobe übli
Der Neger genießt einige Wochen hindurch alle Rech
des Ehestandes, ehe er sich entschließt, mit dem Fraue
zimmer sich zu verbinden. Stehen sie sich nicht an,
verlassen sie einander wieder, ohne daß diese Proben de
einen oder dem andern Theile bei andern noch folgend
im geringsten nachtheilig wären. Auch ist es Sitte b
den Kongischen Schönen, einen jeden bei ihnen ei
kehrenden Fremden die zwei ersten Nächte mit ihren Um
armungen zu begünstigen.

In der Türkei und Persien halten sich die Vo
nehmen sehr geehrt, wenn sie von ihrem Oberhaup
Weiber erhalten, deren es überdrüßig ist.

Am schändlichsten und empörendsten ist diese Sitte
dem Königreiche Dahomey in Afrika, wo nicht die E
tern, sondern der König das Eigenthumsrecht auf a
Mädchen und Knaben hat. Diese werden in früher J
gend ihren Müttern entrissen und in von ihren Geburt
örtern weit entlegene Dörfer vertheilt. Hier bleiben
so lange, bis der König sie sich in der Folge zueign
Sie haben nur äußerst selten das Glück, diejenigen ei
mal wieder zu sehen oder zu erkennen, die ihnen d
Daseyn gegeben haben. Die jungen Mannspersone
welche gern Weiber haben möchten, versammeln s
jährlich zur Feier eines großen Festes, die jährlich
Zollabgabe genannt, und bringen das mit, was
sich durch ihren Fleiß erspart haben, wenn es sich a

ders auf fünf Kabeß (eine eingebildete Münze) oder zwanzigtausend Kauries kelauft. Sie legen es dann vor des Königs Thron nieder, werfen sich in den Staub und bitten um Weiber. Die Frauenzimmer werden hierauf aus dem Palaste herausgeführt, unter die Bewerber vertheilt, und die Kauries dagegen in Empfang genommen. Jeder muß die nehmen, die ihm bestimmt wird, sie mag alt oder jung, schön oder häßlich seyn. Meine Leser werden dies Verfahren als eine sehr feine Politik bewundern, wenn sie hören, daß es blos deswegen geschieht, um jede Blutsfreundschaft, jede Anverwandtschaft zu vernichten, weil solche dem Throne des Despoten gefährlich werden möchte.

Kein Dienst irgend einer Gottheit ist je auf der Erde allgemeiner verbreitet gewesen, als die Verehrung des Phallus oder Lingam. Die ältesten Griechen, die Egyptier, Assyrer, Syrer und Phönizier u. a. beteten das männliche Zeugungslied an, die Syrakusaner das weibliche, die Hindostaner die Zeugungsglieder beider Geschlechter. Man trug das Bild des Priapus nicht nur an den ihm geheiligten Festen öffentlich umher, sondern Weiber kränzten es auch, oder küßten es in der Natur mit unbegränzter Schamlosigkeit oder Einfalt, und Bräute opferten ihm ihre Jungfrauschaft. Dies Geschenk empfingen hin und wieder die Priester im Namen der Gottheit, aber nicht von allen jungen Weibern, sondern nur von den Bräuten der Könige und Vornehmen.

So ward die Gewohnheit, die Religion nach zeitlichen Vortheilen, nach selbstsüchtigen Absichten zu benutzen, eine der frühesten Empfindungen ihrer Diener, so gab es kaum eine Religion, deren Gebräuche entweder nicht mit Grausamkeit und Unzucht oder beiden zugleich gefeiert wurden.

Unter vielen der ältesten Bewohner des Orients herrschte der Gebrauch, daß jede Jungfrau, ehe sie heirathete, in einem Tempel feil sitzen und ihre Jungfrauschaft dem Ersten dem Besten für Geld zum Nutzen des Tempels hingeben mußte. Selbst unter einigen midianitischen Stämmen wurde, dem Baal Peor zu Ehren, bei einem jährlichen Feste die Jungfrauschaft der Mädchen

dem ersten Kommenden überlassen. Bei andern hat die Priester des Tempels dies Geschäft zu verrichten

Zu Babylon war jede Jungfrau gesetzmäßig verpfli tet, sich vor ihrer Verheirathung entjungfern zu lass Ein Orakel, worauf sich dieses Gesetz gründete, ha befohlen, daß sich jede Frauensperson einmal in ihr Leben in dem Tempel der Göttin Mylitta (die syrische Venus) einfinden und dieser zu Ehren Erstlinge ihrer Liebe opfern müsse. Herodot beschre die hierbei beobachteten Ceremonien auf folgende A Alle Frauenzimmer, die in dieser Absicht in dem Tem erschienen, traten mit einem Blumenkranze auf d Haupte vor das Bildniß der Göttin hin. Hierauf gaben sie sich in die Schlangengänge des Tempels u warteten, bis Einer sich ihnen näherte. Liebhaber fa den sich hier in Menge ein, und hatten das Recht, d jenige, welche ihnen am besten gefiel, zu wählen. jeder war verbunden, derjenigen, auf die seine Wüns fielen, einige Münzen unter den Worten zu überreiche ich rufe für euch die Göttin Mylitta an. Di Summe, so gering sie auch seyn mochte, durfte eben wenig ausgeschlagen, als dem Fremden, wer er a war, die Umarmung verweigert werden. Sie mu demselben aus dem Tempel sogleich an einen abgele nen Ort folgen und sich von der Forderung des heili Orakels entbinden lassen. Sobald auf diese Art d Gesetze ein Genüge geleistet war, kam das Frauenzimm in den Tempel zurück und brachte der Göttin das Op Nur jetzt war es ihm erlaubt, wieder in seine Wohnu zu gehen. Diejenigen, denen Geburt, Reichthümer Ehre einen Vorzug gaben, suchten oft diesem Ges dadurch auszuweichen, daß sie sich in einer Sänfte an den Eingang des Tempels tragen ließen. Hier mu ihr ganzes Gefolge zurückkehren; sie erschienen vor Statue der Göttin und kehrten sogleich, als wenn das Opfer gebracht hätten, nach ihrer Wohnung zurück Mädchen, denen die Natur lockende Reize versagt ha

*) Wahrscheinlich vergaßen sie nicht, den Priestern ein Gesch zu verehren. Von deren Gewinnsucht lese man das B Baruch Kap. VI. 1. ꝛc.

waren dem traurigen Schicksale unterworfen, Jahre hindurch zu warten, bis sich einer fand, der ihnen den Gürtel lösete und das Gesetz in Erfüllung brachte.

In Cypern opferten die Mädchen der Venus ihre Jungfrauschaft, zur Beobachtung einer desto unverbrüchlicheren ehelichen Treue, wie Justinus meint.

Die Armenierinnen weiheten nach Strabo ihre Jungfrauschaft der Göttin Tanais, und ein gleiches fand nach einer gesetzlichen Sitte bei den Phöniziern statt.

Noch heutiges Tages ist bei einigen asiatischen Völkern das Feilsitzen der Jungfrauen in einem Tempel, ehe sie heirathen, gebräuchlich.

Auf der Küste Koromandel beten die Indianer einen hölzernen Götzen an, der mit einem ungeheuern Zeugungsgliede versehen ist. Mädchen opfern ihre Jungfrauschaft, unfruchtbare Weiber segnen sich durch dessen Berührung, und Thiere werden zur Zeugung einer stärkeren Raçe ihm vorgeführt.

Eben diese heilige Raserei herrscht auf Goa. Hier führen am Tage der Hochzeit Eltern und Verwandte die Braut vor einen Pagoden, an welchem ein männliches Glied von Eisen (nach Lintschotten von Elfenbein) gefesselt ist. Die nächsten Freunde oder auch selbst die Eltern der Braut ergreifen diesen Priap und stoßen in ihrer heiligen Wuth so fürchterlich auf das verlobte Mädchen, daß es für Schmerz — den die Liebe sonst so leicht besiegt — in ein lautes Klaggeschrei ausbricht. Indeß das Geräusch einer lärmenden Musik die Luft erfüllt, hört man die ächzenden Töne nicht, und fährt ungestört in dieser frommen Operation so lange fort, bis man endlich an diesem unbarmherzigen Gott überzeugende Zeichen seiner gewaltsamen Zerstörung erblickt. Nun empfängt der vor Freude taumelnde Bräutigam seine Frau, und dankt dem Pagoden in der tiefsten Anbetung, ihn durch diese ehrenvolle Wohlthat einer so schweren Arbeit überhoben zu haben.

Auf der Küste von Malabar laden die Vasallen, wenn sie heirathen, ihre Könige unter einem prunkvollen Aufzuge zum Hochzeitschmause ein und bitten sie, ihnen die Ehre zu erweisen, die ersten zwei oder drei Nächte

bei ihren jungen Weibern zu schlafen. Ist dieses ge-
schehen, so holen sie die Männer mit großer Pra
mit Musik und den lebhaftesten Freudensbezeugun
wieder zu sich. Bei geringern Leuten feiert die Br
mit einem jeden der geladenen Gäste den Beischlaf,
mit diese die Befleckung unter sich theilen, und den
nuß des Vergnügens mit einem Geschenke als Heirat
gut belohnen. Gleiche Gebräuche erzählt schon Hero
von den Nasamäern in Afrika, einem Negervo
malabarischer Abkunft. Nach dem Diodor weihe
auf den balearischen Inseln die Bräute ihren V
wandten und Freunden nach der Mahlzeit die er
Umarmungen. Das Alter entschied über das Vorzu
recht, der Bräutigam aber war immer der letzte.

Der König von Kalikut auf der südlichen Spitze
Malabar gibt seinem vornehmsten Priester eine
lohnung von fünfhundert Thalern, daß er im Nam
der Gottheit seinen Weibern den Gürtel löse.

Edle opfern auf diese Art die Jungfrauschaft ih
Bräute den Dienern der Götter, die sich aber doch
sehr nicht erniedrigen, daß sie ähnliche Opfer von
Weibern gemeiner Leute annehmen sollten.

In Conchin, wo die Jungfrauschaft einem Gö
geopfert wird, versteht es sich von selbst, daß die P
ster die Impotenz ihrer Götter ersetzen.

Das Recht, seiner Braut die Jungfrauschaft zu r
ben, einem Tribut zu unterwerfen, ist nicht von Ka
gula's Erfindung, es steigt vielmehr in das hö
Alterthum hinauf, und man hat es selbst bei den ro
Völkern des Nordens gefunden. In den Zeiten
Feudal-Anarchie maßten französische und deut
Edelleute sich das Recht an, in der ersten Hochzeitn
die Weiber ihrer Vasallen zu genießen, oder die Va
len mußten sich durch eine Geldbuße davon loskau
welches man das Herren-Recht nannte. Spuren
nes solchen Depotismus findet man noch heutiges Ta
in verschiedenen europäischen Ländern.

Vierter Abschnitt.

Mittel, deren sich verschiedene Völker bedient haben, die Keuschheit ihrer Weiber und die Jungfrauschaft ihrer Mädchen zu bewahren.

So wie Muth und Ehre für die edelsten Züge im Charakter des Mannes gelten, eben so glänzt Keuschheit an der Spitze aller weiblichen Tugend. Weibliche Keuschheit wird von allen Nationen der Erde geschätzt, die eine gewisse Kultur erreicht haben. Die Verschiedenheit in der Wahl der Mittel, sich derselben zu versichern, gibt, so wie die verschiedene Behandlungsart der Weiber überhaupt, Profilzeichnungen von dem edlen und unedlen Charaktergepräge ganzer Nationen.

Alle edlere Nationen der Erde, die alten Celten und die in ihrer Abstammung mit ihnen verwandten Völker haben dieser Tugend, der Keuschheit, nie eine andere Wache gesetzt, als die der Schamhaftigkeit. Die Slaven, die Morgenländer und die südlichen Völker hingegen glaubten von allen Zeiten her, die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter nicht anders, als durch Harem und Verschnittene, durch Infibulationen und Schlösser sichern zu können.

Ein sonderbares Mittel, die Treue der Weiber zu proben, welches der jüdische Gesetzgeber erfand, waren

Die Wasser der Eifersucht.

Ein Ehemann hatte nämlich das Recht, seine Frau,

sobald er ihre Treue in Zweifel zog, unter gewi
Feierlichkeiten und einer gewissen priesterlichen Ver
chungsceremonie zu zwingen, ein auf gewisse Art
bereitetes Wasser zu trinken. Die Stelle bei Mo
ist folgende: „Und der Herr redete mit Mose und spr
Sage den Kindern Israel und sprich zu ihnen: W
irgend eines Mannes Weib sich verkiefe und sich
ihm versündigte; Und jemand sie fleischlich beschl
und würde doch dem Manne verborgen vor seinen
gen, und würde verdeckt, daß sie unrein worden
und kann sie nicht überzeugen, denn sie ist nicht da
nen begriffen; und der Eifergeist entzündet ihn, das
um sein Weib eifert, sie sey unrein oder nicht unr
so soll er sie zum Priester bringen und ein Opfer
sie bringen, den zehnten Epha Gerstenmehls, und
kein Oel darauf gießen, noch Weihrauch darauf th
Denn es ist ein Eiferopfer, und Rügeopfer, das M
that rügt; da soll sie der Priester herzuführen und
den Herrn stellen, und des heiligen Wassers nehmen
ein irden Gefäß, und Staub vom Boden der Wohn
ins Wasser thun. Und soll das Weib vor den H
stellen, und ihr Haupt entblößen, und das Rügeop
das ein Eiferopfer ist, auf ihre Hand legen. Und
Priester soll in seiner Hand bitter verflucht Wasser
ben; Und soll das Weib beschweren und zu ihr sag
Hat kein Mann dich beschlafen, und hast dich nicht
deinem Mann verlaufen, daß du dich verunreinigt
so sollen dir diese bittre verfluchte Wasser nicht s
den; wo du aber dich von deinem Mann verlaufen
daß du unrein bist, und hat jemand dich beschlafen
ßer deinem Mann; so soll der Priester das Weib
schweren mit solchem Fluche, und soll zu ihr sag
der Herr setze Dich zum Fluch und zum Schwur u
deinem Volk, daß der Herr deine Hüfte schwinden
deinen Bauch schwellen, so gehe nun das verfluchte W
ser in deinem Leib, daß dein Bauch schwelle und d
Hüfte schwinde. Und das Weib soll sagen: Am
Amen. Also soll der Priester diese Flüche auf ei
Zettel schreiben, und mit dem bittern Wasser abwasch
und soll dem Weibe von dem bittern verfluchten W
er zu trinken geben rc."

Dieser religiöse Unsinn und die Gewalt des Mannes, seine Frau, sobald es ihm beliebte, der fürchterlichen Probe zu unterwerfen, mochten übrigens eine noch stärkere Schutzwehr gegen Untreue seyn, als alle andere göttliche und menschliche Gesetze; aber gleichwohl gab es Weiber, deren Leidenschaften die heiligste Furcht besiegten. Wahrscheinlich wollte hierdurch Moses die eifersüchtigen Israeliten von der unbändigen Selbstrache gegen ihre der Treue wegen verdächtigen Weiber zurückhalten.

Serails oder Harems.

Ohne Vorzug des Reizes bei dem weiblichen Geschlechte, ohne Veredlung des Geschmacks bei dem männlichen, wird jenes von diesem, wie überhaupt von dem Stärkeren der Schwächere, zur Unterwerfung erniedrigt. Aus der sclavischen Dienstbarkeit der Weiber entstand Vielweiberei, und mit dieser wurde zugleich ihre Tochter, die Eifersucht, geboren. Behältnisse für Weiber und Töchter, von Wächtern und Hunden bewacht, ist daher eine Ursitte des Menschengeschlechts in allen heißeren Zonen des Erdkreises. Das Selbstgefühl der Schwäche, die stete Gefährtin der Eifersucht, sinnt unaufhörlich auf Mittel, ein Eigenthum vor äußern Angriffen zu sichern, das man mit Gewalt an sich gerissen hat. Hierzu kommt noch, daß, als Weiber durch Zusammenrottirung und Ränke dem Leben ihres despotischen Gebieters droheten, wurden Mauern, Schlösser, Riegeln und Wächter verdoppelt, um sie in die engsten Fesseln einer unmenschlichen Sclaverei zu stürzen.

Der Ursprung der Verschnittenen steigt ebenfalls in das höchste Alterthum hinauf*). Nach Manetho gab es schon zweihundert Jahr vor Moses Verschnittene, denn der Vater des Sesostris ward von Verschnitte-

*) Unstreitig ist die Entmannung aus religiöser Wuth älter, als die zur Bewachung der Weiber Die Priester der Cybele mußten alle entmannt seyn. In Sina, Tunkin muß man verschnitten seyn, um das geringste Mandarinat erhalten zu können, das heißt, um das Recht zu erlangen, Menschen auf jede beliebige Art zu tyrannysiren.

nen ermordet. Man hielt diese für die besten Hüter
Weiber, weil man glaubte, daß diejenigen die Verg
gungen, die sie selbst nicht genießen könnten, auch
dern am liebsten verwehren würden. Anfangs begnü
man sich damit, daß man die Verschnittenen in
Serails der Hoden beraubte, und die Eifersucht glau
nichts mehr argwöhnen zu müssen. Aber kaum e
deckte man, daß diese noch immer den Weibern gefä
lich genug waren, als man ihnen die Ueberreste
Mannheit wegschnitt. Aber auch dies befriedigte
unbegränzte Eifersucht des Orientalen noch nicht; m
wählt die scheußlichsten Negern aus, beraubt sie n
nur aller Zeugungsglieder, sondern um sie vollends
Ungeheuern ihres Geschlechts zu machen, schneidet m
ihnen Nasen und Ohren ab. Und bei allen diesem f
det der unmenschliche Gebieter eines Serails noch V
dacht genug, seine Weiber sammt ihren Wächtern
unerbittlicher Grausamkeit zu würgen. So tief si
die Menschheit unter das Joch der scheußlichsten T
rannei! Und schon seit Jahrtausenden herrscht auf
erschüttertem Throne dieser asiatische Despotism
der die schönere Menschenhälfte zu ewigem Kerkerle
verdammt, und sie der Geissel tückischer, grausam
gefühlloser, und gleichsam aus der Schöpfung getilg
Menschen unterwirft.

Aber nicht genug, daß man diesen Geschöpfen
erste aller Rechte der Natur, die Freiheit, raubt,
den Hang zu einer unbändigen Liebe zu sättigen; i
Einsperrung ist nun auch ein Gegenstand des Lu
geworden, und der asiatische Stolz wetteifert um
Ehre, die zahlreichste Sammlung der schönsten Wei
zu besitzen. Der König von Bisnagar führt, un
andern übermüthigen Titeln, auch den eines Gemah
von tausend Weibern.

Die Infibulation

war bei den Alten gleichfalls zur Bewahrung der Keus
heit bei beiden Geschlechtern gebräuchlich. Paw g
über diesen Gebrauch folgenden Aufschluß. Er sagt,
Infibulation verliert sich im höchsten Alterthume,

ist von den Morgenländern nach Griechenland, und von da gegen das Ende der Republik nach Rom gekommen. Die Infibulation der Weiber ist einzig und allein der Eifersucht der Männer beizumessen, welche in den heißen Himmelsgegenden, wo alle Leidenschaften auf das äußerste getrieben werden und die Vernunft ohnmächtig bleibt, so unsinnig und unbarmherzig gewesen sind, an der menschlichen Natur die gewaltsamsten und schimpflichsten Beleidigungen auszuüben, die schon bei den Thieren z. B. bei den Stuten, welche bisweilen infibulirt werden, hart zu seyn scheint. Die rasende Eifersucht glaubte mit dem Körper auch zugleich die Seele zu fesseln, und strebte nach dem Besitz eines Guts, das sie nicht kannte. — Das Infibuliren ist noch heut zu Tage bei dem weiblichen Geschlechte üblich, und man bedient sich in Ansehung der Form, aber nicht des Endzwecks, der fast immer der nämliche ist, drei verschiedener Methoden. Sobald ein Mädchen in Aethiopien geboren wird, vereinigt man die Ränder der Zeugungsglieder, man nähet sie zusammen, nicht mit einem unverbrennlichen Faden, wie einige Reisende vorgeben, sondern mit einem bloßen seidenen Schnürchen, und läßt dabei nur soviel Oeffnung, als die natürliche Nothdurft erfordert. Es läßt sich leicht vorstellen, wie viel Schmerzen eine solche, an einem so empfindlichen Orte gemachte Naht den Opfern einer so grausamen Operation verursachen müsse. Die durch die Kunst verbundenen Theile wachsen endlich zusammen, und gegen das zweite Jahr ist nichts mehr davon zu sehen, als eine Narbe. Der Vater eines solchen Kindes glaubt eine Jungfer zu besitzen, und verkauft sie dafür dem Meistbietenden. Einige Tage vor der Hochzeit eröffnet man wieder die verschlossenen Theile durch einen so tiefen Einschnitt, daß die durch die Naht entstandene Verbindung aufgelöset wird. Diese Art von Infibulation ist auch in Pegu üblich. Linschot sah ein solches Frauenzimmer und sprach den Wundarzt, der diese Operation verrichtet hatte. Sie ist die abscheulichste und grausamste unter allen Arten, und ist mehr erdacht worden, um sich der Jungfrauschaft der Mädchen, als der Treue der Weiber zu versichern.

Bei andern asiatischen und afrikanischen N-
tionen steckt man durch die Enden der aneinander
genden Schaamlefzen einen Ring, welcher bei den M
chen so gefaßt ist, daß er nicht anders als durch Fe
oder mit einer Scheere wieder hinweggenommen w
den kann. Man durchsticht die Fleischtheile mit ein
spitzigen Instrument, steckt sodann die Enden des Ri
durch die Löcher und löthet solche mit einem glühen
Eisen zusammen. Bei den Weibern befindet sich an d
metallenen Ring statt des Löthens ein Schlößchen, w
der Mann den Schlüssel hat. Dieses Instrument v
tritt bei ihm die Stelle des Serails und der Versch
tenen, welche so viel Aufwand erfordern und in A
so theuer sind, daß nur große und reiche Herrn
Vorrecht genießen können, Sclaven durch andere S
ven bewachen zu lassen. Die niedrige Volksklasse
dient sich daher nur dieser Ringe.

Die dritte Art zu infibuliren, obgleich n
so blutig und schmerzhaft, ist demungeachtet noch
schrecklicher Ueberrest der Barbarei. Sie besteht da
daß man den Frauen einen von eisernem Draht gesp
nenen Gürtel anlegt, der über den Hüften mittelst
nes aus beweglichen Reifen zusammengesetzten Schlo
befestiget wird; auf diesen Reifen oder Zirkelschei
ist eine bestimmte Anzahl von Karakteren eingegrab
unter welchen nur eine einzige Kombination möglich
wenn die Feder am Schloß zugedrückt werden soll, u
diese Verknüpfung ist das heilig bewahrte Geheim
des Mannes.

Bei den heutigen Italienern sollen noch verschied
Gattungen von diesen lezteren Instrumenten im Gebra
seyn, deren man sich im alten Rom selbst zur Zeit
verdorbensten Sitten nicht bediente. Die alten Röm
infibulirten weder die Weiber noch die Mädchen, so
dern nur die Knaben. Man verehrte das schwäch
Geschlecht, und wollte lieber das stärkste und unterne
mendste bändigen. Man wußte, daß die Schaam d
Weiber keine Folge des Zwangs seyn konnte, und da
wenn man ihnen die Freiheit raubte, man sie zugle
von einer mit der Sclaverei unverträglichen Tuge

losſprechen müſſe. Wenn unſere deutſche Veſtalinnen am Altare das Gelübde der Keuſchheit ſchwören, ſo mögen ſie vielleicht geneigt ſeyn, ſolches zu halten; ſobald man ſie aber in Zellen verſchließt, raubt man ihnen das ganze Verdienſt der Enthaltſamkeit. Man achtet ſie folglich für unfähig, das zu erfüllen, was ſie ſo feierlich gelobt haben. Man ſollte ſie entweder nicht einſperren, oder von ihnen kein Gelübde verlangen, das in einem Gefängniſſe oder bei Sclaven unnütz wird. — Die römiſchen Vaſtalinnen genoſſen eben die Freiheit, wie die andern Frauenzimmer in Rom. Hätte man ſie in ein Kloſter verwieſen, ſo würden ſie aufgehört haben, Jungfrauen zu ſeyn.

Der Arzt Celſus beſchreibt die Methode, nach welcher die römiſchen Knaben infibulirt wurden, ſehr genau, ohne jedoch nicht zu bemerken, wie man den Ring zugelöthet hat, welches dabei eines der ſchwierigſten Dinge iſt. Andere Schriftſteller bezeugen, daß in Rom dieſe Art der Infibulation ſehr gebräuchlich war, ſowohl in Anſehung der jungen Leute, die man in öffentliche Schulen ſchickte, als auch der Schauſpieler und Sänger, welche, wenn ſie ſich den Auſſehern der Schauſpiele verkauften, ſich dieſem Geſetze unterwerfen mußten; die ausgelaſſenen Römerinnen pflegten ſie aber oft durch Geld zur Auflöſung zu verführen. —

Winkelmann in den Monumentis antichi inediti tab. 118. hat zwei Kupferſtiche von kleinen erzenen Statuen geliefert, welche in dem Kabinette des Kardinalskollegium aufbehalten werden. Sie ſtellen infibulirte römiſche Muſiker vor, und ſind wegen der Größe des an die Vorhaut gelegten Rings und der übermäßigen Hagerkeit ihres Körpers merkwürdig.

Der Stolz der griechiſchen Mönche, die ſich einer faſt eben ſo ſtrengen übertriebenen Buße unterwerfen, als die Fakiren und Bonzen, iſt um ſo größer, als der Ring ungeheuer iſt, mit dem ſie infibulirt ſind. Man findet welche unter ihnen, die unſinnig genug ſind, an der Vorhaut einen Ring von ſechs Zollen im Umfang, und ein Viertel Pfund am Gewicht zu tragen. Grauſameres konnte der Fanatismus wohl nichts erfin-

den, als durch diese unnatürliche Ertragung von
duld sich dem Gesetze der Keuschheit zu unterwerfen
dessen Erfüllung sich diese ehelosen Asiaten ohne je
eisernen Fessel zu schwach fühlen.

Unter den türkischen Mönchen, Kalender, Derwi
und Santons sind viele mit diesem Zeichen der Ke
heit geschmückt, ob sie gleich beschnitten sind. Der
bel beurtheilt die Heiligkeit dieser Elenden nach ih
Rosenkranze und nach der Größe ihres Ringes.
ihr Fleisch zu züchtigen und ihre Sinne zu strafen, l
sie bisweilen diese ungeheuren Ringe ab und wo
den Mauleselinnen und Eselinnen bei, während daß
Eselstreiber in tiefster Andacht auf den Knieen
und dem Heiligen für die Ehre dankt, welche er sei
Vieh erwiesen. Locke führt dieses an, um zu be
sen, daß es keine allgemeine Moral, noch angeb
Ideen gebe.

Die Alten hatten noch eine andere Art von Infi
lation, die mit einer Röhre geschahe, in die
das Zeugungsglied steckte, und welche mit einer
zugebunden wurde.

Bei den Wilden der neuen Welt herrscht der
brauch, das Glied so sehr sie können einzuziehen,
die Vorhaut und einen Theil der Röhre ein Band
Rinde zu binden, so daß der aufrichtende Muskel, _
geachtet seiner Stärke, unterdrückt wird. Paw me
daß dieses Mittel von den Süd-Amerikanern erd
worden, um ihrer gänzlichen Entvölkerung vorzub
gen, und daß sie, um den Fehler ihrer Organisa
zu verbessern, mit weniger Gefahr eben das tha
was die Weiber, wie Vespuz sagt, mit giftigen
sekten zu bewerkstelligen suchten, wobei vielleicht
physische Schwäche der Männer und eine unnatürl
Wollust der Weiber und sie nicht genügende Dis
portion der männlichen Zeugungsglieder zum Gru
gelegen hätte. — Merkwürdig ist es, daß man bei
nem einzigen Volke in der ganzen neuen Welt Spu
von Weiber-Infibulation und solche vorzüglich im
lichen Amerika bei dem männlichen Geschlechte findet.

Man hat in neueren Zeiten Beispiele, daß die

fibulation als ein Mittel gegen die Selbstbefleckung angewendet worden. Campe*) erzählt, daß sie ein junger Mensch aus Verzweiflung selbst an sich vorgenommen hat, welcher seinen Ring über 15 Jahren getragen, nnd dieselbe Operation in der Folge an vielen jungen Leuten vollzogen, und an ihnen eben so bewährt und zugleich in jeder Betrachtung eben so unschädlich befunden hat, als an sich selbst. Seine Verfahrungsart ist diese: er nimmt eine Nadel mit einem Faden, und sticht erst auf der einen Seite, dann auf der andern, und zwar jedesmal von inwendig hinaus durch die Vorhaut, zieht den Faden, der mit einer guten Heilsalbe bestrichen ist, hindurch, und knüpft jede Seite für sich fest. Wenn das Glied zu schwellen beginnt, läßt er es in warmer Milch halten, oder überläßt auch die Kur einem Wundarzte. Sobald alles heil ist, nimmt er den Faden weg, und steckt durch die Löcher einen messingenen Draht, den er in der Mitte, wo er über der Eichel hingeht, ein wenig gebogen hat, damit er nicht drücke. Dann krümmt er durch Hülfe einer kleinen Zange die Enden des Drahts, so daß sie das Stückchen Vorhaut über jeglichem Loche umfassen und den Draht daran befestigen. Der auf diese Art entstehende Ring hat diese Figur



Jedes umbogene Ende b umklammert das Stückchen Vorhaut über dem eingebohrten Loche. Die Krümmung a in der Mitte kommt gerade vor den Ausgang der Röhre, drückt da nicht, sondern mehr auf den Seiten der Eichel, wo sie auch mehr ertragen kann. Obgleich durch diese Operation an der männlichen Ruthe kein äußerlicher Schaden entstehen kann, so ist es doch möglich, daß dieses gewaltsame Keuschheitsmittel unter gewissen Umständen nachtheilige Folgen haben könne.

Fußketten.

Ein gelinderes Mittel als die vorigen, dessen sich ehe-

*) Allgem. Revis. des Schul- u. Erziehungswesen im 6ten Th. S. 218.

mals die reicheren Aeltern in Arabien bei ihren T
tern bedienten, waren goldene, silberne oder an
kostbare Fesseln, welche sie um den Untertheil der
über die Knöcheln legten *). Beide Fesseln wu
mit einer goldenen Kette, die, wie man vorgab,
Schritte abmessen und recht artig und kadencem
machen sollten. Es versteht sich von selbst, daß
Schlüssel von dem Schlosse der Kette nicht der To
anvertrauet wurde. Daß dieser Schmuck ein künstli
Mittel zur Bewahrung der Keuschheit seyn solle,
man aus dem Talmud, worin es heißt, daß es ei
Familien gegeben, denen es ganz unentbehrlich
wenn nicht die Töchter, wegen der gar zu weiten Schr
die sie thaten, das Hymen zerreissen, und also die
chen der Jungfrauschaft vor der Hochzeitnacht einbü
sollten.

In wie fern diese Ketten die Keuschheit der Mäd
sicherten, wird man leicht einsehen. Sie konnten al
falls die gewöhnliche Art des Beischlafs verhindern,
lein da eine noch jetzt in Asien sehr gebräuchliche
des Beischlafs möglich ist, welcher diese Kniekette n
im Wege stand, und noch weniger gegen Selbstbefleck
und andere unzüchtige Berührungen diente, so war
ein sehr unnützes Mittel **). — Auf eine gleich zweck
Weise wollten die Egyptier ihre Weiber vor Ausschw
fungen dadurch abhalten, daß sie beständig mit blo
Füßen gehen mußten, so wie die Chineser in eben
Absicht die Weiber so enge Schuhe tragen lassen,
sie kaum gehen können. —

Der Mumbo-Jumbo.

In dem Innern Theile von Afrika haben alle M
ner einen furchtbaren Bund und ein geheimes Geri
wider die Weiber errichtet, das der spanischen Inq
sition gar nichts nachgibt. Der Repräsentant und Ri
ter des Ordens ist ein Popanz, welchen sie Mumb
Jumbo oder Horey nennen. Diese Schreckgestalt

*) Man findet in der Bibel von diesem Schmucke Erwähnu
Jes. 3, 16. 18 20.

**) Michaelis mos. Recht 2ter Th. S. 193.

ein verkappter Mann, der, mit einem langen Mantel von Baumrinde bekleidet und mit einer Krone oder einem Busch von Stroh geziert ist, wodurch er bis zu einer Höhe von acht bis neun Fuß anwächst. Er spricht eine nur dem Orden bekannte geheime Sprache, und macht bei seinem Ankommen ein so fürchterliches Geräusch, als er zur Erreichung seines Zwecks am dienlichsten erachtet. Die Figur wird sehr sorgfältig von den Männern verwahrt, und kommt nie zum Vorschein als des Nachts, wenn die Männer Streitigkeit mit ihren Frauen beizulegen haben, oder wenn sie dieselben durch Schrecken zur Keuschheit und zum Gehorsam bringen wollen. Sie überreden diese, daß der Mumbo-Jumbo alles wisse; sie überlassen alles seiner Entscheidung, und er spricht allemal zu ihrem Vortheil. Er verurtheilt sie oft zu einer Tracht Schläge, oder auch wohl gar zum Tode, und seine Sentenz wird durch diejenigen Neger, welche ihm überall folgen und eine Art von Trabanten vorstellen, sogleich vollzogen. Man hat insbesondere die Frauen zu überreden gewußt, daß er auf das äußerste von ihnen beleidiget werde, wenn sie ihre Keuschheit verletzten, und daß er dieses Verbrechen eben so gewiß bestrafe, als entdecke. Sobald sie die Ankunft des verlarvten Weiberrichters gewahr werden, welche er durch sein Geschrei verkündet, so entfliehen sie, wo möglich, so schnell und so weit, als sie nur immer können. Allein sie werden durch seine Trabanten oder die Männer selbst eingeholt und vor sein fürchterliches Gericht gezogen. —

Glöckchen.

In Polen sucht man die Keuschheit junger Mädchen durch eine Erfindung zu bewahren, die nicht weniger sonderbar, obgleich nicht so erniedrigend ist, als die vorhin erwähnte. Den meisten weiblichen Kindern der Landleute werden an verschiedenen Theilen ihrer Kleidung Glöckchen befestiget, damit ihre Mütter oder Aufseherinnen hören, wo sie sind, und wenn sie es sich einkommen lassen sollten, Liebeshändel anzuspinnen, oder sich aus ihrem Gesichte zu entfernen, es sogleich entdecken können.

Ohrenbeichte.

In den katholischen Ländern glaubt man die Keu
heit und jede damit verbundene weibliche Tugend d
den Kunstgriff der Ohrenbeichte zu erhalten, da auf
Verheimlichung eines Verbrechens gegen den Beich
ter ewige Verdammung gesetzt ist. Daß sich zu a
Zeiten nirgens mehr Lügnerinnen werden gefunden
ben, als in diesen Ländern, läßt sich von der List
schönen Geschlechts leicht erwarten. In neuern Z
ist das Ansehen dieser katholischen geistlichen Gewiss
räthe sehr schwankend geworden, besonders seitdem
Ehemänner einsehen gelernt haben, daß keine Ve
chung verführerischer seyn könne, als die, wo der
führer und der Mitverbrecher es in seiner Gewalt
die Sünde zu vergeben, daß ihr Hausregiment hierd
offenbar vernichtet werde, und in solche Hände ü
gehe, die gefährlich genug sind, den Saamen der Z
tracht unter Familien auszustreuen, und durch heim
Kabalen alle häusliche Glückseligkeit zu zerstören.

Italienische Schlösser.

Der letzte Tyrann von Padua, Alexius Carra
soll der erste Erfinder der sogenannten italienis
Schlösser gewesen seyn. Dies sind gewisse Leibgü
die auf verschiedene Art den Zugang zu den weibli
Geschlechtstheilen verhüten sollten, sie sind aber all
beschaffen, daß das Frauenzimmer bei deren Anleg
die größte Unbequemlichkeit empfinden muß. Es
deren sogar, woran die nöthige Oeffnung an den Scha
theilen mit nach außen stehenden spitzigen Stacheln
sehen ist. Der Gebrauch derselben herrscht nicht
jetzt noch hier und da bei den Italienern, son
auch die Spanier haben sich derselben bedient. A
diesen hat man auch in Spanien die Keuschheit
Weiber den Verschnittenen anvertraut; aber man
bald, daß diese keine zuverläßige und unbestechliche
ter sind.. Man glaubte daher deren Stelle durch
der Liebe abgestorbene Weiber, Duegnas gena
am besten zu ersetzen, weil diese gewiß ihren jün

Schwestern ein Vergnügen beneiden würden, das ihnen ihr Alter versagt. Aber auch über diese siegte das allmächtige Geld, und jetzt ist das spanische Frauenzimmer meist von allen diesen Zwangsmitteln befreit.

Man sieht aus allen diesen Veranstaltungen, wie die Männereifersucht den Scharfsinn bei so vielen Nationen geübt, und sie in den Mitteln, die weibliche Keuschheit zu sichern, erfinderisch gemacht hat; aber von welcher Art sie immer seyn mögen, so bleibt ihr gewaltsamer Gebrauch eben so unzuverläßig als tadelnswerth. Moralität verträgt keinen Zwang, und der Körper einer unreinen Seele ist keiner Schildwache werth. —

Indeß lassen sich Fälle denken, wo die Anwendung eines physischen Mittels den moralischen Werth einer Handlung nicht ganz aufhebt, und wo es unentschieden bleibt, ob irgend eine tugendhafte Handlung unterblieben wäre, wenn nicht gewisse äußerliche physische Mittel dabei im Spiel gewesen wären.

Es gibt Situationen im menschlichen Leben, wo die muthigste Tugend zu sinken Gefahr läuft. Sehr oft ist dies der Fall beim schönen Geschlechte, welches auf dem Schlangenpfade der Liebe so leicht in Labyrinthe geräth, woraus es sich ohne äußeren Beistand selten zu retten vermag. Sie, meine jungen Schönen, noch unbekannt mit den arglistigen Künsten der Verführung, werden es kaum gewahr, wenn Ihre Tugend bis an den äußersten Scheidepunkt hingedrängt wird. So standhaft und entschlossen Sie auch sonst seyn mögen, so leicht ist hier die Vernichtung Ihrer Unschuld das Werk eines Augenblicks Wenn der feurige Anbeter Ihrer Reize verzweiflungsvoll sich zu Ihren Füßen wirft und um Mitleiden fleht — und welche von Ihnen ließe sich wohl dieses absprechen! — wenn dieses gerade zu einem Zeitpunkte geschiehet, wo die günstigsten Umstände sich zur Erreichung seines Ziels vereinigen; wenn Sie diesen jungen Mann der reinsten Liebe nicht unfähig achten, so können Sie diesen Anblick nicht länger ertragen, Sie werden unwiderstehlich hingezogen, schließen ihn an Ihren liebenden Busen, und erlauben ihm vielleicht nur unbe-

deutende Kleinigkeiten. Aber unvermerkt gewinnt s
Freiheit einen weitern Spielraum Seine Entschu
gungen sind so schmeichelnd, so täuschend, als s
Versicherungen und Bitten unwiderstehlich hinreiß
Jeder Tropfen ihres geschwinder wallenden Bluts
mehrt die Masse seliger Gefühle. Das reizende
der Wollust nähert sich allmählig und drängt die lei
Erinnerung an die edelsten Grundsätze aus ihrer S
hinweg. Ihre von nie gehabten Gefühlen berau
Sinne, Ihr ganzes Wesen schweben in einer Zauberw
von himmlischem Genuß — und sind Sie nun in
Armen eines Bösewichts, so verlieren Sie in einem
genblick, was Sie eine lange Reihe von Jahren hind
so heilig bewahrten. —

So werden gewiß von hundert zu früh entweih
Schönen neunzig unter solchen Umständen das O
ihres Temperamentes, und höchstens zehn geben
absichtlich hin. Ich empfehle Ihnen daher einen w
thätigen Schutzengel, der Sie am Rande dieses Abgr
des noch zu retten vermag. Es steht in Ihrer Ma
meine Schönen, sich denselben, sobald es Ihnen beli
zu verschaffen, und ich versichere, Sie können sich
ganz sorglos überlassen; es mag immerhin die Na
alle Zauberkräfte der Liebe in dem Schönsten der M
nisse vereinigt haben, Sie selbst mögen zur schmelzen
Liebe hinsinken, sich in seinen Armen voll schmachten
Zärtlichkeit wiegen, er mag der gewissenloseste Woll
ling seyn — das Kleinod Ihrer Unschuld, Ihrer E
wird geschützt bleiben. Denken Sie nicht, daß hier
was Uebernatürliches im Spiele sey. Die ganze Sch
wehr, die ich Ihnen empfehle, besteht in einem gewi
Kleidungsstück, das demjenigen ähnlich ist, welches
unter dem Namen Schärfe kennen, nur mit dem
terschied, daß Sie diese über den Kleidern tragen,
schöne Taille damit zu bezeichnen, und durch das
lante Schloß zu gewissen Ideen Associationen Anlaß
ben, dahingegen der Schmuck, mit dem ich Sie gl
näher bekannt machen werde, eine weit höhere Best
mung hat, und der, so lange Sie solchen tragen,
die Blicke der Männer das verborgenste Heiligthum
muß. Sein Name ist

Jungfrauengürtel,

oder wenn Sie lieber wollen, Leibgürtel. Ich bin weit entfernt, Ihnen denselben aufzudringen, oder irgend Jemand, es seyen Väter, Liebhaber oder Ehemänner, das Recht einzuräumen, Sie damit wider Ihren Willen zu bekleiden. Es muß Ihrer freien Entschließung, Ihrer Selbstkenntniß, der Erforschung und Beurtheilung Ihrer eigenen Stärke und Schwäche überlassen bleiben, ob Sie in jener kritischen Prüfungsstunde eines solchen Schutzengels bedürfen, oder ob Sie sich stark genug fühlen, den gefährlichsten, unternehmendsten Feind aus dem Felde zu schlagen. —

Folgende nähere Beschreibung dieses Gürtels wird hinlänglich seyn, dem Künstler bei dessen Verfertigung zum sicheren Führer zu dienen. Der Bauchkreis des Gürtels bestehet aus platt gewundenen, ganz schwachen Stahldrahtfedern, welche mit weichem Leder überzogen und auf der innern Seite mit anderem Zeuge gefüttert werden. Da diese englischen Drahtfedern sich etwas weniges ausdehnen, so ist davon bei vollem Magen, Obstruktionen und dergleichen Zufällen nicht die geringste Unbequemlichkeit zu befürchten. Im Rücken dieses Gürtels sind andere Riemen von eben der Materie befestiget, welche sich über dem After in ein längliches Oval theilen, unter demselben sogleich wieder zusammenfallen, und in der Gegend der Schaamtheile eine Fassung von einer konvexen Platte erhalten, die mit der nöthigen Oeffnung versehen und deren innere Seite mit weichem Zeuge gefüttert ist; diese Platte muß so getrieben seyn, daß das Ende auf den Damm kommt. Da, wo diese Hohlfassung aufhört, geht ein drei Finger breites Stahlband, von gleicher Beschaffenheit des Bauchkreises, über den Leib bis in die Gegend des Nabels, wo es in den Leibkreis einschließt. Hier wird eine kleine Schnalle angebracht, die man zuziehen kann, und deren eine Seite, gleich wie der Schließhaken an Riemen, einen stählernen Ueberwurf hat, woran ein beliebiges kleines Schlößchen gelegt wird. Da dieser Leibgürtel da seine Stelle erhalten muß, wo die Frauenzimmer die Kleider binden

und den Leib ohnehin zusammenpressen, so wird
gleich den Nutzen haben, die Kleider fest zu halte
die Wülste unnöthig zu machen. Anstatt den S
drahtfedern kann man auch, wenn von deren zu s
Ausdehnung Gefahr zu befürchten ist, ein dünnes
sches Stahlband nehmen, das von der Gattun
schwachen und sehr biegsamen Federn kleiner S
uhren ist.

Dies ist das ganze Geheimniß, meine schönen j
Damen, wodurch Sie gegen jene gefährlichen u
überraschenden Angriffe Ihre Keuschheit sichern kö
ich darf nicht vergessen, Ihnen noch die Vorsicht
rathen, den Schlüssel zu dem Schlößchen nie bei s
tragen, sondern ihn den Händen Ihrer Mutter
einer andern treuen Freundin anzuvertrauen.

Auch würde dieser Gürtel, meine Schönen, bei
jenigen von Ihrem Geschlechte, die sich jenem geh
Muthwillen überlassen, der sich so öffentlich auf I
Gesichte verräth, und gleich einem stillen nagenden
die reizenden Züge ihrer blühenden Schönheit zer
bei diesen, welche nicht Gewalt genug über ihre e
aufgereizte Sinnlichkeit haben, sich davon loszuw
würde jener Gürtel ein treffliches Mittel seyn, si
allen ferneren Verwüstungen ihrer physischen Jung
schaft und der Gesundheit und Schönheit Ihres
pers abzuhalten und zu entwöhnen. Verzeihen
meine Damen, die Wichtigkeit der Sache erlaub
nicht strenge Schonung Ihrer Delikatesse, wissen
daß uns Männern unendlich viel daran gelegen ist
als Gattinnen, die von jeder körperlichen Befleckung
und ungeschwächt sind, und von denen wir gesund
starke Kinder erwarten dürfen, in unsere Arme zu schl

Viele von Ihnen mögen vielleicht diesen Vorschla
einen Scherz oder für eine Satire auf ihr Geschlecht h
mögen glauben, ich habe sogar niedrige Begriffe
der Moralität Ihrer Keuschheit. Keineswegs, ich n
die Sache ernsthaft, und bin übrigens sehr überz
daß Sie meistens alle recht aufrichtig wünschen,
unentweihetem jungfräulichen Kranze ihr künftiges B
bette zu beschreiten. Aber fragen Sie einmal jen

fallene auf ihr Gewissen, ob sie sich nicht eben so stark gehalten habe, als wie Sie selbst zu seyn glauben, so stark, daß sie jeden sie entehrenden Angriff mit Unwillen und Verachtung zurückweisen werde; hören Sie nun auch zugleich von ihr das Geständniß, daß sie sich unendlich glücklich schätzen werde, wenn in jenem unbesonnenen Augenblick ein Etwas vorhanden gewesen wäre, das sie an diesem Abgrunde hätte retten können. Und sind wir Männer denn nicht so billig gegen das von Natur schwächere Geschlecht, die weibliche Keuschheit, die im Fallen sich stützt, noch immer mit dem Namen Tugend zu beehren? Können wir es einem raschen, starken Jüngling verübeln, wenn er gleich einem schwachen Greise einen Stab in die Hand nimmt, um seine Fußtritte auf einem gefahrvollen Wege zu sichern!

Mögen Sie also immerhin, meine tugendfeste Schönen, auf Ihre eigene Sicherheit trotzen, so kann ich Ihnen doch die Befolgung meines Vorschlags nur unter der einzigen Bedingung erlassen, daß Sie mit der äußersten Strenge gegen sich selbst jede Gelegenheit fliehen, wo Ihnen Ihre Sinnlichkeit den Triumph der Tugend streitig machen könnte.

Fünfter Abschnitt.

Von den, höheren Wesen geweihe[ten]
Jungfrauen.

Durch Enthaltsamkeit, Fasten 2c. der Gottheit z[u ge]fallen, sich derselben zu nähern, erzürnte Götter zu [ver]söhnen, oder sich außerordentlicher göttlicher Wohlt[haten] würdiger zu machen, ist eine Ursitte der Mens[chen.] Von diesem heiligen Wahne hatte man nur noch [einen] kleinen bis zu dem Entschlusse, sich von der Welt [abzu]sondern, um desto ungestörter durch strengere Faste[n und] Enthaltungen sich die Gnade der Gottheit erwerben [und] auch Vergehungen büßen zu können. Dies ist die sehr [einfache] Erklärung vom Entstehen der Einsiedler, Mönch[e und] Nonnen. Außer vielen andern alten und neuen [Völ]kern haben die Griechen, Römer und Christen m[it der] Jungfrauschaft Begriffe von vorzüglicher Reinigkei[t und] Gottähnlichkeit verbunden. In mehreren Gegende[n von] Asia, Afrika und Amerika fand man vormals oder [findet] noch jetzt Haufen heiliger Jungfrauen, die aber [nicht] ihre Jungfrauschaft unbefleckt erhalten, sondern s[ie den] Göttern oder Königen schenken und aufbewahren. [Ihre] Wohnungen machen daher mehr Serails, als K[löster] aus, und sie selbst sind mehr Beischläferinnen, al[s un]verletzte Bräute der Götter.

Die vestalischen Jungfrauen.

Die Vestalinnen in Rom waren ein Orde[n von] Jungfrauen, die sich dem Dienste des Feuers widm[eten]

Anbeter des Feuers findet man über die ganze Erde verbreitet. Der Indier betet es als seinen Schutzgott aus Dankbarkeit an; der Neger der heißen Zone verehrt es in seinen glühenden Sandwüsten aus Furcht, wie der Sclave seinen Despoten, der ihn mit Füßen tritt. Man sah schon im höchsten Alterthume das Element, welches erleuchtet und verbrennt, als jenes höchste Wesen an, welches belohnt und straft; daher ordnete man eine seiner würdige Verehrung an, man stellte seine Ewigkeit durch eine nie verlöschende Flamme, und seine Reinigkeit durch die jungfräuliche Keuschheit, die man seinen Priesterinnen vorschrieb, bildlich dar.

Die Vesta der Römer war die Hestia der Griechen, die Eschia der Chaldäer, die Eschgal der Hebräer, die Ister der Scythen.

Der Ursprung der Vestalinnen oder Vestalen verliert sich in der tiefen Nacht des Alterthums. Daß ihr Orden schon bei den Albanern gestiftet war, ist sehr wahrscheinlich. Die älteste Geschichte, die uns von diesen Jungfrauen aufgezeichnet ist, war ein Vergehen gegen die Jungfrauschaft, denn bekanntlich hatte Roms Erbauer dem Verbrechen einer von ihnen sein Daseyn zu verdanken.

Numa, der die Schwachheit der Menschen kannte und zu benutzen wußte, hatte sich durch ein Orakel belehren lassen, daß die jungfräuliche Keuschheit das den Göttern wohlgefälligste Palladium für Roms Freiheit sey. Er stellte deswegen den Orden der Vestalinnen wieder her. Aber trotz dieses Ordens war jenes oft vernichtet, und Roms Schicksal hing nur vom Schwerte seiner Bürger ab.

Numa bestimmte die Zahl dieser Priesterinnen auf vier, Tarquin der ältere vermehrte sie auf sechs. Anfangs wurden sie von den Königen ernannt, hernach vom Volke gewählt. Der Pontifex Maximus oder Oberpriester bestimmte nach der Vorschrift des papischen Gesetzes zwanzig Mädchen, und davon wählte das Volk durchs Loos eine Priesterin der Vesta. Jünger als sechs Jahr und älter als zehen durfte die Novize nicht seyn.

Nach Rumas Verordnung waren sie diesem
eine dreißigjährige keusche Enthaltsamkeit schuldig.
Jahre waren zu ihrer Lehrzeit, zehn zur Amtsverr
und die zehen letzten Jahre zum Unterricht ande
stimmt.

Man verlangte, daß die Vestalinnen Heldin
der Keuschheit seyn sollten, und doch setzte man
Lagen, wo der Triumph ihrer Tugend so leicht
gemacht werden konnte. Schon blos die Art, wi
sie wählte, war ein Attentat gegen die Sitten.
untersuchen, ob sie keine Fehler haben, welche
Dienstes der Vesta unwürdig machten, zog
Oberpriester nackt aus, und beschaute alle ihre
wie ein Verschnittener auf dem Markte zu Ispaha
schöne Cirkassierin beschaut, die er für das Ser
Sophis kaufen soll. — Fängt nicht schon ein M
von Temperament in seinem zehnten Jahre an
fühlen? Zu Bantom könnte es schon Mutter seyn
in Rom konnte es wenigstens Begierden haben.

Die Statuten des Ordens waren gar nicht f
und es scheint, der Stifter war mehr darauf
gewesen, die Uebertretungen seiner Gesetze zu bef
als sie zu verhüten. Die Vestalinnen lebten im
flusse und in Weichlichkeit. Nur bei Nacht war es
nern untersagt, bei ihnen einzugehen, Frauenzi
war es aber zu jeder Stunde erlaubt. Man
ihnen einen besondern Platz bei den Schauspiele
geräumt, und diese heilige Jungfrauen weidete
Blicke eben so frei an einer Bühne, als an einem K
platze, wo man mit dem menschlichen Leben sein
trieb. Ihr Anzug war schon hinreichend, Begierd
wecken, er verrieth die ganze Grazie ihres Wuchses
schien ihre Schönheit nur zu verhüllen, um sie
reizender für die Phantasie zu machen. Versch
künstlich um den Kopf geschlungene Binden bildete
Art von Turban, in dessen Zwischenräumen man ei
der listigsten Koquetterie gelocktes Haar erblickte.
Unterkleid war blendend weiß, und über demselben

gen sie einen purpurfarbenen Mantel, der, nur die Schulter bedeckend, immer einen Arm halb nackt zeigte. Die Schriften einer Sappho und eines Anakreon versüßten ihnen übrigens die Langeweile des Cölibats, und von dieser Lectüre begeistert, verfertigten sie selbst zärtliche Verse, in denen das stärkste Feuer nach dem Genuß der Liebe athmete. Seneka hat uns folgende Probe davon aufbewahrt:

Felices nuptae! moriar, nisi nubere dulce est. (Ihr glücklichen Verehlichten! ich will sterben, wenn es nicht süß ist, sich zu verehlichen.)

Es ist schwer, den Ehestand mit so vielem Feuer zu loben, und dabei das reine Herz einer Vestalin zu haben.

Die Verrichtungen der Vestalinnen waren von dreierlei Art. Sie mußten erstens das heilige Feuer im Tempel der Vesta beständig brennend erhalten. Das Verlöschen desselben wurde für ein höchst unglückliches Vorbedeutungszeichen gehalten, und diejenige, durch deren Unachtsamkeit es verlöscht war, wurde von dem Oberpriester an einen geheimen Ort geführt, wo er sie ganz entkleidete und mit Ruthen strich. Das zweite Geschäft der Vestalinnen war, das berühmte Palladium, das im Tempel der Vesta aufbewahrt wurde, zu bewachen. Drittens mußten sie auch Opfer verrichten. Sie hatten übrigens das Salz und Dinkelkorn zu bereiten, dessen man sich bei den Opfern bediente, und täglich mußten sie aus einem den Musen geweiheten Brunnen Wasser holen und den Tempel damit besprengen.

Mit dem Stande der Vestalinnen war ein hohes Ansehen verknüpft. Begegnete ein Verbrecher, der nach dem Richtplatz geführt wurde, zufälligerweise einer Vestalin, so mußte ihm das Leben geschenkt werden. Sie durfte nur betheuern, daß es blos durch den Zufall geschehen wäre. Einen Eid konnte man nie von einer Vestalin fordern. Ihre Bekräftigung bei der Vesta war eben so gültig. Von der Zeit an, daß eine bei Anbruch der Nacht nach Hause gehende Vestalin auf öffentlicher Straße geschändet worden war, hatten sie das Vorrecht,

von einem Lictor, so oft sie ausgingen, begleitet werden.

Die fürchterlichste Strafe stand darauf, wenn solche Priesterin das Gelübde der Keuschheit brach. den ersten Zeiten wurde eine solche Verbrecherin hauptet, oder nach anderen mit Ruthenschlägen ge tet und ihr Verführer todt geprügelt. Unter T quin dem älteren kam aber die Gewohnheit auf, solche Unglückliche lebendig zu begraben. Man legte auf eine Bahre, umhüllte sie mit Tüchern, befest sie mit Stricken, und band ihr den Mund zu, da ihr Geschrei nicht gehört werden konnte. Darauf wu sie im völligen Leichenpomp, von ihren Freunden gleitet, zur Grabstätte hingetragen. Alle, die die Gefolge begegneten, gingen wehklagend vorüber, ganz Rom trauerte an einem solchen Tage, und betr tete das Verbrechen als eine Vorbedeutung, die dem St ein groses Unglück androhete. So wurde die leben Leiche über den Markt bis an das Collinische Thor gebra hier war ein Damm, campus sceleratus genannt, innerh der Ringmauer aufgeworfen. Auf diesem stand kleine Kapelle, in derselben befand sich eine tiefe Gru wohin man auf einer Leiter steigen konnte. In Kapelle stand ein Bett, ein Licht, etwas Brod Wasser, nebst Milch und Oel. Wenn die Vestalin angelangt war, befreiten sie die Gerichtsdiener von ren Banden, und ließen sie mit dem Pontifex Maxim und den übrigen Priestern hier zurück. Der Hohep ster verrichtete nun ein Gebet, die Vestalin stieg leb dig in ihr schauervolles Grab hinab, die Leiter wu in die Höhe gezogen, und die Grube nebst der Kap mit Erde überschüttet.

Plinius erzählt mit der vollen Indignation ei Menschenfreundes den tragischen Tod der Kornelia, der mordsüchtige Tyrann Domitian ungehört ver theilte, weil er glaubte, durch solche Thaten ei Glanz auf seine Regierung zu werfen. Ganz Rom abscheute die Grausamkeit und — duldete sie!

Die römischen Annalen zählen ihrer an zwanzig, die, weil sie bei ihren Verbrechen auch den Wohlstand verletzten, getödtet wurden. Wie viele mochte es noch geben, die sich ohne Gefahr mit denen strafbar machten, die sie hätten strafen sollen!

Hatte eine Vestalin dreißig Jahr in diesem Orden gelebt, so erlaubte ihr das Gesetz herauszutreten und sich zu verheirathen. Wozu aber nun diese Erlaubniß in einem Alter, wo das Temperament erlöscht, wo die Natur sich den Begierden versagt, und wo Liebe selbst sich genöthigt sieht, ihren Genuß durch den der Freundschaft zu ersetzen.

Ungeheuer, wie Katilina, Nero, Heliogabolus, machten kein Geheimniß aus ihren Versuchen gegen die Keuschheit der Vestalinnen. Letzterer schrieb als Oberpriester der Sonne an den römischen Senat, daß er eine heilige Ehe geschlossen, und daß aus einer Verbindung zweier Diener der Altäre wohl nichts anders als Halbgötter entsprießen könnten.

Die peruvianischen Jungfrauen.

Nach dem Bericht des Jaka Garcilaso de la Vega wohnten die der Sonne gewidmeten Jungfrauen nicht in dem prachtvollen Tempel der Sonne in der Stadt Kusko, sondern waren in viele einsame, in den Provinzen des Reichs für sie erbaute Häuser verschlossen. Ihre uneingeschränkte Zahl stieg auf mehr denn fünfzehn hundert. Eines der vorzüglichsten Geschäfte dieser Mädchen war, für ihren Gatten, die Sonne, zu arbeiten. Da aber dieser keine von den schönen Kleidungen und den glänzenden Diademen tragen konnte, so pflegten sie seinen natürlichen Erben, den regierenden Inka, mit den zierlichen Werken ihrer Hände zu beschenken. Merkwürdig ist es, daß die heiligen Jungfrauen eben der unmenschlichen Strafe unterworfen waren, womit die reizenden Vestalinnen in Rom belegt wurden. Das peruvianische Gesetz war sogar gegen den Verbrecher noch strenger als das römische, indem es

ihn nicht nur zum Tode verurtheilte, sondern sich
auf alle seine unglücklichen Verwandten erstreckte.
seine Besitzungen wurden geschleift, damit auf der
keine Spur von dem Verwegenen zurückblieb, der
heilige Braut der Sonne geschändet hatte.

Allein ob die Mädchen in Peru ein keuscheres
perament hatten, als die römischen Vestalinnen,
ob die peruvianischen Helden nicht einen so kühnen
verwegenen Charakter als die römischen besaßen —
nug, jener Geschichtschreiber versichert uns, daß Ku
nie das schreckliche Schauspiel wie Rom — Jungfra
die wegen eines einzigen schwachen Fehltritts lebe
begraben wurden — gesehen habe. Allein da diese h
gen Jungfrauen Bräute der Sonne waren und der
gierende Inka von ihnen als der Repräsentant d
Gottheit verehrt wurde, so hatten sie ein Mittel m
als die römischen Vestalinnen, die üble Nachrede
Schweigen zu bringen. Sie konnten ohne Gefahr M
ter werden, wenn sie nur schwuren, daß die Sonn
eigener Person in ihr Bette herabgestiegen sey, und
baren sie einen Sohn, so strahlte ihre Keuschheit
in einem desto größeren Glanze.

Gott geweihete christliche Jungfrauen

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Reinig
des Körpers in allen Religionen für ein Symbol
Reinigkeit der Seele galt. Nicht nur die Israel
und viele andere Völker des Alterthums waren scho
mancherlei Arten von Reinigungen unterworfen,
dern noch bis auf den heutigen Tag bezeichnet der H
dus die Reinigung von seinen Sünden, wenn er sic
dem heiligen Wasser des Ganges badet, und selbst
unserer christlichen Religion findet man davon die d
lichsten Spuren. Erst Symbol und dann Sache sel
das ist der gewöhnliche Gang der menschlichen Id

Wie mußte, sagt Schröckh, der große Haufen
Mann anstaunen, der, blos um desto nachdrückliche
seiner Seligkeit zu arbeiten, sich großmüthig zum M

den machte, und für die ganze Welt zum Todten! Wie mußte der große Haufen den Mann verehren, der ein ganzes Leben hindurch dem Genusse von allem freiwillig entsagte, was die Menschheit für reizend und vortrefflich hielt, und dies alles hing ab für unsichtbare Güter! —

Schon zu der Zeit, als Christus seine Religion stiftete, waren die Köpfe ihrer eifrigsten Verbreiter von jener alexandrinisch-platonischen Philosophie verwirrt, nach welcher das Leben ein beständiges Bestreben seyn müsse, zu sterben oder den unsterblichen Geist von dem zerbrechlichen Leibe zu befreien. Aus diesen überspannten Begriffen entstanden dunkle Gefühle, unerreichbare Ideale von Tugend, welche die egyptischen Wüsteneien mit jenen so hoch gepriesenen Weltüberwindern bevölkerten, den Mönchs- und Nonnenorden ihr Daseyn gaben, Europa mit der Raserei der Kreuzzüge ansteckten, die französischen Dragonermissionen und die spanischen Auto da Fe's hervorbrachten, Märtyrer in allen religiösen und politischen Sekten erzeugten, Lukretien und Kombabe wider sich selbst bewaffneten. So entstanden in jenen heißen Zonen, wo der Mensch sich keine größere Glückseligkeit denkt als Kühlung und Ruhe, die träge lichtscheue Mystik der ascetischen, gottgeheiligten Mönche, Jungfrauen und Anachoreten, die in ihrer Einsamkeit den Stachel des Fleisches nur desto lebhafter fühlten, je mehr die feurige Imagination über ihre schwache Vernunft siegte; die den Teufel in Gestalt schöner Mädchen zu sehen glaubten, sich wie Franz von Assisi Weiber von Schnee machten, oder sich wie Origines freiwillig kombabisirten, um das Uebel radikaliter zu heilen*), oder die sich, wie Katharina von Siena, von hysterischen Zufällen aufs äußerste geplagt, in ihrer brün-

*) Aus einer falschen Exegetik der Lehre: wenn dich ein Glied ärgert, so haue es ab, entstand im dritten Jahrhundert die gefährliche Gattung von Asceten, welche man Walesier nannte, die nicht nur sich selbst, sondern auch jeden Jüngling, den sie überwältigten, aus heiliger Wuth entmannten.

stigen Liebe mit dem Heilande vermählten; die, wie d Anachoreten des zweiten und dritten Jahrhunderts, für die heiligste Tugendübung ansahen, nach den Städt zu gehen, in öffentlichen Häusern Buhlerinnen zu b suchen und sich mit nackten Weibern zu baden, od die aus einer ähnlichen Schwärmerei, wie die schmutz gen Fakirs in Indien, dann im höchsten Glanze d Erdtödtung ihres Fleisches zu erscheinen glauben, wen sie, indem Weiber auf die heimlichsten Theile ihr Körpers die feurigsten Küsse drücken, nicht den mind sten Reiz der Sinnlichkeit blicken lassen.

Und als bald hierauf Roms Bischöfe mit unbeschrän ter Gewalt über die Menschen herrschten, als sie Fü sten und Könige wie zahmes Vieh an ihrem Seile füh ten, als die Lügen des Vatikans den letzten Funken vo Vernunft verdrängten und Heere von Mönchen sein Ränken zu Gebote standen, als ganz Europa unter de Joche der Pfafferei gebunden lag und Ströme von Ei künften und Reichthümern in die apostolische Kamm flossen *); als man das Klosterleben als eine zwei Taufe, als einen Stand der Reinigung und Abwaschun von allen Flecken der Seele pries; da weihete man de Mönchs- und Nonnenstande Kinder in der Wiege, un hielt es für das höchste Verdienst, in fetten Gotteshä sern, auf Unkosten alter abergläubischer Matronen od reicher Verbrecher, heilige Bäuche zu mästen.

Es gab schon, ehe das eigentliche Klosterleben a fing, Mädchen, die sich zum Stande der Jungfrauscha öffentlich verbanden. Einige legten in dieser Absic nur ein braunes sittsames Kleid an und lebten bei i ren Eltern; andere wurden von einem Priester dur eine feierliche Weihe in diesen Orden aufgenommen.

*) Jener Abt eines Benedictinerklosters gestand rund und fr heraus: das Gelübde der Armuth verschaffe ihm hunder tausend Thaler jährlich, das Gelübde des Gehorsam habe ihn zum Range eines unbeschränkten Fürsten erhoben, — und das Gelübde der Keuschheit? von dessen fruchtbar Folgen erzählte er — nichts.

Der große Pachomius, ein Schüler des heiligen Antonius, ist derjenige, dem alle Mädchen, die Dummheit und Aberglauben in die Klöster verbannt, ihr Schicksal zu verdanken haben. Er stiftete im vierten Jahrhundert das erste Nonnenkloster zu Tavenna. Mit Weibern sprach er zwar nie, und also wußte er auch nicht, was Weiber fühlen. Aber seiner Schwester ließ er die Einrichtung dieser Klöster wissen. Jenes erste Kloster enthielt schon vierhundert Nonnen. Er ließ ihnen die Haare abschneiden und mit dem heiligen Schleier, dem großen Hülfsmittel der Einkehr in sich selbst, das Gesicht verhüllen. — Zanksucht und Weiberwuth wohnten schon in diesem ersten aller Mädchenkloster; Palladius erzählt, eine dieser Nonnen habe eine andere im Zorne eines Verbrechens beschuldigt, und gleich habe sich die Beschuldigte ersäuft und die Verläumderin erhenkt.

Es war ein kühnes Unternehmen von Jovianus, einem Mönch in Rom, daß der im Jahr 388 den Vorzug dieses jungfräulichen Standes bestritt, und öffentlich behauptete, die Jungfrauen hätten nicht mehr Verdienst, als die Eheweiber, wenn diese sonst in ihren Werken von jenen nicht verschieden wären. Viele Nonnen und Mönche verließen schon das Gelübde der Ehelosigkeit. Aber die schrecklichsten Bannflüche ergingen über diesen Ungläubigen, und die heiligen Kirchenväter ergriffen wider ihn die Feder und schrieben den Unsinn nieder, worauf alle ihre Nachfolger ihre heilige Systeme bauten. Hieronimus bewies in einem Buche, das er um das Jahr 392 schrieb, daß die dreißigfältige Frucht in der evangelischen Gleichnißrede die Ehe, die sechzigfältige den Wittwenstand, die hundertfältige aber die Krone der Jungfrauschaft bedeute. Darauf verbreitete er sich sehr weitläuftig über die Stelle des Paulus 1 Korinth. VII., um darzuthun, daß es überhaupt etwas Böses seyn müsse, ein Weib zu berühren, weil der Apostel versichere, es sey gut, dasselbe nicht zu berühren; daß die Ehe am Gebet hindere, in welchem sich doch die Christen ohne Unterlaß üben sol-

ten, daß sie nur ein geringeres Uebel sey, als die Versuchung des Satans, daß Gott die beständige Jungfrauschaft nur deswegen nicht vorgeschrieben habe, damit das menschliche Geschlecht nicht untergehen möchte; daß aber Christus die Jungfrauen deswegen mehr liebe, weil sie freiwillig dasjenige leisteten, was ihnen nicht befohlen worden sey. Die Stelle, welche Jovianus für sich anführte: das Weib wird selig durch Kinderzeugen, beantwortete der heil. Hieronimus, indem er sagte, daß diese Seligkeit unter der Bedingung statt finde, wenn sie Söhne gebärt, welche Junggesellen bleiben, so daß sie in ihren Kindern das erwirbt, was sie selbst verloren hat. Das Hohelied, welches nach Jovian dem Ehestand sehr günstig ist, enthält vielmehr nach Hieronimus Sinnbilder der Jungfrauschaft, z. B. wenn es heißt: Die Stimme der Turteltaube (des allerzüchtigsten Vogels) hat sich in unserm Lande hören lassen; oder du hast mir das Herz verwundet, meine Schwester, Braut! — Der heilige Augustinus rief in seinem frommen Eifer aus: „Wollten doch alle Menschen sich des Beischlafs enthalten; so würde die Stadt Gottes weit geschwinder angefüllt und das Ende der Welt beschleunigt werden, wozu auch Paulus 1 Korinth. VII., 7. aufmuntert.“ —

So entflammte ein Geist von heiligem Wahnsinn alle ersten Schriftsteller der Kirche, ihre Federn unaufhörlich mit dem Verdienst und dem Lobe der Gottgeweiheten Jungfrauen zu beschäftigen. Unter diesen zeichnet sich besonders Methodius aus, der ein Buch unter dem Titel: das Gastmahl der Jungfrauen, schrieb, worin er eilf Jungfrauen auftreten läßt, die sich wetteifernd bemühen, das Große, Wundervolle und Glorreiche der Jungfrauschaft zu beweisen, und daß der Orden der Jungfrauen den ersten Rang im Himmel habe, ob er gleich die kleinste Gesellschaft der himmlischen Heere ausmache. Der heilige Athanasius nennt die Jungfrauschaft eine kostbare unsichtbare Perle, die

nur von wenigen gefunden werde. Basilius in seiner Rede über die unverletzliche Vollkommenheit der Jungfrauschaft behauptet, daß ein menschliches Wesen durch diese Tugend allein Gott gleich werden könne. Indem er seinen schönen Freundinnen die mannigfaltigen Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, bekannt macht, erzählt er ihnen eine wunderbare Begebenheit von einem geistlichen Kastraten und einer kanonischen Jungfrau, und warnt sie vor den Kastraten durch eine sehr undelikate Beschreibung ihres gefährlichen Unvermögens. Ein anderer heiliger Lobredner der Jungfrauschaft war der berühmte Gregorius, der in seiner poetischen Begeisterung die Ehe und Ehelosigkeit streitend auftreten, und die letztere sich mit einem glorreichen Triumph krönen läßt. Einen nicht minder feurigen Vertheidiger fanden die keuschen Schwestern in dem heiligen Ambrosius, der uns unter andern den heroischen Muth der Pelagia aufbehalten hat, die, um der Gewalt einiger Soldaten zu entgehen, sich nebst ihrer Mutter und ihren Schwestern in einen Fluß stürzten. Die Anrede dieser Märtyrerinnen, die sie an den Fluß hielten, und die schamhafte Art, womit sie ihre Kleider aufbanden, schildert Ambrosius mit vieler keuschen Begeisterung. Die heilige Pelagia wurde kanonisirt, so wie auch die Sophronia bei dem Ruffinus, weil sie sich, um nicht in die Gewalt des Kaiser Maxentius zu fallen, das Leben nahm. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die Heiligen anführen wollte, die den jungfräulichen Stand empfohlen und mit desto größerem Eifer gepredigt haben, je mehr sie mit Versuchen zur Unheiligkeit zu kämpfen hatten, wovon uns unter andern der heilige Augustinus ein merkwürdiges Beispiel gibt, wenn er die Frage aufwirft: ob dereinst am Tage des großen Weltgerichts die nackten Frauenspersonen nicht zu Männern werden müßten, damit sie uns in diesem heiligen Zustande nicht mehr versuchen könnten? —

Jene ansteckende Wuth der Phantasie, sich zu entkörpern und das eheliche Leben unter die Werke der Finsterniß zu zählen, ist zwar so ziemlich aus den Köpfen

unserer heutigen heiligen Ordensbrüder und Schwestern verschwunden; aber dagegen sind weit schändlichere Absichten an ihre Stelle getreten; besonders sind letztere fast immer die traurigen Opfer von Familienabsichten. Und daher darf es uns auch nicht wundern, unter diesen zum Gelübde der Keuschheit gezwungenen Schönen, ob sie gleich so holdselig und süß aussehen, als wenn sie mit Engeln aufstünden und mit Engeln zu Bette gingen, keine Pelagien und Euphrosinien mehr zu finden, denn sie halten eine solche Grausamkeit für ihre Sanftmuth unanständig. Sie danken lieber Gott dafür, wie jene Dame von Toulouse, die einigen Dragonern in die Hände gefallen war, daß sie sich zum wenigsten einmal — ohne Sünde habe sättigen können. — —

Gynäologie.

II.

Ueber Jungfrauschaft, Beischlaf, Ehe, Liebe und Anmuth.

Der Beischlaf
in physiologischer Rücksicht.

Erster Abschnitt.

Von den verschiedenen Zeugungstheorien.

Den geweiheten Schleier zu durchdringen, in den die Natur ihr heiligstes Bilden verhüllt, ist von einer Schwierigkeit begleitet, welche sich schon durch die mannigfaltigen und gänzlich verschiedenen Theorien über diesen Gegenstand verräth. Es bleibt hier eigentlich dem menschlichen Verstande nichts übrig, als die hervorbringenden Ursachen aufzusuchen, den Erfolg zu beobachten, und nicht zu erklären, sondern schweigend zu bewundern, ein Gipfel der bescheidenen Achtung gegen die große Werkmeisterin, zu welchem nur die neuere philosophische Naturkunde führen konnte. Nur eine Partikel des Stoffs nimmt die Natur auf, nur zur ersten Belebung entlehnt sie eine fremde Kraft; nur ein Funke zündet den andern; es glimmt, lodert durch sich selbst auf, empfängt Nahrung, aber die er nach eigenen Gesetzen gebraucht. — Allein das Zeugungsgeschäft des Menschen, dieses so lange praktisch ausgeübte Kunststück, bleibt trotz aller Versuche, die ein Malpighi, Harvey, Maitrejean, Haller, Kuhlemann, Wolf, Spallan-

zani u. a. an Thieren gemacht haben, dunkel und räthselhaft. Da auch dem bewaffnetsten Auge tausend Schwierigkeiten im Wege stehen, die Natur in ihrer geheimsten Werkstätte zu belauschen, so ist es nicht zu verwundern, daß, bei dem rastlosen Streben des menschlichen Geistes nach Wahrheit und Licht, in den Köpfen der alten und neuern Philosophen eine Menge theils lächerlicher, theils sinnreicher Hypothesen, die aber insgesammt auf weiter nichts, als einen höhern oder niedern Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen können. Die historische Kenntniß aller dieser verschiedenen Erklärungsarten der Erzeugung, die der menschliche Geist von den ältesten Zeiten an aufgestellt hat, kann dem Philosophen und Physiologen eine gleich angenehme und fruchtbare Beschäftigung gewähren.

Es liegt außer den Gränzen meines vorgesteckten Ziels, hier alle Meinungen über das Zeugungswerk, deren schon Boerhave's Lehrer, Drelincourt, 262 aufzählte, darzustellen; ich will vielmehr nur die wichtigsten, Aufsehen gemachten Systeme mit ihren Erfindern und Anhängern in folgender Uebersicht zusammenfassen und hernach die Hauptgründe für und wider kürzlich gegen einander stellen.

Die Erzeugung der organischen Körper geschiehet

I. durch die Entwickelung präformirter Keime.

(Die Evolutionstheorie)

A. durch Keime, die in den organischen Körpern von der ersten Schöpfung an eingeschachtelt liegen und durch Befruchtung entwickelt werden;

1) durch die in dem Eierstock der Mutter liegende Keime allein —

(de Graaf)

a) als vollkommene Keime aller künftigen Generationen —

(Joseph de Aromatariis, Swammerdam, Haller, Bonnet)

b) oder als bis zu einem gewissen Alter in den weiblichen Formen noch unvollkommen liegende Keime.

2) Durch die im männlichen Saamen befindlichen Thierchen.

(Theorie der Saamenthierchen oder der Animalkulisten) —
(Leeuwenhök, de Hamm.)

3) Durch beide Geschlechter, indem die weiblichen Eier durch die männlichen Saamenthierchen befruchtet werden.

(Theorie der Animakulo-Ovisten.)

B. Durch Keime, die nicht in den organischen Körpern liegen, sondern auf und in der ganzen Erde verbreitet sind.

(System der Panspermie — Heraklit der finstre, Hippokrates, Bonnet, Sulzer.)

II. Durch Zusammensetzung organischer Theile.

A. Organische Urstoffe,

1) welche in dem Gehirn bereitet und nach den Hoden hingeführt werden —

(le Kamus.)

2) welche in dem männlichen und weiblichen Saamen liegen und durch eine thätige Kraft zusammengeordnet werden. —

(Büffon.)

B. Durch eine allmählig ausbildende Kraft.

(System der Epigenese.)

a) Die mit der Bildung der Organen aufhört.

(Bildungskraft, vis plastica, der Alten.)

b) Die in einer vegetirenden Kraft besteht.

(Wesentliche Kraft, vis essentialis — Wolf.)

c) Die in einer hervorbringenden Kraft besteht —

(Needham, Spallanzani)

d) Die in einem besondern, lebenslang thätigen Trieb besteht.

(Bildungstrieb, nisus formativus, — Blumenbach.)

Man sieht hieraus, daß alle bisher verfochtenen Meinungen in zwei Haupt-Ideen zusammentreffen; in der allmähligen Ausbildung des reifen, rohen, elterlichen Stoffes an bestimmten Orten, oder in einer allgemeinen Schöpfung der Keime aller lebenden und zukünftigen Menschen in der ersten Mutter. Diese gleich erschaffenen Keime nahm man nun, entweder als bis zu ihrer Entwickelung in den Zeugungstheilen eines schon

existirenden Geschöpfs, in der Luft umherschwärmend, oder als beim Vater oder Mutter ruhig eingeschachtelt an; dies trennt die letztere Theorie in die Lehre von Saamenthierchen und in die der mütterlichen Evolution.

Die Evolutionstheorie.

Nach der in neuern Zeiten gemachten Entdeckung der weiblichen Eierstöcke, und nach den über die Natur dieser Theile von Regner de Graaf zuerst angestellten Versuchen, wurde von diesem das System der Zeugung aus dem Ei aufgestellt. Da man anfangs noch nicht wußte, welche Verbindung zwischen den Eierstöcken und der Gebärmutter statt habe; so mußten die Vertheidiger der Meinung omnia ex ovo bei der bloßen Frage verstummen: wie kommen die Kügelchen des Eierstocks in die Gebärmutter, da sie doch außer derselben liegen? Kein Mensch wußte den Weg, wie dieses geschehen könne, anzugeben, bis auf einmal Fallopius die beiden trompetenähnlichen Kanäle entdeckte, die mit dem einen Ende in der Gebärmutter festsitzen und mit dem andern mit Fransen besetzten Ende sich gegen den Eierstock hinneigen.

Die Vertheidiger der Graaf'schen Eitheorie theilen sich in zwei Partheien; einige behaupteten, daß in jedem Eichen des Eierstocks der ganze Mensch im Kleinen in seiner ersten Form mit allen seinen innern und äußern Theilen da läge, und daß also in allen Eichen, welche weibliche Keimchen enthielten, schon wieder die Eierstöcke der zweiten Generation, und in dem Eichen dieser Eierstöcke die künftigen Keime der dritten Generation, und so weiter bis ins Unendliche eingeschachtelt wären, und so hätten wir dann auch seit der ersten Schöpfung mit Kain und Abel und den übrigen Millionen Menschen in dem Eierstock der ersten Mutter als schlaftrunkene Keime zusammengesteckt, bis endlich die Reihe des Erwachens an uns gekommen, und unser Herzchen durch den Reiz des männlichen Saamens zum ersten Schlage angetrieben worden. Diese Theorie heißt die Evolutionstheorie und fand auch an Haller einen Vertheidiger, denn er sagt, „alle Eingeweide und die Knochen selbst waren schon vorhero gebaut, gegenwärtig,

„obgleich in einem fast flüssigen Zustande.“ Die Evolutionisten erklären uns nun ferner, wie diese Zeugungsart geschehe, sie sagen: der männliche Saame oder vielmehr sein befruchtender Hauch bringt durch die vom Blute aufgetriebene Muttertrompeten bis zu den Eierstöcken hin, bringt hier an einem Eibläschen eine Entzündung hervor, wodurch das ausgedehnte und befruchtete Ei sich von seinem Eierstock losreiße, von den Fransen der Muttertrompete aufgenommen, und durch die Zusammenziehung der Muttertrompeten, bewirkt durch den Reiz des Eies, weiter in die Gebärmutter zu seiner fernern Entwickelung gebracht würde. An der Stelle des losgerissenen und befruchteten Eies erscheine kurz hierauf eine Narbe, die sich nach und nach in einen schwammigen gelben körnichten Körper verwandle, den man mit dem Namen des gelben Körpers*) bezeichnet.

Die Anhänger der zweiten Klasse dieses Zeugungssystems sahen die Ungereimtheiten der Einschachtelung seit Erschaffung des ersten Menschenpaars ein, und glaubten dieselben dadurch hinwegzuschaffen, wenn sie behaupteten, es werde zwar durch die Entwickelung eines solchen in dem Eichen des Eierstocks liegenden Keims der Mensch gebildet, aber in den weiblichen Formen lägen die Eierstöcke noch nicht vollkommen da, sondern würden erst beim Heranwachsen des Frauenzimmers zu ihrer Vollkommenheit gebracht.

*) Die Zahl der gelben Körper kommt gemeiniglich mit der Zahl der gebornen Kinder überein. Wallisnieri, Santorini und Bertrandi fanden jedoch diese gelben Körper an den Leichen junger, unberührter Mädchen. Blumenbach erklärt diese Erscheinung so: da die Dotter in ihren Eierstöcken die größte Aehnlichkeit mit den Graaf'schen Bläschen haben, und davon losgerissen, gleichfalls diese Hüllen an einem Stiele hängend zurücklassen, dieses aber bei dem Weibchen der Vögel ohne vorhergegangene Begattung statt hat, und von ihm die sogenannten Windeier gelegt werden; da es ferner durch Aristoteles und Harväus Beobachtungen bestätiget ist, daß ohne Begattung durch bloßes gelindes Reiben der Geschlechtstheile das Weibchen die Windeier empfangen könne; so ist es auch ganz wahrscheinlich, daß jene Erscheinungen in den jungfräulichen Leichen aus einem gewissen, die Umarmung des Mannes supplirenden Etwas herrühren. S. Blumenbach Specim. Physiol. comparatae inter animalia calidi sanguinis vivipara et ovipara. Götting. 1789.

Das erste blendende Ansehen gewann die Hypothese der präformirten Keime, als Swammerdam vor ungefähr hundert Jahren, und nach ihm Spallanzani die wunderbare Entdeckung im Froschlaich machten. Bekanntlich werden die Froscheier erst alsdann mit dem männlichen Saamen befruchtet, wenn solche die Weibchen aus dem Körper stoßen. Nun entdeckte Spallanzani mit bewaffnetem Auge, sowohl im befruchteten als unbefruchteten Froscheie, kleine Küchelchen oder schwarze Fleckchen von gleicher Farbe und Figur. An denselben beobachtete er, daß dieses eigentlich keine Eier, sondern kleine zusammengezogène, jedoch in allen ihren Theilen vollkommen ausgebildete Fröschchen wären, die also schon im Eierstock so gut, als außer demselben präformirt da lägen, bis sie durch die Kraft des männlichen Saamens aus ihrem Schlafe geweckt würden. Kann man sich wohl eine ungereimtere Syllogistik denken! Wenn Spallanzani in befruchteten und unbefruchteten Froscheiern ganz einander ähnliche schwarze Fleckchen entdeckte, konnte er wohl hieraus mit vorurtheilsfreier Vernunft mehr folgern, als daß das Thier weder vor, noch gleich nach der Befruchtung vorhanden sey, sondern erst gebildet werden müsse; aber er schloß mit einer unbegreiflichen Dreistigkeit, die Küchelchen sind sich ähnlich, also liegen die Thierchen schon vor der Befruchtung im Eie. Wenn Spallanzani ferner behauptet, daß sich das Ei schon vor der Befruchtung merklich entwickele, daß es folglich Thiere gebe, die sich, durch die Säfte der Mutter genährt, bereits zu entwickeln anfangen, so verwechselt er offenbar das Wachsthum des Eies, das von den zu demselben gehenden Säften abhängt, mit der Entwickelung der Frucht, die nie vor der Entwickelung Statt hat.

In neuern Zeiten haben Hallers Beobachtungen und Versuche über das bebrütete Küchelchen im Eie bis jetzt für die Hauptstütze der Präexistenz präformirter Keime gegolten; aber man hat ihnen gewiß mehr Gründlichkeit beigemessen, als Haller selbst in ihnen zu suchen wagte. Seine Demonstration wird in folgenden Sätzen dargelegt: „die Dotter befinden sich

„im Eierstock einer Henne, wenn diese auch gleich von „keinem Hahn getreten worden. Nun aber zeigt sich „bei bebrüteten Eiern, daß das junge Hühnchen unzer„trennlich mit seinem Eidotter verbunden ist. Die Häute „des Hühnchens und seine Adern hängen ununterbrochen „mit den Häuten und Adern des Dotters zusammen, „beide machen so sehr ein Ganzes aus, daß sich das „eine nicht ohne das andere denken läßt. Und da nun „der Dotter vor der Befruchtung bei der Mutter vor„räthig gelegen ist, so muß auch der Keim des künfti„gen Küchelchens, als ein unzertrennlicher Theil des „Dotters, zugleich mit ihm präexistirt haben."

So unverdächtig diese Gründe bei der ersten Auffassung zu seyn scheinen, so wenig überzeugend sind sie, wenn man sie näher beleuchtet. Der Dotter im Eierstock ist freilich von einer gefäßreichen adrigen Haut umschlossen, die auch bei gekochten Hühnern und bei ungelegten Dottern in den Suppen nicht zu verkennen ist. Eben so zuverläßig ist es auch, daß der Dotter im bebrüteten Ei von Häuten und Blutgefässen überzogen, die aus dem Unterleibe des Küchelchens in der Nabelgegend entspringen. Aber jene vormaligen Adern im Eierstocke und diese nachherigen im bebrüteten Ei haben schlechterdings nicht die geringste Verbindung, und können also noch viel weniger die nämlichen seyn. Wenn ein Dotter im Eierstocke der Henne reif wird, so platzt die ihn umschließende Haut, läßt den Dotter in die Gebärmutter fallen — sie selbst aber bleibt im Eierstocke zurück, so wie die Häute und Gefässe des Graaf'schen Eies beim Weibe und bei andern Säugthieren ihres Geschlechts im Eierstocke zurückbleiben und zum gelben Körper werden. In einem frischgelegten Ei ist nicht der kleinste Blutstropfen, und selbst in den ersten Tagen des Brütens noch nicht die geringste Spur eines Blutgefäßes im Eie zu finden. Erst am vierten oder fünften Tage treten aus dem Nabel des schon merklich ausgebildeten Hühnchens neue Häute und Blutgefäße heraus, die sich über den Dotter ausbreiten, ihn gleichsam auffassen, und in die Gedärme des kleinen Thieres zu seiner Ernährung allgemach hinübertreiben sollen.

Aber angenommen, daß es mit jener Fortsetzung der Häute und Blutgefäße des Dotters mit den Häuten und Blutgefäßen des bebrüteten Rückchens seine Richtigkeit habe, obschon die neuern sorgfältigen Versuche das Gegentheil lehren; so folgt daraus noch bei weitem nicht, daß diese Häute, wenn sie auch wirklich mit einander kontinuirten, deshalb auch von je zusammen koexistirt haben müssen. Genug Erscheinungen in dem ganzen Gebiete der organisirten Natur zeigen das erstere, ohne die Folgerung des zweiten zu gestatten. So müßten z. B. die sogenannten Schlafäpfel oder Bedeguar am wilden Rosenstocke, die durch den bloßen Stich der Gallwespen verursacht, und später von der Rinde des Rosenstocks überzogen werden, mit dem deutlichsten Uebergange der holzigen Gefäße des Rosenstocks in den holzigen Kern des Bedeguars auch von jeher mit dem Rosenstock koexistirt, und folglich in allen Aesten und Blättern aller Rosenstöcke der Welt auch überall eingewickelte Keime für zahllose Schlafäpfel präexistirt haben, die alle auf's Gerathewohl da gelegen hätten, bis endlich das tausendmal Tausendste von ihnen durch den wohlthätigen Stachel eines hinzufliegenden Cynips zur Entwickelung angetrieben worden. Und gerade so müßten auch im Thierreiche, — die zufälligen Entzündungen der Eingeweide durch Ergießung plastischer Lymphe neuerzeugt, Häute und Blutgefäße, da sie mit den Häuten und Gefäßen der benachbarten Eingeweide kontinuiren, auch mit denselben von jeher koexistirt, und folglich die Keime dazu bis zur endlichen Entwickelung durch diese zufällige Entzündung präexistirt haben; und eine gleiche Bewandtniß müßte es mit der abfallenden hunterischen Haut haben.

Bonnet, Tetens, Crell traten auf und suchten mit aller Anstrengung ihres Scharfsinns den von der unendlichen Theilbarkeit der Materie hergenommenen Haupteinwurf gegen die Theorie der präformirten Keime zu widerlegen. Aber ihr ganzes Räsonnement ist weiter nichts als eine glänzende Deklamation.

Ferner können folgende Erfahrungen, die sich aus der Einschachtelungstheorie durchaus nicht erklären lassen, als unumstößliche Beweise gegen dieselbe aufgestellt werden:

Wenn durch den Zufall verlorne Theile zuweilen wieder ersetzt, oder verschiedene Theile im thierischen Körper ganz wieder ersetzt werden, z. B. die Bildung eines ganz neuen Gelenks nach einem Armbruche, die Entstehung der Zwickelbeinchen in der Hirnschale mit ächten Nähten eingefaßt *), neue Generation organischer Häute mit neuen Blutgefäßen. Kann man wohl zu solchen Erscheinungen präexistirende Keime annehmen? —

Die Zeugung der Bastarde, der Mulatten oder Blendlinge widerspricht den Begriffen der Präexistenz präformirter Keime so sehr, daß ihre Vertheidiger diesen Einwurf nie berührten, ohne sich von ihrem eigenen System zu entfernen. Kölreuter verwandelte eine Gattung von Taback (nicotiana rustica) in eine andere (nicotiana paniculata), so daß keine Spur der originellen Bildung übrig blieb. Bei den Hebridenthieren, z. B. wie bei dem von einem Pferde und einem Esel gezeugten Maulesel, findet man das Gepräge zweier Thiergattungen. Desgleichen bei den Blendlingen, z. B. bei dem Hunde, der von einem Pudel und einem englischen Windspiel gefallen ist. Eben so wenig kann man die Aehnlichkeit der Kinder mit beiderlei Eltern aus der Hypothese der präformirten Keime erklären.

Die Freunde der Evolution haben die Erzeugung der Bastarde, und besonders hat Bonnet die des Maulesels sehr witzig erklärt. Aber alles läuft darauf hinaus, daß sie dem männlichen Zeugungsstoffe außer der reizenden Kraft noch eine bildende Kraft zugestehen, wodurch die mütterlichen Keime in etwas zur väterlichen Gestaltung umgeformt würden. Hieraus folgt nun sehr klar die Unzulänglichkeit des Keimsystems, und die Nothwendigkeit, zu bildenden Kräften Zuflucht nehmen zu müssen.

*) Dieses kann leicht durch unmäßige Liebesbezeugungen des Vaters gegen die schwangere Mutter veranlaßt werden, indem die Hirnschale ungeheuer wassersüchtig aufgetrieben wird und große leere Räume zwischen den ausgedehnten flachen Knochen derselben entstehen. Die Natur sucht hier zu helfen, und sprengt einzelne kleine Knochenkernchen in diese Zwischenräume, die zu wahren, einzelnen, abgesonderten Knochen oder Zwickelbeinchen werden.

Die Vertheidiger der mütterlichen Keime glaubten endlich ihrer Theorie das entscheidendste Uebergewicht zu verschaffen, wenn sie solche auf Fälle gründeten, wo sogar Mädchen in ihrer ganzen jungfräulichen Unschuld durch die frühe Entwicklung eines solchen kleinen Keims guter Hoffnung wurden. Gerade in dem nämlichen Jahre, da Swammerdam seine Entdeckung im Froschlaich kund that, ereignete sich, nach dem in den Tagebüchern der kaiserlichen Akademie der Naturforscher von einem berühmten Leibarzt, dem Dr. Klauder, gegebenen Bericht, in Sachsenland ein Kasus, der mit jener Entdeckung wie Schachtel und Deckel zusammenpaßte. Eine Müllersfrau kommt mit einem Mädchen in die Wochen, das einen ungewöhnlich hohen Leib mit zur Welt bringt. Acht Tage hierauf wird das kleine dickleibige Mädchen, mit großen Wehtagen und Unruhe befallen, sehr weinend und ängstlich, daß alle die Umstehenden nicht anders vermeinen, als es würde im Nu sterben. Immittelst gebiert das kranke Kind ordentlicher Weise ein artiges, vollständiges, lebendiges Töchterlein in der Länge des mittlern Fingers, welches auch getauft worden. Bei und während der Geburt ist alles an Afterbürde und andrer Unreinigkeit abgegangen, beide Kinder aber sind kurz folgende Tage hierauf gestorben.

Haller führt die Sektion eines Mädchen an, wo man Knochen, Zähne und Haare in der Geschwulst des Gekröses gefunden.

Auch in Schmuckers vermischten chirurgischen Schriften beschreibt ein Ungenannter die Leichenöffnung eines Mädchen, bei dem man statt der Gebärmutter einen runden harten, mit Haaren bewachsenen Körper einer starken Wallnuß groß gefunden, der ein mißgestaltetes Kinderköpfchen vorgestellt. Das Köpfchen habe zwei vollkommene Zähne und in seiner Kavität etwas Gehirnähnliches gehabt ꝛc.

Bei Aufstellung solcher nichts beweisenden Beispiele kommen die Vertheidiger der mütterlichen Keime der Wahrheit um kein Haar näher und gewinnen für ihre Theorie nicht das Geringste. Denn es können ihnen überdem mit gleichem Rechte und mit eben so gültigen

Autoritäten Fälle vorgelegt werden, wo sich auch Mannspersonen oder andere männliche Thiere in gesegneten Leibesumständen befunden haben sollen.

In den Annalen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris ist der nicht minder merkwürdige, zur lustigen Unterhaltung gereichende Fall aufgezeichnet, daß ein Abbé mitten in einem Versuche über das Zeugungsgeschäfte sehr zur Unzeit unterbrochen ward, und von Stund an in gewissen Theilen, die einmal ein andrer Abbé, der heil. Abelard, durch einen ähnlichen Anlaß ganz eingebüßt hat, eine harte Geschwulst fühlte. Es kam zur Operation, und sein Wundarzt versichert der königlichen Akademie, dem Patienten ein verhärtetes Kindchen, wovon man den Kopf, die Füße und die Augen deutlich unterscheiden konnte, aus besagten Theilen geschnitten zu haben.

Ein Gegenstück zur Geschichte von der Müllersfrau liefern die Philosophical Transactions, da ein männliches Windspiel ein lebendiges junges Hündchen per anum von sich gegeben haben soll. Den Gewährmännern Klauder und Otto, die jene Geschichte beurkunden, stehen hier Dr. Wallis und Edm. Halley, auf die England stolz ist, gegenüber.

Dem Anonymus bei Schmucker kann man einen Anonymus beim ehrwürdigen Fr. Ruysch entgegensetzen, der diesem ein ähnliches Produkt, nämlich eine knochichte Schaale wie eine halbe Wallnuß verehrte, welche er nebst vier vollkommenen Backzähnen und einem Knaul Haare vom Magen einer männlichen Leiche losgeschnitten zu haben versicherte.

Das System der Saamenthierchen.

Seitdem Ludwig von Hammen die Würmer im männlichen Saamen entdeckt hatte, so glaubten Boerhave, Leeuwenhök u. a., daß der Grundstoff der Frucht in diesen Thierchen zu suchen sey. Einige verwarfen nach dieser Entdeckung die ganze Eitheorie, andere suchten dieses System mit dem der Saamenwürmchen zu verbinden; jene hat man mit dem Namen der Animalkulisten, diese mit dem der Animalkulo-Ovisten belegt.

Die Animalkulisten, unter deren Zahl Leeuwenhök an der Spitze stand, erklärten sich so: eins von den Millionen Thierchen, die mit dem Saamen in die Gebärmutter gespritzt werden, hängt sich daselbst an kleine Fasern, die hernach den Mutterkuchen bilden, und wird hier von den Säften der Gebärmutter entwickelt, genährt und gebildet, und erleidet gleichsam, wie die Raupe und Puppe des Schmetterlings, so viele Veränderungen, bis die eigentliche Menschenform hervorkommt.

Die Animalkulo-Ovisten trennen sich wieder in zwei Sekten. Einige behaupten, die Saamenthierchen drängen durch die Muttertrompeten zu dem Eierstocke hin, eins oder mehrere Thierchen kröchen durch eine kleine Spalte in's Eichen, welches, wie nach der Meinung der Evolutionisten, durch die Muttertrompeten in die Gebärmutter gebracht würde, und in deren Zellgewebe sich befestige, wo es dann weiter ernährt und entwickelt werde. Andere hingegen behaupten, mit dem männlichen Saamen würden zugleich eins oder mehrere Eichen von den Eierstöcken durch die Muttertrompeten in die Gebärmutter gebracht, wo, nach manchem Hin- und Herbewegen und Streiten der Saamenthierchen unter einander, endlich eins so glücklich wäre, in das Ei hinein zu schlüpfen und sich da auszubilden.

Mit diesen Hypothesen glaubte man nun alles erklären zu können, z. B. den Unterschied der Geschlechter. Man sagte: aus männlichen Saamenthierchen entstünden Knaben, aus den weiblichen Mädchen; je munterer diese Thiere wären, desto gewisser wäre die Zeugung eines Knaben, und so umgekehrt. Die Aehnlichkeit der Kinder mit den Eltern demonstrirte man so: Wenn aus dem Thierchen ein Knabe sich entwickelt, so wird es größer, und die im Ei sich bildende, in der Gebärmutter aber stärker gedrückte größere Knabenfrucht nehme die Bildung der Mutter, das weibliche sich nicht so vergrößernde Saamenthierchen, weil es in der Gebärmutter nicht so gedrückt werde, nehme die Bildung des Vaters an. Die Zwillings-, Drillingsgeburten entstünden, sagte man, wenn mehrere Saamenthierchen so glücklich wären, bei einem Beischlaf mehrere Eier zu öffnen, und jedes in

einer besondern Wohnung sich auszubilden. Risum teneatis! —

Zu andern Erfahrungsgründen, womit man diese Hypothese zu stützen glaubte, gehört folgende saubere Geschichte. Salmuth erzählt: ein Weib habe ein Kind durch den Mund mit den größten Schmerzen geboren, weil ihr Mann seinen Beischlaf im Munde zu vollziehen gepflegt hätte. Dieses so großen Lasters wegen aber, setzt der Erzähler hinzu, wäre der gottlose Mensch verbrannt worden, wenn — er sich nicht mit der Flucht gerettet hätte. Lieutaud behauptet, diese Geschichte diene, die Hypothese der Keime gründlich zu wiederlegen, die der Saamenwürmchen aber sehr zu bestätigen, weil dadurch bewiesen würde, daß diese Thierchen in jedem Theile des Körpers wachsen könnten, wenn sie nur durch die Nabelschnur die nöthige Nahrung erhielten.

Von den wichtigsten Einwürfen gegen diese noch nie bewiesene Theorie will ich nur einige hier anführen.

Es ist nicht zu begreifen, warum bei der so allgemein in der Natur verbreiteten Sparsamkeit gerade bei der Zeugung eine so unabsehbare Verschwendung herrschen sollte, daß, um einen einzigen Menschen hervorzubringen, Millionen Menschenkeime vernichtet werden sollten! Nicht genug, daß bei einer einzigen Saamenausleerung Millionen Geschöpfe verloren gehen, sondern auch die in ihnen enthaltene unendlichen Keime werden mit zerstört! „Die Natur ist bei der Fortpflanzung nicht geizig, wendet man hier ein; dies zeigt sie uns im Pflanzenreiche, wo unendlich viel Saamen jeder Art mehr wächst, als gesäet wird und wieder aufgeht.“ Allein von dem Saamen der Pflanzen und der Thiere läßt sich kein analogischer Beweis frühren. Denn bei der verloren gegangenen Entwickelung des Pflanzensaamens sehen wir den Nutzen, bei der des Thiersaamens aber nicht den geringsten.

Warum ist eine Frau in der ersten Ehe unfruchtbar, und in der zweiten fruchtbar, und umgekehrt? Warum entwickelt sich kein einziges Saamenthierchen bei der Begattung eines jungen Mannes und einer über fünfzigjährigen Frau, da doch hingegen die Begattung eines sechzigjährigen und ältern Mannes mit einer jungen Frau

fruchtbare Folgen hat? Diese und andere Zweifel sind noch von keinem Animalkulisten gehoben worden.

Auch macht es diese Lehre sehr verdächtig, bei den Micrographen die Gestalt dieses Würmchens im Saamen von einer Thiergattung und den nächst verwandten Thieren ganz verschieden, andere hingegen von den unähnlichen Thieren einander auffallend ähnlich gebildet zu sehen. Jene Verschiedenheit findet sich zwischen den abgebildeten Saamenthierchen des Frosches bei v. Gleichen und denen vom Wassermolch bei Spallanzani. Täuschender kann hingegen die Aehnlichkeit an eirunder und feingeschwänzter Figur nicht seyn, als zwischen den Saamenthierchen des Menschen und des Esels in den Abbildungen des v. Gleichen.

Sie sind ferner bei Thieren, die viele Junge auf einmal fortpflanzen, und bei andern, wo dieses nur einzeln geschieht, in gleicher Anzahl, und bei den größten und kleinsten Thieren in gleicher Größe vorhanden, ob man gleich billig vermuthen sollte, daß wenn diese Thierchen eine unmittelbare Ursache der Zeugung wären, hier eine große Verschiedenheit Statt finden müßte.

Spallanzani und andere neuere Beobachter haben diese Thierchen zum Theil gar nicht gefunden. Spallanzani sagt, daß er sie in frischem Saamen nicht gesehen, wohl aber in solchem, der einige Stunden, obgleich vor Luft und Wärme bewahrt, gestanden hätte.

Aus allem diesem gewinnt die Meinung vollkommene Wahrscheinlichkeit, daß diese angeblichen beseelten Thierchen mit den in andern stagnirenden fauligen Säften vorhandenen sogenannten Infusionsthierchen in eine Klasse zu setzen sind.

Eine andere Hauptart der Evolutionstheorie ist die sogenannte Panspermie, nach welcher man geglaubt hat, alle Keime zur Entwickelung künftiger Menschen, Thiere und Pflanzen wären zwar bei der ersten Schöpfung mit einem male erschaffen, steckten aber nicht wie bei der Einschachtelungstheorie in einander, sondern wären in der ganzen Natur verbreitet, wie die Elemente unzerstörbar, kämen mit den Nahrungsmitteln

und mit allem, was in Menschen und Thiere eindringe, in den Körper hinein, und würden alsdann, durch das jedem Thierchen eigene Gesetz, beim weiblichen Geschlecht in den Eierstöcken, beim männlichen Geschlecht in den Hoden angehäuft.

Man erkennt beim ersten Blick das Abenteuerliche dieser auf willkührlichen Voraussetzungen ruhenden Hypothese. Der Beweis der Hauptsache fehlt gänzlich, nämlich des Daseyns der präexistirenden Keime, und der wunderbaren Art, wie diese Keime in die Gebärmutter und in die Hoden geführt werden. Es wäre daher unnütz, sich bei Auseinandersetzung ihres Ungrunds zu verweilen, da sie ohnehin außer Bonnet in neuern Zeiten keine Anhänger gefunden hat.

Das System der Epigenese oder der Aneinandersetzung.

Unter diesem System versteht man überhaupt eine nach geschehener Befruchtung erfolgende allmählige Ausbildung des rohen Grundstoffes und der Zusammensetzung der Theile des Körpers.

Schon bei den ältesten griechischen Aerzten und Philosophen findet man Spuren von demselben. Sie sagten, jedes Geschlecht habe seinen eigenen Saamen, welcher eine bildende, schaffende Kraft habe; während des Beischlafs vermischten sich die gleichartigen Saamentheilchen des Mannes und des Weibes, und die Frucht entstehe gleichsam auf die Art, wie die Kristallisation der Salze. Hippokrates und in neuern Zeiten des Kartes vertheidigten diese Meinung.

Aristoteles, Empedokles und Zeno wären die ersten, welche behaupteten, daß der männliche Saame nur allein zeugende Kraft habe und die Weiber keinen Saamen hätten, und zur Entstehung der Frucht weiter nichts beitrügen, als daß die aus dem männlichen Saamen gebildete Frucht von dem monatlichen Blute entwickelt und genährt würde.

In neuern Zeiten haben Büffon, Needham, Wolf und Blumenbach diese Theorie weiter entwickelt. In der Hauptsache kommen sie fast alle überein,

Das erste blendende Ansehen gewann die Hypothese der präformirten Keime, als Swammerdam vor ungefähr hundert Jahren, und nach ihm Spallanzani die wunderbare Entdeckung im Froschlaich machten. Bekanntlich werden die Froscheier erst alsdann mit dem männlichen Saamen befruchtet, wenn solche die Weibchen aus dem Körper stoßen. Nun entdeckte Spallanzani mit bewaffnetem Auge, sowohl im befruchteten als unbefruchteten Froscheie, kleine Küchelchen oder schwarze Fleckchen von gleicher Farbe und Figur. An denselben beobachtete er, daß dieses eigentlich keine Eier, sondern kleine zusammengezogène, jedoch in allen ihren Theilen vollkommen ausgebildete Fröschchen wären, die also schon im Eierstock so gut, als außer demselben präformirt da lägen, bis sie durch die Kraft des männlichen Saamens aus ihrem Schlafe geweckt würden. Kann man sich wohl eine ungereimtere Syllogistik denken! Wenn Spallanzani in befruchteten und unbefruchteten Froscheiern ganz einander ähnliche schwarze Fleckchen entdeckte, konnte er wohl hieraus mit vorurtheilsfreier Vernunft mehr folgern, als daß das Thier weder vor, noch gleich nach der Befruchtung vorhanden sey, sondern erst gebildet werden müsse; aber er schloß mit einer unbegreiflichen Dreistigkeit, die Küchelchen sind sich ähnlich, also liegen die Thierchen schon vor der Befruchtung im Eie. Wenn Spallanzani ferner behauptet, daß sich das Ei schon vor der Befruchtung merklich entwickele, daß es folglich Thiere gebe, die sich, durch die Säfte der Mutter genährt, bereits zu entwickeln anfangen, so verwechselt er offenbar das Wachsthum des Eies, das von den zu demselben gehenden Säften abhängt, mit der Entwickelung der Frucht, die nie vor der Entwickelung Statt hat.

In neuern Zeiten haben Hallers Beobachtungen und Versuche über das bebrütete Küchelchen im Eie bis jetzt für die Hauptstütze der Präexistenz präformirter Keime gegolten; aber man hat ihnen gewiß mehr Gründlichkeit beigemessen, als Haller selbst in ihnen zu suchen wagte. Seine Demonstration wird in folgenden Sätzen dargelegt: „die Dotter befinden sich

„im Eierstock einer Henne, wenn diese auch gleich von „keinem Hahn getreten worden. Nun aber zeigt sich „bei bebrüteten Eiern, daß das junge Hühnchen unzer„trennlich mit seinem Eidotter verbunden ist. Die Häute „des Hühnchens und seine Adern hängen ununterbrochen „mit den Häuten und Adern des Dotters zusammen, „beide machen so sehr ein Ganzes aus, daß sich das „eine nicht ohne das andere denken läßt. Und da nun „der Dotter vor der Befruchtung bei der Mutter vor„räthig gelegen ist, so muß auch der Keim des künfti„gen Küchelchens, als ein unzertrennlicher Theil des „Dotters, zugleich mit ihm präexistirt haben."

So unverdächtig diese Gründe bei der ersten Auffassung zu seyn scheinen, so wenig überzeugend sind sie, wenn man sie näher beleuchtet. Der Dotter im Eierstock ist freilich von einer gefäßreichen adrigen Haut umschlossen, die auch bei gekochten Hühnern und bei ungelegten Dottern in den Suppen nicht zu verkennen ist. Eben so zuverläßig ist es auch, daß der Dotter im bebrüteten Ei von Häuten und Blutgefässen überzogen, die aus dem Unterleibe des Küchelchens in der Nabelgegend entspringen. Aber jene vormaligen Adern im Eierstocke und diese nachherigen im bebrüteten Ei haben schlechterdings nicht die geringste Verbindung, und können also noch viel weniger die nämlichen seyn. Wenn ein Dotter im Eierstocke der Henne reif wird, so platzt die ihn umschließende Haut, läßt den Dotter in die Gebärmutter fallen — sie selbst aber bleibt im Eierstocke zurück, so wie die Häute und Gefäße des Graaf'schen Eies beim Weibe und bei andern Säugthieren ihres Geschlechts im Eierstocke zurückbleiben und zum gelben Körper werden. In einem frischgelegten Ei ist nicht der kleinste Blutstropfen, und selbst in den ersten Tagen des Bebrütens noch nicht die geringste Spur eines Blutgefäßes im Eie zu finden. Erst am vierten oder fünften Tage treten aus dem Nabel des schon merklich ausgebildeten Hühnchens neue Häute und Blutgefäße heraus, die sich über den Dotter ausbreiten, ihn gleichsam auffassen, und in die Gedärme des kleinen Thieres zu seiner Ernährung allgemach hinübertreiben sollen.

Aber angenommen, daß es mit jener Fortsetzung der Häute und Blutgefäße des Dotters mit den Häuten und Blutgefäßen des bebrüteten Küchelchens seine Richtigkeit habe, obschon die neuern sorgfältigsten Versuche das Gegentheil lehren; so folgt daraus noch bei weitem nicht, daß diese Häute, wenn sie auch wirklich mit einander kontinuirten, deshalb auch von je zusammen koexistirt haben müssen. Genug Erscheinungen in dem ganzen Gebiete der organisirten Natur zeigen das erstere, ohne die Folgerung des zweiten zu gestatten. So müßten z. B. die sogenannten Schlafäpfel oder Bedeguar am wilden Rosenstocke, die durch den bloßen Stich der Gallwespen verursacht, und später von der Rinde des Rosenstocks überzogen worden, mit dem deutlichsten Uebergange der holzigen Gefäße des Rosenstocks in den holzigen Kern des Bedeguars auch von jeher mit dem Rosenstock koexistirt, und folglich in allen Aesten und Blättern aller Rosenstöcke der Welt auch überall eingewickelte Keime für zahllose Schlafäpfel präexistirt haben, die alle aufs Gerathewohl da gelegen hätten, bis endlich das tausendmal Tausendste von ihnen durch den wohlthätigen Stachel eines hinzufliegenden Cynips zur Entwickelung angetrieben worden. Und gerade so müßten auch im Thierreiche, — die zufälligen Entzündungen der Eingeweide durch Ergießung plastischer Lymphe neuerzeugt, Häute und Blutgefäße, da sie mit den Häuten und Gefäßen der benachbarten Eingeweide kontinuiren, auch mit denselben von jeher koexistirt, und folglich die Keime dazu bis zur endlichen Entwickelung durch diese zufällige Entzündung präexistirt haben; und eine gleiche Bewandtniß müßte es mit der abfallenden hunterischen Haut haben.

Bonnet, Tetens, Crell traten auf und suchten mit aller Anstrengung ihres Scharfsinns den von der unendlichen Theilbarkeit der Materie hergenommenen Haupteinwurf gegen die Theorie der präformirten Keime zu widerlegen. Aber ihr ganzes Räsonnement ist weiter nichts als eine glänzende Deklamation.

Ferner können folgende Erfahrungen, die sich aus der Einschachtelungstheorie durchaus nicht erklären lassen, als unumstößliche Beweise gegen dieselbe aufgestellt werden:

Wenn durch den Zufall verlorne Theile zuweilen wieder ersetzt, oder verschiedene Theile im thierischen Körper ganz wieder ersetzt werden, z. B. die Bildung eines ganz neuen Gelenks nach einem Armbruche, die Entstehung der Zwickelbeinchen in der Hirnschale mit ächten Nähten eingefaßt *), neue Generation organischer Häute mit neuen Blutgefässen. Kann man wohl zu solchen Erscheinungen präexistirende Keime annehmen? —

Die Zeugung der Bastarde, der Mulatten oder Blendlinge widerspricht den Begriffen der Präexistenz präformirter Keime so sehr, daß ihre Vertheidiger diesen Einwurf nie berührten, ohne sich von ihrem eigenen System zu entfernen. Kölreuter verwandelte eine Gattung von Taback (nicotiana rustica) in eine andere (nicotiana paniculata), so daß keine Spur der originellen Bildung übrig blieb. Bei den Hebridenthieren, z. B. wie bei dem von einem Pferde und einem Esel gezeugten Maulesel, findet man das Gepräge zweier Thiergattungen. Desgleichen bei den Blendlingen, z. B. bei dem Hunde, der von einem Pudel und einem englischen Windspiel gefallen ist. Eben so wenig kann man die Aehnlichkeit der Kinder mit beiderlei Eltern aus der Hypothese der präformirten Keime erklären.

Die Freunde der Evolution haben die Erzeugung der Bastarde, und besonders hat Bonnet die des Maulesels sehr witzig erklärt. Aber alles läuft darauf hinaus, daß sie dem männlichen Zeugungsstoffe außer der reizenden Kraft noch eine bildende Kraft zugestehen, wodurch die mütterlichen Keime in etwas zur väterlichen Gestaltung umgeformt würden. Hieraus folgt nun sehr klar die Unzulänglichkeit des Keimsystems, und die Nothwendigkeit, zu bildenden Kräften Zuflucht nehmen zu müssen.

*) Dieses kann leicht durch unmäßige Liebesbezeugungen des Vaters gegen die schwangere Mutter veranlaßt werden, indem die Hirnschale ungeheuer wassersüchtig aufgetrieben wird und große leere Räume zwischen den ausgedehnten flachen Knochen derselben entstehen. Die Natur sucht hier zu helfen, und sprengt einzelne kleine Knochenkernchen in diese Zwischenräume, die zu wahren, einzelnen, abgesonderten Knochen oder Zwickelbeinchen werden.

Die Animalkulisten, unter deren Zahl Leeuwenhök an der Spitze stand, erklärten sich so: eins von den Millionen Thierchen, die mit dem Saamen in die Gebärmutter gespritzt werden, hängt sich daselbst an kleine Fasern, die hernach den Mutterkuchen bilden, und wird hier von den Säften der Gebärmutter entwickelt, genährt und gebildet, und erleidet gleichsam, wie die Raupe und Puppe des Schmetterlings, so viele Veränderungen, bis die eigentliche Menschenform hervorkommt.

Die Animalkulo-Ovisten trennen sich wieder in zwei Sekten. Einige behaupten, die Saamenthierchen drängen durch die Muttertrompeten zu dem Eierstocke hin, eins oder mehrere Thierchen kröchen durch eine kleine Spalte in's Eichen, welches, wie nach der Meinung der Evolutionisten, durch die Muttertrompeten in die Gebärmutter gebracht würde, und in deren Zellgewebe sich befestige, wo es dann weiter ernährt und entwickelt werde. Andere hingegen behaupten, mit dem männlichen Saamen würden zugleich eins oder mehrere Eichen von den Eierstöcken durch die Muttertrompeten in die Gebärmutter gebracht, wo, nach manchem Hin- und Herbewegen und Streiten der Saamenthierchen unter einander, endlich eins so glücklich wäre, in das Ei hinein zu schlüpfen und sich da auszubilden.

Mit diesen Hypothesen glaubte man nun alles erklären zu können, z. B. den Unterschied der Geschlechter. Man sagte: aus männlichen Saamenthierchen entstünden Knaben, aus den weiblichen Mädchen; je munterer diese Thiere wären, desto gewisser wäre die Zeugung eines Knaben, und so umgekehrt. Die Aehnlichkeit der Kinder mit den Eltern demonstrirte man so: Wenn aus dem Thierchen ein Knabe sich entwickelt, so wird es größer, und die im Ei sich bildende, in der Gebärmutter aber stärker gedrückte größere Knabenfrucht nehme die Bildung der Mutter, das weibliche sich nicht so vergrößernde Saamenthierchen, weil es in der Gebärmutter nicht so gedrückt werde, nehme die Bildung des Vaters an. Die Zwillings-, Drillingsgeburten entstünden, sagte man, wenn mehrere Saamenthierchen so glücklich wären, bei einem Beischlaf mehrere Eier zu öffnen, und jedes in

seiner besondern Wohnung sich auszubilden. Risum teneatis! —

Zu andern Erfahrungsgründen, womit man diese Hypothese zu stützen glaubte, gehört folgende saubere Geschichte. Salmuth erzählt: ein Weib habe ein Kind durch den Mund mit den größten Schmerzen geboren, weil ihr Mann seinen Beischlaf im Munde zu vollziehen gepflegt hätte. Dieses so großen Lasters wegen aber, setzt der Erzähler hinzu, wäre der gottlose Mensch verbrannt worden, wenn — er sich nicht mit der Flucht gerettet hätte. Lieutaud behauptet, diese Geschichte diene, die Hypothese der Keime gründlich zu wiederlegen, die der Saamenwürmchen aber sehr zu bestätigen, weil dadurch bewiesen würde, daß diese Thierchen in jedem Theile des Körpers wachsen könnten, wenn sie nur durch die Nabelschnur die nöthige Nahrung erhielten.

Von den wichtigsten Einwürfen gegen diese noch nie bewiesene Theorie will ich nur einige hier anführen.

Es ist nicht zu begreifen, warum bei der so allgemein in der Natur verbreiteten Sparsamkeit gerade bei der Zeugung eine so unabsehbare Verschwendung herrschen sollte, daß, um einen einzigen Menschen hervorzubringen, Millionen Menschenkeime vernichtet werden sollten! Nicht genug, daß bei einer einzigen Saamenausleerung Millionen Geschöpfe verloren gehen, sondern auch die in ihnen enthaltene unendlichen Keime werden mit zerstört! „Die Natur ist bei der Fortpflanzung nicht geizig, wendet man hier ein; dies zeigt sie uns im Pflanzenreiche, wo unendlich viel Saamen jeder Art mehr wächst, als gesäet wird und wieder aufgeht.“ Allein von dem Saamen der Pflanzen und der Thiere läßt sich kein analogischer Beweis früöhren. Denn bei der verloren gegangenen Entwickelung des Pflanzensaamens sehen wir den Nutzen, bei der des Thiersaamens aber nicht den geringsten.

Warum ist eine Frau in der ersten Ehe unfruchtbar, und in der zweiten fruchtbar, und umgekehrt? Warum entwickelt sich kein einziges Saamenthierchen bei der Begattung eines jungen Mannes und einer über fünfzigjährigen Frau, da doch hingegen die Begattung eines sechzigjährigen und ältern Mannes mit einer jungen Frau

Die Animalkulisten, unter deren Zahl Leeuwenhök an der Spitze stand, erklärten sich so: eins von den Millionen Thierchen, die mit dem Saamen in die Gebärmutter gespritzt werden, hängt sich daselbst an kleine Fasern, die hernach den Mutterkuchen bilden, und wird hier von den Säften der Gebärmutter entwickelt, genährt und gebildet, und erleidet gleichsam, wie die Raupe und Puppe des Schmetterlings, so viele Veränderungen, bis die eigentliche Menschenform hervorkommt.

Die Animalkulo-Ovisten trennen sich wieder in zwei Sekten. Einige behaupten, die Saamenthierchen drängen durch die Muttertrompeten zu dem Eierstocke hin, eins oder mehrere Thierchen kröchen durch eine kleine Spalte in's Eichen, welches, wie nach der Meinung der Evolutionisten, durch die Muttertrompeten in die Gebärmutter gebracht würde, und in deren Zellgewebe sich befestige, wo es dann weiter ernährt und entwickelt werde. Andere hingegen behaupten, mit dem männlichen Saamen würden zugleich eins oder mehrere Eichen von den Eierstöcken durch die Muttertrompeten in die Gebärmutter gebracht, wo, nach manchem Hin- und Herbewegen und Streiten der Saamenthierchen unter einander, endlich eins so glücklich wäre, in das Ei hinein zu schlüpfen und sich da auszubilden.

Mit diesen Hypothesen glaubte man nun alles erklären
zu können, z. B. den Unterschied der Geschlechter. Man
sagte: aus männlichen Saamenthierchen entstünden Kna-
ben, aus den weiblichen Mädchen; je munt[illegible]
Thiere wären, desto gewisser wäre die [illegible]
Knaben, und so umgekehrt. Die Aehn[illegible]
mit den Eltern demonstrirte man [illegible]
Thierchen ein Knabe sich entw[illegible]
und die im Ei sich bildend[illegible]
stärker gedrückte größere [illegible]
dung der Mutter, daß [illegible]
Saamenthierchen, we[illegible]
gedrückt werde, neh[illegible]
Zwillings-, Drillin[illegible]
wenn mehrere Saa[illegible]
einem Beischlaf [illegible]

seiner besondern Wohnung sich auszubilden. Risum teneatis! —

Zu andern Erfahrungsgründen, womit man diese Hypothese zu stützen glaubte, gehört folgende sonderbare Geschichte. Salmuth erzählt: ein Weib habe ein Kind durch den Mund mit den größten Schmerzen geboren, weil ihr Mann seinen Beischlaf im Munde zu vollziehen gepflegt hätte. Dieses so großen Lasters wegen aber, setzt der Erzähler hinzu, wäre der gottlose Mensch verbrannt worden, wenn — er sich nicht mit der Flucht gerettet hätte. Jemand behauptet, diese Geschichte diene, die Hypothese der Keime gründlich zu widerlegen, die der Saamenwürmchen aber sehr zu bestätigen, weil dadurch bewiesen würde, daß diese Thierchen in jedem Theile des Körpers wachsen könnten, wenn sie nur durch die Nabelschnur die nöthige Nahrung erhielten.

Von den wichtigsten Einwürfen gegen diese noch nie bewiesene Theorie will ich nur einige hier anführen.

Es ist nicht zu begreifen, warum bei der so allgemein in der Natur verbreiteten Sparsamkeit gerade bei der Zeugung eine so unnützliche Verschwendung herrschen sollte, daß, um einen einzigen Menschen hervorzubringen, Millionen Ge[illegible] vernichtet werden sollen! Aber [illegible] Saamenwürmchen [illegible] gehen, sondern auch [illegible] Keime wieder [illegible] Befruchtung [illegible] Frucht [illegible] sie nur [illegible] oder sie [illegible] des [illegible]

[illegible] weisen [illegible] männliche Saame [illegible] Weiber keinen [illegible] der Frucht weiter [illegible] männlichen Saa[illegible] weiblichen Blute ent[illegible]

[illegible] Büffon, Needham, [illegible] Theorie weiter entwi[illegible] stimmen sie fast alle überein,

fruchtbare Folgen hat? Diese und andere Zweifel sind noch von keinem Animalkulisten gehoben worden.

Auch macht es diese Lehre sehr verdächtig, bei den Micrographen die Gestalt dieses Würmchens im Saamen von einer Thiergattung und den nächst verwandten Thieren ganz verschieden, andere hingegen von den unähnlichen Thieren einander auffallend ähnlich gebildet zu sehen. Jene Verschiedenheit findet sich zwischen den abgebildeten Saamenthierchen des Frosches bei v. Gleichen und denen vom Wassermolch bei Spallanzani. Täuschender kann hingegen die Aehnlichkeit an eirunder und feingeschwänzter Figur nicht seyn, als zwischen den Saamenthierchen des Menschen und des Esels in den Abbildungen des v. Gleichen.

Sie sind ferner bei Thieren, die viele Junge auf einmal fortpflanzen, und bei andern, wo dieses nur einzeln geschieht, in gleicher Anzahl, und bei den größten und kleinsten Thieren in gleicher Größe vorhanden, ob man gleich billig vermuthen sollte, daß wenn diese Thierchen eine unmittelbare Ursache der Zeugung wären, hier eine große Verschiedenheit Statt finden müßte.

Spallanzani und andere neuere Beobachter haben diese Thierchen zum Theil gar nicht gefunden. Spallanzani sagt, daß er sie in frischem Saamen nicht gesehen, wohl aber in solchem, der einige Stunden, obgleich vor Luft und Wärme bewahrt, gestanden hätte.

Aus allem diesem gewinnt die Meinung vollkommene Wahrscheinlichkeit, daß diese angeblichen beseelten Thierchen mit den in andern stagnirenden fauligen Säften vorhandenen sogenannten Infusionsthierchen in eine Klasse zu setzen sind.

Eine andere Hauptart der Evolutionstheorie ist die sogenannte Panspermie, nach welcher man geglaubt hat, alle Keime zur Entwickelung künftiger Menschen, Thiere und Pflanzen wären zwar bei der ersten Schöpfung mit einem male erschaffen, steckten aber nicht wie bei der Einschachtelungstheorie in einander, sondern wären in der ganzen Natur verbreitet, wie die Elemente unzerstörbar, kämen mit den Nahrungsmitteln

und mit allem, was in Menschen und Thiere eindringe, in den Körper hinein, und würden alsdann, durch das jedem Thierchen eigene Gesetz, beim weiblichen Geschlecht in den Eierstöcken, beim männlichen Geschlecht in den Hoden angehäuft.

Man erkennt beim ersten Blick das Abenteuerliche dieser auf willkührlichen Voraussetzungen ruhenden Hypothese. Der Beweis der Hauptsache fehlt gänzlich, nämlich des Daseyns der präexistirenden Keime, und der wunderbaren Art, wie diese Keime in die Gebärmutter und in die Hoden geführt werden. Es wäre daher unnütz, sich bei Auseinandersetzung ihres Ungrunds zu verweilen, da sie ohnehin außer Bonnet in neuern Zeiten keine Anhänger gefunden hat.

Das System der Epigenese oder der Aneinandersetzung.

Unter diesem System versteht man überhaupt eine nach geschehener Befruchtung erfolgende allmählige Ausbildung des rohen Grundstoffes und der Zusammensetzung der Theile des Körpers.

Schon bei den ältesten griechischen Aerzten und Philosophen findet man Spuren von demselben. Sie sagten, jedes Geschlecht habe seinen eigenen Saamen, welcher eine bildende, schaffende Kraft habe; während des Beischlafs vermischten sich die gleichartigen Saamentheilchen des Mannes und des Weibes, und die Frucht entstehe gleichsam auf die Art, wie die Kristallisation der Salze. Hippokrates und in neuern Zeiten des Kartes vertheidigten diese Meinung.

Aristoteles, Empedokles und Zeno wären die ersten, welche behaupteten, daß der männliche Saame nur allein zeugende Kraft habe und die Weiber keinen Saamen hätten, und zur Entstehung der Frucht weiter nichts beitrügen, als daß die aus dem männlichen Saamen gebildete Frucht von dem monatlichen Blute entwickelt und genährt würde.

In neuern Zeiten haben Büffon, Needham, Wolf und Blumenbach diese Theorie weiter entwickelt. In der Hauptsache kommen sie fast alle überein,

nur in Bestimmung der Kräfte, durch welche diese Ausbildung geschehen soll, gehen die Anhänger dieser Meinung von einander ab.

Das Büffon'sche System.

In der Natur, sagt Büffon, ist eine organisirte und thätige Materie vorhanden, welche zur Zusammensetzung und Ernährung aller vegetirenden Wesen bestimmt ist. Diese Materie bewirkt die Ernährung und Erzeugung dadurch, daß sie sich mit jedem Theile eines organischen Wesens, worin sie eindringt, assimilirt, und durch innere Modelle, wie er es nennt, die Form und eigene Figur erhält. Wenn diese Materie in reifern Jahren überflüssig wird und sich dergestalt häuft, daß sie nicht mehr allein zur Ernährung angewendet werden kann, so wirft sie sich bei den Mannspersonen in die Hoden, bei den Frauenzimmern in die gelben Körper der Eierstöcke, und ist der wahre Saame bei beiden Geschlechtern, welcher alle Theilchen und ihre ganze Form, die in den Körpern vorhanden sind, enthält. Bei dem Beischlafe wird der männliche und weibliche Saame in der Gebärmutter mit einander vermischt, und zugleich aller Salze und Oele beraubt; denn diese zwei Substanzen, die Büffon rohe Materie (Materia bruta) nennt, stören die Verrichtung der thätigen Materie, und folglich die Zusammensetzung eines organischen lebenden Körpers; denn wird der Saame mit Wasser verdünnt, so werden die Salze aufgelöst und das Oel abgeschieden, und alsdann stellen sich sehr bewegliche und organische Theilchen dem bewaffneten Auge dar, die aber die Schnelligkeit ihrer Bewegung wieder verlieren, wenn sie sich mit einander verbinden und zu einem den Eltern ähnlichen Thiere werden. — Das Geschlecht wird von der überflüssigen Menge des Saamens von dem einen oder dem andern Geschlechte bestimmt; wer die meisten Formen hergibt, dem wird die Frucht am ähnlichsten seyn, und eben daraus lassen sich die Erbkrankheiten der Eltern erklären. Zwillinge entstehen, wenn diese Materie sehr häufig vorhanden ist. Ferner bemerkt Büffon, daß diese

Theilchen nicht blos in der Gebärmutter zu lebendigen Thierchen werden, sondern auch, wenn sie in andern Theilen des Körpers verweilen, in verschiedene Gattungen von Thieren, als in Bandwürmer und andere ähnliche Thiere ausarten. Dies alles will mit andern Worten so viel sagen: wenn der Mann im Beischlafe die organischen Urstoffe, oder den Extrakt des ganzen Körpers, d. i. eine unzählige Menge Nasen, Ohren, Augen, Zungen, Hände, Füsse 2c. in die Gebärmutter spritzt, so gießt auch das Weib ähnliche Formen der Theile ihres Körpers aus dem Eierstocke durch die Trompeten in die Gebärmutter aus, und derjenige, wer von beiden die meisten Formen der Geschlechtstheile hergibt, bestimmt das Geschlecht. —

Man sieht leicht ein, daß diese Hypothese mit den vorigen sich in gleichem Falle befindet, es fehlt ihr nämlich an dem Beweis der Hauptstützen; greift man diese an, so stürzt das Gebäude augenblicklich zusammen. Von den beliebten innern Modellen macht uns der sonst sehr verdienstvolle Mann gar keinen Begriff. Er springt über den Beweis derselben hinweg, indem er sagt: wir kennen die Kräfte der Natur noch nicht alle, und sie hat die Kunst sich vorbehalten, innere Modelle und Abdrücke zu machen, die des Modells ganze Dichtigkeit ausdrücken. — Der gelbe Körper, dessen Gegenwart Büffon vor der Empfängniß annimmt und der das Behältniß für den weiblichen Saamen seyn soll, ist nach allen angestellten Versuchen vor derselben nicht vorhanden,

Einige der auffallendsten Ungereimtheiten, welche nothwendig aus diesem System entstehen, sind folgende: der organische Körper der Kinder müßte dem ihrer Eltern nicht nur, sondern alle Körper der Menschen in ihren kleinsten Theilchen müßten einander vollkommen gleich seyn. Noch nie hat man aber auf einem anatomischen Theater zwei Menschen gehabt, die in Ansehung der Nervengefäße, Muskeln u. s. w. nicht merklich von einander verschieden gewesen wären. Ferner würden Eltern mit einem Arm, einem Fuße, einem Auge, einer Hode, die Beschnittenen u. s. w. eben solche Kinder zeugen

müssen, weil die Abdrücke und Formen der fehlenden Theile in dem Saamen der Eltern natürlich nicht vorhanden seyn können. Dies widerlegt aber die tägliche Erfahrung; und gesetzt, daß kleine Theilchen von Gefäßen, Nerven rc. schon im Saamen vorhanden wären, so hat Büffon die Schwierigkeit nicht gelöset, durch welche Kraft diese organische Theilchen nach bestimmten Gesetzen verbunden werden, und warum nicht ein Theil des Ohrs an die Nase oder an den Fuß u. s. w. zuweilen sich verirrte.

Noch absurder als diese Meinung ist des le Kamus System.

Dieser setzte eine besondere Aehnlichkeit zwischen der thierischen und vegetabilischen Fortpflanzung voraus, und trug seine Hypothese so vor: die dem Saamen ähnlichen Urstoffe der Zeugung werden im Gehirne des männlichen Thiers bereitet und durch die Nerven nach seinen Hoden hingebracht; wenn dieser organische Gehirnstoff im Beischlaf in die Gebärmutter ausgespritzt werde, so bilde er da zuerst Kopf und Gehirn des Kindes, aus dem alsdann die übrigen Theile weiter hervorwüchsen.

Diese lächerliche Meinung hat nicht den geringsten Beweis für sich, ist aus bloß willkührlichen Sätzen so hingestellt. Die Einwürfe gegen Büffon können auch hier angewendet werden. Uebrigens hat sie wenig Beifall gefunden und verdient keiner weitern Auseinandersetzung.

Die plastische Kraft,

oder die vis plastica der Alten, bestand nach Bonamiko „in dem Geiste, der in der luftigen Substanz des Saamens enthalten, von himmlischer Wärme beduftet, und durch die Kraft, die ihm sowohl vom Vater, als vom Himmel mitgetheilt, in die weibliche Gebärmutter gebracht wird, kocht die Materien, die von der Mutter dahin gegossen würden, und indem er sie nach ihrer Art verschiedentlich behandelt, macht er Werkzeuge. So lange er diese verfertigt, heißt er die

ausbildende oder auswirkende Kraft. Aber wenn nun die Werkzeuge fertig sind, daß er sich ihrer bedienen kann, so artet das, was vorher bildende Kraft war, in dem es sich ihrer bedient, in die Seele aus."

Vergeblich wird man suchen, von dieser schwankenden Erklärung der plastischen Kraft sich einen deutlichen Begriff zu machen. Verschiedene neuere Physiologen haben es daher versucht, die ausbildenden Kräfte in ein näheres Licht zu stellen.

Die Stahlianer.

Stahl schuf sich einen Baumeister, welcher die Aneinandersetzung bei der Bildung der Frucht besorgen mußte, und dieser Baumeister war die vernünftige menschliche Seele. Diese ist es, sagte er, welche den Körper der Frucht in Mutterleibe bauet, und in welcher der Grund, warum der Körper so und nicht anders gebaut ist, eben so wohl zu suchen ist, als die Symmetrie eines Hauses ihren Grund in dem Baumeister hat.

Dieser Hypothese stehen Einwürfe entgegen, die noch kein einziger ihrer Verfechter gehoben hat. Es wird Niemand läugnen, daß unsere Seele, als ein denkendes Wesen, sich dieses Baues ihres Körpers bewußt seyn müsse. Nun wird aber kein vernünftiger Mensch mit der größten Anstrengung seines Verstandes es je dahin bringen, in seine Seele nur eine einzige Vorstellung zurückzubringen, daß sie ehedem ihren Körper gebaut habe. Ferner steht die Bewegung des Herzens, der Umlauf des Bluts — der ganze Mechanismus des Körpers, wodurch doch eigentlich der Bau unsers Körpers in Mutterleibe geschehen muß, nicht in unserer Willkühr, also nicht unter der Herrschaft der Seele; wie will man nun behaupten, die Seele habe ihren Körper gebaut! — Und überdies kann man der Seele unmöglich den Bau eines Körpers zueignen, dessen weise Einrichtung über die hellsten Begriffe der Menschen bei weitem erhaben ist.

Die wesentliche Kraft.

Die wesentliche Kraft, vis essentialis, ist, nach den eigenen Worten ihres Erfinders, des Prof. Wolfs,

„diejenige Kraft, durch welche in den vegetabilischen Körpern alles dasjenige ausgerichtet wird, weswegen wir ihnen ein Leben zuschreiben; und aus diesem Grunde habe ich sie die wesentliche Kraft dieser Körper genannt, weil nämlich eine Pflanze aufhören würde eine Pflanze zu seyn, wenn ihr diese Kraft genommen würde. In den Thieren findet sie eben sowohl statt, als in den Pflanzen, und alles dasjenige, was die Thiere mit den Pflanzen gemein haben, hängt lediglich von dieser Kraft ab; die ersten Theile des künftigen Thiers sind anfangs alle flüssig und unorganisch, werden aber nachher durch diese wesentliche Kraft zusammengesetzt."

Hieraus sieht man, daß die vis essentialis bloß diejenige mechanische Kraft seyn soll, welche den Nahrungsstoff sammelt, durch die organischen Körper, die Pflanze oder das junge Thier treibt, und an die verschiedenen Glieder absetzt. Eine solche Kraft ist aber bei weitem noch nicht hinreichend, das Geschäft der Ausbildung zu erklären; ihre Grenzen sind unbestimmt, da sie sich in den widernatürlichen, wuchernden Auswüchsen der Gewächse, bei Mondskälbern rc. zeigt.

Needhams vegetirende Kraft.

Needham behauptete, daß der organische Körper durch ein allmähliges Wachsen, durch eine den Ansatz der Nahrung bewirkende Kraft, aus einem höchst einfachen Keime erbaut würde. Die animalische und vegetabilische Substanz sey ursprünglich einerlei, und es verwandle sich leicht eins ins andre. Der durch die Feuchtigkeit verdorbene und zu vegetiren anfangende Saame des Getreides werde innerhalb wenig Stunden belebt, und es entstünden auf solche Weise kleine Aale aus der Kohlengerste. Die vegetirende Kraft sey daher von der Kraft des Lebens sehr wenig verschieden. Ferner: es gebe in der Natur ein vollkommen elastisches, ausdehnendes Principium, welches in einem jeden Punkte der empfindsamen Materie bestimmt sey. Die Wärme unterstütze dieses Principium, daher es sich die übrige Materie nach und nach ähnlich mache. Es stecke auch in jedem Punkte einer vegetabilischen Materie eine

vegetirende Kraft, welche Fäden hervorbringe, woraus die Microscopenthiere entstünden. Die Salze wären die widerstehenden Kräfte, diese hinderten die microscopischen Erzeugungen; es vegetire nichts, als was vermittelst der Ausdünstung von den Salzen befreit worden und sich in einen Gallert verwandle. Das Wachsen der ausdehnenden Kraft und das Vermindern des Widerstandes sey einerlei Sache. Das Leben werde durch die Entwickelung der activen Principien erhalten; gehemmt aber und auf das Pflanzenwesen wieder zurückgesetzt, sobald die gegenseitigen Ursachen die Oberhand behalten. In allen Thieren nehme nach und nach die ausdehnende Kraft ab, und die widerstehende zu rc.

Es würde unnütz seyn, weiter in diese Theorie einzudringen, da ihre Ungereimtheiten von selbst in die Augen springen, und die vegetirende so wenig wie die wesentliche Kraft dasjenige leisten, was zur Bildung der organischen Körper erfordert wird.

Von der Unzulänglichkeit aller dieser Hypothesen überführt, und von neuern Versuchen geleitet, hat man nun einen gewissen Trieb festgesetzt, der die Theile aus dem Chaos heraushebe; dieser merkwürdige Trieb ist

der Bildungstrieb.

Der Bildungstrieb, nisus formativus, wird von Blumenbach auf folgende Art erklärt: „Es präexistiren keine präformirte Keime, sondern in dem vorher rohen ungebildeten Zeugungsstoff der organisirten Körper, nachdem er zu seiner Reife und an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, ein besonderer dann lebenslang thätiger Trieb rege wird, ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, dann lebenslang zu erhalten, und wenn sie ja etwa verstümmelt worden, wo möglich wieder herzustellen*); ein Trieb, der folglich zu den Le-

*) Zeugung, Ernährung und Wiederersetzung sind im Grunde blos Modificationen einer und eben derselben Kraft, die im ersten Falle bauet, im andern unterhält, im dritten wieder herstellt. Im Wesentlichen kommen also diese drei Geschäfte überein, nur der Anlaß, der den Bildungstrieb in Wirksamkeit setzt, und die Weise, wie sich seine Wirkung äußert, unterscheidet sie.

benskräften gehört, der aber eben so deutlich von den übrigen Arten der Lebenskraft der organisirten Körper (der Contractibilität, Irritabilität, Sensibilität ꝛc.), als von den allgemeinen physischen Kräften der Körper überhaupt verschieden ist; der die erste wichtigste Kraft zu aller Zeugung, Ernährung und Reproduction zu seyn scheint, und den man, um ihn von andern Lebenskräften zu unterscheiden, mit dem Namen des Bildungstriebes bezeichnen kann."

Die wichtigsten Gründe, welche für diese Meinung streiten, sind nach Blumenbach, Metzger u. a. folgende: 1) die erste Spur des neu organisirten Körpers zeigt sich erst eine geraume Zeit nach der Befruchtung. Kein zuverläßiger Beobachter sah je vor der dritten Woche einen wahren menschlichen Embryo, oder im bebrüteten Hünerei vor Ende des zweiten Tages eine deutliche Spur des Küchelchens; dieser übrigens für die präformirten Keime sehr ungünstige Umstand läßt sich sehr leicht erklären, wenn man annimmt, daß die väterlichen und mütterlichen zur Zeugung bestimmten Säfte, dieser rohe Stoff des künftigen neuen Geschöpfs, eine bestimmte Vorbereitungszeit zu ihrer Mischung und innigen Verbindung, mit einem Worte, zu ihrer Reife brauchen, ehe der Bildungstrieb in ihnen erregt werde, und die Bildung des bis dahin ungeformten Stoffs beginnen kann.

2) Auch die Bemerkung, daß die Ausbildung mit schnellen Schritten vorwärts geht und ihrem Ziele zueilt, so daß das zunehmende Wachsthum des Embryo mit seinem Alter im umgekehrten Verhältniß steht, ist ein Grund für den Bildungstrieb und ein Einwurf gegen die Evolutionstheorie. Die frühe Thätigkeit des Bildungstriebes erstreckt sich sowohl auf die äußere Gestalt der Embryonen, als auch auf den innern Bau derselben. Schon in der fünften Woche bemerkte man an der Frucht, welche die Größe einer Werkbiene hatte, bereits alle Gesichtszüge, alle Fingerspitzen und Fußzehen, die Geschlechtstheile; aber auch die Eingeweide waren in Früchten aus den ersten Monaten der Empfängniß ausgebildet; im Kopfe, der die Größe einer

Zuckererbse hatte und dessen Gehirn breiartig war, war der Grund ganz knorpelicht, alle Oeffnungen und Hügel vollkommen ausgebildet. Es läßt sich nun freilich in der Evolutionstheorie eben so wenig erklären, was die befruchteten, an den Ort der Bestimmung angelegten Keime von ihrer Entwickelung abhält, als was nach dieser Pause die Ausbildung so sehr beschleunige. Die Vorbereitungszeit aber, deren die Zeugungssäfte bedürfen, ehe der Bildungstrieb in ihnen rege werden kann, löset diese Schwierigkeiten.

3) Die Mißgeburten, deren Entstehung durch die Evolution sich nicht erklären läßt, geben dem Bildungstriebe ein beträchtliches Gewicht. Denn erstens gibt es, wenn man die verschiedenen Mißgeburten näher besieht, eine bewunderungswürdige Gleichförmigkeit unter denselben, so daß auch hier die Ursachen, die den Bildungstrieb von dem wahren Pfade entfernen und ihm eine andere Richtung geben, an bestimmte, unabänderliche Gesetze gebunden zu seyn scheinen. Zweitens ist es sehr auffallend, daß eine bestimmte Art Monstrosität bei Kindern, eine andere bei Lämmern, eine dritte bei Schweinen, die unter allen Thieren der Monstrosität am meisten ausgesetzt sind, Statt hat. Die Entstehung der Mißgeburten setzt eine ganz widernatürliche Tendenz des Bildungstriebes, die sich aber deswegen nie fortpflanzt, voraus; bei Spielarten ist diese Abweichung vom natürlichen Pfade minder gewaltsam, aber dauerhafter und tiefer Wurzel schlagend.

4) Die Bastarde, Mulatten und Blendlinge widersprechen der Evolution und bestätigen den Bildungstrieb. (S. oben.)

5) Hierher gehören auch die Nationalbildungen, Familiengesichter rc., da der Himmelsstrich, die Nahrungsmittel, die Lebensart, das Temperament auf den Bildungstrieb, freilich keinen so wirksamen, aber dauerhaften Einfluß äußern.

6) Erblich gewordene Künsteleien an der Bildung des Körpers, durch Kunst, Gewohnheit, Landessitte veranlaßt, mancherlei zur Natur gewordene Verunstaltungen, als die länglich gedrückten Schädel der

Kolchier, welche Hippokrates schon bemerkte, die flach anliegenden Ohren der Europäer *), das bartlose Kinn der Amerikaner **), die hängenden Brüste und Ohrläppchen der meisten südlichen Völker, die beschnitten oder mit kurzer Vorhaut gebornen Knäbchen im Orient lassen sich aus der Epigenese sehr wohl, nicht aber aus der Evolutionstheorie erklären.

7) Die Ernährung ist auch ein Grund für die Epigenesis, denn da die Ernährung bloß eine fortgesetzte Erzeugung ist, so hängt auch sie vom Bildungstriebe ab; statt der abgenutzten festen Theile und der durch die Ausdünstung verflogenen Flüssigkeiten werden stets neue gebildet, und so wird der unaufhörliche allmählige Verlust unaufhörlich und allmählig ersetzt; hierbei kann man nicht absehen, wo bei der Evolution für diese unzählig getriebene Theile die zahllosen Keime hergenommen werden sollen.

8) Noch wichtiger aber ist die Reproduction; freilich ist sie bei Menschen und warmblütigen Thieren wegen der größern Mannigfaltigkeit des Stoffes, aus welchem ihr Körper gebauet ist, und bei der Verschiedenheit der Lebenskräfte, womit die verschiedenen Arten der Stoffe belebt sind, und bei der Einwirkung, worin

*) Bekanntlich sollten sie vom Kopfe abstehen, nicht anliegen, denn die Natur hat alle Menschen mit einer Anzahl Muskeln versorgt, die blos zu ihrer Bewegung, sie spitzen zu können u. s. w. dienen sollten. Die Wilden haben auch solche bewegliche abstehende Ohren, und deßhalb ein ungleich schärferes, weiter reichendes Gehör, als wir, bei denen die flachanliegenden Ohren etwa nicht daher entstehen, weil uns in unserer Kindheit Mützchen und Fallhütchen aufgesetzt werden, sondern weil unsere Väter vor Jahrhunderten als Säuglinge welche getragen haben.

**) Aeltere Reisende sagten, daß nur diejenigen Amerikaner ohne Bart wären, welche sich denselben ausrauften; neuere hingegen, als Anton Ulloa u. a. behaupten, daß es von Natur unbärtige amerikanische Nationen gebe. Es kann aber dieser Streit, ob die Amerikaner von Natur oder durch Kunst unbärtig sind, leicht beigelegt werden; die Natur ward endlich überdrüssig, einem Volke einen Schmuck aufzudringen, den es immer wieder vertilgte, und so wurden die heutigen Brasilianer, Mexikaner ꝛc gleichsam dazu geboren, wozu sich ihre Vorfahren erst durch schmerzhafte Künste machen mußten. S. Blumenbach a. a. O.

sie auf einander stehen, ungleich eingeschränkter, als bei den Armpolypen; man hat jedoch einige Reproductionsfälle aufzuweisen, z. B. die Bildung der Nägel an Menschen, die die vordern Gelenke verloren hatten, an den verstümmelten Enden der hintern Glieder, den Ersatz eines verlornen Glieds durch eine knorplichte oder knochige Substanz, da die Natur, es aus so mannigfaltigen Stoffen gebildet, nicht so wie es war, ersetzen konnte; der Bildungstrieb ersetzt große Theile der Haut, die eine Wunde zerstört hat, schließt die Wunden weicher Theile, verbindet Schlagäderchen mit Schlagäderchen, Blutäderchen mit Blutäderchen — ergänzt mittelst des Beingallerts gebrochene Beine. Auffallendere Beispiele der Reproduction liefern uns die Thiere: in Regenwürmern wird der abgeschnittene Schweif, Fuß, ja die Kinnlade selbst mit allen Beinen, Gefäßen und Nerven ersetzt; den Regenwürmern wächst der öfters abgeschnittene Schweif wieder; ein Theil des abgeschnittenen Kopfs in Schnecken wird ergänzt; aus allen Theilen des zerschnittenen Polyps entwickelt sich ein neuer Polyp; einander nahe gebrachte Hälften von Polypen verschiedener Gattung vereinigen sich und machen ein Ganzes aus. — Der abgeschnittene Zweig der Weide schlägt Wurzeln und wird zum Baume rc.

Die Zweifel und Einwürfe, welche von Starke u. a. gegen dieses System erhoben worden, sind leicht zu beantworten; sie sind folgende:

1) „der Bildungstrieb ist wieder eine verborgene Kraft, deren Natur ihr nicht erklären könnt."

Weder Blumenbach noch ein anderer Vertheidiger des Bildungstriebes hat auch etwas anderes thun wollen, als die Wirkungen der Kräfte dieses Triebes bloß aus den Erscheinungen der Zeugung, Ernährung und Wiedererſetzung näher zu bestimmen und auf allgemeinere Gesetze zurückzubringen. Die Natur dieser Kräfte*) ist für uns bis jetzt qualitas occulta, und eben

*) Um alle Verwirrung in den Begriffen zu verhüten, wird folgende Auseinandersetzung dienen: die bestimmte Tauglichkeit der Materie, eine organische Bildung anzunehmen, heißt Bildungsfähigkeit; die Richtung, welche die Wirksamkeit

so unmöglich a priori zu demonstriren, als die Natur der anziehenden magnetischen und elektrischen Kräfte, aus deren Wirkungen aber Newton und andre Physiker auf sie zurückschlossen.

2) „Wie wirkt diese Kraft so regelmäßig auf die organischen Theile des Körpers."

Jede Kraft in der Natur wirkt nach ewig festgesetzten Gesetzen; Abweichung davon bringt Verwirrung, Zerstörung des Ganzen hervor. So bewegen sich alle Weltkörper nach den von **Keppler** erfundenen Gesetzen; die Anziehungskraft ist nach der Verschiedenheit der Entfernung verschieden, und folglich gewissen unabänderlichen Gesetzen der Natur unterworfen.

3) „Warum macht der Bildungstrieb so wenig Fehler, warum entsteht nicht zuweilen anstatt eines Menschen ein Affe" u. s. w.?

Die Beantwortung der vorhergehenden Frage ist auch eine für diese. Daß es aber auch Ausnahmen von der allgemeinen Regel gebe, beweisen die Mißgeburten, Bastarde, Blendlinge, Nationalbildungen und Familiengesichter, die der falschen Richtung, die dem Bildungstriebe gegeben wird, beigemessen werden müssen.

Die aus dem vorhergehenden resultirenden Gesetze, nach welchen diese eigenthümliche Lebenskraft wirkt, sind:

1) **die Stärke des Bildungstriebes steht mit dem zunehmenden Alter organisirter Körper im umgekehrtem Verhältnisse.** Sobald einmal der bestimmte Zeitraum, dessen jedes organisirte Wesen zu seiner Entwickelung nöthig hat, da ist, so geht die Ausbildung desselben sowohl in

der Materie zur Bildung hat oder empfängt, heißt **Bildungstrieb**; dasjenige in seinen letzten Gründen Unbekannte aber, was diese Richtung der wirkenden Materie überhaupt bestimmt, kann **bildende** oder **organische Kraft** heißen; diese können wir uns theils als eine **abgeleitete Kraft** denken, die an eine vorhandene Organisation gebunden ist, durch sie auf die todten, aber bildungsfähigen Stoffe zweckmäßig wirkt, in welchem Verhältnisse sie uns erfahrungsmäßig bekannt ist; theils als eine **ursprüngliche**, in wie fern durch sie die Organisation erst wirklich wird, wie wir durch Vernunft sie uns zwar vorstellen, aber auf keine Weise als Gegenstand der Erfahrung erkennen können.

Hinsicht der äußern, als des ganzen innern Baues zum Erstaunen schnell vor sich. — Die Reproduktionsversuche gelingen an jungen Thieren viel besser.

2) Dieser frühe Bildungstrieb ist bei dem neu empfangenen Säugthiere ungleich stärker, als bei dem bebrüteten Küchelchen im Eie. Beim Hühnchen zeigt sich die erste Spur der neugebildeten Rippen in der 192. Stunde des Bebrütens, einem Zeitraume, der mit der 16. Woche der Schwangerschaft bei dem Menschen zusammenfällt, da beim Menschen die knorplichte Grundlage der Rippe in der 5. Woche sich deutlich erkennen läßt.

3) Auch bei der Formation einzelner Theile des organisirten Körpers ist der Bildungstrieb bei manchen derselben von einer festern, bestimmten Wirksamkeit, als bei andern. Das Gehirn erhält seine Bildung bestimmt, da die Gestalt der Nieren, der Speisesaftsröhre u. s. w. so oft abweicht.

4) Unter die mancherlei Abweichungen des Bildungstriebes und seiner bestimmten Richtung gehört vorzüglich diejenige, wenn er bei Bildung der einen Art organischer Körper die für eine andere Art derselben bestimmte Richtung annimmt. Hierher gehört der unter den Thieren gewöhnliche Uterus bicornis bei einigen Frauenzimmern, die gehörnten Hasen u. s. w.

5) Eine andere eben so merkwürdige Abweichung des Bildungstriebes ist, wenn bei Ausbildung der Sexualorgane, die bei einem Geschlechte mehr oder weniger von der Gestaltung der andern annehmen. Daher läßt sich die Zwittergestaltung beim Menschen und andern warmblütigen Thieren erklären. Denn wenn man auch in keinem Falle wirklich die wesentlichsten Zeugungstheile beider Geschlechter antrifft, so sieht man doch oft deutlich die Rudimente dazu.

6) Wenn der Bildungstrieb nicht bloß eine fremdartige, sondern eine völlig widernatürliche Richtung erhält, so entstehen die sogenannten Mißgeburten. Aber auch bei diesen muß die Lebenskraft an bestimmte Gesetze gebunden seyn, da man bei Vergleichung der Mißgeburten eine so auffallende Aehnlichkeit entdeckt.

Ganz neuerlich ist die Zahl dieser Zeugungstheorien mit zwei neuen vermehrt worden, die eine hat Hrn. Heinlein, die andere Hrn. Große zum Urheber. Nach der Meinung des erstern ist jedes Graaf'sche Bläschen ein Absonderungsorgan, dessen eiweißartiger Liquor sich durch die Assimilation des männlichen und weiblichen Saamens mit moleculis organicis imprägnirt hat, wodurch dann der Liquor zum liquor prolificus, das Bläschen zum Ei wird. Der männliche Saame umfließt das corpus luteum, welches hierdurch, und durch Reiz, Wärme rc. in einen inflammatorischen Orgasmus versetzt, die in dem corpore luteo befindlichen innigst gemischten Saamen erwärmet, ausdehnt, und ihre gröbern Partikeln präcipitirt. Der schnellere Kreislauf vermehrt die Absonderung, und durch beständigen Zufluß neuer Feuchtigkeiten werden jene gröbern Partikeln verdünnt und aufgelöst. Die Resorption entspricht der Absonderung, und alles, was dem liquor prolificus nicht zuträglich ist, wird von den lymphatischen Gefäßen eingesogen, aufgenommen und abgeschieden. So wird denn eine molecula organica nach der andern frei, aus dem Gröbsten den menschlichen Körper bilden zu helfen. Wenn nun mehrere moleculae organicae zusammen kommen, so konspirirt die kleinere Bildungskraft der einzelnen zur größeren der ganzen Summe, deren Resultat endlich die Ausbildung des Fötus selbst ist. So viel Scharfsinn dieser Theorist verräth, so hat doch seine Einbildungskraft den größten Antheil an seinem System, denn er spricht fast überall als Augenzeuge.

Herr Grosse hingegen dringt mit philosophischem Ungestüm in die geheimste Werkstätte der Natur. Er erklärt durch Argumente, die ihre Stärke in der De-

klamation haben, wie die Kräfte und Triebe sich läutern, sich in Zweige theilen, sich mit keinem vereinigen ꝛc. und schließt: das allgemeine Naturgesetz ist: Aggregation, in ihm liegt der Schlüssel zum Geheimniß der thierischen Erzeugung. Alle gleichen Theile ziehen sich an; ein jeder Partikel hat also einen innern Trieb, sich in Extension oder Intension zu vervollkommnen. —

Dies mag genug seyn, meine Leser zu überzeugen, daß das Zeugungsgeschäft unter allen verborgenen Gegenständen zwar bei weitem der verborgenste, zugleich aber auch der untersuchteste sey, und daß alle bisherigen Beobachtungen und Versuche uns im Grunde weiter nichts lehren, als wie es damit vielleicht seyn könnte. Ich verlasse daher dieses labyrinthische Gefilde der Physiologie, und gehe zu der für uns weit interessantern Untersuchung über: was für einen Einfluß hat das Zeugungsgeschäft auf die übrigen Functionen des thierischen Körpers u. s. w. — wo wir, von einem hellern Lichte der Physiologie umgeben, weit nützlichere Belehrungen und wichtigere Wahrheiten für das Menschengeschlecht entdecken werden.

Zweiter Abschnitt.

Von den Geschlechtsverrichtungen des menschlichen Körpers.

Die Verrichtungen eines organischen Körpers, welche sich auf die Hervorbringung anderer ihm ähnlicher organischer Körper beziehen, heißen: Geschlechtsverrichtungen *), und die Theile, welche zu diesem Hervorbringen dienen, werden Zeugungstheile genannt.

*) Man theilt gewöhnlich die Functionen, d. i. die Wirkungen der Eingeweide in Lebensfunctionen (functiones vitales), natürliche Geschäfte (f. naturales) und thierische Verrichtungen (f. animales); zu den erstern rechnet man den Blutumlauf und das Athemholen; zu den zweiten das Verdauungs-, Absonderungs- und Verähnlichungsgeschäft; zu den dritten endlich das Zeugungs-, Empfindungs- und Vorstellungsvermögen. Die Eintheilung ist mit unvermeidlichen Verwirrungen verbunden. Der Recensent der neuen Plätnerischen Anthropologie, in der allgem. Liter Zeitung 1791. II. Band S 476 schlägt folgende sehr zweckmäßige Unterscheidung zur weiteren Ausführung vor: die Verrichtungen des thierischen Körpers beziehen sich entweder auf den eigenen Zweck des Thieres als eines beseelten Wesens unmittelbar (actiones animales), oder auf den Naturzweck der Organisation, d. h. auf Selbsterhaltung durch sich selbst; und zwar theils auf die Erhaltung der Gattung (Functiones sexus), theils auf die Erhaltung des Individuums. Die letztern beziehen sich wieder auf ihren Zweck entweder vorbereitend und entfernter Weise, oder unmittelbar. Man könnte die Letztern Functiones vitales nennen, weil sie zur Erhaltung unmittelbar und ununterbrochen fortwirken müssen, die erstern aber naturales, weil sie wegen ihres nur mittelbaren Zusammenhanges im Falle der Hinderung nicht sogleich das Lebensende herbeiführen Die Grenzlinie zwischen beiden letztern Klassen müßte ihrer Natur nach zweideutig bleiben

Alle übrigen Theile des menschlichen Körpers sind beiden Geschlechtern, dem männlichen und weiblichen gemein; nur sind an manchen dieser Theile gewisse relative Verschiedenheiten, durch welche die Theile des männlichen Körpers von den ähnlichen Theilen des weiblichen sich unterscheiden.

In einem größern, stärkern, weniger mit milderndem Fleische bedeckten Körperbau, in bestimmteren Zügen, in festeren, schärferen Umrissen kündigt sich schon im Aeußerlichen die männliche Gestalt an; in dem Körper des Weibes bietet sich hingegen ein zärterer, kleinerer Gliederbau dar, den eine sanfte Fläche von wellenförmigen Linien, eine ununterbrochene Stätigkeit der Umrisse begränzt.

Aber nicht nur in der äußerlichen Gestalt, sondern auch im Knochenbau sind beide Geschlechter merklich verschieden; die festen Theile des Weibes sind weniger elastisch, ihre Muskeln sind kleiner, sie haben mehr Fett zwischen den Fleischbündeln, die Knochen des weiblichen Skelets sind verhältnißmäßig glatter und runder, besonders sind die röhrichten Knochen schmächtiger, die flachen hingegen dünner. Sie haben nach allen Seiten ein weiteres Becken, die Darmbeine sind mehr von einander entfernt, das Kreuzbein ist von den Schaambeinen nach hinten zu mehr abgekehrt, und die Sitzbeine durch eine längere Linie von einander getrennt, vorzüglich ist der Winkel, in dem die Schaambeine zusammenstoßen, viel größer. Auch das Zellgewebe ist überhaupt schlapper und nachgiebiger, fast lauter Unterschiede, die sich auf die Bestimmung zur Schwangerschaft des weiblichen Geschlechts beziehen. Die Haare der Weiber sind meistens länger, einige Theile, welche bei den Männern behaart sind, haben an dem weiblichen Körper entweder gar keine Haare, wie das Kinn *) und die Brust, oder sind weni-

*) Im Journal de Medecine, Chirurgie etc. 1782. erzählt Vanlevier folgende sonderbare Geschichte: Ein Frauenzimmer verlor im zwanzigsten Jahre ihre bis dahin sehr ordentliche Reinigung, bekam bald darauf mancherlei Beschwerden, vorzüglich ein so öfteres und häufiges Nasenbluten, daß sie öfters ohnmächtig wurde. Diese Zufälle dauerten bis zum 28. Tage, da ihr allmählig die Haare am Kinn wuchsen, worauf alle Be-

ger behaart, wie der Damm, oder nur mit einer zarten, weichen Wolle überzogen, wie die Arme und die Schenkel.

Unter die besonderen Abweichungen der körperlichen Geschäfte gehört die Verschiedenheit des Pulses, der bei Frauenzimmern öfter schlägt; der obere Theil der Brust ist beweglicher; das Zungenbein ist kleiner, der Luftröhrenkopf enger, daher auch ihre Stimme minder tief ist. Uebrigens hat der weibliche Körper ein beweglicheres Nervensystem, eine höhere Reizbarkeit und eine größere Empfänglichkeit für Leidenschaften.

Allein der vornehmste und absolute Geschlechtsunterschied besteht in den Zeugungstheilen, wodurch der Mann zur Erzeugung, das Weib aber zum Empfangen fähig gemacht wird.

Daß es Zwittermenschen, d. h. solche monströs gebildete Menschen geben könne, welche beiderlei Geschlechtstheile haben, ist zwar nicht zu läugnen, und man findet in mehrern Schriften solche Menschen beschrieben. Allein bei den meisten derselben, welche genauer untersucht worden, hat sich gezeigt, daß sie entweder männlichen Geschlechts waren, und nur eine widernatürliche Spalte im Teniaceo hatten, oder weiblichen Geschlechts, und nur ihre Klitoris außerordentlich groß war; auch fehlt mancher solcher Beschreibung an hinlänglicher Glaubwürdigkeit.

Männliche Zeugungstheile.

Die Zeugungstheile des Mannes sind die Hoden mit den Saamengängen und den übrigen Theilen der Saamenstränge, die Saamenbläschen, die Prostata und die Ruthe.

schwerden verschwanden. Sie befand sich nachher beständig wohl, bekam nie ihre monatliche Reinigung wieder, behielt aber beständig einen dichten schwarzen Bart, der, so oft er abgeschoren wurde, wieder wuchs. Ihr ganzer Körper war stark mit Haaren besetzt, die äußern Gliedmaßen ausgenommen; auch war ihre Stimme härter als die gewöhnliche weibliche Stimme.

I. Von den Hoden überhaupt, von dem Hodensack, den Scheidehäuten, Hodenmuskeln, den Hoden selbst, den Saamengängen und Saamensträngen.

Die Hoden (testes oder testiculi) *) liegen außer der Bauchhöhle in einem besondern, ihnen zugehörigen Sacke. Im natürlichen Zustande sind ihrer immer zwei. Es gibt Menschen, denen nur einer in den Hodensack hinabgegangen ist, der andere noch in der Bauchhöhle verborgen liegt. Es kann aber auch einhodige Menschen geben, wenn im Embryo aus irgend einer Ursache die Ausbildung eines Hoden gehindert, also nur Einer ausgebildet wurde, die aber dabei doch fruchtbar sind.

So kann es auch, wie man in mehrern Schriften angemerkt findet, dreihodige Männer gegeben haben. Vielleicht hat man aber nach Haller's u. A. Bemerkung einen widernatürlich dicken Nebenhoden, oder eine Balggeschwulst ꝛc. für den dritten Hoden gehalten. Bemerkungen von vier, fünf Hoden findet man am angeführten Orte bei Haller. Die Erfahrung bestätiget, daß bei einem Einhodigen, wo der andere Hoden im Bauchring oder Unterleibe versteckt ist, wegen der Wärme und des von den Eingeweiden herrührenden Drucks des Hodens, die Absonderung des Saamens und der venerische Reiz weit stärker ist, als bei dem, wo diese Saameneier sich im Hodensacke befinden. Es ist daher weise Anordnung der Natur, daß die Hoden der Luft ausgesetzt sind, und dadurch von ihrer natürlichen Wärme verlieren. Hierauf gründet sich Faust's bekannter Vorschlag, die Beinkleider bei den Knaben abzuschaffen.

Die Bedeckungen, welche die Hoden einschließen, bestehen aus einer gemeinschaftlichen, und einem jeden Hoden eigenthümlichen Hülle.

Die allgemeine Hülle ist der Hodensack, dessen dünne, mit krausen Haaren besetzte Haut sich von den andern Theilen des Felles dadurch unterscheidet, daß sie

*) Testes, Zeugen, heißen sie als Zeugen der Mannheit. Bei den Römern konnte eine Mannsperson, die nicht mit zwei Hoden versehen war, kein gültiges Zeugniß vor Gericht ablegen.

ohne Fett, bald schlapp, bald zusammengezogen ist, und in diesem Falle meistens querliegende Runzeln und Falten bildet.

Innerhalb des Hodensacks liegen zwei gleiche häutige Säcke der innern eigenthümlichen Haut des Hodensackes *) (tunica dartos), einer festen elastischen Haut, die aus dichtem Zellgewebe besteht und mit vielen feinen Blutgefäßen durchzogen ist. Je gesunder und stärker ein Mann ist und jemehr Kälte auf den Hodensack wirkt, desto mehr ist diese Haut zusammengezogen, desto mehr daher der Hodensack verkürzt. Schwäche und Krankheit und Erwärmung des Hodensacks bewirken Erschlaffung dieser Haut und daher Verlängerung des Hodensackes. Je mehr die Dartos und mit ihr das Fell des Hodensackes zusammengezogen ist, desto mehr ist dieses zerrunzelt.

Die beiden Säcke der Dartos liegen innerhalb des Felles des Hodensackes neben einander, so daß einer der rechte, der andere der linke ist, und theils ihre auswendige Fläche dicht an der inwendigen des Felles anliegt, und damit zusammenhängt, theils in der Mitte, beide Säcke mit ihren auswendigen Flächen zusammentreten, und daselbst eine Scheidewand (septum scroti) ausmachen, welche auf der auswendigen Fläche des Hodensacks von der sogenannten Naht (raphe), einem langen dünnen schmalen Fältchen des Felles, begränzt wird.

In jedem Sacke der Dartos liegt eine Hode, an einem Strange hängend, der der Saamenstrang heißt. Der Hode liegt im untersten Theile seines Sackes, und sein Saamenstrang geht vom Bauchringe in den Sack zu ihm herab. Bei manchen hängt ein Hode tiefer als der andere herab, doch nicht bei allen der linke tiefer als der rechte. Beide Säcke der Dartos sind von einander gänzlich geschieden, so daß die Höhle des einen Sackes mit der Höhle des andern gar keine Gemeinschaft hat, mithin auch der eine Hode von dem andern, der eine Saamenstrang von dem andern gänzlich abgesondert ist. An der innern Fläche der Dartos liegt ein feines, lo-

*) Man nennt sie Fleischhaut, aber sehr uneigentlich, denn sie besitzt gar keine Fleischfasern.

ckeres, fettloses Zellgewebe, das die innere Fläche der Scheidenhaut umgibt und dieselbe in der Dartos befestiget.

Die nächste Bedeckung des Hoden und seines Saamenstranges ist die innerhalb der Dartos liegende Scheidenhaut (tunica vaginalis). Sie besteht aus zartem, doch festem Zellgewebe, ist eine Fortsetzung der Bauchhaut, und erstreckt sich in die Dartos hinab. Sie dient, den Hoden zu tragen, ihn und den Saamenstrang zu befestigen und zur Anlage des Hodenmuskels.

Die auswendige Platte dieser Scheidenhaut, oder die gemeine Scheidenhaut (tunica vaginalis communis), ist dem Saamenstrange und den Hoden gemein; sie umgibt nämlich vom Bauchringe an den ganzen Saamenstrang, und erweitert sich am Hoden in einen elliptischen Sack, welcher die eigene Scheidenhaut des Hoden einschließt.

Innerhalb des Theiles dieser gemeinen Scheidehaut, der den Saamenstrang umgibt, liegt ein Zellgewebe, das die Gefäße und Nerven des Saamenstranges umgibt. Man kann es die eigene Scheidenhaut des Saamenstranges (tunica vaginalis propria funiculi) nennen.

Innerhalb des Theiles der gemeinen Scheidenhaut, der den Hoden umgibt, liegt die eigene Scheidenhaut des Hoden (tunica vaginalis propria testis). Sie umgibt den ganzen Hoden sammt den Nebenhoden, und wird von einer schlüpfrigen Feuchtigkeit, um das Verwachsen derselben mit dem Hoden zu verhüten, umgeben. Aus der krankhaften Vermehrung dieser wässerig-lymphatischen Feuchtigkeit entsteht die Wassersucht der Scheidenhaut des Hoden, der sogenannte Wasserbruch des Hoden.

An der auswendigen Fläche der gemeinen Scheidenhaut liegt der Hodenmuskel (cremaster), der aus einzelnen dünnen, von einander stehenden Bündeln der Fleischfasern besteht, welche den Hoden aufwärts ziehen, auch gelinde zusammenpressen, und so bei der Ausführung des Saamens wirken kann.

Der Hode selbst besteht aus dem eigentlichen Hoden und dem Nebenhoden. Der eigentliche Hode hat eine länglichrunde Gestalt. Der Nebenhode (epididymis) ist ein länglicher Anhang des Hoden, der an der hintern Seite desselben sitzt.

ohne Fett, bald schlapp, bald zusammengezogen ist, und in diesem Falle meistens querliegende Runzeln und Falten bildet.

Innerhalb des Hodensacks liegen zwei gleiche häutige Säcke der innern eigenthümlichen Haut des Hodensackes *) (tunica dartos), einer festen elastischen Haut, die aus dichtem Zellgewebe besteht und mit vielen feinen Blutgefässen durchzogen ist. Je gesunder und stärker ein Mann ist und jemehr Kälte auf den Hodensack wirkt, desto mehr ist diese Haut zusammengezogen, desto mehr daher der Hodensack verkürzt. Schwäche und Krankheit und Erwärmung des Hodensacks bewirken Erschlaffung dieser Haut und daher Verlängerung des Hodensackes. Je mehr die Dartos und mit ihr das Fell des Hodensackes zusammengezogen ist, desto mehr ist dieses zerrunzelt.

Die beiden Säcke der Dartos liegen innerhalb des Felles des Hodensackes neben einander, so daß einer der rechte, der andere der linke ist, und theils ihre auswendige Fläche dicht an der inwendigen des Felles anliegt, und damit zusammenhängt, theils in der Mitte, beide Säcke mit ihren auswendigen Flächen zusammentreten, und daselbst eine Scheidewand (septum scroti) ausmachen, welche auf der auswendigen Fläche des Hodensacks von der sogenannten Naht (raphe), einem langen dünnen schmalen Fältchen des Felles, begränzt wird.

In jedem Sacke der Dartos liegt eine Hode, an einem Strange hängend, der der Saamenstrang heißt. Der Hode liegt im untersten Theile seines Sackes, und sein Saamenstrang geht vom Bauchringe in den Sack zu ihm herab. Bei manchen hängt ein Hode tiefer als der andere herab, doch nicht bei allen der linke tiefer als der rechte. Beide Säcke der Dartos sind von einander gänzlich geschieden, so daß die Höhle des einen Sackes mit der Höhle des andern gar keine Gemeinschaft hat, mithin auch der eine Hode von dem andern, der eine Saamenstrang von dem andern gänzlich abgesondert ist. An der innern Fläche der Dartos liegt ein feines, lo-

*) Man nennt sie Fleischhaut, aber sehr uneigentlich, denn sie besitzt gar keine Fleischfasern.

teres, fettloses Zellgewebe, das die innere Fläche der Scheidenhaut umgibt und dieselbe in der Dartos befestiget.

Die nächste Bedeckung des Hoden und seines Saamenstranges ist die innerhalb der Dartos liegende Scheidenhaut (tunica vaginalis). Sie besteht aus zartem, doch festem Zellgewebe, ist eine Fortsetzung der Bauchhaut, und erstreckt sich in die Dartos hinab. Sie dient, den Hoden zu tragen, ihn und den Saamenstrang zu befestigen und zur Anlage des Hodenmuskels.

Die auswendige Platte dieser Scheidenhaut, oder die gemeine Scheidenhaut (tunica vaginalis communis), ist dem Saamenstrange und den Hoden gemein; sie umgibt nämlich vom Bauchringe an den ganzen Saamenstrang, und erweitert sich am Hoden in einen elliptischen Sack, welcher die eigene Scheidenhaut des Hoden einschließt.

Innerhalb des Theiles dieser gemeinen Scheidehaut, der den Saamenstrang umgibt, liegt ein Zellgewebe, das die Gefäße und Nerven des Saamenstranges umgibt. Man kann es die eigene Scheidenhaut des Saamenstranges (tunica vaginalis propria funiculi) nennen.

Innerhalb des Theiles der gemeinen Scheidenhaut, der den Hoden umgibt, liegt die eigene Scheidenhaut des Hoden (tunica vaginalis propria testis). Sie umgibt den ganzen Hoden sammt den Nebenhoden, und wird von einer schlüpfrigen Feuchtigkeit, um das Verwachsen derselben mit dem Hoden zu verhüten, umgeben. Aus der krankhaften Vermehrung dieser wässerig-lymphatischen Feuchtigkeit entsteht die Wassersucht der Scheidenhaut des Hoden, der sogenannte Wasserbruch des Hoden.

An der auswendigen Fläche der gemeinen Scheidenhaut liegt der Hodenmuskel (cremaster), der aus einzelnen dünnen, von einander stehenden Bündeln der Fleischfasern besteht, welche den Hoden aufwärts ziehen, auch gelinde zusammenpressen, und so bei der Ausführung des Saamens wirken kann.

Der Hode selbst besteht aus dem eigentlichen Hoden und dem Nebenhoden. Der eigentliche Hode hat eine länglichrunde Gestalt. Der Nebenhode (epididymis) ist ein länglicher Anhang des Hoden, der an der hintern Seite desselben sitzt.

Die Lage der Hoden und Nebenhoden ist nicht ursprünglich im Hodensacke, sondern bei ungebornen Kindern im Darmfelle, von da sie nach einer fortschreitenden Bewegung, deren Ursachen und Kräfte bis jetzt noch nicht genau bestimmt sind, durch eine cylindrische Scheide, öfterer vor der Geburt, als nach derselben, in den Hodensack gebracht werden.

Die Größe der Hoden ist nicht bei allen Menschen nach Verhältniß der Größe des übrigen Körpers gleich; bei jungen Männern haben sie gewöhnlich die Größe eines großen Taubeneies, bei alten sind sie kleiner und schlapp. Auch bei einem und demselben Manne sind die Hoden im gesunden Zustande dicker, wenn ihre Gefäße mehr mit Feuchtigkeit angefüllt sind, dünner, wenn sie vor kurzem ausgeleert sind. Bei manchen Männern ist die Größe beider Hoden verschieden; doch ist nicht immer der rechte größer als der linke.

Der Hode hat seine eigene, aus dichtem Zellgewebe bestehende Haut, welche die innere Substanz des ganzen Hoden umschließt. Wegen ihrer Weiße hat man sie die weiße Haut (tunica albuginea) genannt. Feine Blutgefäßchen sind in dieser Haut vertheilt, ob aber auch Nerven von den Nerven des Hoden in dieselbe gehen, das ist noch nicht bewiesen.

Die innere Substanz der Hoden ist breiartig und von gelblichter Farbe, durch viele mit der weißen Haut zusammenhängende Scheidewändchen (septula), in denen die Aestchen der Blutgefäße des Hoden liegen, in viele kleine Theile (lobuli) getheilt. Zwischen den einzelnen Scheidewändchen liegt eine Menge häutiger, äußerst dünner, jedoch hohler Fäden, welche Saamenröhrchen (vasculae seminales) heißen, weil sie zur Absonderung des Saamens dienen.

An derjenigen Seite des Hoden, an welcher sich der Nebenhode befindet, liegt in der weißen Haut längs des Hoden ein länglichter Körper (rete vasculosum Halleri), an welchen sich jene Lobuli und ihre Septula endigen, und hier durch wiederholte Verbindungen ein Netz ausmachen, woraus faltenreiche, verwickelte Gefäße,

Gefäßkegel*) (coni vasculosi) entstehen, die in ihrer zelligen Verbindung den Kopf des Nebenhoden bilden, und aus denen mittelst vieler kurzen Röhrchen (vascula efferentia Graffiana) in den Nebenhoden geleitet wird, wo sie eine einzige Röhre (canalis epididymidis) zusammenkommen, welche nach mehreren Windungen in den Saamengang übergeht.

Dieser hinleitende Saamengang (vas deferens s. ductus deferens) ist eine Fortsetzung der Röhre, aus welcher der Nebenhode besteht; er steigt, bildet mit den Blutgefässen und Nerven den Saamenstrang, geht durch den Bauchring, läuft in's Becken hinab, legt sich an die Urinblase, mitten zwischen die Harnleiter, und findet einen unter ihm liegenden Behälter oder bildet vielmehr hier einen Körper, welcher das Saamenbläschen (vesicula semilis) heißt, und dessen ein rechtes und linkes sich findet, und zu jedem Hoden eins derselben gehört.

Die Saamenbläschen sind häutige, feste und netzförmige Behältnisse, die das Ansehen zweier kleiner neben einander liegender Därme haben. Ehe sie in die Harnröhre sich öffnen, fließen sie mit dem Saamengang zusammen, und gehen daraus in zwei gemeinschaftlichen Mündungen in die Harnröhre hinter einer länglichten Erhabenheit, die in der Harnröhre hervorragt und wegen ihrer Figur der Hahnenkopf (caput gallinaginis, granum hordeum) oder wegen ihrer Lage an den Mündungen der Saamenbläschen (caruncula seminalis) heißt. Die natürliche Enge und das Zusammenfallen dieser Mündungen hält den Saamen in diesen Bläschen zurück, bis er mit Gewalt ausgedrückt wird.

An eben der Stelle, wo sich der Ausgang der Saamenbläschen in die Harnröhre öffnet, wird diese von einer Drüse umgeben, welche die Vorsteherdrüse

*) Die Zahl dieser Gefäße ist unbestimmt. Einige haben 20, andere 37 gesehen. Sömmering ist es gelungen, sowohl den ganzen Kopf des Nebenhodens, als auch die sämmtlichen Gefäße des Hodens mit Quecksilber anzufüllen; er entdeckte aber nach der sorgfältigsten Auseinanderwickelung nur 13 Gefäßkegel. S. Sömmering über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer. S. 38.

(prostata) heißt und von der Größe einer Haselnuß ist. Sie sondert vom Schlagaderblute einen weißen, dicken und zähen Saft ab, welcher jedesmal zugleich mit dem männlichen Saamen oder dem feineren Saamenbläschensaft ausgeleert wird und zu dessen Einwickelung dienen soll. Daß übrigens dieser Saft keine zeugende Kraft hat, ist aus der Unfruchtbarkeit der Verschnittenen, die denselben in der Prostata absondern, und aus der Fruchtbarkeit einiger Thiere z. B. des Bocks, des Widders u. a., denen die Prostata fehlt, eine unwiedersprechliche Erfahrung.

Die männliche Harnröhre ist also ein für dreierlei Flüssigkeiten bestimmter Ausleerungsgang, nämlich für den Harn, den Saamen, und für den Saft der Vorsteherdrüse. Sie ist mit einem schwammigen Gewebe umgeben, über welchem noch zwei größere schwammige Körper an der Seite der Ruthe liegen, woraus vorzüglich das Zeugungsglied besteht, und die zu dessen Auftreibung dienen. Oberwärts über dem Schaambogen ist die männliche Ruthe mit Haaren besetzt, deren Ausbruch als ein Zeichen der Mannbarkeit anzusehen ist. Der vordere Theil der Ruthe heißt Eichel, Glandel*), an welcher die Vorhaut vermittelst eines Fleischbändchens (frenulum) befestiget ist. Die innere Verdoppelung der Vorhaut verändert, indem sie über die Eichel sich zurückbeugt, ihre Gestalt, ist an der Krone des männlichen Glieds mit häufigen Littriaischen Drüsen besetzt, die eine besondere Schmiere absondern.

Der Nutzen dieser Schmiere ist die Verminderung des Reibens, und die Einhüllung derjenigen Körper, welche die so sehr empfindliche Eichel reizen würden. Doch selbst diese Schmiere verursacht, wenn sie sich bei jungen Leuten, die sich erhitzen, anhäuft, in käsige Klumpen gerinnt, und scharf wird, einen Reiz. Dieser Unbequemlichkeit sind besonders die Bewohner der heißen

*) Die Eichel besitzt unter allen Theilen des menschlichen Körpers, wegen ihrer unzähligen Nervenwärzchen, das empfindlichste Gefühl. — Ein todter Wallfisch zittert, wenn er eine Wunde an der Ruthe bekommt.

Länder ausgesetzt, und der Hauptnutzen der Beschneidung scheint darin zu bestehen, daß sie dieser lästigen Anhäufung vorbeugt. In dem heißen Senegambien, Abyssinien u. a. Länder lassen sich auch Christen beschneiden. In Arabien und Egypten pflegt überdies die Vorhaut sehr lang zu werden, es ist daher wahrscheinlich, daß dergleichen Beschwerlichkeit die Hauptursache der von Abraham zuerst als Religionsgebrauch eingeführten, vor ihm aber schon bei andern Völkern üblich gewesenen Beschneidung sind *).

So wie die Länge der Vorhaut zum Beischlaf hinderlich ist, so ist es auch die Enge der Vorhaut und die große Kürze des Bändchen, wodurch das Zurückziehen und Reiben der Vorhaut an der empfindlichen Eichel verhindert wird, und da hiervon der Ausfluß des Saamens abhängt, so können solche Fehler der Natur Ursachen zur Unfruchtbarkeit seyn, welche nicht anders, als durch Beschneidung zu heben sind.

Wenn die Vorhaut und das Bändchen noch nicht ausgedehnt sind, so ist die Eichel fast ganz, wie man bei Kindern sieht, bedeckt. Da die Eichel nach wiederholtem Beischlaf weniger bedeckt bleibt, so hat man das Zeichen der unverletzten Junggesellenschaft ehemals darin finden wollen, wenn das Bändchen die Vorhaut bis an die Harnmündung heranzog; die Erfahrung lehrt aber, das die Länge des Bändchens und die Weite der Vorhaut sehr verschieden ist, und die weitere Vorhaut bei einem längeren Bändchen sich früher zurückziehen muß, als im entgegengesetzten Falle; obiges Zeichen ist daher durchaus ungewiß. Wo das Bändchen hin-

*) Als Einweihung zur Religion und Naturalisation herrscht die Beschneidung heutiges Tags bei den Juden und Muhamedanern. Bei jenen wird sie acht Tage nach der Geburt des Kindes, bei diesen erst zwischen dem sechsten und dreizehnten Jahr vorgenommen. Unter den koptischen und muhamedanischen Frauen ist diese Operation Landessitte, deren Nutzen seyn soll, daß die Weiber sich bequemer waschen können, oder auch, daß sich die Klitoris nicht so sehr erheben soll; sie wird von Weibern ohne alle Ceremonie verrichtet. — Bei den Abyssiniern und Hottentotten ist die Vorhaut oft einige Zoll lang; die erstern lassen sie wegschneiden oder wegbrennen, die letztern kümmern sich wenig um die Entartung der Natur.

gegen fehlt, findet wohl keine andere Vermuthung statt, als daß solches durch den Beischlaf, oder durch eine venerische oder andere Krankheit zerstört worden ist. Im ersten Beischlaf und überhaupt bei Frauenzimmern von einer engen Scheide und die darin wenig Feuchtigkeiten absondern, verursacht das feine Fadengewebe des Bändchens die schmerzhafteste Empfindung, und wird oft ohne schädliche Folgen eingerissen.

Die Physiologen leiten das Aufschwellen der Zeugungstheile und vorzüglich des Penis, wie auch anderer Theile, vom vermehrten Einflusse des Blutes, von Ansammlung desselben in den schwammigen Körpern und von dessen gehindertem Rückflusse, so lange die Turgescenz dauert, her. Diese Meinung ist aber neuerlich durch einen von Langguth angestellten Versuch in Zweifel gezogen worden. Dieser brachte bei Thieren das männliche Glied zur Erection, unterband und amputirte es dann schnell und fand die schwammigen Körper keineswegs von ausgetretenem Blute angefüllt und ausgedehnt. Bekanntlich ist auch bei Einspritzungen jener Theile keine Ansammlung und kein Austreten der Injectionsmasse zu erhalten. Langguth vermuthet daher, es müsse in jenen einer Turgescenz fähigen Theilen eine eigene und ganz besondere Lebenskraft thätig seyn, die man einstweilen, bis sie näher bekannt werde, nach einem Blumenbachischen Ausdrucke, vita propria, nennen könnte. Dies veranlaßte den Dr. Sporitzer, einige nähere Untersuchungen über diesen Gegenstand anzustellen und daraus folgende Resultate zu ziehen: 1) daß der Nervenreiz erregende und unterhaltende Ursache der Erection sey; 2) daß das Anfüllen Wirkung und nicht Ursach; 3) daß kein Extravasat der Säfte zugegen, und daß 4) dieser Nervenreiz nicht weiter zu erklären, sondern in der Construction und Organisation der Zeugungstheile wesentlich gegründet sey. Wie sehr die Erection des Penis von dem Nervenreiz abhängt, beweist seine außerordentliche harte Turgescenz in starken, nervösen und gesunden Körpern, und eben so auffallend, als das minder steife Anschwellen der Muskeln bei Schwachen und Entnervten.

Unter die natürlichen Ursachen der Steifigkeit der Ruthe und der Saamenausleerung kann man nun ferner rechnen: den angebornen Geschlechtstrieb, die Menge eines guten Saamens in den Hoden und Bläschen, die Einbildungskraft, welche durch wollüstige Vorstellungen, durch Lectüre, Gemälde 2c. erhitzt werden kann; bei Manchem ist sie so stark, daß im wachenden Zustande, oder auch durch bloße Berührung eines Weibes, eine Saamenergießung erfolgt; nach Haller der Geruch der weiblichen Geschlechtstheile, welcher auf die Nerven wirkt*); das Reiben der Eichel, es geschehe auf welche Art es wolle; der Morgenreiz, der von der mit Harn angefüllten Blase herrührt, welcher sich schon bei Kindern zeigt, und nach weggelassenem Urin sogleich verschwindet. Zu den unnatürlichen Ursachen der Erektion gehören. Arzneien, z. B. Purganzen, heiße Klistire, spanische Fliegen, welche zuweilen Saamenergießungen verursacht haben; das Peitschen mit Ruthen, dessen sich frostige Männer, alte Wollüstlinge schon bei den Römern bedienten; das Trinken des Wassers, worin sich ein brünstiger Igel gebadet, soll einen Priapismus hervorbringen; die durch Krankheiten im Körper erzeugte Schärfen; im Zustand der Wasserscheu will man eine 30malige Saamenausleerung beobachtet haben; tolle Personen beweisen in der Liebe eine erstaunende Gewalt; sie ist überhaupt in jedem Zustande heftiger, wo die Nerven unnatürlich gereizt werden. Man sieht hieraus, daß diese Erscheinungen durch den Nervenreiz an den Zeugungsorganen selbst, oder an andern mehr und weniger mit diesen in Verbindung stehenden Theilen hervorgebracht werden. Bei einer unmäßigen Begierde zum Beischlaf, besonders bei geschwächten Personen, geht der Saame ohne Steifigkeit der Ruthe fort.

Der männliche Saamen.

Die in die Substanz der Hoden gehende Saamenarterien setzen daselbst in die Saamenröhrchen einen größ-

*) Der Geruch, den die Geschlechtstheile des nach Begattung sich sehnenden weiblichen Thiers ausdünsten, wirkt allerdings auf die Männchen.

tentheils schon bereiteten, aller Blutröthe beraubten Saft ab. Das bei der Absonderung übrig bleibende Blut wird durch die aus den Hoden verlängerte Blutadern, Blutadergeflechte (plexus pampiniformis) in die aufsteigende Hohlader oder in die Nierenvene zurückgeführt. Dieser nun in die kleine Gefässe des Hodens von den Schlagadern abgeschiedene und nun zu Saamen werdende Saft fließt durch größere Kanäle (ductus deferens) in die Gefäßkegel, von da in die Nebenhoden, aus welchen er, noch mehr ausgearbeitet, durch den verbundenen Saamengang in die Saamenbläschen geführt wird. In diesem langen, krummen und engen Wege wird er von dem Zeitpunkte der Mannbarkeit an langsam und in geringer Menge abgeschieden.

Die eigentliche Absonderungsart des Saamens ist eben so wenig wie andere Absonderungsgeschäfte im menschlichen Körper zur vollkommenen Evidenz gebracht; aber so viel ist gewiß, daß keins mühsamer ist und die Natur zu keinem mehr Zeit und so viele Gefässe gebraucht, als zur Absonderung des Saamens.

In den Hoden ist der männliche Saamen dünne, durchsichtig, wässerig und gelblich, in den Bläschen wird er klebricht und gelb. Bei dem Menschen wird er zuerst weiß, wenn er sich mit dem Safte der Saamendrüse und andern Schleimdrüsen vermischt, die sich hinten in der Harnröhre bei der Saamenausleerung ebenfalls ausleeren.

Aus den wenigen chemischen, mit dem Saamen angestellten Versuchen erhellt, daß er der Gallerte nahe kommt, in der Kälte und Wärme flüssig wird, und durch die Wirkung des Feuers in eine trockne zerreibliche Substanz übergeht *).

Man hat behaupten wollen, daß der Saame schwerer als Wasser und überhaupt als alle übrige menschliche Säfte sey; allein die Erfahrung hat gezeigt, daß

*) In den Aufklärungen der Arzneiwissenschaft aus den neuesten Entdeckungen der Physik rc. von Hufeland 3tes Stück wird eine Analyse des männlichen Saamens von Vauquelin angeführt: 100 Gran desselben gaben 90 Gran Wasser, 3 phosphorsauren Kalk, 1 Soda, 6 thierischen Schleim.

zwar der größte Theil desselben im Wasser niedersinkt, sich aber doch in faserige Streifen zieht und auflöst wie zäher Schleim; dahingegen ein anderer Theil des Saamens schwimmt, und in dünne, Spinnweben ähnliche Häutchen gerinnt, und wie der vorige zuletzt sich auflöst. Die weißen Theile des Saamens scheinen jedoch diejenigen zu seyn, die sich am schwersten im Wasser auflösen.

Die flüchtigen Theile des Saamens, denen sein besonderer, empfindlicher und unangenehmer Geruch zuzuschreiben ist, sind sehr reizend und haben durchdringende Kräfte, daher entstehen dann auch im Körper eines befruchteten Weibes mancherlei Veränderungen, Eckel, Erbrechen, Ohnmacht u. dergl.

Der Saame wird aus dem Blute bereitet. Die Menge und die Güte desselben hängt daher von den nahrhaften Theilen im Blute ab, und dieses wiederum von denjenigen Speisen, welche den meisten und besten Chylus geben, als Milch, Fleischgallerte, das Gelbe von rohen Eiern u. dergl. Daher ist dann auch der Reiz nach dem Genuß solcher Speisen am stärksten.

Daß sich dem Saamen kein Nervensaft beimische, behaupten Boerhave, Jadelot, Tissot u. a. Sie erklären die auf einen übermäßigen Beischlaf oder die Selbstbefleckung erfolgende Entkräftung und Abzehrung aus der Verschwendung eines so gut ausgearbeiteten Safts. Allein wenn die aus den angeführten Ursachen entstehende Schwächung des Nervensystems nicht bloß der konvulsivischen Erschütterung zugeschrieben werden kann, wenn man die Größe der Nervenboden betrachtet, so bleibt es immer sehr wahrscheinlich, daß den saamenführenden Gefäßen auch Nervensaft und zwar unmittelbar mitgetheilt werde.

Eine der sonderbarsten Eigenschaften der Saamenfeuchtigkeit, in Rücksicht der Anwendung auf die Zeugung, sind die darin befindlichen Infusionsthierchen, welche Hamm, ein Deutscher, 1677 zuerst entdeckte, und Leeuwenhök darauf aufmerksam machte, der sie hernach zuerst beschrieb.

Durch die unermüdeten Versuche eines Hartzö-

ckers, Spallanzani, Lieberkühns, Ledermüllers, Burggravs, von Gleichen ist die Existenz dieser Saamenthierchen bestätiget worden.

Man erblickt diese Thierchen vermittelst eines, mit einem sehr starken Vergrößerungsglase bewaffneten Auges, in frischem mit etwas Wasser verdünntem Saamen. Sie erscheinen mit einem dicken und runden Kopf, woran ein dünner, kleiner, abwechselnd gebogener Schwanz hängt. Sie schwimmen willkührlich herum, nehmen abwechselnde Richtungen, weichen sich aus, schwingen sich aus dem Wasser hervor, tauchen wieder unter, und wälzen sich wie ein Rad herum. Im Tripper, im Saamen bejahrter Personen sind sie matt, bei jungen Personen und an der Sonne aber munter. Einige Aerzte schränken ihr Leben auf 2 bis 3 Stunden ein, andere auf 1 bis 7 Tage. Diese Thierchen sind tausendmal kleiner als ein Kopfhaar, ihre Länge ist etwa $3/100000$ eines Zolls, und ihr Kopf ist etwa 25mal kleiner als ihr Schwanz. Leeuwenhök will in einem einzigen Saamentropfen, der kleiner als das kleinste Sandkörnchen war, viele tausend solcher Körperchen gesehen haben; er trieb seine Bemerkungen mit dem Microscop so weit, daß er zweierlei Geschlechter unter diesen Thieren unterschieden haben wollte, und Plantade war vollends so glücklich, in einem sich häutenden Saamenthierchen — risum teneatis! ein kleines Menschchen mit Armen und Füßen erblickt zu haben.

Man will in der Folge bemerkt haben, daß sie sich bei Menschen vor der Mannbarkeit, nach häufigen Saamenausleerungen und in Hebridenthieren, z. B. bei dem Maulesel, nicht finden.

Mayer beruft sich auf seine eigene Erfahrungen, daß sonst gesunde Mannspersonen, die aber in verschiedenen Ehen keine Kinder gezeugt hätten, ihren Saamen durch die stärksten Vergrößerungsgläser öfters und zu verschiedenen Zeiten untersucht, niemals aber eine Spur von Saamenwürmchen darin getroffen hätten.

Aus diesen verschiedenen Beobachtungen, nach welchen die Saamenthierchen nur in dem gesunden und fruchtbaren Saamen gefunden worden, folgt höchstens, daß

sie als ein Nebenkennzeichen der Reife des Saamens anzusehen sind; daß sie eine befruchtende Kraft besitzen, oder die ersten Keime der künftigen Generation enthalten, wird nie bewiesen werden können.

Needham, Büffon, Asch haben diese vermeintlichen Saamenthierchen für organisirte Theilchen angesehen, die aus dem ganzen thierischen Körper, wenn dessen Wachsthum aufgehört habe, im Saamen gleichsam als in einem Vorrathshause niedergelegt würden, und daher erklären wollen, warum Menschen und Thiere, so lange deren Wachsthum daure, keine dergleichen Theile in ihrem Saamen zeigten und zur Zeugung untauglich wären.

Allein, da die neuern Naturforscher ähnliche Körperchen auch im Harn, Speichel, Blute, Thränen und Schleime gefunden, ja selbst in Verschnittenen beobachtet haben; da man dieselben auch in Fleischbrühen, Aufgüssen von Pflanzen, im Regenwasser und andern Flüssigkeiten sehen kann, so ist schon die Hauptstütze beider Hypothesen über den Haufen geworfen.

Die Zurückführung des überflüssigen Saamens aus den Saamenbläschen in das Blut ist ein von den Physiologen bis auf den heutigen Tag bestrittener Gegenstand.

Diejenigen, welche das Zurücktreten des Saamens leugnen, räsonniren so: wenn ihr das Zurücktreten des Saamens in das Blut oder in die nächsten Blutadern unter der Hypothese behauptet, damit dem sonst allzuheftigen und überspannten Triebe zum Beischlaf vorgebeugt werde, so spielt ihr offenbar den Krieg in euer eigenes Land; denn ihr dürft nur die Erscheinungen an Thieren, welche eine periodische Brunstzeit haben, mit der Leibesbeschaffenheit entmannter Thiere vergleichen, so werdet ihr einsehen, daß diese Zurücktretung eine unbändige und fast rasende Geilheit verursachen müßte. Und in dieser Hinsicht scheint die Natur durch ein anderes Mittel zu obigem Ziele zu gelangen, das dem Menschen unter allen Thieren ausschließungsweise zukommt, nämlich durch die nächtlichen Saamenausleerungen, wodurch der menschliche Körper, nach dem jedesmaligen Bedürfnisse seiner Leibesbeschaffenheit,

öfter oder seltener von dem lästigen und überflüssigen Saamen befreiet wird. Dies ist Blumenbachs Meinung.

Dieser Schluß ist aus der Analogie genommen, und deßwegen hinkt er. Der Hirsch und andere Thiere haben eine periodische Brunstzeit, der Mensch hat solche nicht; in dieser thierischen Oekonomie der Natur muß also ein wichtiger Unterschied liegen. Menschen und Thiere leben oft Jahre lang ohne alle Saamenausleerung, und man hat nie bei denselben Erscheinungen von der Art, wie bei Thieren in der Brunstzeit gesehen. Das Absonderungsgeschäft des Saamens geht in gesunden Körpern ununterbrochen fort, und auch bei dem keuschesten Manne wird in sieben Tagen wenigstens ein Quentchen, also in einem Jahr 52 Quentchen abgesondert; dieser Saame muß nun entweder durch den Weg der Natur ausgeleert werden, oder in's Blut zurückgehen, oder die Saamenbläschen müssen sich bis in's Unendliche erweitern. Die Unmöglichkeit des letzten Falls fällt in die Augen, wenn also der erstere nicht Statt hat, so muß der zweite nothwendig eintreten. —

Es ist sehr unrichtig, die Saamenergießungen im Schlafe mit andern Ausleerungsgeschäften des menschlichen Körpers in eine Klasse zu setzen. Der Saame ist kein liquor excrementitius, dessen Ausführung als eine wohlthätige Einrichtung der Natur anzusehen ist. Die Saamenbläschen verhalten sich zu den Saamengefäßen, wie die Gallenblase zum Lebergange. Jemehr die Saamenbläschen angefüllt sind, desto mehr streben sie, sich zusammen zu ziehen und den Saamen auspressen. Je öfter sie ausgeleert werden, desto reizbarer und kontraktibler werden sie bei der geringsten Ausdehnung. Die Ueberfüllung wird aber durch die einsaugenden Gefäße der Saamenbläschen verhindert. Diese saugen nicht blos dünnen, sondern auch dicken Saamen ein, so wie die Saugadern der Gallenblase bei verhindertem Abflusse der Galle vollkommene Galle, wie in der Gelbsucht, aufnehmen. — Die Pollutionen sind selten Zeichen des Saamenüberflusses, sondern meistens Folgen einer Schwäche, eines gereizten Nervensystems, oder einer üppigen Ein-

bildungskraft. Sie schwächen immer den Körper, mit dem Unterschiede, daß der Schaden bei gesunden und starken Männern, und wenn sie seltener geschehen, nicht so beträchtlich ist.

Außerdem wird die Einsaugung des völlig bereiteten Saamens aus den Bläschen in die Blutmasse durch folgende positive Zeichen wahrscheinlich gemacht. Sobald die Natur dieses Geschäft beginnt, werden die Muskeln des Mannes stärker, fester und reizbarer. Die Haare an den Geburtstheilen, am Barte wachsen; die Stimme wird tiefer, stärker und durchdringender. Sein Auge wird feuriger, Muth und Thätigkeit begleiten jede seiner Handlungen. Hingegen sind Weichlichkeit des Körpers, Mangel des Barts und der Schaamhaare, Muthlosigkeit des Geistes die auffallendsten Erscheinungen bei dem Kastraten *), weil er seiner Hoden und Nebenhoden, und also aller Absonderung und Resorbirung des Saamens beraubt; ist die Verstümmelung vor den Jahren der Mannbarkeit geschehen, so zeichnet ihn eine feine weibische, zum Gesang sehr biegsame Stimme aus.

Der Kastrat steift seine Ruthe und leert mit wollüstigem Reize eine saamenähnliche Feuchtigkeit aus **).

*) Jede unmittelbare Vernichtung irgend eines organischen Theils des menschlichen Körpers ist eine gewaltsame Störung der Gesetze der Natur, ist Verachtung der Menschheit, Verletzung der natürlichen und gesellschaftlichen Rechte; wenn aber nun vollends Menschen ihre Mitmenschen verstümmeln und entmannen, um den asiatischen Despoten als Hüter der Serails oder den europäischen als Werkzeuge der Befriedigung eines üppigen Sinnenreizes zu dienen, so müssen wir diesen Elenden, aus der Reihe der Zwecke vertilgten Menschen unser ganzes Mitleiden schenken, die Urheber ihrer Entmannung aber, und den eine solche schimpfliche Entweihung der Menschheit duldenden Geist eines Volks mit unserer tiefsten Verachtung belegen. Wenn uns ferner die Erfahrung in allen großen Städten lehrt, daß Frauenzimmer, bei denen Furcht vor Schwängerung die einzige Schutzwehre der Keuschheit ist, sich häufig den wollüstigen Umarmungen dieser Menschen überlassen, und also die Ausschweifung des andern Geschlechts durch die Existenz dieser Halbmenschen offenbar vermehrt wird; so ist es eine wichtige Pflicht des Staats, solche nirgends zu dulden.

**) Daher lassen die Sultane einer gewissen Gattung von Verschnittenen das ganze Glied abnehmen.

Diese besteht aber aus weiter nichts als einer Lymphe aus den Saamenbläschen und dem Safte aus der Vorsteherdrüse. Beides ist zur Befruchtung untauglich — ein Beweis, daß der in den Hoden und Nebenhoden zubereitete Saame der eigentlich befruchtende ist. — Der wollüstige Reiz zum Beischlaf entsteht bei dem Entmannten durch den Druck der oft zu sehr angefüllten Harnblase und des Mastdarms, auf die zwischen beiden liegenden Saamenbläschen. — Aeltere Aerzte haben behaupten wollen, daß der nach der Kastration in den Saamenbläschen zurückgebliebene Saft eine befruchtende Kraft habe. Aristoteles erzählt ein Beispiel, daß ein Ochs, dem man so eben die Hoden abgenommen, eine Kuh besprungen und trächtig gemacht habe. Suidas — daß der verschnittene Thladias die Pythias, Mutter des Aristoteles, erzeugt habe. Hier ist zwar nicht ausdrücklich die Rede von Queutschen der Hoden, welches statt des Abnehmens derselben in den ältern Zeiten zu geschehen pflegte; es ist aber möglich, daß bei einer solchen Operation mehrere Saamengefässe zur Absonderung des Saamens tauglich bleiben, und man wird daher unter diesen Umständen dergleichen Legenden nicht allen Glauben absprechen können.

Weibliche Geschlechtstheile.

Ich übergehe hier die Beschreibung der weiblichen Geschlechtstheile, da solche schon im ersten Theile dieses Werks enthalten ist, wo ich sie nachzulesen bitte.

Monatliche Reinigung.

Der monatliche Blutfluß ist dem Menschen und keinem andern Thiergeschlechte eigen *). Die Weiber aller uns bekannten Völker sind demselben unterworfen **).

*) Büffon eignete zwar diese periodische Reinigung unter andern Thieren vorzüglich den Affen zu Blumenbach (s. dessen Physiologie § 544) wurde aber durch Beobachtung verschiedener Affenweibchen überzeugt, daß diese angebliche Reinigung gar nicht statt habe, oder blos auf einen sparsamen und unordentlichen Mutterblutfluß hinauslaufe In der Brunstzeit ereignen sich dergleichen Erscheinungen.

**) Die Erzählungen mehrerer Reisebeschreibungen von dem Mangel der monatlichen Reinigung bei einigen amerikanischen Na-

Himmelsstrich, Temperament, Lebensart und Krankheit haben viel Einfluß auf das frühere oder spätere Einfinden der monatlichen Reinigung, auf ihre Dauer und Menge. In heißern Gegenden tritt sie früher ein als in kälteren, und wo sie früh erscheint, verschwindet sie auch früh. In Italien und Spanien zeigt sie sich schon im zwölften Jahre. Auf den Küsten der Barbarei werden die mohrischen Mädchen Mütter im eilften, und Großmütter im zwei und zwanzigsten Jahre. In unserm Klima nimmt sie gewöhnlich gegen das fünfzehnte Jahr ihren Anfang*); erfolgt periodisch und hört im 45. Jahr wieder auf**). Kommt sie schon im zwölften Jahre, so ist dies ein Zeichen früher Wollust, nach dem achtzehnten eine Krankheit. Bei feurigen Temperamenten erscheint dieser Zeitpunkt gewöhnlich früher und mit weniger Unbequemlichkeit. Dieser Blutfluß pflegt sich durch Blutanhäufung, gegen die Brust ziehende Schmerzen in der Lendengegend, Müdigkeit, Kopfschmerzen, durch das Wachsen der Schaamhaare, bisweilen durch Eckel uud sonderbare Eßlust ꝛc. anzukündigen. Bei dem ersten Eintritt ergießt sich Anfangs blos eine röthliche Feuchtigkeit, einige Monate darauf rötheres Blut und endlich eine dicke Blutmasse. In diesem Zeitpunkt gelangt der weibliche Körper zu seiner schönsten Blüthe; Wangen und Lippen röthen sich mehr, das Auge wird feuriger, der Busen schwillt; aber eben deßwegen ist er auch der gefährlichste ***).

Dieser Blutfluß stellt sich gewöhnlich alle vier Wochen ein. Bei wollüstigen Personen, beim Genuß hitziger

tionen ist fabelhaft. Da nach einem Nationalvorurtheile und aus religiösem Abscheu die Weiber dieser und anderer Nationen zur Zeit ihrer Reinigung aus der Gesellschaft der Männer verbannt sind, so hatten wahrscheinlich die Fremden keine Gelegenheit, sie zu beobachten.

*) In Ementhal wurde ein Mädchen von neun Jahren schwanger und menstruirte schon in ihrem zweiten Jahre.

**) Fette und starke Weiber verlieren ihre Reinigung früher als andere. Man hat sie auch schon im 70sten Jahre wiederkommen sehen.

***) Schon Aristoteles hielt den Kitzel der ersten Reinigung für so bedenklich, daß er rieth, die Mädchen in dieser Zeit am meisten zu hüten.

Speisen und Getränke kommt er oft alle drei Wochen und auch wohl zweimal im Monate zurück *). Er dauert oft einen, zwei, auch drei und mehrere Tage. Der ganze Blutverlust beträgt bei einem gesunden Frauenzimmer etwa sechs Unzen, auch wohl ein Pfund.

In der Schwangerschaft und während dem Säugen bleibt die Reinigung gewöhnlich aus; sie dient alsdann zur Nahrung der Frucht im Uterus, und wird bei dem Säugen zur Milch bereitet. Sie fließt aber zuweilen bei säugenden Personen, und daher sind diese nicht immer vor Schwängerung sicher. Dieses Blut kann also von keiner bösartigen Natur seyn, und die Sagen, daß ein Weib zur Zeit ihrer Reinigung durch bloßes Anrühren den Weinstock verdorrend, einen Baum unfruchtbar, den Wein sauer, Eisen und Stahl rostig 2c. sogar Hunde toll und Menschen rasend mache, wenn sie diesen davon etwas beibringe, beruhen auf einem lächerlichen Aberglauben.

Die Quellen dieses monatlichen Ausflusses sind meistens die Gefässe der Mutter; dies beweisen die Beobachtungen an den Frauenzimmern, die während ihrer Reinigung sterben und die eine Umkehrung der Mutter litten, wo man das Blut aus der innern Höhle tröpfeln sah; ferner beweist es der gefäßvolle, schwammartige Bau der Mutter, die innere fleckige und mit vielen Oeffnungen versehene Fläche der Bärmutter; das Ausfließen der in die Schlagadern oder Blutadern der Gebärmutter eingespritzten Feuchtigkeit aus derselben, der Kindbetterinfluß, und der Zweck der monatlichen Reinigung, der darin besteht, daß der Uterus durch diesen monatlichen Blutfluß zur künftigen Schwangerschaft und Ernährung der Leibesfrucht vorbereitet werde.

Die Ursachen dieses periodischen Blutflusses gehören in die Klasse derjenigen physiologischen Probleme, bei deren Auflösung man sich nicht über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinaus wagen darf.

Die örtliche Ursache scheint in einer örtlichen Voll-

*) Der bei diesen Personen statthabende stärkere Trieb des Blutes nach den Geburtstheilen verursacht zugleich eine stärkere Blutanhäufung in der Mutter.

blütigkeit der Gebärmutter zu liegen. Zur Zeit, da der Wachsthum des Körpers vermindert wird, entsteht eine größere Vollblütigkeit. Das Blut wird häufiger und geschwinder durch die weiten und schlappern Schlagadern geführt, und dehnt deren Gefäße, da die engen und harten zurückführenden Adern den Zurückfluß erschweren, merklich aus, bis endlich die kleinen aushauchenden Gefässe so angefüllt werden, daß der oben beschriebene Ausfluß beginnt. Die Menge des ausleerenden Bluts wird vermehrt und beschleunigt durch alles dasjenige, was überhaupt die Vollblütigkeit vergrößert, und was besonders das Blut gegen die Gebärmutter treibt, z. B. durch Fröhlichkeit, Wollust, Fußbäder, reichliche Nahrung, durch Wärme der Luft und ein lebhaftes Temperament. Hingegen wird sie vermindert durch Fasten, Traurigkeit, kalte Luft und vorhergegangene Krankheiten.

Was die Ursachen der periodischen Wiederkehr betrifft, so hat es einige alte und auch neue Aerzte gegeben, welche die sonderbare Meinung hatten, daß die anziehende Kraft des Vollmonds den Luftkreis in die Höhe hebe, die uns umgebende Luft alsdann so leicht werde, daß die flüssigen Theile mehr an die Oberfläche des Körpers hindringen, die Blutgefässe sich ausdehnen und öffnen könnten. Der Einwand der Erfahrung gegen diese übrigens sehr ungereimte und unerwiesene Hypothese springt zu sehr in die Augen, als daß noch etwas weiter angeführt werden dürfte; diese lehrt nämlich, daß während des ganzen Mondeslaufs kein Tag ist, an dem nicht Weiber unter gleichem Himmelsstriche diesen Blutfluß haben, da nach obiger Hypothese bei abnehmendem Monde kein Weib ihre monatliche Reinigung haben dürfe; auch würde die Nähe und Entfernung des Monds eine verschiedene Wirkung auf die weibliche Reinigung hervorgen müssen, welches aber aller Erfahrung widerspricht, da die Weiber in der Nähe als in dem fernen Abstand auf gleiche Art menstruirt werden.

Weit wahrscheinlicher, natürlicher und aus dem Vorhergehenden begreiflicher ist die Meinung, daß die monatliche Reinigung zurückkehren muß, wenn die Gefässe der Gebärmutter von dem angehäuften Blute dergestalt aus-

gedehnt werden, daß sie, da sie eine so große Menge Bluts nicht aufnehmen können, dasselbe durch den gewöhnlichen Ort ausleeren. Die Anhäufung des Bluts findet sich von Zeit zu Zeit, nach Beschaffenheit des Temperaments, der Nahrungsmittel, des Alters rc., und verursacht den periodischen Blutfluß.

Von der Empfängniß, Schwangerschaft und Geburt.

Ohne Beischlaf ist keine Empfängniß möglich. Averrhoes erzählt zwar, daß einmal eine Königin im Bade schwanger ward, worin sich vorher eine Mannsperson befunden habe *); Paracelsus glaubt, daß aus dem männlichen Saamen durch chemische Versuche eine Frucht hervorgebracht werden könne. Die Ungereimtheiten des Buchs: Lucina sine concubitu, daß Frauenzimmer durch das Einathmen der in der Luft schwebenden organischen Theilchen könnten geschwängert werden — und was dergleichen mehr ist, kann höchstens der Gegenstand einer Plaisanterie seyn. Auch sind die wenigen Versuche, wo man bei Thieren den männlichen Saamen durch eine Röhre in die weiblichen Geburtstheile geleitet, bei weitem noch nicht zuverläßig genug, um eine wahre Befruchtung dadurch zu bewirken.

Der Reiz zum Beischlafe wird durch einen ganz besondern Mechanismns in dem Körper hervorgebracht. Wenn durch das wahre oder täuschende Gefühl von Uebermaaß an Lebenskraft, an Blut, an milden, süßen Säften, die in den Gefässen und dem Zellgewebe auf die Nerven wirken, eine thierische ausgelassene Thätigkeit in dem ganzen Körper hervorgebracht wird, so wird die männliche Ruthe gesteift, und es entsteht das angenehme, venerische Gefühl. In diesem unruhigen Drang von Thätigkeit strebt der thierische Mensch den höchsten Grad

*) Die Aerzte nahmen zur Erklärung der Möglichkeit dieser Legende die Saamenthierchen zu Hülfe; sie sagten, der vorher im Bade gewesene Mann müsse seinen Saamen verspritzt haben; die darin enthaltenen Thierchen wären dann im Wasser herumgeschwommen, als die Dame hereingetreten, und da diese die Wärme suchten, so wären sie in die Zeugungstheile der Königin hineingeschlüpft.

seiner Kraft zu fühlen und sich der Empfindungen eines überschwenglichen Wohlseyns zu entledigen; dieses kann, der Regel der Natur nach, nicht anders geschehen, als durch die innige Verbindung der Zeugungstheile beiderlei Geschlechts; es entsteht daher in diesem Zustande die Begierde nach dem Beischlaf.

Auf gleiche Art, durch Vorstellungen, durch Vollblütigkeit und Nervenkitzel entsteht bei den Frauenzimmern die Geschlechtslust. Die aufhebenden Muskeln der weiblichen Ruthe verengern die Blutadern derselben, wodurch das Blut in den schwammigen Körper und die übrigen Theile zu treten gezwungen ist und solche anschwillt; die muskulösen Theile der Schaamlefzen und anliegenden Theile werden in eine abwechselnde Bewegung gesetzt, welche der Mutterscheide mitgetheilt wird; die in den Falten derselben liegenden Drüsen werden hierdurch gedruckt und geben einen schlüpfrigen Saft von sich, welcher das Eindringen der männlichen Eichel in die Mutterscheide erleichtert. Die angeschwollene weibliche Schaam, die Nymphen drücken die Ruthe gelinde zusammen; vorzüglich verengert und erweitert sich die Mutterscheide *), welche durch das Reiben gekitzelt wird. Die venerische Exstase nähert sich nun ihrem höchsten Grade. Das Feuer des Mannes wird ungestümer, das Weib erwartet mit der heftigsten Unruhe das Ende dieses süßesten Kampfes der Natur **). Die männliche Ruthe schwillt plötzlich etwas mehr an; ihre Muskeln werden krampfhaft zusammengezogen, und hierdurch wird der Saame mit Gewalt in die Gebärmutter gespritzt; die Gebärmutter ist nämlich in einen entzündungsartigen Orgasmus versetzt, der Saame wird von dem Muttermund aufgenommen, und durch die Zusammenziehung des Mutterhalses zur Gebärmutter gebracht. Nun zieht auch er sich zusammen, und würde ohne den Widerstand des Halses den Saamen wieder

*) Der Mutterhals erweitert und verengert sich nach der Dicke der männlichen Ruthe; sie umschließt sowohl das dünnste Glied, als sie sich nach dem dicksten bequemt.

**) In dieser lebhaftesten Thätigkeit der thierischen Seelenkraft verschwindet der geistige Theil des Vergnügens beinahe völlig, wenigstens für das Bewußtseyn bleibt nichts übrig, als die thierische Geschlechtslust allein.

fortschaffen, allein durch diese Zusammenziehung wird er in die Trompeten getrieben und geht dem weiblichen Eie entgegen. Ist dieser extasische Augenblick vorbei, so werden die Muskeln schlaf, die männliche Ruthe wird welk, der Hodensack verschrumpft und der ganze Körper empfindet eine gewisse Mattigkeit, die dessen Zustande nach einer güter Mahlzeit nicht unähnlich ist.

Das Sprichwort: omne animal post coitum triste kann jedoch auf den Menschen mit Allgemeinheit nicht angewendet werden. Wenn der Trieb zum Beischlaf mehr durch üppige Bilder in der Phantasie, als durch Uebermaaß von Blut und Lebenskraft geweckt, und in dem Beischlafe nur thierische Geschlechtslust ohne Antheil an allen feinern geistigen Gefühlen der Liebe befriedigt wird; so erfolgt freilich, weil diese ausschweifende thierische Thätigkeit niemals an sich selbst weder ein deutlich gedachter, noch dunkel gefühlter Endzweck der Seele seyn kann, nach der Entledigung eine unangenehme Entkräftung, und da, wo ein klares Bewußtseyn des gegenwärtigen und des vorhergegangenen Zustandes statt findet, eine Art von Reue. Hingegen wird dies nicht erfolgen, wenn der Genuß aus dem Wunsche entstanden ist, mit einem Gegenstande sich inniger zu verbinden, dessen Liebe und Tugend uns glücklich macht; die belebten geistigen Kräfte der Seele werden alsdann vielmehr über den erschlafften Mechanismus des Körpers siegen.

Viele Physiologen behaupten, daß die Befruchtung im Eierstocke geschehe, daß darauf das befruchtete Eichen die äußere Haut eines Graafischen Bläschen zerreiße, von den steif gewordenen und mit ihren Fransen an die Eierstöcke liegenden Muttertrompeten aufgenommen und in die Gebärmutter geführt werde; unentschieden ist es aber, sagen sie ferner, ob der männliche Saame durch die Mutter und deren Trompeten, oder durch Resorption der lympathischen Gefässe in der Scheide zu den Eiern gebracht werde; die letztere Meinung ist neuerlich von Grasmeyer*) in seiner Inaugural-Disputation mit neuen Gründen unterstützt worden.

*) Grasmeyer dissertat. de concepti ne et foecundatione humana. Göttingae 1789. Der Verfasser beweist die Hypothese einiger schon ältern Physiologen mit vieler Wahrschein-

Indeß bleibt es, ohne Rücksicht auf irgend ein Zeugungssystem, unter allen immer die wahrscheinlichste Meinung, daß während im fruchtbaren Beischlafe nicht nur der Hauch*), sondern auch das Dickere des gewaltsam ausgespritzten und erhitzten Saamens des Mannes in die Gebärmutter, ja sogar bisweilen in die Muttertrompeten dringt**), zu gleicher Zeit auch aus einem der beiden weiblichen Eierstöcke ein Graaf'sches Bläschen, gleichsam wie ein reifer Absceß aufplatzt, und der darin in ein oder mehrern Tropfen entfallene eiweißartige Saft von den vom Blute aufgetriebenen, die Eierstöcke umfassenden Muttertrompeten aufgenommen und in die Gebärmutter gebracht werde. Eine gewisse krampfhafte Empfindung einer innern Bewegung in der Trompete, wenn der Reiz beim Frauenzimmer den höchsten Grad erreicht hat, welche ganz dem Gefühl ähnlich ist, welches der Mann in dem Augenblick der Ausspritzung des Saamens empfindet, gibt dieser Meinung ein außerordentliches Gewicht.

Wenn die Gebärmutter beschwängert ist, so zieht sie ihre untere Oeffnung nach dem Mutterhalse hin enger zusammen***) und bildet den menschlichen Fötus. Folgende Geschichte der Fortschritte des Zeugungsgeschäfts scheinen der Wahrheit am nächsten zu kommen. Die verschiedenen, in den Körpern beiderlei Geschlechts be-

lichkeit, nämlich: daß nicht der männliche Saamen in die Höhlung der Mutter, und von da durch die Fallopischen Röhren zur Befruchtung des Eierstocks gebracht werde, vielmehr, daß solche schon in der Mutterscheide, und wohl noch früher durch einsaugende Gefäße den Säften der Mutter beigemischt, und aus diesen abgesondert erst zu den vesiculis graffianis gebracht werde. Eben dieses System wird von dem Verfasser der kleinen Schrift: Einzig mögliche Zeugungstheorie rc. Berlin bei Franke 1792. als neu aufgestellt, obgleich Grasmeyer dasselbe schon einige Jahre früher bekannt gemacht hat.

*) Von einigen Physiologen Saamenduft, aura seminalis, genannt.

**) Ruysch traf männlichen Saamen in den Trompeten bei einer Buhlerin an, welcher gleich nach dem Beischlaf von ihrem Liebhaber der Hals abgeschnitten ward.

***) In den Thieren hat man die Gebärmutter jederzeit verschlossen, bei den Menschen hingegen kurz nach der Schwängerung nicht immer ganz zusammengezogen gefunden.

findlichen Flüssigkeiten, welche bei einem fruchtbaren Beischlaf sich zugleich in die Höhle der Gebärmutter ergießen, erfordern vor allen Dingen eine gewisse Zeit, damit sie desto inniger mit einander vermischt werden und den gehörigen Grad der Reife erlangen. Nachdem diese Vorbereitung vollendet ist und diese Flüssigkeiten verarbeitet worden und zur Reife gediehen sind, wird erst der Bildungstrieb in denselben rege, wodurch der noch unförmliche Zeugungsstoff theils in die zierlichen Hüllen des Eies, theils in die Gestalt des darin enthaltenen Fötus ausgebildet und belebt wird. Daher kommt es auch, daß wir in den ersten Wochen nach der Empfängniß, außer einer unförmlichen, flüssigen Masse in der Gebärmutterhöhle, nicht eine Spur eines ausgebildeten Fötus entdecken können, der doch ungefähr in der dritten Woche fast plötzlich und mit einem nicht unbeträchtlichen Körperchen erscheint. Es werden also zuerst die Theile des Eies gebildet, dann die äußere zottige Hunter'sche Haut, welche die innere Oberfläche der Gebärmutter wie eine gleichsam entzündliche Haut überkleidet, und endlich entsteht die Frucht in dem Ei.

Das Ei besteht aus zwei eigenthümlichen Membranen, die äußere heißt die Lederhaut (chorium), die innere die Schafhaut (amnion) *). Diese enthält eine ziemliche Menge eines klaren Wassers, worin der Embryo schwimmt, welches das Schafwasser genannt wird, dessen Hauptnutzen wahrscheinlich in der Beschützung des zarten und gallertartigen Körperchens gegen äußere Unbilden besteht, und welches, so wie das Ei, mit dem Wachsen der Frucht im umgekehrten Verhältniß steht: je jünger die Frucht, desto größer ist die Menge dieser Feuchtigkeit. Wo mehrere Früchte sind, hat jede Frucht ihre eigene Schafhaut, beide aber haben eine gemeinschaftliche Lederhaut.

*) Man sieht es für eine glückliche Vorbedeutung an, wenn Kinder diese Haut mit auf die Welt bringen. Es hat aber keine andere Bewandtniß damit, als daß die Wege der Mutter, wodurch das Kind gehet, sehr weit sind, und die Haut ungehindert mit durchgehen kann.

Man kann sich von der Geschichte des Wachsthums der Frucht folgende kurze und deutliche Vorstellung machen. In der ersten Woche nach der Befruchtung nimmt man in der Gebärmutter blos eine länglichrunde durchsichtige Blase wahr, die mit einer dem Eiweis ähnlichen wässerigen Feuchtigkeit angefüllt ist. In der Mitte derselben ist ein dickeres Gewölk, welches den Embryo bilden soll. Das erste Lebende, was an demselben wahrgenommen wird, ist das Herz, in Gestalt eines schwimmenden Punkts, in dem Bläschen; bald darauf sieht man mit bloßen Augen die ersten Theilchen der Frucht, besonders die Anfänge des Kopfs. Einige Tage nachher zeigt sich an dem Kopfe eine Extremität da, wo die Nase sitzt, und an der Stelle der Augen zwei schwarze Punkte, so wie man da, wo die Ohren sitzen, zwei kleine Löcher gewahr wird. In den ersten vier Wochen sieht man Erhebungen der Theile, wo Arme und Füße gebildet werden sollen. Aber immer noch ist der Embryo ein ungebildetes Wesen, das mit einer Menschengestalt nichts gemein hat. Die Größe ist etwa einen Zoll lang. In der ersten Hälfte des zweiten Monats bilden sich die Arme, Beine, Hände, Füße, Zehen, und zusammengewickelte Fasern bezeichnen die Eingeweide. In dem dritten Monat ist die völlige Bildung der Frucht in allen ihren Theilen vollendet.

Der Nabelstrang, welcher wahrscheinlich mit dem Fötus zugleich entsteht, ist aus drei, in einem Bündel zusammengewundenen Blutgefäßen, einer Vene und zwei Arterien zusammengesetzt, die aus dem Fötus in den Mutterkuchen gehen, wodurch die Milch der Mutter dem Kinde zur Nahrung zugeführt wird. Dieser entsteht aus der wollichten Oberfläche der Lederhaut, die sich nach und nach zurückzieht und nach dem ersten Monat im Grunde der Mutter zu einem runden, dicken Kuchen gebildet wird, welcher desto größer ist, je jünger der Fötus, und im Gegentheile um so viel kleiner erscheint, je näher die Geburt heranrückt.

In der Hälfte der Schwangerschaft, oder zu Ende nes fünften Monats, oft früher, oft später, spüren die meisten Schwangern das Leben des Kindes durch seine

Bewegungen. Die Brüste werden härter und dicker. Wenn die Zeit der Geburt herannahet, senkt sich das Kind weiter herunter, so daß der Kopf an die Mündung der Gebärmutter zu liegen kommt. Mit dem Gesichte liegt es nach dem Hintertheile der Mutter zu, mit den Knieen krumm zusammen, und die Hände fest an die Backen haltend; dies ist die Lage zur glücklichsten Geburt.

Wenn das Kind geboren ist, so muß die Mutter von dem Chorion und Amnion, dem Mutterkuchen und der Nabelschnur befreiet werden: dieß heißt man die Nachgeburt.

Ueber die Ursachen, welche die Entbindung der zur Reife gekommenen Frucht befördern, findet man bei den Physiologen verschiedene Hypothesen. Wir sehen hier ein unveränderliches Naturgesetz, dessen Erscheinung uns aber immer räthselhaft bleiben wird. Blumenbach nimmt als nächste von den die Entbindung bewirkenden Ursachen eine eigentliche Lebenskraft der Gebärmutter an, und als die vorzüglichen entfernten Ursachen erklärt er die durch die Einathmung bewirkte Anstrengung der Gebärenden und eine ausgebreitete Mitempfindung des Interkostalnervens mit dem ganzen Nervensystem.

Der Zeitpunkt, in welchem das Kind nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur zur Welt gebracht wird, ist neun Monate, oder vierzig Wochen von der Empfängniß an gerechnet. Die meisten Geburten ereignen sich zwischen dem 260sten und dem 280sten Tage. Da bei Wittwen, die nach dem Tode ihrer Männer gebären, die Frage: ob ihre Geburt rechtmäßig ist? entstehen kann, so ist in den Gesetzen bestimmt worden, daß die 304 Tage nach dem Tode des Mannes erfolgende Niederkunft als ein partus legitimus angesehen werden solle.

Die Geburtshelfer machen einen Unterschied zwischen Mißfällen, unzeitigen und frühzeitigen Geburten. Diejenigen, welche binnen den ersten achtzehn Wochen oder zwischen dem vierten und fünften Monat nach der Empfängniß geschehen, werden Mißfälle oder Aborte genannt; diese kommen fast immer todt zur Welt. Unzeitige Geburten hingegen heißen diejenigen, welche

sich von der Hälfte der Schwangerschaft an bis zum siebenten Monat ereignen, und die gemeiniglich sechsmonatlich sind; sie sind meistens todt oder sterben doch gleich. Frühzeitige Geburten sind solche, welche zwischen dem siebenten und neunten Monat einzufallen pflegen; diese bleiben selten am Leben. Oft wird statt einer unzeitigen oder frühzeitigen Leibesfrucht ein unförmlicher Fleischklumpen mit allen Zufällen einer natürlichen Geburt, nur im mindern Grade fortgetrieben; diesen nennt man Mondkalb, falsche Niederkunft (fausse couche). Gewöhnlich ereignen sie sich im vierten Monat. Sie enthalten bisweilen etwas Wasser, Blut, und zuweilen selbst eine kleine Leibesfrucht, deren Theile man aber kaum unterscheiden kann. Sie können aus Unreinigkeiten der Mutter, von geronnenem Blute, von einem zurückgebliebenen Stückchen Nachgeburt, oder von einem verdorbenen Eichen entstehen. Man hat Beispiele, daß ein solches Gewächs (mola), welches ohne Frucht gewesen, lange Zeit in dem Uterus gelegen hat. Oft geht ein Mondkalb ohne die dabei sich befindliche Frucht ab, und diese wird zur ordentlichen Zeit geboren; zuweilen geht es erst nach der Geburt des Kindes fort. — Die gar wundersamen Dinge, die man von ihrer Entstehung, von ihrer monströsen schnäbelichten und geschwänzten Gestalt erzählt, sind lächerliche Erdichtungen.

Von der Ueberfruchtung.

Die alten und neuern Aerzte haben sehr viel über die Frage gestritten, ob eine Ueberfruchtung möglich sey? Unter der Ueberfruchtung, Ueberschwängerung (superfoetatio) versteht man eine zweifache Empfängniß, welche durch einen Beischlaf zu verschiedenen Zeiten entstanden ist. Diejenigen, welche ihre Möglichkeit läugnen, sagen 1) der innere Muttermund schließt sich nach der Schwängerung so fest, daß er keinen neuen Saamen weiter annehmen kann; 2) man kann nicht absehen, woher das Chorion für die zweite, später entstehende Frucht seinen Ursprung nehmen soll. — Die Vertheidiger der Ueberfruchtung antworten: 1) der Muttermund ist zwar meistens geschlossen, aber

nicht immer; es gibt Frauen, die in den ersten Zeiten der Schwangerschaft noch ihr Monatliches haben; und weil der Muttermund meistens geschlossen, so ist auch die Ueberfruchtung so selten. 2) Die Natur hat noch immer Vorrath, noch immer Mittel und Wege genug, ein zweites Chorion zu bilden.

Die Vertheidiger der Ueberfruchtung sagen ferner: Wenn zwei Kinder geboren werden, wovon das eine vollkommen, das andere aber klein und elend ist, so ist das Letztere durch eine Ueberfruchtung entstanden. Was das für eine Logik ist! —

Die Vertheidiger der Ueberfruchtung geben zu, daß Zwillinge aus einer Empfängniß entstehen, und meistens in einem Zwischenraum von einigen Minuten oder Stunden geboren werden. Wer kann aber läugnen, daß die eine mit der andern zugleich empfangene Frucht einige Tage länger in der Gebärmutter bleiben und nur durch besondere Zufälle an der Geburt verhindert werden kann. Später geborne Kinder, nach einigen Wochen oder Monaten, sind meistens todt und allemal unvollkommen, und beweisen, daß sie an ihrer Ausbildung gelitten haben und daher gestorben sind.

Andere haben sogar die Ueberfruchtung daher beweisen wollen, daß von Zwillingen der eine dem Vater, der andere dem Buhler ähnlich gesehen habe. —

Die außer Zweifel gesetzte Superfötation bei den Thieren wird ferner als ein Beweis angeführt, daß eine zweite Frucht empfangen werden kann, während die erste im Uterus ist. Eine Hündin wird z. B. während ihrer periodischen Brunstzeit wohl 50mal belaufen und kann achtmal befruchtet werden und acht verschiedene Junge zur Welt bringen. Der Uterus schließt sich also nicht sogleich nach der ersten Befruchtung, sondern dann erst, wenn die gesetzmäßige Brunstzeit vorbei ist.

Hieraus sieht man, daß sich mehr für als wider eine zweimalige Empfängniß sagen läßt, und daß sie auch bei Menschen, wenn sie im Zeitraume von einigen Tagen erfolgt, möglich ist, da man zugeben muß, daß der weibliche Uterus in den ersten Tagen nicht immer sogleich geschlossen ist. Und es werden öfter, als man

gemeiniglich glaubt, Zwillinge in der Gebärmutter empfangen, obgleich einer von ihnen oft vernichtet mit der Nachgeburt, ohne daß es jemand merkt, herauskommt.

Die Zwillinge, die bis zur Geburt vollendet werden, verhalten sich wie 1 zu 60 oder 65. Es findet hierbei auch ein Nationalunterschied statt. In Grönland sind z. B. Zwillingsgeburten äußerst selten, desto häufiger in Irland, und ihr Verhältniß zu den einzelnen Geburten ist wie 1 zu 53. Drillinge sind selten, es erscheint ungefähr unter 6500 nur eine solche Geburt. Noch seltener sind Vierlinge, unter 20000 Geburten kaum eine, und am allerwenigsten Fünflinge, welcher Fall sich unter einer Million Geburten kaum einmal ereignet. Man will aber sogar Beispiele von sieben, neun bis fünfzehn auf einmal gebornen Kindern haben, welche Fälle aber unter die Mährchen gehören*). Wenn mehrere Fötus in der Gebärmutter sind, so sind sie gewöhnlich kleiner und schwächlicher, als ein einziger erzeugter Fötus. Von Zwillingen hat man zwar Beispiele genug, daß sie am Leben bleiben; Drillinge aber, oder gar Vierlinge können selten ihr Leben fortsetzen, obgleich man auch hiervon Beobachtungen gemacht, daß sie fortgelebt haben.

Von den Muttermählern.

Das geborne Kind trägt zuweilen am Körper gewisse Mähler und Unbilden, die man Muttermähler nennt und deren Ursprung man auf verschiedenen Wegen zu erklären versucht hat. Man sagt: eine Frau ist während der Schwangerschaft viel empfindlicher und reiz-

*) Schenk erzählt uns die gar wundersame Geschichte der Margaretha, Tochter des Grafen Florentis von Holland, welche in dem 42. Jahre ihres Alters 366 Kinder zur Welt gebracht, wovon die Mädchen den Namen Elisabeth und die Knäbchen den Namen Johann empfangen. Der Gewährsmann will diese Sage durch die Kirchenbücher, Grabsteine und dergl. beweisen. Den Aerzten kam bei Erklärung dieses Wunders die Lehre von den Saamenthierchen ganz vortrefflich zu statten; sie sagten nämlich: indem diese zu Tausenden nach dem Eierstock hinkriechen und daselbst unreife Eierchen zu 3 oder zu 366 antreffen, so werden solche alle befruchtet, und können, wenn es nur Gottes Wille ist, auch alle geboren werden.

barer, als außer diesem Zeitpunkt; sie ist folglich gegen äußere sinnliche Eindrücke weit empfänglicher. Nun können gewisse Vorstellungen entweder lange mit Lebhaftigkeit unterhalten werden, z. B heftige Begierden nach dem Genuß irgend einer Speise; oder es ereignen sich heftige Leidenschaften, z. B. Abscheu, Schrecken, Zorn rc. Die hierdurch in dem Kreislauf der Säfte der Mutter erregten Veränderungen theilen sich durch das Blut rc. der Frucht mit, und so ergreifen eben die Bilder, welche in der Mutter den Aufruhr erregten und unterhielten, die Phantasie der Frucht. Die Seele der Mutter verschnüre die Fasern irgend eines Theils, und die Frucht verändere nach eben dieser Bewegung ihren damit verwandten Theil. Auf diese Art erhielten die Säfte einen stärkeren Zufluß, um ein gewisses Glied mehr auszudehnen. Die Säfte der Mutter brächten in den Säften der Frucht und deren Gehirne Affekten hervor, die den Affekten der Mutter ähnlich wären; es werde daher eine affenartige Gestalt rc. gebildet, indem die durch den Anblick eines Affen rc. in der Mutter erweckte Leidenschaften auch in der Frucht hervorgebracht würden. — Andere erklären die Muttermähler durch die Verbindung und Uebereinstimmung der Nerven und Lebensgeister zwischen der Mutter und ihrer Frucht. Sie behaupten, die Frucht sey ein Theil der Mutter; der Zustand ihrer beiden Seelen sey ein und eben derselbe. Die Vorstellungen der Mutter brächten in der Seele der Frucht noch lebhaftere Vorstellungen hervor, daß dadurch in der Bildung dieser eine Aehnlichkeit mit dem Objekt, welches die Vorstellung der Mutter erregt habe, bewirket werde *).

*) Die Stahlianer benutzten diese Erklärungsart zu Gunsten ihres Systems und sagten: wenn die tägliche Erfahrung beweist, daß die Einbildungskraft der Mutter einen sichtbaren Einfluß auf die Leibesfrucht habe, die Einbildungskraft aber eine Seelenkraft ist; so muß die Seele bei der Bildung der Frucht die Hauptrolle spielen. Nun zeigen aber die Muttermähler deutlich, daß die Einbildungskraft körperliche Theile gänzlich verunstalte, ja gar vernichte; folglich muß die Seele auf die Bildung der Frucht den größten Einfluß haben und den Bau besorgen.

Die Verfechter dieser Hypothesen sehen wohl ein, daß dadurch die Sache gar nicht oder sehr wenig bewiesen werde, und haben geglaubt, denselben durch Aufstellung gar seltsamer Erscheinungen bei Geburten ein größeres Gewicht zu geben. Diese bei Menschen und Thieren aufgefundene Beweisquellen sind denn auch glücklicherweise reichhaltig und finden sich schon in der Geschichte des Patriarchen Jakobs*). Laban, der Schwiegervater Jakobs, wollte diesen, nachdem er um seine beiden Töchter die bestimmte Zeit gedient hatte, nicht von sich ziehen lassen, weil er einen besondern Segen des Herrn unter seinen von Jakob geweideten Heerden verspürte; er stellte daher dem Jakob frei, sich selbst den Lohn zu bestimmen, den er ihm künftig geben sollte. Dieser bat sich alle fleckige und bunte Schaafe und Ziegen aus. Um nun seine Heerde recht zu vermehren bediente er sich folgenden Kunstgriffs**): „Jakob aber nahm Stäbe von grünen Pappelbäumen, Haseln und Kastanien und schälte weiße Streifen daran, daß an den Stäben das Weiße bloß ward. Und legte diese Stäbe, die er geschälet hatte, in die Tränkrinne vor die Heerde; die da kommen mußte zu trinken, daß sie empfangen sollten, wenn sie zu trinken kämen, und brachte sprenglichte, und fleckete und bunte. Da scheidete Jakob die Lämmer, und thät die abgesonderte Heerde zu den fleckten in der Heerde Labans. Wenn aber der Lauf der Frühlings-Heerde war, legte er die Stäbe in die Rinnen vor die Augen der Heerde, daß sie über den Stäben empfingen. Aber in der Spätlinger Lauf legte er sie nicht hinein: also wurden die Spätlinge des Labans, aber die Frühlinge des Jakobs. Daher ward der Mann über die Maaße reich, daß er viel Schafe, Mägde und Knechte, Kameele und Esel hatte."

Eben so kann man auch, sagen die Anhänger dieser Meinung, blaue Kaninchen, isabellfarbene Pferde, weiße Pfauen ꝛc. durch Vorlegen eines blauen Lakens und Behangen des Stalls mit Tuch von den letzteren Farben erzielen.

*) 1. Buch Moses, K. 30.
**) 1. Buch Moses a. O. V. 27.

Heliodor erzählt, daß eine Mohrin, welche oft die weiße Farbe einer Bildsäule bewunderte, ein sehr weißes Kind geboren habe.

Die Spartaner führten ihren schwangern Weibern die schönsten Personen beiderlei Geschlechts vor, damit sie schöne Kinder gebären möchten.

Dionysius, ein König von Sicilien, ließ seine Weiber, während er ihnen beiwohnte, ein schönes Bild betrachten, damit sie nicht Kinder von seiner Häßlichkeit zur Welt bringen möchten.

Eine Frau gebar ein weißes und schwarzes Kind zugleich, weil sie sich während ihrer Schwangerschaft von Mannspersonen beiderlei Farben kurz hintereinander hatte bedienen lassen.

Ein vornehmes schwangeres Frauenzimmer ging unter einem Maulbeerbaum spazieren. Von ohngefähr fällt ihr eine Maulbeere gerade auf die Spitze der Nase; sie kam hierauf mit einem Kinde nieder, auf dessen Nasenspitze man ein Ding erblickte, welches die vollkommene Gestalt und Farbe einer Maulbeere zu erkennen gab *).

Eine Holländerin hatte, während sie mit einem Sohn schwanger ging, 1400 Stück Heringe gegessen. Dieser bekam eine unersättliche Begierde nach dem Fisch.

Eine schwangere Frau entsetzte sich beim Anblicke eines Bettlers mit einem verstümmelten Arm, und brachte ein Kind zur Welt — das einen solchen Arm hatte.

Eine Bäuerin sah einem Bären- und Affentanz zu. Sie bekam Lust, sich mit dem possirlichen Affen näher bekannt zu machen. Dieser springt plötzlich auf sie zu; die Bäuerin erschrickt sehr heftig, und kommt nach sechs Monaten mit einem Knäbchen nieder, das ein vollkommenes Affengesicht hatte.

Maria Stuart, Mutter Jakobs I. Königs von England, war, während sie mit diesem schwanger ging, bei der Ermordung des Italieners Ricci, ihres Lieblings, ein Augenzeuge. Daher zitterte der König Jakob I. am ganzen Leibe, wenn er einen entblößten Degen sah.

*) Die Maulbeeren, Erdbeeren rc. sollen sogar, wenn sie in den Wäldern blühen, auch an den Menschen aufblühen und röther werden, und mit jenen wieder abnehmen und vertrocknen.

Eine schwangere Frau sah an einem Missethäter die Strafe mit dem Rade vollziehen. Sie gebar ein Kind, dessen Knochen gerade an dem Orte zerbrochen waren, wo der Geräderte den Schlag bekommen.

Ein Amtmann fragte einen jungen Bauer den Tag nach seiner Hochzeit, ob er einen Knaben fertig habe? Halb, Herr Amtmann, war die Antwort. Der Bauer glaubte eine recht witzige Replik gegeben zu haben, erzählte sie seiner Frau, und sagte während der nächsten Liebkosung zu derselben: er wolle nun die andere Hälfte fertig machen. Die Frau bekam dadurch eine solche lebhafte Vorstellung von halben Knaben, daß sie wirklich einen halben Knaben zur Welt brachte, der zwar zwei Lenden, aber keine Beine, nur den linken Arm, und den rechten bis an den Ellbogen hatte.

Wenn die Vertheidiger in dieser Rüstung zu Felde ziehen, so werden sie mit ihren eigenen Waffen zurückgetrieben. Folgende Fälle haben wenigstens eben so viel Recht auf Autorität, wie die vorhin erzählten.

Eine schwangere Dame erschrack sehr heftig, als sie in einer Gesellschaft einen Mann erblickte, der den Krebs an der Nase hatte. Von der Zeit an konnte sie die ängstigenden Vorstellungen nicht los werden, ein Kind mit einem solchen Uebel zur Welt zu bringen. Ihre Furcht war unnütz, denn sie kam mit einem vollkommen wohlgestalteten Kinde nieder.

Ein Frauenzimmer konnte keine Katze sehen, ohne den größten Widerwillen zu empfinden. Als sie eines Abends zu Bette ging, sprang plötzlich eine Katze unter dem Bette hervor und hängte sich so fest an die Kleider des Frauenzimmers, daß man sie mit Mühe losreißen mußte. Die Dame entsetzte sich so sehr, daß sie in Ohnmacht fiel. Nach einer Zeit kam sie mit einem Knaben nieder, an dem nicht die geringste Spur von einer Katze zu sehen war.

Haller erzählt, daß ein vornehmes Frauenzimmer einen Menschen mit einem Fuß gesehen habe, welcher ihr nachher durch die Einbildungskraft im Traume vorgestellt worden, worüber sie so erschrocken wäre, daß sie in der immerwährenden Angst geschwebet habe, ein ver-

stümmeltes Kind zur Welt zu bringen; allein sie habe ein an allen Gliedern vollkommenes Kind geboren.

Die Gegenparthei unterläßt zwar nicht, gegen solche auf ihrem eigenen Felde wider sie ergriffenen Beweise Einwendungen zu erheben und zu sagen: „es ist nicht nothwendig, daß eine Sache allemal eintreffe; ein Gewitter schlägt oft ein, ohne zu entzünden, wer wollte daraus schließen, daß es nie entzünden könnte?“ Allein die Sache gewinnt durch diese herbeigezogene sehr unpassende Analogie nicht das geringste; das Gewitter schlägt oft nicht ein, weil äußere Umstände vorhanden sind, welche dieses verhindern. Die von äußern sinnlichen Eindrücken angebliche, auf die Leibesfurcht entstehenden Wirkungen hingegen mußten vermittelst eines Mechanismus erfolgen, der von den unabänderlichen Gesetzen der Organisation abhängt, die keiner Willkühr unterworfen ist und bei allen Individuen eben dieselbe ist. Aus dem allgemeinen Naturgesetz, ähnliche Ursachen müssen unter unveränderten Umständen nothwendig ähnliche Wirkungen hervorbringen, folgt unwidersprechlich, daß in den angeführten Beispielen, wo schwangere Personen von sinnlichen Eindrücken auf das Lebhafteste afficirt worden sind, und wo keine die Wirkung auf die Frucht verhindernde Verschiedenheit der Umstände angegeben werden kann, eine gleiche Wirkung erfolgt seyn müsse, welches jedoch nicht geschehen ist, woraus sich nun von selbst ergibt, daß die angegebene Ursache falsch seyn müsse. Noch kann man einwenden, „daß es hierbei auf die verschiedene Zeit der Schwangerschaft ankäme. Allein diese Verschiedenheit kann die Wirkung nicht verhindern. Denn in der ersten Zeit der Schwangerschaft müßten durch die afficirte Sinnlichkeit der Mutter die noch zarten Theile der Frucht am allerleichtesten verändert werden können, und in der letzten Zeit müßte sich die Wirkung davon auch zeigen, weil das Mahl in der weichen Haut mit jener Stärke eingedrückt werden kann, welche in andern Fällen die viel härtern Knochen des Kindes zerbrochen haben soll.

Die Vertheidiger des Einflusses der Affekten der Mütter auf ihre Leibesfrucht werden in eine neue Verlegen-

heit gesetzt, wenn man ihnen Beispiele entgegenstellt, wo sich Muttermähler und andere Unbilden gefunden haben, ohne daß die Mutter von irgend einer lebhaften Vorstellung afficirt worden ist. Räderer sahe viele Mähler, die einer Kirsche rc. ähnlich waren — Rikmann sahe ein einer Mausehaut ähnliches Mahl, ohne daß die Mütter sich entsinnen konnten, eine Kirsche oder eine Maus gesehen oder nur daran gedacht zu haben. Market u. a. führen mehrere dergleichen Fälle an. Die Gegner wissen sich nun hierbei nicht anders zu helfen, als zu Träumen ihre Zuflucht zu nehmen, wo sich dergleichen Affeirungen ereignen könnten. Aber wer in aller Welt hat wohl je einen lebhaften Traum gehabt, ohne sich dessen, wenn auch nur ganz dunkel, nicht bewußt zu seyn! —

Bei allen diesen Erscheinungen, sie mögen nun als Wirkungen der unmittelbaren oder mittelbaren Vorstellungen, der produktiven oder reproduktiven Einbildungskraft angegeben werden, ist es doch sehr auffallend, daß sie fast immer Abbildungen gewisser Nahrungsmittel sind, wornach die schwangern Weiber eine Begierde gehabt haben. Wer kann aber leugnen, daß diese Personen auch nicht oft von andern heftigen Begierden ergriffen werden, die in Gegenständen des Putzes oder gewissen andern Dingen bestehen können, wornach sie oft mit den heißesten Wünschen vergeblich verlangen. Und doch hat man noch nie die Abbildung irgend eines modischen Kleidungsstücks, eines brillanten Rings oder gewisser andrer Dinge an ihrer Frucht erblickt. Und wenn die Einbildungskraft so mächtig seyn soll, warum gelingt es den heftigsten Wünschen mancher Damen nicht, bald einen Jungen, bald ein Mädchen zur Welt zu bringen? —

Eine Frau gebiert ein Kind ohne Arm und Bein; sie erinnert sich, daß sie etwa einen Monat vorher auf den Arm sey geschlagen worden, oder daß sie zugesehen habe, wie einem die Hand abgehauen worden; — wer kann hier wohl glauben, daß die Einbildungskraft in der Geschwindigkeit eine solche chirurgische Operation bewirken und Arm und Bein abnehmen könne? Und gesetzt, es wäre möglich, wie kann diese Operation bei dem schon

beträchtlichen Körper eines Kindes von 5 bis 7 Monat geschehen, ohne daß es sich zu todte blute und sterbe, oder daß durch eine andere Wunderkraft die zerrissenen Adern des Kindes geheilet und der Arm verbunden werde, daß keine tödtliche Verblutung erfolget! Und wo bleibt denn der abgelösete Arm? Hat jemals eine Hebamme einen solchen im Mutterleibe gefunden? „Vielleicht ist er verfaulet!“ — Aber eine Fäulniß würde dem Kinde tödtlich gewesen seyn. Und nun endlich auch zugegeben, daß die Wunde wieder geheilet werde, bleibt nicht an der Stelle einer geheilten Wunde eine Narbe übrig? Wer hat aber jemals eine Narbe an solchen fehlenden Gliedern gesehen, und diese nicht immer mit einer eben so weichen Haut, als an den übrigen Theilen des Körpers, gefunden? —

Doch genug von diesen Legenden, die theils sehr unverbürgt, theils auch durch die erhitzte Phantasie der Beobachter entstellt sind. Die Anatomie bietet weit wichtigere Beweise dar, welche die Wirkungen der Einbildungskraft der Mutter auf die Gestalt der Frucht schlechterdings unmöglich machen; diese lehrt uns nämlich, daß keine Nerven von der Mutter nach der Frucht gehen, und diese, als die einzigen Werkzeuge der Fortpflanzung und Mittheilung der Empfindungen der Seele, müssen durchaus vorhanden seyn, wenn obige Behauptungen statt finden sollen; obgleich, wenn diese auch wirklich da wären, die angebliche Wirkung doch unerklärbar bleiben würde. Es gibt zwar im Muskelbau Nerven, die so fein sind, daß sie kaum das schärfste Auge des Zergliederers bemerkt, aber die Nabelschnur und der Mutterkuchen bestehen aus einem bloßen Zellengewebe; auch findet man nicht einmal einen Nervenast, der sich nach diesen Theilen hin verbreitet, und der nach denselben in einigen Zweigen hingehen könne. Vergeblich beruft man sich auf das Daseyn der großen Blutgefäße, und will analogisch beweisen, „daß, wo solche sind, auch nothwendig Nerven seyn müssen.“ Die Verbindung der Nachgeburt mit der Gebärmutter ist aber so beschaffen, daß sie ohne alle Empfindung davon abgelöset und ohne Schmerzen der Mutter gedrückt

und zerrissen werden kann, und sehr oft trennet sich die Nachgeburt bei dem Zusammenziehen der ausgeleerten Gebärmutter nach der Geburt, ohne Wissen der Mutter, und zeiget sich schon der Hebamme, ehe sie solche herausholen will. Eine gleiche Unempfindlichkeit findet bei der Nabelschnur statt, und beweiset, daß keine Nerven von der Gebärmutter in die Nachgeburt nach der Frucht übergehen, bei deren Absonderung durchaus die heftigsten Schmerzen entstehen müßten.

Noch eine sehr in die Augen springende Inkonsequenz fällt den Gegnern zur Last, indem sie von einer heftigen Leidenschaft und von einer ruhigen Vorstellung eben dieselbe Wirkung herleiten. Sie behaupten nämlich, die Wirkungen der Mutter auf die Frucht geschehen durch erregte Unordnungen im Kreislaufe der Säfte, und auf der andern Seite sagen sie, angenehme Vorstellung, z. B. die Betrachtung eines schönen Gemäldes — wobei man sich doch unmöglich die Entstehung einer Unordnung in dem Kreislaufe denken kann — habe einen wichtigen Einfluß auf die Leibesfrucht.

Wie will man endlich aus dieser Hypothese die Mißgeburten bei den Vögeln erklären? Will jemand behaupten, die Sinnlichkeit des brütenden Huhns könne vielleicht auf eine uns verborgene Weise durch die Schaale des Eies in das junge Hühnchen wirken; so wissen wir ja, daß man auch Eier durch die Wärme des Mistes oder durch die Brutöfen ausbrüten kann; oder will man etwa dem Miste oder den Oefen auch Einbildungskraft zuschreiben? —

Und nun im Pflanzenreiche, wo bleibt da die Analogie mit jenem System? Hat sich etwa der Apfelbaum, an dessen Früchten man öfters Auswüchse sieht, an einer andern Frucht — denn an seines Gleichen kann es füglich nicht geschehen, versehen? —

So schweift der menschliche Verstand oft in Labyrinthen von Ungereimtheiten herum, und tauscht weit hergeholte Irrthümer gegen nah liegende Wahrheit! —

Wer kennt nicht die geschäftige Einbildungskraft der Frauenzimmer, wenn es auf die Deutung eines solchen Mahls ankommt. Man besinnt sich so lange auf Ge-

genstände, die während der Schwangerschaft einen Schreck verursacht haben, oder mit Heftigkeit begehrt worden sind, bis man endlich denjenigen heraus findet, welcher dem Mahle am ähnlichsten ist. Und so erblickt man auf einmal den Abdruck einer Kirsche oder einer Maus ꝛc. da, wo der vorurtheilsfreie Beobachter weiter nichts, als ein rothes Gewächs, einen blutigen unförmlichen Knoten, oder einen bald braunen, bald schwarzen ungleichen Flecken ꝛc. sieht.

Wie leicht können nicht äußere Gewaltthätigkeiten, Stöße, Pressungen und Drückungen auf die zarte weiche Frucht blaue, gelbe oder schwarze Flecken, rothe Hügelchen oder Auswüchse veranlassen! — Welchen Unbilden ist diese nicht durch Tanzen, Springen, Fahren, Fallen, heftiges Erbrechen, unmäßigen Beischlaf, steife pressende Schnürbrüste, Heben und Tragen, Krankheiten der Mutter, schiefe Senkung der Gebärmutter, durch schwere und langwierige Geburt und viele andere dergleichen Fälle ausgesetzt! — Die Gefäße des zarten Fötus vermögen den von solchen Gewaltthätigkeiten nothwendig erfolgenden eindringenden Säften sehr schwachen Widerstand zu leisten; das rothe Blut dringt häufig in dieselbe ein und schwächt sie so sehr, daß sie oft nicht im Stande sind, sich wieder in ihren natürlichen Bau zusammenzuziehen, und das Kind kommt mit einem blutrothen Mahle zur Welt. Man weiß, daß die Haare am stärksten wachsen, je mehr Nahrung sie bekommen; häuft sich daher an einer Stelle diese nährende Materie stärker, so ist kein Wunder nöthig, um die haarichten Muttermähler zu erklären. Wie leicht kann nicht das mit bloßen Häuten umgebene weiche Gehirn durch einen Druck Schaden nehmen, und dadurch ein mißgestalteter Kopf entstehen! Wer weiß nicht, daß die venerische oder eine andre Schärfe den Knochenleim verdirbt, die Knochen mürbe und gebrechlich macht, und daß man also keineswegs genöthigt ist, die Ursache der mit zerbrochenen Knochen gebornen Kinder, wenn anders die Schuld nicht an der Hebamme liegt, dem Versehen an einem geräderten Menschen zuzuschreiben. —

In solchen äußern Gewaltthätigkeiten und Zufällen

ist aber keineswegs der Grund der eigentlichen Mißgeburten, Monstrositäten zu suchen, sondern vielmehr in einer ursprünglichen Abweichung von der Richtschnur der Natur in Hervorbringung organisirter Körper. Und da unter den meisten Monstrositäten eine so bewunderungswürdige Gleichförmigkeit herrscht, so scheint es, daß auch die Ursachen, welche eine solche falsche Richtung geben, an sehr bestimmte Gesetze gebunden seyn müssen. Wenn man sich nicht in ein Labyrinth von Widersprüchen verirren will, so kann man die Demonstration der Mißgeburten nur aus einem einzigen Zeugungssystem, nämlich der Epigenese, wagen. —

Von der Kunst, nach Willkühr Knaben und Mädchen zu zeugen.

Ich kann hier gelegentlich nicht unterlassen, meinen Lesern etwas von der Kunst, nach Willkühr Knaben und Mädchen zu zeugen, womit einige Schriftsteller einen so gewaltigen Lärm gemacht haben, bekannt zu machen.

Ich will zuerst die Theorie des Saury *), eines französischen Arztes, ganz kurz darstellen. Er pflichtet in Ansehung der Zeugung der Meinung derjenigen bei, welche behaupten, daß die Hervorbringung einer Frucht von der Vermischung der männlichen und weiblichen Saamenfeuchtigkeit abhange, daß die aus allen Theilen des Körpers in der Gebärmutter ausgeströmten organischen Theilchen daselbst sich mit einander vermischen, und nach und nach den Körper entwickeln. Vermöge der zwei Hauptkräfte in der Natur, der anziehenden und zurückstoßenden Kraft, bilde sich der Zeugungsstoff nach organischen Gesetzen, indem der Stoff, welcher aus dem Kopf kommt, sich in der nämlichen Ordnung an einander hänge, in der er vorher war, und solches geschehe bei allen übrigen Theilen auf gleiche Art. Wenn nun die Frucht männlichen Geschlechts ist, so hätten bei Bildung aller der Theile, die das männliche Geschlecht vom weiblichen unterscheiden, die organischen Theilchen vom Saa-

*) Saury Physikalisch-moralisch-medicinische Mittel, nach Willkühr Knaben oder Mädchen zu zeugen.

men des Mannes sich zuerst angeheftet. Die übrigen Theile des Körpers wären von dem Zeugungsstoff des Mannes und Weibes zugleich wechselsweise gebildet worden, da indeß auch der Mutterkuchen, die Häutchen und die Nabelschnur von den überflüssigen Theilchen entstünden, die zur Ausbildung der Frucht nichts beigetragen. Sey die Frucht hingegen weiblichen Geschlechts, so hätten bei Bildung aller Theile, die das weibliche vom männlichen unterscheiden, die organischen Theilchen vom Saamen des Weibes sich zuerst angeheftet. — Hieraus ließe sich die Ursache leicht erklären, warum auf dem Lande mehr Knaben als Mädchen, und hingegen in Städten mehr Mädchen als Knaben geboren werden. Die Männer unter den Dorfbewohnern besäßen allemal mehr thätige Lebenskraft, als die Männer in Städten *); bei Vermischung des beiderseitigen Zeugungssaftes müsse also der männliche die Oberhand behalten; hingegen behielte die weibliche Zeugungskraft die Oberhand, wo die Männer durch mancherlei Ausschweifungen geschwächt sind **). Der Verfasser beruft sich auf die Beobachtung eines Oekonomen in Schlesien, nach welcher von Kühen, Schafen und Hühnern allemal Geburten weiblichen Geschlechts gefallen sind, wenn der Vater älter als die Mutter, und umgekehrt, wenn die Mutter älter als der Vater gewesen, allemal Geburten männlichen Geschlechts hervorgebracht worden, wären aber beide von gleichem Alter, so zeugten sie abwechselnd Junge beiderlei Geschlechts. Er behauptet, daß diese Bemerkung auch bei den Menschen vollkommen eintreffe, und daß es also bei der willkührlichen Erzeugung eines Knabens oder Mädchens blos darauf ankomme, daß entweder die männliche oder weibliche Saamenkraft die Oberhand gewinne; um dieses zu erreichen, zeigt er theils physische, theils moralische Mittel an. Zu den ersten rechnet er Enthaltsamkeit vom Beischlaf, um die Kraft und den Reiz dazu zu vermehren, nahrhafte Speisen, die berühmte Ginsen-

*) Dies ist nicht allemal wahr, und dann sind auch die Bauerweiber physisch stärker, als die Stadtdamen.

**) Schweifen denn die Weiber in den Städten nicht auch aus? —

wurzel ꝛc. Wünsche man einen Sohn, so befolge der Mann diese Vorschrift, wünscht man eine Tochter, so ist die Frau in diesem Fall. Als moralische Mittel werden folgende in Vorschlag gebracht: wenn man gern einen Sohn haben will, so muß sich die Frau während der Umarmung traurige Vorstellungen machen, z. B. an den Tod eines ihrer Verwandten denken; der Mann muß hingegen alle traurige und beunruhigende Gedanken gänzlich von sich entfernen. Will man eine Tochter haben, so muß die Frau ihre Einbildungskraft mit muntern und angenehmen Bildern beschäftigen, indeß der Mann hingegen sich zu traurigen Empfindungen stimmen muß *). Es läßt sich daher auch erklären, fährt unser Autor fort, daß die in den ersten Tagen nach der Hochzeit empfangene und erzeugte Frucht eines jungen sich liebenden Paars gewöhnlich ein Sohn ist, denn die im Genusse der Liebe noch schüchterne Frau ist mehr leidend und strengt nicht alle ihre Kräfte so an, wie der von Natur schon weit weniger zurückhaltende Mann, der seine volle Kraft im höchsten Maaße zu beweisen bestrebt ist **); aber eben deswegen wird er in der Folge weit früher erschöpft als die Frau, welcher die Natur stärkere und ausdauernde Zeugungskräfte verliehen hat. Auch ist aus dieser Wirksamkeit der moralischen Empfindungen ***) zu beweisen, warum die Türken gewöhnlich mehr Mädchen als Knaben zeugen, da hier und in allen andern Ländern, wo Vielweiberei herrscht, der Mann sich durch häufigern Genuß der Liebe weit mehr entnervt, als das Weib, welches der männlichen Umarmung weniger genießt †).

*) Saury scheint also demjenigen Theil, welcher das Zeugungsgeschäft mit einem lebhafteren Entzücken vollzieht, eine überwiegende Zeugungskraft zuzuschreiben.

**) Die Idee von Schüchternheit scheint in Utopien zu Hause zu gehören. — Warum ereignet es sich unter hundert Fällen gewiß neunzigmal, daß die so wenig schüchternen und zuvorkommenden Buhlerinnen Knaben gebären? —

***) Warum nicht vielmehr aus dem Verhältniß der physischen Kräfte! —

†) Gegen diese Bemerkung ist nichts einzuwenden. Auch R. Forster fand sie am Kap und bei vielen andern afrikanischen Völkern.

Auf eine ganz andere Art wird uns das Geheimniß, Knaben zu zeugen, in der Schrift entdeckt: L'art de faire des garçons, Londres 1777. Der Verfasser räsonnirt so: „Alle Menschen wissen, daß der eine Hode größer ist als der andere. Jedweder Hode hat seinen Kanal, durch welchen der Saame in die Saamenbläschen gebracht wird. Die Saamenbläschen der einen Seite sind größer als die auf der andern; die auf der rechten sind von denen auf der linken abgesondert. Ihre Ausführungskanäle sind ihrer ganzen Länge nach von einander getrennt. Jeder Ausführungsgang hat seine besondere Mündung, wodurch der Saame ohne irgend eine andere Vermischung in die Harnröhre gebracht wird. Diese beständige Varietäten vermehren die Muthmaßung, daß der eine Hode den Stoff zu Jungen und der andere den zu Mädchen enthalte; ein gleiches Verhältniß fände in Ansehung der Eierstöcke statt. Um nach Willkühr Söhne oder Töchter zu zeugen, habe man weiter nichts nöthig, als sich auf dieser oder jener Seite den Hoden oder Eierstock ausschneiden zu lassen. Wem aber diese Methode nicht gefalle, könne auch einen andern Versuch machen, dessen Ausführung bloß von dem Savoir Faire des Frauenzimmers abhänge, nämlich: der Mann könne zwar nicht nach Willkühr seinen Saamen aus dem rechten Hoden eher als aus dem linken ausspritzen, das Frauenzimmer hingegen könne den Saamen nach dem beliebigen Eierstock hinleiten, indem sie während des Beischlafs ihrer Lage die gehörige Richtung gegen die rechte oder die linke Seite geben dürfe, da alsdann die Saamenfeuchtigkeit vermöge ihrer eigenen Schwere die beabsichtete Richtung nehmen müsse. So lange aber nun der Eierstock nicht mit derjenigen Saamenfeuchtigkeit, die mit der ihm eigenen in gleichem Verhältniß stehe, befeuchtet werde, so lange müsse die Frau unfruchtbar bleiben, erfolge aber dieses, so werde sie schwanger."

Durch dieses Hirngespinste ist der durch seine Schrift*)

*) Völlig entdecktes Geheimniß der Natur, sowohl in der Erzeugung des Menschen, als auch in der willkührlichen Wahl des Geschlechts der Kinder, von J. Christoph Henke, Organist bei der Kirche St. Martini in Hildesheim.

berühmt gewordenen Organist Henke zu Hildesheim wahrscheinlich zu weitern Gaukeleien verleitet worden, denn seine Hypothesen sind von diesen nicht weiter unterschieden, als das er sie nur etwas anders ausstaffirt hat. Er sagt: „jeder Hode sondere seinen eigenartigen Saamen ab; er bilde aber nicht allein für sich die völlige Frucht, sondern der Saame des rechten Hoden diene zur Befruchtung der männlichen, der des linken aber zu Befruchtung der weiblichen Eier *); jeder der beiden Eierstöcke enthalte eine besondere Art Eier, und zwar der rechte die männlichen, der linke die weiblichen **).“ Diese Sätze will der Verfasser durch eine Menge Versuche beweisen, die er an Thieren selbst vorgenommen zu haben behauptet. Er ließ Schweine von Halbebern bespringen, ließ Hunde und Kaninchen kastriren, auch Hündinnen ließ er den rechten Eierstock und die rechte Trompete nehmen und sie mit Hunden, die des rechten Hodens beraubt waren, sich paaren, und er fand seine Hypothese überall bestätiget. Auch den saubern Versuch des Erzvaters Jakob (s. oben) ahmte er nach; er breitete vor dem Ausgang der Kaninchenhöhlen blaue Mäntel aus, trieb die trächtigen Kaninchen über diese Mäntel her, und dies hatte den Erfolg, daß sie lauter dunkelblaue Junge warfen, welche nachher wieder ihres Gleichen, blaue Junge, erzeugten.

Herr Henke behauptet nun ferner ***), „daß bei dem

*) Bekanntlich die alte Meinung des Hippokrates, dem man diese Schwachheit gerne verzeiht.

**) Dieser lächerliche Glauben ist längst durch häufige Erfahrungen widerlegt worden. Es haben nämlich Männer mit einem Hoden Kinder beiderlei Geschlechts gezeugt. Herr Henke könnte hier einwenden, der andere Hode habe im Bauche verschlossen gelegen. Aber man weiß, daß Männer, denen der Hode ausgeschnitten war, Knaben und Mädchen gezeugt haben; Gassendi erzählt diesen Erfolg von einem Menschen, der diese Operation an sich selbst vollzogen hatte. Aber auch hier glaubt Herr Henke mit der Plaisanterie des Rabelais durchzukommen: Monsieur, qui jamais a douté de votre epouse? —

***) Alle vorhergehenden und folgenden Behauptungen beruhen auf den verwirrtesten Begriffen, die den ausgemachtesten physiologischen Wahrheiten so geradezu widersprechen, daß sie keine Zergliederung verdienen. Höchstens stellt man des Kontrastes wegen Beispiele gegenüber.

Beischlafe der Saame sich nicht aus beiden Bläschen zugleich ergieße, sondern nur bloß aus dem, dessen Hoden sich im Beischlaf in die Höhe ziehe; diese wichtige Beobachtung, daß sich immer ein Hode in die Höhe ziehe, könne ein jeder Freund der Wahrheit vor dem kritischen Augenblick des Zeugungsgeschäftes selbst machen. Da der Saame aus der rechten Hode nur fähig sey, die Eier des rechten Eierstocks zu befruchten, und der aus dem linken Hoden die Eier des linken Eierstocks, so käme es also bei der Willkühr, Knaben und Mädchen zu zeugen, bloß auf die Kunst an, den einen oder den andern Hoden emporzubringen. Und um dieses zu bewirken, werden folgende Regeln in Vorschlag gebracht: wenn ein Knabe gezeugt werden soll, so muß der Mann 1) mit dem rechten Knie zuerst überschreiten, denn indem er dieses thut, verursacht die stärkere Spannung des Muskels die Emporbringung des rechten Hodens, und alsdann erst muß das linke Knie folgen. 2) Er muß die ganze Lage so nehmen, daß die rechte Seite mehr gespannt ist, als die linke; er muß nämlich den obern Theil des Leibes mehr nach der linken Seite hinstrecken."

„Sollte nun aber bei aller dieser Vorsicht, vielleicht durch ein kleines Versehen, der linke Hode sich in die Höhe gezogen haben, so kann er ganz leicht, ohne alle Gewaltthätigkeit, ohne allen Schmerz, solchen während der Umarmung, ehe noch das Saamenbläschen durch die Muskel gedruckt wird, hinunter, und den rechten hinauf schieben, und gewiß seyn, seinen Zweck nicht zu verfehlen, da alsdann dieser rechte Hode auf das rechte Saamenbläschen Einfluß habe, und dieses allein bei der krampfhaften Nervenerschütterung ausgeleert werde."

„Wie man bei Zeugung eines Mädchen zu Werke gehen müsse, könne man schon aus dem Vorhergehenden schließen. Der Mann muß natürlich mit dem linken Knie zuerst überschreiten, sich nach seiner rechten Seite mit dem obern Theile des Körpers mehr beugen, oder den Kopf auf die linke Schulter der Frau legen, damit die größern Muskeln an der linken Seite mehr angespannt werden. Kurz, er muß dafür sorgen, daß

der linke Hode sich in den Schmerbauch hinauf ziehe, und im Fall es durch Verhinderung noch nicht geschehen sey, ihn sogleich hinaufschieben, und Sorge tragen, daß der rechte Hode unten bleibe."

Nun muß ich meinen Lesern noch einige Proben von dem Scharfsinn geben, womit der Herr Organist die Einwürfe widerlegt, die er sich vorläufig selbst zu machen beliebte.

Wer kann in den wonnevollen Augenblicken der süßesten Gefühle an solche Künsteleien denken?

„Für die Feurigen, Raschen, Unbändigen schreibe ich nicht," antwortet Herr Henke.

Wie sollen es die Drei- und Vierhodigen machen?

„Acht geben, welcher von den mehrern Hoden sich in die Höhe zieht, und sich selbst darnach Regeln abstrahiren."

Die Natur läßt sich nicht zwingen, läßt sich von dem Menschen bei der Erzeugung keine Gesetze vorschreiben! —

„Die Natur läßt sich allerdings zwingen! Freilich nicht anders, als durch sich selbst, als wenn es ihr beliebt, nachzugeben. Müssen sich nicht die Pflanzen das Okuliren gefallen lassen? Was muß nicht der Esel mit der Stute thun? Was thut der Mensch nicht?" — —

Der Mensch zerrüttet die Ordnung der Natur, wenn er nach Willkühr Knaben und Mädchen zeugen will, deren Verhältniß nach einer weisen Einrichtung im Ganzen gleich ist. Es ist also ein strafbarer Eingriff in die Ordnung des Schöpfers! —

„Wird diese vermeinte Ordnung Gottes nicht durch andere Dinge in der Welt zerrüttet? z. B. durch Luxus, eheloses Leben ꝛc. Uebrigens schreibe ich nicht für die gemeinen Stände, denen es gleich viel ist, welches Geschlecht sie erzeugen *), sondern nur für solche, denen meine Entdeckung eigentlich nützlich seyn kann, und die gerne Knaben haben wollen, weil ihre Töchter unverheirathet bleiben und ein unglückliches Leben führen müssen." O si tacuisses! —

*) In manchem Staat wäre gewiß dem Bürger und Bauer sehr viel daran gelegen, wenn er durch diesen Kunstgriff der Politik einen Streich spielen könnte. Z. B. da, wo die Söhne dem Soldatenstand bestimmt sind.

Henke gab sein Buch 1786 heraus. Der Debit soll so stark gewesen seyn, daß er 3000 Dukaten dabei verdient habe. Es muß sich also in sehr vielen tausend Händen befinden, und wahrscheinlich müssen auch schon einige tausend vorschriftsmäßige Versuche gemacht worden seyn. Bis jetzt ist aber noch kein Mensch aufgetreten, der der Welt seinen erzielten Versuch bekannt gemacht hat. — Herr Henke wird sich vielleicht auch hier zu helfen wissen und sagen, daß alle Versuche aus Dummheit oder Ungelehrigkeit nicht recht gemacht worden seyn müßten. Aber dann müßte er auch die Aufforderung annehmen, in eigener Person zu erscheinen und unter seiner Direction und in Beiseyn eines Notarii caesarei publici einen Zeugungsakt nach vorgängiger beliebiger Geschlechtsbestimmung vollziehen lassen. Indeß verhält sich der Herr Organist ganz ruhig und belacht wahrscheinlich im Stillen das leichtgläubige Publikum, welches so gutwillig war, seinen Finanzzustand um 3000 Dukaten zu verbessern.

Also steckt wohl nichts hinter dem Geheimniß, nach Willkühr Knaben und Mädchen zu erzeugen, wird vielleicht mancher fragen, dessen Aufmerksamkeit beim Anfang dieses Kapitels gespannt war? Wie du siehest, lieber Leser, so hat es uns der Herr Organist Henke wenigstens nicht entdeckt, und der Himmel bewahre uns, daß etwa nicht ein anderer die Natur in ihrer innern verborgenen Werkstätte belauschen möge, denn sonst könnten wohl die Menschen auf den unglücklichen Einfall kommen, lauter Knaben oder lauter Mädchen die Existenz zu geben, und dann würde der Welt Ende nahe seyn. — Doch wer durchaus etwas von dieser Sache wissen will, der lese folgendes. Nur bitte ich, solches nicht als specifikes Propagationsmittel anzusehen, sondern überhaupt als Beförderungsmittel der Fruchtbarkeit des Beischlafs. „Wenn ein paar Eheleute, von denen der Mann kälter als die Frau, gern einen Knaben zeugen wollen, so schlafe diese eine Zeitlang allein; ihre Speise nehme sie größtentheils aus dem Pflanzenreiche, sie esse sehr dünne Brühen, enthalte sich des Weins und aller andern erhitzenden Speisen und

Getränke. Der Herr Gemahl hingegen mache sich öfters eine mäßige Bewegung; er trinke ächte geistreiche Weine, mit ein wenig Wasser vermischt, doch nicht zuviel auf einmal; er esse gebratenes und gekochtes Schöpsenfleisch, gebratene Rebhühner u. s. w. Hierdurch wird die Hitze und die Begierde der Frau etwas gemindert, hingegen bei dem Manne durch die entgegengesetzte Diät die Nervenkraft mehr belebt, der Saame feuriger und flüchtiger gemacht werden. Man will auch beobachtet haben, daß aus der Umarmung kurz nach der monatlichen Reinigung, wenn solche ordentlich gewesen ist, mehrentheils Knaben erzielt worden sind. — Daß es auf die physische Beschaffenheit der Eltern ankomme, ob sie Söhne oder Töchter zeugen werden; daß der stärkere feurigere Mann einen Sohn, der schwächere eine Tochter mehrentheils zeugt, dies bestätigen nicht nur Beispiele von ganzen Nationen, die in der Polygamie leben, sondern auch einzelner Menschen. Z. B. zu junge und zu alte Männer zeugen mehr Mädchen als Knaben; doch kann ein alter Mann eher einen Knaben zeugen, als ein unbärtiger Jüngling; Männer, die sich durch übermäßigen Genuß in der Liebe oder durch Ausschweifungen im Essen und Trinken geschwächt haben, zeugen selten Knaben; Menschen bei guter und mäßiger Nahrung zeugen öfterer Knaben, als arme Tagelöhner. Unter hundert Fällen ist gewiß das achtzigste Kind unter den Erstgebornen ein Mädchen. Der arbeitsame Mittelstand der Bürger, der Handwerksmann und Bauer hat mehr Knaben, als der Gelehrte. — —

Dritter Abschnitt.

Vom Genusse der Geschlechtsliebe.

Erwachen des Geschlechtstriebs und Geschlechtsreife.

Das Erwachen des Geschlechtstriebes in beiden Geschlechtern gibt dem aufmerksamen Beobachter einen sehr reichen Stoff, fruchtbare Betrachtungen über die schöne Wechselwirkung der Liebe, über die eigenthümlichen Modifikationen dieses Triebs in beiden Geschlechtern anzustellen.

Das erste dunkle Gefühl der erwachenden Geschlechtslust offenbart sich aber unter so mannigfaltigen Gestalten, unter so feinen, unmerklichen Nuancen, daß es von einem ungeübten Auge leicht verkannt werden kann. Bald erweckt dieses Gefühl eine außerordentliche Munterkeit, einen ungewöhnlichen Muthwillen, eine unerschöpfliche Gesprächigkeit, wobei sich alle Empfindungen mit einem innern Wohlbehagen über den ganzen Körper verbreiten; bald sehen wir es in einem Hang zur Schwärmerei, zur Einsamkeit, zur Ausschweifung; bald zeigt es sich unter dem Schleier einer übertriebenen Schamhaftigkeit, Verzagtheit, Verschlossenheit, schwärmerischem Nachdenken, Verstellung, einer süßen Schwermuth u. s. w., welches alles unstreitig von der Verschiedenheit des Körperbaues oder Leibesbeschaffenheit, der Erziehung, Lebensart, des Temperaments und Gemüthscharakters, der Nahrungsmittel, der beigebrachten

Begriffe und Vorurtheile und mancherlei anderer äußerlichen Umständen und Verhältnisse abhängt.

Das erste Erwachen dieses Triebs im werdenden Jüngling, die Revolution, die dadurch um diese Zeit im ganzen Körper vorgeht, die Straffheit der Fibern und Muskeln, der unruhige Umlauf des Blutes, die zunehmende Kraft, die der Jüngling fühlt, seine glühende Einbildungskraft, alle diese Umstände machen es nothwendig, daß er diesen Trieb in seiner ganzen Stärke empfindet, und, was natürlich daraus folgt, auch zu befriedigen strebt.

Von beinahe entgegengesetzten Erscheinungen ist das erste Erwachen des Geschlechtstriebs im weiblichen Geschlechte begleitet. Das Gefühl ist nicht so deutlich, verbreitet keinen so hohen Grad von Munterkeit und kühner Lebhaftigkeit in dem weiblichen Wesen, als in dem männlichen. Allmähliger und unbemerkt beginnt dieses Gefühl in dem zärteren Nervenbau des Mädchens die leisen ahnenden Empfindungen sanfter zu spannen und mit angenehmen, aber unbekannten Schwingungen zu rühren. Das Mädchen wird schüchterner, schamhaftiger, und flieht die Gesellschaft der Männer, um selbst gesucht zu werden, denn sein Herz ist ihnen nicht abgeneigt; es fühlt in seinem Innern ein Bedürfniß, eine Sehnsucht, wovon es sich keinen Begriff machen kann. Gewiß ist es daher, daß das unschuldige Mädchen sich mehr aus einem Antrieb des Herzens, aus einem Gefühl der Wonne nach dem sehnt, was bei dem Manne nur thierisches Bedürfniß ist.

Im allgemeinen charakterisirt sich die erwachende Geschlechtsliebe durch einladende Zurückhaltung bei dem weiblichen, und durch entschlossenere Dreistigkeit bei dem männlichen Geschlechte.

Die Natur hat aber die Annäherung der Geschlechtsreife nicht allein durch innere, sondern auch durch äußere Merkmale bezeichnet.

Bei dem männlichen Geschlechte durch eine tiefere Stimme, durch das Wachsen der Haare an den Zeugungstheilen, an dem Kinn und unter den Armen; diese Erscheinungen schreibt man zum Theile der Absonderung

des Saamens zu*). Bei dem weiblichen Geschlechte durch das Eintreten der monatlichen Blutsausleerung, durch das Wachsen der Brüste und der Haare an den geheimen Theilen.

Nicht überall tritt die Geschlechtsreife zu gleicher Zeit ein. Die Ursachen der frühern oder spätern Reife sind theils ursprünglich und natürlich, theils abgeleitet und widernatürlich; die ersteren sind relativ und hängen vom Klima, von Völkerabstammung, von National- und individuellen Temperamenten, von Nahrung und Lebensart, von andern körperlichen Umständen der Individuen, Gesundheit, Krankheit und dergl. ab. Die letzteren entspringen aus der Gesetzgebung und Staatsverfassung.

In den warmen östlichen und südlichen Theilen der Erde entwickelt sich der Begattungstrieb früher, als in den kalten und gemäßigten Gegenden. Schon in Spanien sind zwölfjährige Weiber nichts seltsames. In Algier, Indien, Sina, den Inseln des stillen Meers, in den heißen Erdstrichen von Amerika sind im achten Jahre die Mädchen zur Empfängniß, im zehnten die Jünglinge zur Zeugung geschickt. In sehr kalten, rauhen und feuchten Gegenden, wo dicke Luft die Säfte des Menschen zähe macht und seine Lebensgeister sich zu entwickeln hindert, oder eine allzuscharfe jene vertrocknet, und dadurch die Quelle von diesen verstopft, erwacht der Geschlechtstrieb spät und ist von geringer Kraft, wie bei den Grönländern, Eskimos, Ostiaken, Zemblänern und nördlichen Tataren. Nur die Samojedinnen, die schon im eilften, zwölften Jahre mannbar werden, machen hier eine Ausnahme. Diese machen wahrscheinlich einen von ihren Nachbarn ganz verschiedenen, den Negern ähnlichen Völkerstamm aus, den

*) Buffon hist. nat. T. I. zählt die nächtlichen Saamenergießungen mit zu den Kennzeichen der Mannbarkeit. Sie gehören aber nicht hierher, weil sie dem mäßig lebenden, das Gesetz der Keuschheit beobachtenden Jünglinge gänzlich unbekannt, oder außerordentliche Folgen einer Ueberladung des Magens vor dem Schlaf, einer Erhitzung des Bluts, wollüstiger Vorstellungen der Einbildungskraft, also immer Wirkung eines widernatürlichen Reizes sind.

selbst das Klima nicht zu bemeistern vermag. Daß das Nationaltemperament vorzüglich von genetischen Kräften und andern wichtigen Einflüssen bestimmt werde, beweiset auch die jüdische Nation, die, Trotz der Auswanderung und Zerstreuung, in ihrem Charakter, in ihrer Gesichtsbildung so auszeichnende Züge beibehält, daß sie selbst die Taufe nicht auszulöschen vermag, und die bei Vermischung mit andern Völkerstämmen bei der dritten und vierten Generation oft noch zum Vorschein kommen.

Unter allen Temperamenten empfindet unstreitig keines die Macht des Geschlechtstriebes früher und stärker, als das, was Plattner das sanguinische nennt, wo ein hoher Grad von Lebhaftigkeit und Ausbildsamkeit des gröbern mit den Kräften des edlen Seelenorgans in keinem gleichen Verhältnisse steht. Die Taheitier und andere Bewohner der umliegenden Inseln stellen uns das Bild eines solchen Volks dar. Das phlegmatische Temperament, in welchem sich Schwachheit und Trägheit beider Organe, jedoch ohne widernatürliche Reize vereinigen, bietet den Gegensatz von jenem dar, ein spätes Erwachen und eine geringe Gewalt des Begattungstriebes, wovon die Grönländer und andere ihnen verwandte Völkerstämme zum Beispiel dienen. Das Temperament, in so fern es natürlich und angeboren und ganzen Nationen gemein ist, hängt von dem durch mancherlei Lokalursachen modificirten Klima, oder von der ursprünglichen Völkerabstammung ab, die ihren Grund ebenfalls in diesen Eigenschaften des ehedem bewohnten Landes hat. Bei einzelnen Individuen läßt sich in Rücksicht der Temperamente überhaupt nichts Zuverläßiges bestimmen.

Bei rohen, von Jagd, Fischfang und Räubereien lebenden Völkern tritt überhaupt die Geschlechtsreife später ein, als bei den Hirtenvölkern, wo die Natur den uneingeschränkten Genuß der Güter von selbst oder ohne mühsamen Anbau darbietet.

Als abgeleitete und widernatürliche Quellen des frühreifenden Geschlechtstriebs findet sich in der Gesetzgebung und Verfassung der Staaten ein langes Register von

Ursachen, nach denen es gerade darauf angelegt zu seyn scheint, den Menschen nach seinen physischen und moralischen Kräften immer mehr zu verschlimmern. Dahin gehören z. B. das ehelose Priester- und Soldatenleben, die der Liebe geweiheten öffentlichen Tempel ꝛc., stehende Heere, schlechte Anstalten für physische und moralische Menschenbildung, Mißbräuche gottesdienstlicher Handlungen ꝛc.

Früher beschleunigt die verfeinerte Lebensart, der Luxus, Müßiggang, Empfindsamkeit ꝛc. die Geschlechtsreife in Städten, später die einfache Nahrung und schlichtere Sitten auf dem Lande. —

In unserm Vaterlande und in den meisten Gegenden Europa's pflegen obige Zeichen bei Jünglingen im sechzehnten, bei Mädchen im vierzehnten Jahre zu erscheinen. Allein die Natur würde sich in der Bildung des feinen Zeugungsstoffs gewiß vor der Zeit erschöpfen, die traurigsten Folgen würden sich über die Menschheit verbreiten, wenn man jedes Mädchen, das die monatliche Reinigung zu haben, jeder Knabe, dessen Kinn behaart zu werden anfängt, für begattungsfähig halten wollte. Jene Merkmale beweisen nur, daß der Geschlechtstrieb seiner Reife sich nähere. Diese angegebene Mannbarkeit hat allerdings noch ihre Stufen, und vervollkommnet sich bei den Frauen in einem ungefähr anderthalbjährigen, bei den Männern in einem etwa dreijährigen Zeitraume bis zur völligen Reife. Diesen Zeitpunkt kann man für die äußerste Grenze annehmen, wo der physische Mensch das ganze Maaß seiner Kräfte erreicht hat, wo Körperkraft und Geistesstärke sich in dem glücklichen Gleichgewichte befinden, daß gesunde und starke Kinder gezeugt und auferzogen werden können.

Die Fälle, daß im dritten und fünften Jahre u. s. w. Mädchen menstruirt werden und Knaben Saamen absondern, gehören, so wie die außerordentlich frühe Empfängniß- und Zeugungsfähigkeit, bei uns zu den seltenen Erscheinungen. Man erzählt, daß im zehnten Jahre ein Mädchen glücklich niedergekommen, und ein Knabe von diesem Alter seine Amme geschwängert habe. —

Die frühere und spätere Geschlechtszeitigung steht überall

mit dem Verschwinden des Zeugungsvermögens in gleichem Verhältnisse. Bei jenen frühreifen Nationen findet man schon im 25. Jahre unfruchtbare Weiber, im 35. unfähige Männer. In den meisten Gegenden unsers Welttheils verlieren die Weiber zwischen dem 40. und 50. Jahre mit dem Aufhören der periodischen Blutausleerung die Fähigkeit zu empfangen, die Männer zwischen dem 60. und 70. Jahre die Kraft zu zeugen. Doch sieht man Weiber im 50., sogar im 80. Jahre Kinder zur Welt bringen, und Männer in ihrem 80. im 110 Jahre zeugen; im 115. Jahre wurde sogar ein Greis des Ehebruchs überführt. Indeß sind in unsern Zeiten Sara's weit seltener, als die Zortens *).

Die ungehindert fortarbeitende Natur bringt meistentheils Meisterstücke hervor. Sie bildet den physischen Menschen zu dem, was er seyn soll; aber er mißbraucht das hohe Vorrecht, ihr ins Werk greifen zu können, daher sieht man so oft Stauden statt Bäumen, und Zwerge statt Menschen.

Es ist daher sehr zu wünschen, daß man jeden, dem Ziele seiner Reife sich nahenden Jüngling über die Geschlechtsverrichtungen des menschlichen Körpers und deren Folgen unter schicklichen Umständen belehrte. Gewiß würde er dann bei oft zufälligen Reizungen und verführerischen Gelegenheiten besser über sich wachen, und nicht aus Unwissenheit der Folgen die erste seiner Pflichten, die Sorge für die Erreichung des natürlichen Maaßes seiner Lebenskräfte, so leichtsinnig aus den Augen setzen. Daß ein solcher Unterricht wirklich genutzt habe, davon überzeugen uns die Erfahrungen, welche Oest, Salzmann u. a. bekannt gemacht haben.

Der Zeitpunkt der annähernden Geschlechtsreife ist überhaupt einer der wichtigsten des ganzen Lebens, und die Art, wie die Leidenschaft der Liebe in der Jugend entsteht und sich richtet, gehört zu den entscheidendsten Gründen ihres ganzen künftigen Charakters. Der aufkeimende Geschlechtstrieb gibt den zarten Nerven eine gewisse, dem Ganzen angemessene Spannung und Stim-

*) Ein Bauer aus dem Bannat, der in seinem 185. Jahre starb, und nach seinem 100. Jahre noch Kinder zeugte.

mung, die das ganze Leben hindurch ununterbrochen forttönt, prägt denselben eine besondere Beweglichkeit, Reizbarkeit und Empfindlichkeit für solche Eindrücke ein, die auf ihn irgend nur eine Beziehung, oder mit ihm in Verbindung stehen, erzeugt in dem Herzen eine gewisse Fertigkeit, nur jene Gefühle leicht hervorzubringen, die so wollüstig durch den Körper hinströmen, oder er erhöhet auch ihre Gefühle für das Schöne und Edle, und entflammt ihre Thätigkeit, ihre Bestrebungen nach Tugend und Ehre. Endlich verschafft er der Einbildungskraft einen ganz neuen Schwung, so daß sie sich entweder mit großen, weitaussehenden Entwürfen und Unternehmungen beschäftiget, oder sich nur mit solchen schwärmerischen Bildern gerne täuscht, die in Ansehung ihres Farbengewandes und ihrer trügerischen Gestalt mit dem Tone einer schmelzenden Zärtlichkeit übereinstimmen.

Wer zweifelt an der Schädlichkeit einer überspannten, immer tiefer wurzelnden Schwärmerei? Sie verwirrt den Verstand, lähmt die Schwungkraft des Geistes, und macht ihn zu einer anhaltenden Thätigkeit unfähig, schlaff und stumpf, sie macht, daß das reine Empfindungsvermögen in eine kränkliche Empfindelei ausartet. Die unaufhörlichen Bestrebungen, Begierden, Wallungen und Empörungen der Seele, die damit verbunden sind, müssen nothwendig verderbliche Veränderungen in dem Körper hervorbringen, und bei reizbaren Mädchen den Grund zu jener Krankheit, die unter dem Namen der Bleichsucht bekannt ist, und so tief in den Körper wurzelt, daß der Arzt nur selten dieselbe auszurotten vermag.

Man suche daher jenem feinen Gefühle und Triebe nach Geschlechtslust gleich bei seiner ersten Aeußerung eine gute Richtung zu geben, daß sie ihre Aeste sanft um das Leben schlinge, nicht wilde Ranken treibe, die wie Unkraut das beste Mark aufzehren, die frühen Tage des Lebens verkürzen, daß sie nicht ungestüm, wie die ausgebrochene Fluth dahin brause, entnerve und mit Unruhe martere, sondern, daß sie gleichmäßig und in einer reinen Flamme fortlodere, das Herz ruhig durch-

wärme, die süßesten Empfindungen erwecke, und allmählig zu dem höchsten Genusse der Liebe fortleite.

Väter, Mütter, Jugendfreunde! Euch ist das Wohl eurer Kinder und Zöglinge die heiligste Pflicht; glaubt nur nicht, daß ihr dieses dadurch befördert, wenn ihr einen Trieb unterdrückt, der so tief in unserer Natur gegründet ist und der Wonne uns so viel gewährt, wenn er nicht zur Ausschweifung gemißbraucht, sondern zu einem erhöheten Genusse veredelt wird. Lehrt eure Kinder die reine Sittlichkeit der Liebe und ihres Genusses und predigt ihnen nicht eine Religion oder Moral, die sie verdammt. Vor allen Dingen aber seyd keine menschenfeindliche Zuchtmeister eurer Kinder, seyd vielmehr ihre ersten und vertrautesten Freunde. Habt ihr einmal in diesem Zeitpunkte ihr Zutrauen verloren, so werdet ihr dasselbe nie wieder erlangen; Verstellung, Arglist, Verschlossenheit werden an die Stelle des einfachen, geraden und offenen Betragens treten, und dies ist der erste Schritt zur Ausschweifung und zum Verderben. Hingegen eure überzeugende Warnung, eure gefällige, sanfte Zurechtweisung, eure freundliche Herablassung und väterliche Liebe wird sie immer umschweben, und sie mehr als hundert auflauernde Augen, mehr als die züchtigende Ruthe vor dem Fall schützen. Laßt das lustige Mädchen singen, tanzen, hüpfen und springen, laßt es auf dem ebenen Felde munter umher taumeln, daß der Strom des Lebens durch jede Ader gleichmäßig fortrinne, jede Mündung sich öffne, das Gefühl des Wohlbehagens sich durch den ganzen Körper verbreite, und der beseelende Hauch der Natur alles zu ihrer großen Absicht vollkommen entwickele. Laßt den muthigen Jungen das aufglimmende Feuer vorsichtig vertoben und seine Kraft an beschwerlichen Gegenständen üben, daß sie nicht allzugewaltig und unaufhaltsam mit der Zeit hervorbreche. Leicht wird es euch bei dem sanften Mädchen werden, ihr Gefühl für Geschlechtslust zu verfeinern und zu erhöhen, wenn ihr sie auf die Harmonie des Schönen und Guten aufmerksam macht. Mit der Veredlung ihres Herzens veredelt ihr zugleich der Liebe tausendfache Wonnen.

Einige physische Ursachen des vorzeitig erwachenden Geschlechtstriebs.

Alles, was den Zufluß der Säfte nach den Geschlechtstheilen vermehrt, was die Nerven dieser Theile in eine angenehme Stimmung versetzt, was die Vollkommenheit dieser Theile bei Knaben und Mädchen beschleunigt, alles dies muß, wie jeder ohne weitern Beweis zugeben wird, nothwendig das frühzeitige Erwachen des Geschlechtstriebs befördern.

Eben so wenig bedarf es eines scharfen Blickes, eines großen Beobachtungsgeistes, um bei manchen Familien zu bemerken, daß der starke Hang eines Vaters oder einer Mutter ihren Kindern mitgetheilt hat, und daß also schon die geile Wollust mancher Eltern und Ammen auf die allzufrühe Entwickelung des Geschlechtstriebes bei vielen Kindern irgend einen Einfluß haben müsse. Ob aber der Grund dieser Mittheilung mehr in der physischen und moralischen Erziehung der Kinder, oder mehr in der Aehnlichkeit ihrer Säfte und Nerven, welche ihren Eltern eigen sind, liege, dieses ist schwer zu entscheiden. So viel aber bleibt gewiß, daß Eltern schon bei der Bildung eines Kindes in der Gebärmutter auf die Bestimmung seines Temperaments, auf die Beschaffenheit und Richtung seiner Triebe einen wichtigen Einfluß haben, einen Einfluß, welcher oft auch durch die zweckmäßigste und beste Erziehung nicht vermindert, viel weniger ganz vertilgt werden kann. Erwägen wir ferner, daß manche Krankheitsanlagen, welche fähig sind, den Geschlechtstrieb rege und wirksam zu machen, sich von Eltern auf Kinder fortpflanzen, so dürfen wir noch weniger Anstand nehmen, zu behaupten, daß oft die Ursache der frühzeitigen Entwickelung des Geschlechtstriebs bei Kindern und jungen Leuten in der Beschaffenheit des Körpers ihrer Eltern zu suchen sey.

Eben dieses gilt auch von der Beschaffenheit des Charakters und des Körpers mancher Ammen. Alle Aerzte behaupten einstimmig, daß man bei der Wahl einer Amme unter andern mit darauf Rücksicht nehmen müsse,

ob sie einen starken Hang zum Genusse der Liebe habe. Die Milch einer Amme, die durch das heftige Verlangen, ihre wollüstigen Wünsche öfters zu befriedigen, sehr leicht eine üble Beschaffenheit annimmt, hat nicht nur Einfluß auf die gegenwärtige Gesundheit des Säuglings, sondern auch auf seine ganze übrige Lebenszeit.

So wie ein heißes Klima früher zum Genusse der Geschlechtslust einladet, eben so verhält es sich auch mit der lokalen äußern Wärme in allzuheißen Zimmern und Federbetten. Der Zufluß der Säfte nach den Geschlechtstheilen wird dadurch vermehrt; die vermehrte Ausdünstung zieht den Verlust der flüchtigeren Theile der Säfte nach sich, und macht, daß die scharfen und reizenden Bestandtheile der Säfte mehr concentrirt werden. Auch das öftere Sitzen auf gepolsterten Stühlen und Sopha's, allzu warme Beinkleider verursachen einen widernatürlichen Drang der Säfte nach den Zeugungstheilen.

Niemand läugnet, daß der Mißbrauch warmer Getränke, besonders des Thee's und Kaffee's, die Gesundheit der Kinder und jungen Leute zerrüttet, ihr Nervensystem schwächt, ihr Blut verdirbt und erhitzt, unordentliche Bewegungen im Körper und besonders den Geschlechtstrieb frühzeitiger hervorbringt, und doch sieht man so häufig gegen diese Wahrheit sündigen. Eben so werden durch den zu öfteren Genuß warmer Speisen die Verdauungswerkzeuge geschwächt, die Säfte in schnellere Bewegung gesetzt, und die festen Theile reizbarer gemacht; da ohnehin schon den Kindern größere Reizbarkeit und schnellerer Blutumlauf eigenthümlich ist, so müssen allzu nahrhafte, erhitzende und harntreibende Speisen, worunter Fleisch, vorzüglich Wildpret, Krebse, Gewürze u. a. gehören, das Erwachen des Geschlechtstriebes beschleunigen. Am gefährlichsten sind aber die geistigen Getränke, weil sie nicht nur auf Blut und Nerven heftig wirken, sondern auch die Phantasie erhitzen und dadurch Knaben und Mädchen Gelegenheit darbieten, allzu früh einen Trieb kennen zu lernen, der bei ihnen noch lange Zeit geschlummert haben würde.

Alle diese und andere physische Ursachen, die das vor-

zeitige Erwachen und die übermäßge Gewalt des Geschlechtstriebs befördern, lassen sich in folgenden Satz zusammenfassen: **das Mißverhältniß zwischen Reiz und Kraft ist die erste und wichtigste Ursache, sowohl der zu frühen Reife, als der Ausschweifungen des Geschlechtstriebs; was also Reiz erregt und erhöht, ohne die Kraft zu stärken, ist eine Quelle beider Uebel.**

Natürliche Grenzen des Geschlechtsgenusses.

Es läßt sich nichts allgemein Bestimmendes darüber festsetzen, wie oft der Geschlechtsgenuß in einem gewissen Zeitraume ohne Nachtheil wiederholt werden kann. Dies ist in so fern relativ, als bei dem Einen physisches Uebermaaß seyn kann, was es nach den Kräften des Andern nicht ist. Dennoch gibt es eine und eben dieselbe Grenze, die allen gesetzt ist, ob sie gleich der eine mehr verengt, der andere mehr erweitert findet. Unangenehmes Gefühl der Ermattung, bemerkbare Schlaffheit auf denjenigen Theilen, die ohnedem schon mit einiger Schwäche behaftet waren, eintretende Stumpfsinnigkeit, Mangel des willkührlichen, gehörig anhaltenden Reizes zur Geschlechtslust, geringer Zufluß der Saamenfeuchtigkeit, endlich beträchtlich vermindertes Vergnügen bei der Umarmung geben gleichsam die ersten Schritte jenseits derjenigen Scheidungslinie an, über welche hinaus jeder Zug aus dem Becher der Wollust, bevor die Natur wider in's Gleichgewicht getreten ist, auf Zerstörung der Gesundheit und des Lebens hinarbeitet. Wird das Ziel demungeachtet noch weiter überschritten, so wird die Natur zwar den verhältnißmäßigen Abgang durch anderweitige Mittel zu ersetzen suchen, aber sich dann auch um so viel eher erschöpfen, und die Kräfte werden in einer steigenden Progression abnehmen; der Reiz wird vielleicht eine zeitlang auszeichnend stark seyn, aber das Vergnügen, das aus der Befriedigung desselben erwächst, wird mit dem Mißbehagen, das der Aufschub dieser Befriedigung verursacht, und mit den noch weit größern Un-

gemächlichkeiten, die diese Befriedigung gleichwohl selbst nach sich zieht, in keinem Verhältnisse stehen. Endlich werden beides, Reiz und Kraft, mit einem Male vielleicht plötzlich genug verschwinden, und glücklich, wenn nicht mit ihrem Untergange eine völlige Zerrüttung der ganzen Organisation erfolgt.

Unter allen schädlichen Einflüssen auf den menschlichen Körper gibt es gewiß keine Ursache, deren Wirkungen so unmittelbar und mit so unwiderstehlicher Gewalt die edelsten thierischen und geistigen Kräfte des Menschen zerstören, als die zu frühen und unmäßigen Uebungen des Geschlechtstriebes. Die Natur mag immerhin ihre ganze Reproduktionsfähigkeit aufbieten, sie wird nie eine auf diesem Wege zerrüttete Organisation und erschöpfte Lebenskraft völlig zu ergänzen und das aus ihr zu machen vermögen, was sie daraus hätte machen können; das Gleichgewicht der körperlichen Geschäfte ist verloren, ihre Kraft ist auf ewig gelähmt, und sie unterliegt den mannigfaltigen schrecklichen Uebeln, die von allen Seiten unaufhaltsam auf sie zudringen. —

Um das schreckliche Gemälde dieser Folgen mit einem Blick zu übersehen, ist ein einziger Besuch in jenen Krankenstuben und Lazarethen genug. Hier schaudere man vor der unerbittlichen Rache zurück, welche die Natur an den Frevlern übt, die ihre heiligen Gesetze so muthwillig entweiheten, die mit so viehischem Ungestüm auf sich losstürmten, daß selbst die Fähigkeit zu sündigen bei ihnen augenblicklich verschwand. —

Bei weitem größer ist jedoch jene Klasse von Unglücklichen, die bei ihren Ausschweifungen noch einigermaßen vorsichtig sind, die jedem Anfalle eines Uebels durch Hülfe des Arztes auf der Stelle entgegen zu arbeiten suchen, bei denen dies Laster oft eine fremde Maske trägt, deren Gesundheit und Leben hingegen von einem im Verborgenen nagenden Wurm allmählig aufgerieben wird.

Unter allen Lastern kündigt sich keins durch seine Physiognomie, durch auffallendere Züge im organischen Gebilde des Menschen mehr an, als das Laster der Wollust. Es vernichtet, wie keine andere Ursache, die schönen reizenden Formen der menschlichen Bildung; Anmuth und

Grazie verschwinden aus dem männlichen und weiblichen Antlitze; die Wellen und Schlangenlinien, jene zauberischen Züge der Schönheit, fallen ins Längliche; das Feuer und Leben der Augen wird getödtet; die beseelte Kraft des Blicks bricht und ermattet; alle Gesichtszüge werden verzerrt und verwirrt; das lebhafte Kolorit verbleicht, und verwandelt sich auf den eingefallenen Wangen in eine ekelhafte Bleifarbe; kurz, der ganze Anblick des Menschen ist zurückschreckend. —

Sieht man ihn nicht früh auf die Bahre hingestreckt, so wird er auf einem langwierigen Siechbette vergeblich nach Hülfe schmachten müssen. Meist unheilbar und chronisch sind die Krankheiten, die diesen Ausschweifungen auf dem Fuße folgen. Ihre Zahl heißt Legion. Atonie oder geschwächte Konstitution (fibra laxa), widernatürliche Reizbarkeit der Nerven oder sogenannte Nervenschwäche, bald beide zusammen beginnen den Zug und enthalten alle Anlagen zu einem unabsehbaren Heere von Krankheiten. Der Charakter der Atonie ist überhaupt verlorner Ton der Fiebern, Mangel der Steifigkeit, der Elasticität und Thätigkeit in den festen Theilen; er zeigt sich äußerlich an der weichen schlaffen Haut, blasseren Farbe, Neigung zum Kältwerden der Hände und Füße ꝛc. – ; innerlich durch schwächeren Umlauf des Bluts und der Säfte, schwache Verdauung, Neigung zu Durchfällen und Verstopfungen, zum Schweiß, zu allen schleimigen Aussonderungen, zu Verkältungen und unaufhörlichen Rheumatismen, zu Pollutionen und zu frühzeitig eintretenden und unordentlich fließenden Hämorrhoiden, zu hektischen schleichenden Fiebern und zur Wassersucht.

Aus der geschwächten Wirkung der Organen entstehen ferner unvollkommene Absonderungen und mangelhafte Ausleerungen, Stockung in den geschwächten Blut- und lympatischen Gefäßen und in den Eingeweiden des Unterleibs, und aus allem diesem Anhäufung scharfer Säfte, die durch ihre Reize tausenderlei schädliche Wirkungen hervorbringen; die Nervenschwäche hat Krämpfe, Angst, Schlaflosigkeit, Konvulsionen, Schwindel, Zittern, Ohnmacht, Unordnung aller Functionen

des Körpers in ihrem Gefolge. Man hat von übertriebenem Geschlechtsgenuß Blutspeien, Lungensucht, Epilepsie, Schlagflüsse und plötzlichen Tod *) erfolgen gesehen.

Eine der unheilbarsten Krankheiten ist die von Hippokrates schon beschriebene Rückendarre (Tabies dorsalis); er sagt, „sie entsteht aus dem Marke des Rückgrahts, sie greift junge Eheleute und Wollüstlinge an; sie haben kein Fieber, und ob sie gleich gut essen, so werden sie doch mager und verzehren sich; sie glauben Ameisen zu fühlen, welche vom Kopfe bis auf den Rückgraht herablaufen. So oft sie zu Stuhle gehen oder ihren Urin lassen, so verlieren sie häufig eine sehr dünne Saamenfeuchtigkeit. Sie sind untüchtig zur Zeugung und beschäftigen sich oft im Traume mit der venerischen Handlung. Die Spaziergänge, besonders auf rauhen Wegen, setzen sie ganz außer Athem, schwächen sie, verursachen ihnen eine Schwere im Kopfe und ein Brausen vor den Ohren, und zuletzt endiget ein hitziges Fieber ihre Tage.“

Mit dieser totalen Zerrüttung des Nervensystems, diesem unersetzlichen Verluste der Quintessenz aller thierischen Kräfte, besonders wenn solche durch vorzeitige Uebungen der Wollust bewirkt worden, ist eine merkliche Stumpfheit der äußern Sinne unzertrennlich verbunden. Blödigkeit des Gesichts, Schwäche des Gehörs, und ein unaufhörliches katarrhalisches Wesen, worunter alle Sinne leiden, greifen bei Jungen und Alten mehr als jemals um sich, ja nicht selten erfolgt völlige Blindheit und Taubheit.

Nur hier noch einen Blick — zur Vollendung dieses Miniaturgemäldes, auf die Folgen der zerrütteten Organisation in Rücksicht der höhern Kräfte des Menschen. Statt jenes heitern, offnen, unbefangenen Wesens, dieses bezaubernden Gepräges jugendlicher Unschuld, statt jenes ununterbrochenen Frohsinns, jener augenblicklichen Geneigtheit, alles, was die Natur Schönes und Anziehendes hat, mit allumfassender Liebe zu

*) Die zwei Römer, Corn. Gallus und Titus Aetherius, starben in dem Augenblick, da sie der Liebe unmäßig opferten.

genießen, sieht man ein finstres, zurückhaltendes und lichtscheues Wesen, Unzufriedenheit, Schwermuth und kalte Fühllosigkeit gegen alles, was edel und gut ist. —

Statt der Fähigkeit, seine Aufmerksamkeit willkührlich und anhaltend auf Gegenstände zu heften, statt des praktischen Verstandes, das, was recht ist augenblicklich zu erkennen, Muth und Entschlossenheit, es zu thun, Standhaftigkeit, einen gemachten Entwurf durchzusetzen, bemerkt man Schwachheit des Verstandes, Verlust des Gedächtnisses, Zerstreuung der Gedanken, Mangel der Kraft, sich nach dem Bewußtseyn klarer Vorstellungen zu bestimmen, Unentschlossenheit in allen Handlungen, Feigheit ꝛc. — besonders macht der Geist der Kleinigkeit, der List und Verschmitztheit, ängstliche Furcht vor Tadel, Mangel des Selbstvertrauens und endlich Selbstverachtung bei dem geschwächten Wollüstling einen abstechenden Kontrast gegen die imponirende Würde, das Gefühl von eigenem Werth, gegen die stolze und doch edle und bescheidene Freimüthigkeit des unverdorbenen Mannes, — und indeß dieser im geselligem Umgange durch unwiderstehliche Zauberkraft an sich zieht und allgemeines Interesse erweckt, ist jener ein gleichgültiges, lästiges, wo nicht unerträgliches Wesen. —

Findet man hiervon Ausnahmen, wie man nicht leugnen kann, gibt es zuweilen Perikles, Alcibiade und Cäsare in unserm Zeitalter, die von frühen und unmäßigen Ausschweifungen weniger Abgang ihrer Kräfte verspüren, so verwerfe man darum diese Wahrheit nicht, sondern bewundere vielmehr die außerordentliche Stärke ihrer Natur und vergesse nicht, was eine so große Masse von Kräften hätte werden können, wenn nicht ein großer, unbestimmbarer Theil derselben in ihrem Keime wäre zerstört worden. —

Aber nicht genug, daß man statt eines blühenden Jünglings einen elenden Schwächling, statt eines kraftvollen Mannes einen abgelebten Greis, statt eines Kolosses ein dürres Gerippe erblickt; nicht genug, daß ein solches tief unter die Menschheit herabgesunkenes Schreckbild der Natur sich selbst schändete; — es versündigt sich noch an der späten Nachwelt und läßt nach seinem

Tode an siechen und schwächlichen Kindern das Gepräge seiner Entkräftung und seiner Schande zurück. —

Es ist, wie schon vorhin bemerkt worden, das Wie oft bei dem thierischen Geschlechtsgenusse ganz relativ, und läßt sich nur nach den jedem Individuum eigenen Kräften, nach der ihm verliehenen Leibesbeschaffenheit und andern zufälligen Umständen bestimmen. Ich werde alles dieses in der Folge näher entwickeln und hier zuerst von dem

Zustand der thierischen Geschlechtsbegierde

reden. — Ein Gefühl des Ueberflusses an Blut und überhaupt an Säften, die in und außer dem Umlauf sind, und die in Ansehung des Stoffs, den sie zur Absonderung des Nervengeistes und der Nahrungsmaterie, und also zur Erhaltung der lebendigen und mechanischen Kräfte in sich enthalten, zu dem thierischen Leben vorzüglich beitragen und die Seele in den Werkzeugen des Kreislaufs ausgelassene Bewegungen und ein thierisches Vergnügen empfinden lassen; endlich ein wollüstig kitzelndes Gefühl milder und gleichsam süßer Säfte, welche theils in den Gefäßen, theils in dem Zellgewebe auf die Nerven wirken können, kündigen ein vollkommenes Maaß von Lebenskraft, ein vollkommenes Gleichgewicht aller Verrichtungen des thierischen Körpers an; der höchste Grad der Empfindung eines solchen überschwenglichen Wohlseyns, das Bestreben der thierischen Seelenkraft, sich dieses Drangs und Kitzels zu entledigen, der sich durch den ganzen Körper verbreitet, vornehmlich aber in den Zeugungstheilen durch Nervenreize und Blutanhäufungen wirkt, dies ist der Zustand der thierischen Geschlechtsbegierde. Das einzige Mittel, sie nach der Regel der Natur zu befriedigen, ist die innige Verbindung der Zeugungstheile mit den des andern Geschlechts; ihr Zweck ist der Genuß eines thierischen Vergnügens, welches aus der dem Drange und Kitzel nachfolgenden Beruhigung entspringt und zugleich der Seele den höchst möglichen Grad von Thätigkeit ihrer thierischen Kraft fühlen läßt. —

Diese thierische Geschlechtsbegierde ist bei weitem von der Geschlechtsliebe verschieden. Diese setzt geistige Vollkommenheiten, beseelte Anmuth bei der innigsten Vereinigung mit dem bestimmten Gegenstande voraus, jene nicht. Die Geschlechtsliebe empfängt aber den geistigen Genuß in der Einkleidung eines körperlichen, und entsteht also aus der Verbindung der thierischen Geschlechtsbegierde mit der geistigen Liebe.

Aber jener Drang und Kitzel und das thierische Bestreben, sich desselben zu entledigen, entspringt nicht immer aus wahrem und reinem Gefühle eines reellen Uebermaßes an Lebenskraft, an Blut und milden Säften; es kann sowohl durch gestörte Wirkungen der mechanischen Kräfte, als durch Modifikation fremder Kräfte, animalischer, noch weit mehr aber moralischer und geistiger, eine widernatürliche Richtung erhalten; daher ist jenes thierische Gefühl bald wahr, bald täuschend.

Bald sind es äußerliche, den Sinn des Gesichts oder des Gefühls afficirende Objekte, welche die Phantasie, und durch diese den Reiz in den Geschlechtstheilen, so wie zugleich mit beiden das lebhaftere Verlangen, rege machen. Hier ist die Wirkung gemeiniglich am schnellsten und stärksten, wenn diese Objekte nicht ganz deutlich dargestellt, sondern nur halb oder zum Theil und im Dunkeln wahrgenommen, ja fast mehr vermuthet als wahrgenommen werden *); auch ist die Wirkung

*) Dunkle Vorstellungen wirken ungleich stärker auf die Empfindungen als klare; dies läßt sich auf folgende Art psychologisch erklären. Jede Vorstellung bringt eine gewisse Bewegung in den Nerven hervor; je zusammengesetzter die Vorstellung ist, eine desto größere Anzahl Nerven wird in Bewegung gesetzt. Wirkt die Vorstellung auf das Empfindungsvermögen, so theilt sich die durch sie hervorgebrachte Erschütterung der Nerven des Gehirns auch den Nerven der Brust mit Nun unterscheidet sich eine klare Vorstellung von einer dunkeln dadurch, daß wir bei jener in unserm Bewußtseyn das Mannigfaltige, woraus sie zusammengesetzt ist, von einander abgesondert und einzeln uns vorstellen; bei dieser hingegen ist der Grad des Bewußtseyns so schwach oder so schnell vorübergehend, daß das Mannigfaltige in der Vorstellung auf einmal zwar wahrgenommen, aber nicht unterschieden wird.

So lange also die Seele klare Vorstellungen hat, so ist sie sich auf einmal immer nur einer einzelnen Idee recht deutlich bewußt, mithin wird durch sie auch nur ein einziger

durchs Gefühl schneller und elektrischer als durchs Gesicht.

Bald ist es der physische Reiz in den Zeugungstheilen, der die Phantasie in Bewegung setzt und dadurch das Verlangen erweckt.

Bald ist es die Phantasie, die zuerst das Verlangen und endlich den physischen Reiz rege macht.

Wenn der Reiz in den Geschlechtstheilen durch sich selbst, durch den wirklichen Ueberfluß des Saamenstoffs entsteht, so veranlaßt das Aufwallen dieses letztern eine erhöhete Bewegung des Nervengeistes, und zieht durch diese den Lauf des Bluts nach jenen Gegenden hin; dieses dringt mit Macht durch die Arterien ein, und die Venen schließen sich, woraus die Erection des Zeugungsglieds erfolgt, durch welche dann der Mensch seines Zustandes sich zuerst bewußt wird und den Trieb zur Begattung fühlt, ohngeachtet im Schlafe, oder wenn andere Gegenstände die Aufmerksamkeit fesseln, jenes Bewußtseyn nicht einmal nothwendig erfolgt.

Wenn die Berührung oder sichtliche Darstellung der Objekte des Genusses, oder auch nur die Vorbildung

Nerve auf einmal in Bewegung gesetzt. Die Bewegung eines einzigen Nerven ist aber zu schwach, um seine Erschütterung auch den Nerven der Brust mitzutheilen, folglich wirken klare Vorstellungen entweder gar nicht, oder nicht stark genug auf die Empfindung.

Haben wir hingegen dunkle Vorstellungen, so wirkt das Mannigfaltige, dessen Bestandtheile wir nicht abgesondert vor unser Bewußtseyn gezogen haben, auf eine Menge Nerven. und setzt sie in Bewegung. Die Erschütterung vieler Nerven zugleich ist stark genug, um sich auch den Nerven der Brust mitzutheilen, und so entstehet z. B. bei dem ungefähren Anblick des halb entblößten Knies eines schönen Mädchens oder durch andere Bilder der Einbildungskraft dunkle Vorstellungen der Wollust, wodurch die Thätigkeit des sinnlichen Begehrungsvermögens in Bewegung gesetzt wird, und heftige Begierde nach dem angenehmen Ziele der Befriedigung erregt werden, dessen Vorhersehen eben deßwegen mit gewissen, unruhigen und unangenehmen Empfindungen vergesellschaftet ist —

So beruhen überhaupt alle Leidenschaften auf dem Zustande der möglichst aufgereaten Thätigkeit des sinnlichen Begehrungsvermögens, welcher einzig und allein durch dunkle Vorstellungen hervorgebracht wird: zergliedert und verdeutlicht man sich diese, so hört augenblicklich die Leidenschaft auf, Leidenschaft zu seyn, oder wird wenigstens beträchtlich geschwächt.

derselben durch die Phantasie den physischen Reiz erregen, so ist freilich schon das Verlangen vor dem letztern da, wird durch denselben noch verstärkt, und empfängt dadurch doppelte Lebhaftigkeit; die Phantasie arbeitet nach und nach immer unaufhaltsamer, zieht sich gleichsam immer tiefer in sich selbst hinein und entkräftet alles, was ihr von außen her entgegenwirken könnte. Das unverhältnißmäßig erhöhete Bewußtseyn des Lebens und der in einer bestimmten Angelegenheit regen animalischen Kraft verdunkelt, je länger, je mehr, das Bewußtseyn der Persönlichkeit, und dieser Zustand gränzt, je höher er steigt, desto näher an eine vollkommene Trunkenheit.

Alles dieses läßt sich auf folgenden, näher bestimmten Satz zurückführen: Was entweder mittelbar durch Gesicht, Gehör und Einbildungskraft, oder unmittelbar durch Eindrücke auf die Geschlechtswerkzeuge Reiz zur Begattung erweckt, ohne zugleich die körperliche Kraft des Menschen, wovon die Zeugungskraft nicht ausgenommen ist, zu vermehren, bringt den Geschlechtstrieb vor der Zeit zur Reife, und macht ihn stärker, als er nach den Kräften der Natur seyn sollte. Nur Uebermaaß von körperlicher Kraft und Gesundheit bringt eigentlich den reinen thierischen Geschlechtstrieb hervor; sie theilt aber auch dem Körper eine solche Elasticität, eine solche Empfindung von Wohlbehaglichkeit mit, daß ihm jene Reize nicht leicht schmerzhaft, folglich nicht leicht zudringend und für das Gleichgewicht in seinem Nervensysteme überwältigend werden. Ein an sich geringer Reiz hingegen, der vielleicht noch obendrein Beimischungen von der Wirksamkeit widernatürlicher Schärfen hat, wird das Nervengebäude eines kränklichen, oder doch schwächlichen Körpers weit stärker erschüttern, und in so fern weit unwiderstehlicher werden.

Es bleibt also dem Menschen, der, indem er sich dem Zustande der thierischen Geschlechtsbegierde nähert, das Verhältniß zwischen Reiz und Kraft abwägen, und das wahre reine Gefühl des Uebermaßes von dem falschen,

täuschenden unterscheiden will, nichts übrig, als seiner Sinnlichkeit keine überwiegende Macht einzuräumen und kalter Beobachter seiner selbst zu seyn. Auch wird die mehrere und mindere Ermattung nach vollzogenem Zeugungsgeschäfte ihn lehren, ob er die Gränzen der Natur überschreitet oder nicht.

Nach der ungetheilten Meinung der alten und neuen Aerzte schwächt der Verlust einer Unze Saamen mehr, als der Verlust von 40 Unzen Blut. In einem Beischlaf wird gewöhnlich eine halbe Unze Saamen ausgeleert; derselbe kann ohne die heftigste Erschütterung und Spannung der Nerven und Muskel nicht vollzogen werden; es muß daher jederzeit mehr oder weniger Ermattung, namentlich in den Geschlechtstheilen eine merkliche Ermattung, und sogar eine kurze Reizlosigkeit erfolgen, und der letzte Grad des Entzückens löset sich in ein dunkles Gefühl des Todes auf — wodurch der Mensch schlechterdings außer Stand gesetzt wird, den Akt auf der Stelle, und ehe die Kräfte einigermaßen wieder in's Gleichgewicht getreten sind, von neuem vorzunehmen. Es befinden sich zwar in den Saamengefässen gewöhnlich 2 bis 3 Loth Saamen, es ist also immer noch Vorrath zu einer zweiten und dritten Wiederholung vorhanden, und da die Natur ihre meisten Absonderungen dahin veranstaltet, wohin sie der meiste Reiz lockt, oder wo sie den meisten Abgang finden, so wird es auch in der Folge daran so bald nicht fehlen; allein wenn man bedenkt, daß nach Haller und andern Aerzten bei einem der Liebe mäßig opfernden Menschen in 7 Tagen nur ein Quentchen von jener edlen animalischen Substanz aus den feinsten balsamischen Theilen des Nahrungssaftes bereitet wird, so muß nothwendig, wenn die Ausleerung ungleich stärker als die Absonderung ist, das Gleichgewicht der Functionen des Körpers aufgehoben, und jene Quelle des feinern Zeugungsstoffs vor der Zeit erschöpft werden; außerdem läßt eine kurz auf einander folgende Spannung des Nervensystems eine desto stärkere Erschlaffung zurück; die schnelle Wiederholung des Zeugungsgeschäfts muß daher doppelt schädlich seyn.

Will man durchaus etwas über das unschädliche Maaß

der Anwendung der physischen Kräfte des Mannes festsetzen, so muß man eine solche objektive Bestimmung weder von Männern von außerordentlicher Stärke *), noch von jenen, meistens sich zu früh entnervten Schwächlingen hernehmen, die, wenn sie auch in 14 Tagen nur einmal der paphischen Göttin opfern, mehrere Tage eine gewisse Mattigkeit in ihrem ganzen Körper empfinden. Man muß die subjektive Bedingung voraussetzen, daß ein Mann sich nicht schon in früher Jugend, es sey auf eine Art, wie es wolle, geschwächt, sondern erst eine geraume Zeit nach Vollendung seines Wachsthums sich den Geschlechtsgenuß erlaubt habe, daß er überdies gesund und stark ist, nahrhafte Speisen genießt und keinen sehr anstrengenden Körper- oder Geistesarbeiten unterworfen ist, so wird er sich in unserm Klima, ohne schädliche Folgen für seine Gesundheit fürchten zu dürfen,

*) Die ältere und neuere Geschichte erzählt uns auffallende Beispiele von Männern, die mit herkulischen Kräften begabt waren. Der Kaiser Prokulus versichert in einem Briefe an den Metianus, daß er hundert im Kriege gefangene sarmatische Mädchen in weniger als 14 Tagen in Weiber verwandelt hätte.

Ein Greis von 93 Jahren leistete seiner 46jährigen Gattin die eheliche Pflicht jede Nacht dreimal so tapfer, als es der stärkste Mann in seiner Jugendkraft zu thun vermag Der Arzt Behr, Beobachter dieses Ehepaars, versichert, daß dasselbe dieses Werk schon seit drei Jahren bei unverrückter munterer Gesundheit fortgetrieben habe.

Die Ehefrau eines gemeinen, noch jetzt in der Berlinischen Garnison lebenden Soldaten beschwerte sich bei dem Compagniechef über die allzu öftern Anforderungen, die ihr Mann wegen Leistung der ehelichen Pflicht an sie mache. Der Kapitän vereinigte durch seine Zuredungen beide Eheleute dahin, daß der Mann mehr nicht, als des Nachts dreimal von seinem Weibe die eheliche Pflicht zu fordern berechtigt seyn sollte Der Mann ging zwar zufrieden mit diesem geschlossenen Vergleich von dannen, kam aber sogleich wieder zurück mit der Anfrage: ob ihm nicht, wenn er auf die Wache ziehen müßte, oder auf Kommando geschickt würde, erlaubt sey, das dadurch Versäumte wieder nachzuholen? —

Beispiele von dieser Art, wo Frauen wegen zu starken Zeugungsvermögens ihrer Männer Unzufriedenheit bezeigen, oder gar vor Gericht klagbar werden, sind zwar äußerst selten; indeß gibt es doch Fälle, wo aus diesen Gründen auf Ehescheidung erkannt werden mußte. S. Pyl, Beobachtungen aus der gerichtlichen Arzneiwissenschaft, dritte Sammlung, S. 140.

den Doktor Luther zu seinem Ehestandspatron wählen können*).

Nimmt man zur Ehre des schönen, in diesem Punkte so sehr verschrieenen Geschlechts an, daß zwei Dritttheile unserer Damen die Lutherische Praxis wenigstens gar nicht unbillig finden möchten, so ist gewiß die Hälfte unserer Ehestandskandidaten in dem Falle, daß sie es bei deren getreulichen Beobachtung nicht sehr weit hinaus führen möchten.

Die jungen Männer versehen es gemeinhin in den ersten Flitterwochen ihres ehelichen Bundes. Sie glauben theils durch Aufbietung aller ihrer physischen Kräfte die stärksten Beweise ihrer Liebe zu geben, theils wollen sie aus einem Point d'Honneur auch hierin dem schönen Geschlechte ihre physische Uebermacht fühlen lassen, und aus einer gewissen Art von Eifersucht ihrer jungen Gattin das Geständniß abnöthigen, daß sie gewiß mit keinem bessern Manne hätte versehen werden können; aber sie bedenken nicht, daß die Weiber länger genießen können, als wir zu geben vermögen, oder daß man ihre Begierde noch vollends zu entflammen nöthig hat. Sie irren sich gewaltig auf diesem Wege, wo sie, statt der Eifersucht vorzubeugen, gerade selbst die künftige Gelegenheit dazu herbeirufen; denn entweder übersättigen sie ihre Weiber und erregen dadurch bei denselben eine lüsterne Neugierde, oder sie unterliegen bald der sich einmal aufgebürdeten Pflicht, und nöthigen ihre, an einen gewissen Genuß gewöhnten Weiber, sich bei Andern zu entschädigen. Ein großes Glück, wenn der gütige Hymen die Umarmungen früh segnet und den in der Stille seufzenden Gemahl einigermaßen aus seiner Verlegenheit

*) Der bekanntlich sehr kernfeste Doktor Luther schreibt folgende Regel vor:

In der Woche zwier
Macht des Jahrs hundert und vier,
Schadet weder mir noch dir.

Man sagt übrigens von diesem Manne, daß er selbst das Bedürfniß der Männer in der Liebe sehr gefühlt haben müsse, da er diesen erlaubt habe: si nolit uxor, veniat ancilla. Woher es denn leider auch oft kommen mag: si nolit, si desit maritus, veniat famulus.

rettet. Sind es hier nicht selbst die Männer, die ihre Weiber zuerst verführten? Gewiß wird bei diesen selten eine unersättliche Begierde erwachen, ohne daß sie von jenen erregt worden ist. Und so liegt unter hundert Fällen der weiblichen Untreue gewiß neunzigmal die Schuld an den Männern. Im dritten Theile dieses Werks werde ich über den ehelichen Umgang manches Wichtige zu sagen Gelegenheit haben; für jetzt bitte ich den goldenen Spruch recht sehr zu beherzigen: Gib und genieß kärglich, wenn du lange geben und genießen willst.

Wenn der natürliche, exaltirte Zustand der Geschlechtsbegierde nur aus einem wahren Gefühl des im Gleichgewichte stehenden Uebermaßes von Lebenskräften, aus einem allgemeinen Konsens aller Verrichtungen des Körpers hervorgebracht wird; so ist auch leicht zu begreifen, warum überhaupt da, wo Entwickelung des Thierischen zum Geistigen ist, wo durch feinere moralische Empfindungen die Befriedigung der animalischen Triebe erhöhet wird, bei einer lange sehnlichst gewünschten Umarmung, und auch selbst da, wo bei völligem Hingeben dennoch eine gewisse feine Linie der Delikatesse nicht überschritten wird, die harmonischen Wirkungen des Genusses, die angenehmen Vibrationen länger fortdauern, und weit weniger Ermattung erfolget, als nach dem blos thierischen konvulsivischen Kitzel in den Armen einer gemeinen schamlosen Buhldirne.

Alles dieses, vorzüglich das männliche Geschlecht Angehende, läßt sich zwar nicht ganz aus denselben Gründen von dem weiblichen Geschlechte behaupten; allein man braucht kein Tiresias*) zu seyn, um das Näm-

*) Der Streit des Jupiters und der Juno, welches von beiden Geschlechtern die größte Wonnst empfände, wurde von dem Tiresias, der, wie die Fabel erzählt, aus dem Zustande des Mannes eine Zeitlang in den eines Weibes versetzt wurde, zum Vortheile des erstern entschieden; er legte nämlich dem Weibe sechs Grad Reizes mehr bei, als dem Manne. Tiresias dixit, tres uncias habere virum amoris, et novem feminam vid. Fulgentius Mytholog. L. II c. 8. Die Juno war über dieses Urtheil so aufgebracht, daß sie den Wahrsager mit Blindheit strafte. Vid. Ovidii Metamorph. L. III. v. 333.

liche, wo nicht aus dem Innern entwickeln, doch im Allgemeinen wahrnehmen zu können. Das Geschlecht, das bei dem Manne etwas Zufälliges ist *), muß allerdings bei dem Weibe als etwas Wesentliches betrachtet werden. Das Geschlecht, bemerkt Rousseau, ist nicht um des Weibes, sondern das Weib um des Geschlechts willen da. Der Trieb zur Begattung bei den Frauen ist ein mehr im Mittelpunkt des Lebens empfundenes, zur Subsistenz erforderliches Bedürfniß, als bei den Männern, so wie auf der andern Seite die Befriedigung desselben zwar mit einiger Erschlaffung der dabei gebrauchten Theile, aber mit keiner so allgemeinen Ermattung und Unbehaglichkeit verbunden ist, als bei dem männlichen Geschlechte. Dafür hat aber auch die Natur das Weib nicht zum angreifenden, sondern zum leidenden und schwächern Theile gebildet; sie hat ihm, als Folge davon, Schamhaftigkeit eingepflanzt, eine Eigenschaft, die ihm sogar zur Erreichung seiner Absichten mit unserm Geschlechte unentbehrlich ist; sie hat zum öftern Zeitperioden festgesetzt, wo das Weib weder Genuß begehrt, noch begehrlich macht, die monatliche, oft mehrere Tage dauernde Blutausleerung, die letzte Zeit der Schwangerschaft und die Wochenreinigung im Kindbette; sie hat der Zügellosigkeit dadurch vorgebaut, daß sie die Gegenstände der Lust auch zu Gegenständen des Eckels gemacht hat. Selbst die tief in die Natur des Weibes geprägte Begierde zu gefallen, macht ihm selbst Mäßigkeit und Enthaltsamkeit zum Gesetz.

Wenn jene weibliche Schamhaftigkeit, jenes Widerstreben, und eine bis an einen gewissen Punkt gehende Zurückhaltung als die Ursachen anzusehen sind, welche die Begierden des Mannes anfeuern und sie immer hef-

*) Die durch den blos thierischen Theil des Geschlechtstriebes erregten Bewegungen äußern sich bei dem männlichen Geschlechte vornehmlich und beinahe ausschließend in Theilen, die ihrer Lage und Beschaffenheit nach zum Leben nicht wesentlich und unentbehrlich sind. Sie deuten also auch nicht auf ein wesentliches, zum Leben unentbehrliches Bedürfniß, sondern die Befriedigung dieses Affekts ist eine bis zum Mittelpunkte des Lebens gehende, durch das ganze Nervensystem verbreitete Erschütterung.

tiger machen, so kann man daraus nicht folgern, daß die Liebe eine schwächere Leidenschaft bei dem Weibe, als bei dem Manne sey, daß selbst bei dem thierischen Genuß jenes weniger empfände, als dieser, wie solches der Verfasser des Buchs über die Weiber S. 43. aus folgenden Gründen zu behaupten sucht: „Die anhaltende Stärke und Lebhaftigkeit des Temperaments, dieses brennende Feuer, ward auch nicht das Theil der Weiber. Ich weiß wohl, daß man allgemein das Gegentheil glaubt, daß deßwegen so viele Vorwürfe, so viele Spöttereien die Weiber von jeher trafen. Die Aerzte mögen mich rechtfertigen*). Sind nicht in den Säften des andern Geschlechts ungleich mehr wässerige Feuchtigkeiten, als in den unsrigen, im Blute der Männer hingegen mehr Eisentheile? In einzelnen Augenblicken übertreffen sie uns vielleicht an Heftigkeit der sinnlichen Wuth. Sie können länger genießen, als wir zu geben vermögen. Findet man aber häufig bei ihnen die verzehrende Begierde, die rastlose Unruhe, die die Größten, Lebhaftesten eines sanguinischen Temperaments aufreibt? Die in den größten, thätigsten Beschäftigungen, dieses ersten moralischen Gegengewichts der Männer, in der stärksten Anstrengung des Geistes, in der Betrachtung der erhabensten Wahrheiten, im Genusse von allem, was lang geprüfte höchste Freundschaft gewähren kann, doch alles hingeben um eine Nacht."

„Noch mehr, ich darf mich auf die Erfahrung der größten Wollüstlinge in den Städten, wo die Ausschweifungen am weitesten getrieben werden, berufen: ob sie viele Weiber angetroffen haben, denen, die nachgemachten Empfindungen abgerechnet, der Genuß wirklich das war, was man glaubt, daß er ihnen sey. Ach! wenn die Männer reden wollten, die da reden könnten. Aber so müssen Blinde von der Farbe sprechen."

*) „Einer der größten praktischen Aerzte und feinsten Beobachter sagt mir: Withof habe in seinem Buche de Castratis gezeigt, daß die Alten bereits gefunden haben, daß die weiblichen Leichen weit geschwinder, als die männlichen verbrannten, daß der weibliche Körper weniger solide, aber ungleich mehr lockere Theile enthielte, als der männliche."

Der Verfasser hätte sich leicht von einem Chemiker belehren können, daß die Eisentheilchen sowohl in dem Blute als in den festen Theilen des menschlichen Körpers sehr unbeträchtlich sind, daß sie sich im ersten wie 1 : 110, oder nach andern wie 1 : 427 verhalten, und daß zwei Pfund Knochen kaum ein Drittheil Gran Eisen enthalten, daß diese und andere Bestandtheile des Bluts von den Nahrungsmitteln, Lebensart, Klima und andern Ursachen mehr abhängen, daß folglich die Withofische Beobachtung sehr einseitig sey und seine Meinung gar nichts beweise. Er würde sich ferner bei den Physiologen haben unterrichten können, daß die Frauenzimmer überhaupt ein beweglicheres Nervensystem, eine höhere Reizbarkeit, eine größere Empfänglichkeit für Leidenschaften haben, und daß insbesondere bei dem Geschlechtsgenuß weit mehr Theile in Thätigkeit gesetzt werden, und der Reiz von einem größern Umfange sey, als bei dem männlichen Geschlechte.

Was der Verfasser von den großen lebhaften Köpfen sagt, ist sehr individuell, und gilt allgemein von den Weibern, die öfters um eine Nacht weit mehr auf's Spiel setzen, als die Männer verlieren können; und wenn von üppigem Wollustgenuß in Städten die Rede ist, so ist der Fall gerade entgegengesetzt; selbst den heftigsten Begierden der Männer macht da gewöhnlich geheimer Eckel und Widerwillen schon Platz, während im Blute des Weibes die feurigste Wollust noch glühet.

Doch genug gegen die Bemerkung des gedachten Verfassers*), der sich übrigens selbst sein Urtheil spricht.

Die Natur würde in der That sehr ungerecht gegen das schöne Geschlecht gehandelt haben, wenn sie den Männern noch außer der Entfernung von allen körperlichen Unannehmlichkeiten ihren Zauberkelch in einem volleren Maße darreichte. Aber so stiefmütterlich war sie nicht; sie schenkte vielmehr dem Weibe einen höheren Grad von Genuß, um dasselbe gegen so viele Lei-

*) In einer andern Stelle des Buchs S. 83. widerspricht sich der Verfasser, indem er sagt: „Der Mann verdankt dem „Weibe viele seiner besten Freuden; das Weib dem Manne „noch ungleich mehr, sowohl moralische als physische.“

den zu entschädigen, um ihm die Beschwerden der Schwangerschaft, des Gebärens, des Kindbetts, der ersten mühsamen Wartung, und alle andere Unannehmlichkeiten der Dienstbarkeit unter einem oft rauhen, unfreundlichen Manne vergessen zu machen.

Ueberhaupt ist dieses aber ein sehr unnützer Streit, zu dessen Entscheidung ein allgemein bestimmter Maßstab, die thierischen Gefühle beider Geschlechter gegen einander zu vergleichen, nie wird aufgefunden werden können; man kann höchstens sagen: da, wo die Befriedigung des Verlangens am heftigsten und der Genuß am dauerndsten ist, da muß auch das Maß des Vergnügens am größten seyn; das erste findet sich in vorzüglicherem Grade bei den Männern; das zweite bei den Weibern.

Der sonderbare Umstand dabei, daß jedes Geschlecht das Entgegengesetzte für das von der Natur am meisten Begünstigende hält, scheint daher zu rühren, theils weil jedes Geschlecht dem andern weniger schuldig zu seyn glaubt, theils weil das eine dem andern gerne die Pflicht auflegen möchte, ihm durch Beförderung eines größern Genusses die vermeintliche Schuld der Natur zu bezahlen, und es ist nicht zu läugnen, daß eben hierdurch dem Vergnügen der Geschlechtslust ein höherer Schwung mitgetheilt werde. —

In einer gewichtigen Rücksicht machte die Natur die Stillung des Begattungstriebs zu einem dringenderen Bedürfniß bei dem weiblichen Geschlechte, als bei dem männlichen. Für die vollkommene Gesundheit der Frauen ist nicht nur das Tragen, Gebären und Säugen der Kinder, sondern der in den Geschlechtstheilen beim Zeugungsgeschäfte selbst bewirkte Reiz, verbunden mit den Ergießungen der dazu abgesonderten Feuchtigkeit, unentbehrlich, wenn nicht jene Theile bei zunehmenden Jahren sich verhärten, die Blutgefäße derselben sich verstopfen, schädliche, die Nerven schmerzlich reizende Schärfen daselbst erzeugt werden, und jene oft fürchterlichen hysterischen Zufälle entstehen sollen, an denen wir die alternden Jungfrauen so viel leiden sehen. Man hat bei denselben Wassersucht der Eierstöcke, selbst den

Krebs der Gebärmutter und der gleichleidenden Brüste entstehen sehen. Junge Wittwen*) und Mädchen**) wurden von schrecklichen Anfällen der Nymphomanie geplagt; und das späte Zurückbleiben der periodischen Blutausleerung und die daraus entstehende Bleichsucht***), diese so traurige Folge der modischen Erziehung und Lebensart unserer städtischen Schönen, ist gewöhnlich eine so hartnäckige Krankheit, daß sie nicht anders, als nach dem hippokratischen Rath, in den Armen eines rüstigen Mannes gehoben werden kann; man sieht oft die blassesten Jungfern in die schönsten Weiber verwandelt.

Die Folgen des Begattungsgeschäfts, in Rücksicht der körperlichen Ermattung, sind, wie schon vorhin bemerkt worden, bei dem weiblichen Geschlechte minder beträchtlich, als bei dem männlichen. Die Feuchtigkeit

*) Tissot in seinem Buche: die Onanie ꝛc. sagt, daß er die Anfälle einer 40jährigen Wittwe nicht gräßlich genug abmalen könnte, die in ihren hysterischen Paroxismus den Gebrauch der Sinne verlor, und nach einem starken Reiben der Zeugungstheile, worauf ein konvulsivisches Zittern folgte, wieder zu sich kam. Man findet in den Schriften der älteren und neueren Aerzte eine Menge Beispiele, wo unter solchen Umständen bei Nonnen und andern ehelos lebenden Frauenzimmern nichts anders übrig war, als durch diese oder durch ein wirksames Pessarium den armen Geschöpfen eine leider nur augenblickliche Linderung zu verschaffen.

**) de Sauvage, bei Tissot a. O, erzählt in allem Ernst von einem jungen Frauenzimmer, die im Kampfe gegen das heftigste Feuer der Liebe ihre Seele unbefleckt erhalten wollte, und gleichwohl in eben dem Augenblicke, da sie zu den Füßen eines abgelebten, eckelhaften Beichtvaters reuevoll ihren sündigen Körper beweinte, die stärksten Pollutionen bekam. — Schwenk erwähnt eines Weibes, die in einer Stadt von Italien wahnsinnig umhergelaufen und von Ungefähr in einen öffentlichen Tempel der Venus gerathen sey, den sie den andern Morgen vollkommen hergestellt verlassen habe.

***) Boileau beklagt die an diesem Uebel sterbenden Mädchen in folgenden Reimen:

La fille qui cause mes pleurs
Est morte de pâles couleurs
Au plus bel âge de sa vie.
Pauvre fille que je te plains
De mourir d'une maladie,
Dont il est tant de Médecins!

den zu entschädigen, um ihm die Beschwerden der Schwangerschaft, des Gebärens, des Kindbetts, der ersten mühsamen Wartung, und alle andere Unannehmlichkeiten der Dienstbarkeit unter einem oft rauhen, unfreundlichen Manne verzeihen zu machen.

Ueberhaupt ist dieses aber ein sehr unnützer Streit, zu dessen Entscheidung ein allgemein bestimmter Maßstab, die thierischen Gefühle beider Geschlechter gegen einander zu vergleichen, nie wird aufgefunden werden können; man kann höchstens sagen: da, wo die Befriedigung des Verlangens am heftigsten und der Genuß am dauerndsten ist, da muß auch das Maß des Vergnügens am größten seyn; das erste findet sich in vorzüglicherem Grade bei den Männern; das zweite bei den Weibern.

Der sonderbare Umstand dabei, daß jedes Geschlecht das Entgegengesetzte für das von der Natur am meisten Begünstigende hält, scheint daher zu rühren, theils weil jedes Geschlecht dem andern weniger schuldig zu seyn glaubt, theils weil das eine dem andern gerne die Pflicht auflegen möchte, ihm durch Beförderung eines größern Genußes die vermeintliche Schuld der Natur zu bezahlen, und es ist nicht zu läugnen, daß eben hierdurch dem Vergnügen der Geschlechtslust ein höherer Schwung mitgetheilt werde. —

In einer gewichtigen Rücksicht machte die Natur die Stillung des Begattungstriebs zu einem dringenderen Bedürfniß bei dem weiblichen Geschlechte, als bei dem männlichen. Für die vollkommene Gesundheit der Frauen ist nicht nur das Tragen, Gebären und Säugen der Kinder, sondern der in den Geschlechtstheilen beim Zeugungsgeschäfte selbst bewirkte Reiz, verbunden mit den Ergießungen der dazu abgesonderten Feuchtigkeit, unentbehrlich, wenn nicht jene Theile bei zunehmenden Jahren sich verhärten, die Blutgefäße derselben sich verstopfen, schädliche, die Nerven schmerzlich reizende Schärfen daselbst erzeugt werden, und jene oft fürchterlichen hysterischen Zufälle entstehen sollen, an denen wir die alternden Jungfrauen so viel leiden sehen. Man hat bei denselben Wassersucht der Eierstöcke, selbst den

Krebs der Gebärmutter und der gleichleidenden Brüste entstehen sehen. Junge Wittwen*) und Mädchen**) wurden von schrecklichen Anfällen der Nymphomanie geplagt; und das späte Zurückbleiben der periodischen Blutausleerung und die daraus entstehende Bleichsucht***), diese so traurige Folge der modischen Erziehung und Lebensart unserer städtischen Schönen, ist gewöhnlich eine so hartnäckige Krankheit, daß sie nicht anders, als nach dem hippokratischen Rath, in den Armen eines rüstigen Mannes gehoben werden kann; man sieht oft die blassesten Jungfern in die schönsten Weiber verwandelt.

Die Folgen des Begattungsgeschäfts, in Rücksicht der körperlichen Ermattung, sind, wie schon vorhin bemerkt worden, bei dem weiblichen Geschlechte minder beträchtlich, als bei dem männlichen. Die Feuchtigkeit

*) Tissot in seinem Buche: die Onanie rc. sagt, daß er die Anfälle einer 40jährigen Wittwe nicht gräßlich genug abmalen könnte, die in ihrem hysterischen Paroxismus den Gebrauch der Sinne verlor, und nach einem starken Reiben der Zeugungstheile, worauf ein konvulsivisches Zittern folgte, wieder zu sich kam. Man findet in den Schriften der älteren und neueren Aerzte eine Menge Beispiele, wo unter solchen Umständen bei Nonnen und andern ehelos lebenden Frauenzimmern nichts anders übrig war, als durch diese oder durch ein wirksames Pessarium den armen Geschöpfen eine leider nur augenblickliche Linderung zu verschaffen.

**) de Sauvage, bei Tissot a. O, erzählt in allem Ernst von einem jungen Frauenzimmer, die im Kampfe gegen das heftigste Feuer der Liebe ihre Seele unbefleckt erhalten wollte, und gleichwohl in eben dem Augenblicke, da sie zu den Füßen eines abgelebten, eckelhaften Beichtvaters reuevoll ihren sündigen Körper beweinte, die stärksten Pollutionen bekam. — Schwenk erwähnt eines Weibes, die in einer Stadt von Italien wahnsinnig umhergelaufen und von Ungefähr in einen öffentlichen Tempel der Venus gerathen sey, den sie den andern Morgen vollkommen hergestellt verlassen habe.

***) Boileau beklagt die an diesem Uebel sterbenden Mädchen in folgenden Reimen:

La fille qui cause mes pleurs
Est morte de pâles couleurs
Au plus bel âge de sa vie.
Pauvre fille que je te plains
De mourir d'une maladie,
Dont il est tant de Médecins!

welche die Weiber im Beischlafe absondern, ist bei weitem nicht von der edlen Substanz, als der aus den besten Säften des Körpers bereitete männliche Saame; es ist ferner bei dem bloß leidenden Zustande des Weibes sehr häufig der Fall, daß die Ausleerung des männlichen Saamens erfolgt, ehe die Wollust des Weibes ihren höchsten Grad erreicht hat*). Auch hat überhaupt das andere Geschlecht weniger Gelegenheit, seinen Genuß über die Grenzen der Natur auszudehnen, als wir. Bei allem diesen sind die weisen Absichten der ökonomischen Natur nicht zu verkennen; wo sollte z. B. das Weib, wenn es bei dem Begattungsgeschäfte mit dem Manne in gleichem Grade ermattete und hierin ausschweifte, den Aufwand von Kräften hernehmen, der zum Gebären, zum Säugen der Kinder erfordert wird? Je seltener daher die Folgen der Begattungssucht am weiblichen Körper bemerkt werden, desto gefährlicher und unheilbarer sind sie auch. Zu den bekanntesten gehört die Unfruchtbarkeit: die durch Unmäßigkeit entstehende allgemeine Erschlaffung der Geschlechtstheile ist überhaupt öfters eine Ursache der Unfähigkeit, zu empfangen, und die Schlaffheit der Mutterbänder verursacht das Abortiren. Es erfolgen ferner Krämpfe, Nervenkrankheiten, epileptische Zufälle, und selbst der Tod**). Oft entstehen Krankheiten in Theilen, die dem Auge des Arztes verborgen sind, z. B. Entzündung der Eierstöcke, Verhärtungen in denselben, die sogenannten Honig-, Brei- und Speckgeschwülste der Alten, fehlerhafte Empfängniß an dem Eierstocke selbst, Wassersucht der Eierstöcke, deren Vorfall, und der vielleicht dadurch verursachte Bruch rc.

*) Es ist kaum nöthig, die öffentlichen Buhlerinnen anzuführen, die den ganzen Akt hindurch kaltblütig bleiben, und sich nur an der Börse oder höchstens an den Konvulsionen ihres Liebhabers vergnügen. Bei gewissen andern Feildirnen ist dies eine studirte, auf Erhaltung ihrer Reize kalkulirte Kunst.

**) Tissot, über die Onanie, Absch. 2, erzählt eine abscheuliche, zu Montpellier sich zugetragene Begebenheit, wo eine junge Buhlerin von 23 Jahren sich eine ganze Nacht hindurch der viehischen Wollust sechs spanischer Dragoner überließ, und den Abend darauf starb

So wie nach dem Urtheile glaubwürdiger Aerzte durch mäßigen Genuß des Begattungsgeschäfts nicht nur die thierische Oekonomie des Mannes überhaupt gewinnt, seine Gesundheit gleichsam erneuert und sein Körper erleichtert wird, sondern derselbe auch seinen Geist ermuntert und seinem Gefühl für die Freuden des geselligen Umgangs eine gewisse angenehme, feinere Stimmung gibt, so ist auf der andern Seite, wenn er nicht durch übermäßige Anstrengung oder zu geringe Kost seine Kräfte anderwärts erschöpft und verbraucht, eine gänzliche Enthaltung in den blühenden Jahren der Mannheit von mannigfaltigen Ungemächlichkeiten für seinen Körper begleitet *). Wenn im männlichen Alter die Masse der Säfte mit den feinsten Saamentheilchen geschwängert ist, wenn alsdann der Reiz des Körpers, der Umtrieb der Säfte und folglich auch die Absonderungen überhaupt vermehrt werden, so wird der Zufluß zu den Zeugungstheilen stärker, und die weitere Ausdehnung der Saamengefäße unmöglich. Man empfindet gewöhnlich in der Blasengegend einen stumpfen, beunruhigenden Schmerz, eine Spannung in den Hoden, und das Steifwerden der männlichen Ruthe nimmt um ein merkliches zu.

Wird hier der Trieb der Natur als ein sich ankündigendes Bedürfniß des Körpers nicht befriedigt, so wird der zurückgehaltene Saame durch einen längeren Aufenthalt leicht scharf, und von der Wärme der umliegenden Theile, besonders aber von dem im Mastdarm angehäuften Unrath, faulicht, und wenn er durch wiederholtes Einsaugen und durch die Gewalt des öftern Kreislaufs durch alle Theile des Körpers lange genug herumgetrieben worden ist, einigermaßen giftartig **). Der Athem von

*) Selbst der heil. Augustinus war in seinem hohen Glanze von Heiligkeit, troß alles Fastens und Kasteiens, zu schwach, den gewaltsamen Wirkungen seiner strengen Keuschheit zu widerstehen; er rief in seinem frommen Eifer aus: So viel Gewalt hat die Blendung dieser eiteln Phantomen über meinen Körper und über meinen Geist im Schlafe! — Augustini Confess. Lib. X. c. 30.

**) Hippokrates, Lib. de Flatibus, sagt, daß das Zurücktreten einer verdorbenen Flüssigkeit in die Masse des Bluts

Thieren, die zu einer langen Enthaltsamkeit gezwungen worden, wird andern zuweilen gefährlich, und Menschen, die sich des Beischlafs lange enthalten, bekommen eine sehr unangenehm riechende Ausdünstung *).

Zimmermann sah aus einer ungewohnten Keuschheit die Ueberfüllung der Saamengefäße mit einer beträchtlichen Geschwulst, großer Spannung und Schmerz entstehen. Haller sah in Paris einen Wundarzt aus Anspach, der sich auf Befehl seiner Frau des Beischlafs enthielt, in so wunderbare Harnwinde und in so heftige Zusammenziehungen der Harnröhre verfallen, daß man das kleinste Instrument nicht durchbringen konnte. Ein Arzt bei der österreichischen Armee in Italien will beobachtet haben, daß die unverheiratheten und enthaltsam lebenden Soldaten in Pollutionen, Priapismus und heftige Zuckungen verfielen. Galen bemerkte, daß Personen, die sich aus Schamhaftigkeit des Geschlechtsgenusses enthielten, träg und schläfrig wurden; er erzählt, daß ein Ehepaar, welches sich eine strenge Enthaltung aufgelegt hatte, nur in der Entsagung dieses Gelübdes seine Genesung fand.

Man will sogar aus strenger Enthaltsamkeit bei saamenreichen und reizbaren Menschen abmattende öftere Saamenabgänge, Tripper, Geschwulst, Schmerz und Entzündung der den Saamen bereitenden Theile, selbst den Krebs der Hoden haben entstehen sehen. —

Der Prediger Blanchet zu Tours soll sich durch seine unverbrüchliche Keuschheit eine gefährliche Krankheit, der Marquis von Reuti gar den Tod zugezogen haben.

Andere waren so wahnsinnig, durch Verstümmelung ihres Körpers die Natur der Religion aufzuopfern. Ori-

die Verrichtungen des Geistes störe, und sogar Tollheit hervorbringen könne. Diese Stelle veranlaßte Gundling, einen zu Anfange dieses Jahrhunderts zu Halle lebenden Rechtslehrer, eine weitläufige Abhandlung zu schreiben, unter dem Titel: Hippokrates ein Atheist; sie findet sich in Gundlings Nebenstunden. Daß unter den neuern Blumenbach das nämliche behauptet, habe ich schon oben angeführt.

*) Dies sind nur Erscheinungen bei einer, auf lange gewohnt gewesenen Geschlechtsgenuß folgenden, gewaltsamen Enthaltsamkeit.

genes, ein Schullehrer zu Alexandrien, als er die Stelle im Evangelio gelesen hatte: Einige haben sich des Himmelreichs wegen selbst zu Verschnittenen gemacht, kombabisirte sich aus fanatischer Wuth. —

Wenn anders jene Aerzte die Krankheiten in obigen und andern dergleichen Beispielen richtig beobachtet und deren Quellen sorgfältig nachgespürt haben*), so werden sie doch eingestehen müssen, daß dieses immer Menschen von einem sehr wollüstigen Temperament waren, die theils vom Geschlechtsgenuß plötzlich zu strenger Enthaltsamkeit übergingen, theils Sclaven einer verdorbenen und üppigen Einbildungskraft waren, die, statt ihre körperlichen Triebe zu unterdrücken, dieselben nur noch mehr anfeuerten.

Hingegen wird man noch keine einzige jener Folgen bei einem Menschen wahrgenommen haben, der entweder im Zustande noch nie genossener Geschlechtslust oder bei der Enthaltsamkeit nach gehabtem Genusse sein Vorstellungsvermögen nicht mit wollüstigen Bildern beschäftiget**). Es setzt ferner der erste Gedanke zu jenem unsinnigen Entschlusse, durch ein Gelübde dem Geschlechts-

*) Welch eine schwere Kunst dieses ist, wird ein jeder aufrichtiger Arzt eingestehen; er wird bekennen, daß die meisten Kuren blos symptomatisch sind und auch seyn müssen, weil theils der Arzt selten zu den ersten Anfängen der Krankheit gerufen wird, theils die Art und Weise der Wirkungen und Veränderungen des Nervensystems zu unbekannt sind.

**) Zimmermann sagt: körperliches Bedürfniß der Liebe ist Einbildung, und gar nicht selten wahre Gemüthskrankheit. Willst du herrschen über dich selbst, so mußt du herrschen können über deine Imagination. Durch diese allein schnappen die Sinne auf. Wie oft wären sie ruhig, wenn man nur erst Ruhe suchte für die Imagination. — Körperliches Bedürfniß der Liebe lasse sich zwar nicht ausschwitzen, sagte eine plattdeutsche Dame. Aber bei Jünglingen, die sich einbildeten, körperliches Bedürfniß der Liebe mache sie krank, sahe ich doch oft, daß Keuschheit ihre erste Regel und größte Arznei seyn müßte. Solchen möchte ich darum immer mit Rousseau's Feuerzunge sagen: Hätte nie ein geiler Gegenstand euern Augen sich gezeigt, wäre nie ein unanständiger Gedanke in eure Seele gekommen, so hätte sich das Bedürfniß der Liebe nie in euch geregt — ihr wäret keusch geblieben ohne Versuchung — ohne Anstrengung und ohne — Verdienst.

genuß zu entsagen, schon eine Gehirnskrankheit voraus; wie sehr würde man daher irren, die Krankheitsursache eines solchen Menschen lediglich in der Enthaltsamkeit zu suchen! —

Ich habe schon oben von der Zurückführung des Saamens gesprochen; der Gegenstand ist für die Oekonomie des menschlichen Körpers zu wichtig, der Wahn: es könnten schädliche Folgen aus der Enthaltsamkeit entstehen, zu gefährlich, als daß man nicht alles darüber sagen sollte, was mit Wahrheit gesagt werden kann. Ich glaube daher hier nicht am unrechten Orte meine Meinung mit den vortrefflichen Bemerkungen des Hofmedikus Markards zu belegen, und solche mit dessen eigenen Worten einzurücken.

„Man hat in neuern Zeiten sehr viel von den Ursachen und der Heilung der männlichen Geschlechtskrankheiten geschrieben; man hat lebhaft gegen die Laster geredet, aus denen die meisten herrühren; man hat die Krankheiten selbst definirt und auf ein Haar zuweilen ziemlich willkührlich unterschieden: Aber man hat versäumt, einen irrigen Grundsatz anzugreifen, der allem, was wider die Unkeuschheit gepredigt wird, Kraft und Wirksamkeit benimmt. Von diesem möchte ich hier reden. Aber es läßt sich nicht davon handeln, ohne daß ich die Dinge deutsch bei ihrem Namen nenne." —

„Es ist eine fast allgemeine Meinung, die man allenthalben hört, mit der Enthaltsamkeit sey es ein gefährliches Ding, und sie werde oft schädlich; es seyen die Ergießungen des Saamens dem gesunden Manne eben so nothwendig, als es ihm nothwendig ist, sein Wasser zu lassen, und wenn dieses unterbleibe, so könne die Gesundheit davon Schaden leiden. Nicht bloß ist dies eine gemeine Meinung, sondern Aerzte in Deutschland haben es in den letzten Jahren in öffentlichen Schriften geradezu behauptet. So was, sagt man sehr irrig, lasse sich nicht ausschwitzen; weil es doch allerdings, wenn man so reden will, ausgeschwitzt wird."

„Ich kenne gewiß manchen jungen Mann, der enthaltsam leben würde, wenn er recht überzeugt wäre, daß man es ohne Schaden seyn könne, und wenn ihn

nicht zuweilen der verzweifelte Gedanke plagte, es sey unnatürlich und ungesund, sich solche Vergnügen zu versagen; er könne sich dadurch Beschwerden auf den Hals ziehen und seiner Gesundheit nachtheilig werden. Die Wollust hat für sich schon so viel Reiz, daß es nur einen Schatten von einem vernünftigen Grunde braucht, um dazu zu überreden. Wie weit die Verblendung hierbei gehen könne, das sah ich einst an einem Menschen von einem erbärmlich schwachen Körper, der durch Selbstbefleckungen epileptische Zufälle litt, und doch noch immer glaubte, solche Ausleerungen seyen seiner Gesundheit nothwendig und seine Natur fordere sie schlechterdings. Dieser Mensch sah gewisse, aus der Schwäche seines Körpers, aus seiner Reizbarkeit und lebhaften Einbildungskraft herkommende Antriebe für Beweise seiner Kräfte und für eine Stimme der Natur an."

„Es ist mir nicht bewußt, daß weder in medicinischen Schriften, noch in solchen, die für den Unterricht und Gebrauch des Publici abgefaßt sind, diese Sache gehörig erörtert wäre; um die Wahrheit zu gestehen, es scheint mir, daß viele Aerzte nicht recht wissen, was sie hierüber glauben sollen, zumal eben einige gerade das Gegentheil von dem behaupten, was ich für wahr halte. Ich will deswegen hier umständlich davon reden und einiges wiederholen, was ich schon darüber an andern Orten, sonderlich bei Gelegenheit des berühmten Priesters Blanchet gesagt habe, den ich hier nothwendig anführen muß. Blanchet, ein französischer Geistlicher, war, ohngeachtet seiner quälenden Begierden, aufs strengste keusch gewesen; dieses scheint wohl gewiß zu seyn. Nun verfiel er in eine Raserei; er beschreibt seine Geschichte in einem eigenen Buche, das auch deutsch übersetzt ist, und er behauptet darin, diese Wuth sey von dem Saamen entstanden, der ihm nach dem Hirne gegangen. Das ist nun eine äußerst willkührliche Erklärung, die zwar Büffon dem Blanchet gelten läßt, weil sie seinem System der molecules organiques günstig ist, die aber in der That und vernünftiger Weise nicht zu rechtfertigen steht. Die Mutterwuth der Weiber (furor uterinus) ist ein Zufall, der dem seinigen völlig gleicht, der auch

mit einer Begierde nach dem andern Geschlecht verbunden ist, aber die Weiber haben keinen Saamen, der ihnen das Hirn verrücke, daher ist hier blos die Einbildungskraft und ein reizbarer, in Aufruhr gebrachter Zustand der Nerven zu beschuldigen; diese allein war es auch unstreitig, was den Blanchet rasend machte."

„Sobald es wahr ist, daß ein Mann durch die blos physischen Folgen der Enthaltsamkeit um die Gesundheit kommen könne; so ist sie etwas Unnatürliches, und man muß ihr das Wort nicht reden. Aber es ist nicht wahr. Wenn die Zurückhaltung des Saamens physisch etwas schaden könnte, so sollten sich die nachtheiligen Wirkungen davon zuerst in den Saamenwerkzeugen und Behältnissen durch Ueberfüllung, Stockungen und Entzündung äußern, aber dergleichen sieht man weder bei Menschen noch bei Thieren, und selbst Blanchet spürte nichts davon."

„Ich kenne verschiedene zuverläßige Beispiele von gesunden und jungen Männern, die in vielen Wochen, in zwei bis drei Monaten, zuverläßig gar keinen Saamen verloren hatten, die sonst wohl an mäßige Ausleerungen gewohnt waren, und die nach etlichen Monaten, die unter besondern Richtungen des Gemüths auf gewisse, dasselbe sehr beschäftigende Gegenstände, verstrichen waren, auch nicht die kleinste Spur von Beschwerden keiner Art daraus litten. Diese Beobachtungen sind unwidersprechlich wahr und richtig. Da nun aber doch bej gesunden Männern die Saamenbehältnisse in wenigen Tagen nach einer Ausleerung schon ziemlich wieder angefüllt sind, wenn auch keine Reize auf diese Theile, die aus wollüstigen Vorstellungen herkamen, diese Anfüllung beschleunigen; so darf ich wohl sagen: was in etlichen Monaten nicht Uebels daraus widerfährt, das widerfährt nie. Ich darf behaupten: stockt und verdirbt nichts in so langer Zeit, so müssen Wege seyn, welche diesen Saft auf andere Weise aus seinen nicht gar zu großen Gefäßen wieder hinwegführen. Ich darf aber diesen um so viel dreister sagen, weil wir vollkommen wohl begreifen, warum die gefürchtete Gefahr ein Hirngespinst sey."

„Wir wissen ja genugsam, welcher Wege sich die Natur

bedient, um Säfte aus den Höhlen, worin sie behalten werden, wieder in den Umlauf zu bringen; und sollte wohl der weise Schöpfer dieses bei einer Gelegenheit versäumt haben, wo es wegen der Ordnung und zum Besten der Gesellschaft so höchst nothwendig war, und wo durch diesen Mangel der Tugend ein Riegel vorgeschoben oder gar eine Strafe zubereitet würde? Nimmermehr! Die Zergliederung zeigt deutlich, daß es in diesem Stücke gehe wie in andern; und der berühmte Meckel hat es von den Saamenbläschen besonders gewiesen, wie sie die enthaltene Feuchtigkeit, wenn sie nicht vergossen wird, wieder den zirkulirenden Säften zuführen, und solchergestalt mit dem Blute vereinigen. Nicht allein geschieht dieses in den Saamenbläschen, sondern in der ganzen Strecke der Saamengänge und in den Hoden selbst schon. Hieraus begreift man denn, wie einige Thiere, denen die Natur hierin weit größere Kräfte gegeben hat, als dem Menschen, vornehmlich die Pferde, ohne Ausleerung dieser Art doch sehr gesund und munter sind. Man sieht niemals bei den Hengsten, die man nicht decken läßt, geschwollene Geilen aus der Verhaltung des Saamens entstehen, und es erfolgt bei ihnen keine Wuth daraus, vielmehr wird das Thier dadurch munterer und kräftiger."

„Wenn wir aber auch hierüber beruhigt sind, sagen die Blanchete, und aus dem stockenden Saamen in unsern Zeugungstheilen keine Gefahr befürchten; so entsteht gerade das, was uns schreckt, nämlich der Saame geht in Blut über, steigt ins Gehirn und macht uns toll. Freilich hat dieses noch niemand behauptet, außer dem Priester Blanchet, und niemand wird so etwas sagen, der die Natur des thierischen Körpers kennt. Schon die alten Aerzte behaupteten, daß der Saamen mit Nutzen im Leibe zurückbehalten werde, daß er den Körper stärke, munter, muthig, kühn, unternehmend und dauerhaft mache. Die Alten sahen also gerade das Gegentheil von dem, was Blanchet besorgt, und wir können uns täglich überzeugen, daß sie recht beobachteten. Sehen wir nicht allenthalben, daß unter den Gesunden diejenigen am gesundesten sind, die am keuschesten leben, und daß sie am spätesten alt werden?"

„Die Beobachtung der Thiere läßt hierüber keinen Zweifel zurück. In England erlaubt man niemals, daß einer von den Hengsten, die zum Wettrennen gebraucht werden, eine Stute decken darf, weil die Erfahrung zeigte, daß ihnen dieses im Rennen schadete. Und diese Thiere sind unter allen unstreitig diejenigen, welche die größte Stärke, Anstrengung, Gewalt und Schnelligkeit im Spiel ihrer Muskeln ausüben. Wer es nicht selbst gesehen hat, der begreift es kaum; und doch ist es wahr und zuverläßig, daß diese Hengste (andere Pferde braucht man dazu nicht) in einer Minute und etlichen Sekunden eine englische Meile zurücklegen, und ohngefähr in etwas über fünf Minuten eine deutsche Meile. Dieses außerordentliche Vermögen eines Thieres setzt doch gewiß die höchste Vollkommenheit der Organen und der ganzen Maschine voraus. Es beweist auch, wie mir däucht, ganz unläugbar, was freilich diejenigen Engländer, die dieses Hazardspiel mit Wettrennen treiben, aus Erfahrung lange wissen, daß die größte Enthaltsamkeit diesen Thieren nicht nur nicht schade, sondern vielmehr sie vollkommener mache. Nur erst, wenn sie vor Alter nicht mehr laufen können, braucht man sie zur Zucht, um ihre Art zu behalten."

„Ach! wie oft sah ich jeden Sommer in Pyrmont einen betrübten Zustand des Kopfs, des Magens und des ganzen Körpers aus der Verschwendung dieses Safts, bei solchen, die gewiß heiter und gesund gewesen wären und eine lange Jugend hätten hoffen können, wenn sie an die Keuschheit geglaubt hätten. Aber nun mußten sie nach Pyrmont kommen, um ihre arme Natur wieder ein wenig aufzurichten."

„Es ist seltsam, daß man bei so vielen Menschen, und zumal auch bei vielen Aerzten, eine Art von Hartgläubigkeit findet, die durchaus die häufige Vergießung des Saamens für ein ganz gleichgültiges Ding erklärt. Aber was kann man von einer Sache wissen, um die man sich nicht bekümmert und wonach man nie frägt. Dieses ist wirklich der Fall mit sehr vielen Aerzten, die sich bei keiner langwierigen Krankheit, zumal junger Leute, nach diesem Umstand erkundigen; die immerhin ihre ge-

wöhnlichen Recepte gegen den schwachen Magen, gegen Schwindel und Gedächtnißschwäche verschreiben, ohne sich zu bekümmern, aus welchem Grunde diese Schwachheiten eigentlich herrühren."

„Nur Aerzte, die von den gemeinen Vorurtheilen nicht eingenommen sind und die auf solche Dinge Acht geben, können wissen, wie unsäglich viele lange, drückende und quälende Krankheiten und Beschwerden ihre einzige und wahre Ursache in der nach Verhältniß der Kräfte zum Uebermaaß befriedigten Wollust haben. Das Ehebette macht hier keine Ausnahme. Im Schooße der Ehe liegt die ganze Quelle des Elends von manchem Ehemanne, ohne daß er es argwöhnt. Sein Unglück ist, daß er eine Regel befolgen will, die Luther gegeben haben soll, und die für den kernfesten Doktor Luther leidlich seyn mochte, aber nicht für ihn."

„Ich weiß es recht wohl, daß nicht der Eine wie der Andere sey, daß die Natur manches Menschen viel aushalte, und daß es auch einst einen Herkules gab. Indessen habe ich einen solchen wahren, berühmten und bekannten Herkules, dem Körper und den Kräften nach, gekannt, der von Rechtswegen neunzig Jahre gesund hätte leben müssen, der schon im sechs und vierzigsten Jahr ein kraftloser, hinsinkender Greis war, und im acht und vierzigsten an Entkräftung des Leibes und der Seele starb. Die menschlichen Kräfte sind endlich, und ganz besonders in diesem Stücke. Wer sagt uns auch immer, daß das schlaffe, träge, unmännliche Wesen, das elende Aussehen, die matten, todten Augen und tausenderlei andere Schwachheiten bei Leuten, die wir kennen, einen andern Grund habe, als Uebermaaß in diesem Stücke? Die häufige Ausleerung eines Saftes, auf dessen Zubereitung die Natur offenbar außerordentlich viel Arbeit wendet, der das Blut seiner feinsten, geistigen und balsamischen Theile beraubt, und die mit so großer Anstrengung und Erschütterung der Maschine geschieht, kann unmöglich dem Körper ganz gleichgültig seyn. Die Gewohnheit macht hierin nicht viel gut. Bekanntlich hält niemand besser aus, als wer vorher enthaltsam gelebt hatte, folglich nicht gewohnt war. Nicht leicht stelle

sich auch jemand zum Beispiel auf und sage: Mir schadet es nicht. Man sieht immer, daß diejenigen am schwersten für die Ausschweifungen büßen, bei denen die Folgen am längsten ausbleiben; und die Ursache ist sehr begreiflich."

„Ich habe doch schon manchen Kranken gesprochen, und darunter auch zuweilen sonderbare und seltene Fälle kennen lernen; aber noch soll der erste kommen, der über die physischen schlimmen Folgen der Keuschheit geklagt hat. Gewiß nicht, weil es keine Keuschheit in der Welt gibt; dieses weiß ich besser: sondern weil sie keine physisch üble Folgen hat. Niemand klagte mir noch: dieser erbärmliche Zustand des Kopfs, mein elender, schwacher Magen, diese zerrütteten Nerven sind die Folgen der Enthaltsamkeit; und ich zweifle auch, daß irgend ein andrer Arzt glaubwürdig eine solche Klage je gehört habe."

„Was hier angeführt ist, sind fast alles Erfahrungsgründe. Die Natur des milden Safts und ähnlicher Wirkungen des menschlichen Körpers beweist aber ebenfalls und zur Ueberzeugung theoretisch die Thorheit von Blanchets Furcht. Schadet doch nicht einmal der Klapperschlange ihr fürchterliches Gift, wenn es nicht vergossen wird, sondern wieder zurück in ihr Blut geht."

„Es ist auch nicht gegründet, daß bei den Thieren eine unbändige Brunst aus dem in's Blut zurückgeführten Saamen entstehe; denn diese Brunst kommt ja nur zu gewissen Jahrszeiten, da doch die Absonderung des Saamens ununterbrochen fortdauert und durch Frühling und sanfte liebliche Luft etwas vermehrt wird. Angenehme Eindrücke der Wärme und des Frühlingsgefühls*), die

*) Blumenbach, med. Bibl. B. 2. St. 2. S. 210. erinnert hiergegen, daß die Eindrücke des Frühlingsgefühls nur bei einem kleinen Theil der thierischen Schöpfung diese Wirkung haben können, da sie beim Hirsch, dem so brünstigen Thiere, im Herbst, beim Rehbock im December, beim Kreuzschnabel erst zur Zeit des strengsten Frostes, um Neujahr u. s. w. erwachen. Aber hiermit, und allem andern, was Blumenbach sonst für seine Meinung sagt, ist noch lange nicht erwiesen, daß gerade deßwegen die Brunst der Thiere erwache, weil nun ein Theil von dem in den Gefäßen angehäuften Saamen ins Blut zurückgehe. Ehe man diesen Satz behaupten kann, muß man erst darthun, daß sich bei diesen Thieren

den Werkzeugen der Empfindung schmeicheln, sind die wahren Ursachen der aufwachenden Triebe, wenn sie ruheten; und diesen folgen natürlich, wie jedem Reize, stärkere Absonderungen, da, wo er hinwirkt. Heißes Klima reizet beständig, aber entmannet."

„Man zieht viele, aber gewiß irrige Schlüsse gegen die Enthaltsamkeit aus den freiwilligen nächtlichen Ergießungen, die der Mensch vor den Thieren voraus hat, und will daraus beweisen, daß die Entledigung von dem Saamen ein eben so nothwendiges Bedürfniß sey, als andere Ausleerungen. Eben darin, daß die Thiere diese Ergießungen nicht haben, liegt schon ein wichtiger Grund gegen die physische Nothwendigkeit derselben. Wenn man betrachtet, daß die schwächsten und der Wollust am meisten fröhnenden Menschen diesen nächtlichen Pollutionen am meisten, und oft zur völligsten Entkräftung, unterworfen sind, hingegen gesunde, die nicht etwa sehr an diese Ausleerungen gewöhnt sind, weit weniger und oft gar nicht; daß diejenigen, welche eine lebhafte und auf solche Vorstellungen gerichtete Einbildungskraft haben, ihnen häufiger unterworfen sind, als solche, die weniger lebhaft sind, oder deren Gemüth von andern

die Absonderung des Saamens nur auf einen kurzen Zeitraum beschränke; diese Functionen des Körpers aber das übrige ganze Jahr hindurch ruheten, oder daß im ganzen Jahre der Saame allmählig in so geringem Maße abgeschieden werde, als zur periodischen Brunstzeit nöthig wäre. Der erste Fall widerspricht den Gesetzen des thierischen Mechanismus; der andere kann deßhalb nicht stattfinden, weil die Thiere zu dieser Zeit mehr Saamen verbrauchen, als die Gefässe auf einmal enthalten, und der Ersatz, wenn man eine so langsame Absonderung annimmt, unmöglich so geschwind bewirkt werden kann. Da also kein Grund vorhanden ist, diesen Thieren den gleichmäßigen Fortgang der Geschlechtsfunctionen abzusprechen, folglich der Ueberfluß des Saamens an sich die Ursache jener periodischen Erscheinung nicht seyn kann; so muß dieser heftige Begattungstrieb unter andern Einflüssen entstehen, die theils äußerlich, als Frühlingswärme, Genuß gewisser Pflanzen, Witterung der Weibchen rc. auf die Reizbarkeit des Thieres wirken, oder innerlich in dem körperlichen Mechanismus verborgen liegen, da uns die weise Einrichtung der Natur auf bestimmte wirkende Ursachen zurückweist, daß es für die Oekonomie dieses oder jenes Thieres so und nicht anders seyn müsse. D. Verf.

Gegenständen voll ist; wenn man erwägt, daß ein Gesunder niemals eine solche nächtliche Ergießung hat, ohne daß dabei wollüstige Vorstellungen oder Träume sind, so kann man fast nicht anders annehmen, was ich schon vorlängst und so viel ich weiß, zuerst behauptet habe: daß diese Ergießungen, in so fern sie nicht Krankheit sind, mehr für eine Wirkung der Einbildungskraft angesehen werden müssen, und mehr zu deren Bändigung dienen, als daß sie einen physischen Nutzen hätten. Und daher erklärte sich denn, warum die geilsten Thiere, wie Sperlinge und Hähne, die eingesperrt sind, hiervon nichts wissen, selbst die Affen nicht, so viel mir bekannt ist, die man doch sogar sich beflecken sieht."

„Ueberhaupt wird es nicht genug erwogen, von wie ausnehmend großem Einflusse die Einbildungskraft auf diese Dinge sey. Wie ganz gewöhnlich ist alles das blos das Werk der Einbildungskraft, was man für Naturtrieb ansieht, und aus dem Grunde zu befriedigen trachtet. Sieht man nicht so oft bei ganz Gesunden alle Triebe dieser Art völlig und auf lange Zeit schlafen, wenn die Seele von andern Vorstellungen, die sie an sich ziehen, erfüllt ist? Hingegen der müßige Kopf, dessen Imagination freies Spiel hat, empfindet jeden Augenblick sogenannte Naturtriebe. Wer unter einer anhaltenden Aengstlichkeit, Furcht und Sorgen lebt, bei dem sind, wenn er auch das wollüstigste Temperament hat, alle solche Triebe völlig getödtet, so lange dieser Zustand dauert. Kann man dieses auch auf was anders, als auf die Einbildungskraft schieben? denn die physischen Wirkungen gehen ihren Gang, und die Absonderungen der Säfte werden dadurch nicht unterbrochen, wie sich das genug zeigt, sobald der leidenschaftliche Zustand ein Ende hat."

„Man wird mich hoffentlich nicht beschuldigen, daß ich gewisse, in der Welt sehr nützliche und nothwendige Uebungen verschreien wolle. Auch würde man mir das größte Unrecht thun, wenn man mir aufbürdet, ich läugne die physischen Triebe und Reize aus angefüllten Saamengefäßen ab. Diese sind allerdings stark genug, und wirken bei dem Einen viel heftiger als bei dem

Andern. Aber daß demohngeachtet diese vermeinten physischen Triebe zur Wollust oftmals in der Imagination sitzen, und ganz allein darin sitzen können, das beweiset endlich die bekannte Geilheit der Verschnittenen unläugbar genug, bei denen doch nun die physische Ursache ganz ausgerottet und getödtet ist."

Ob es mir gleich nie einfallen wird, den Cölibat der römischen Geistlichen zu vertheidigen, weil er den natürlichen und rechtmäßigen Wünschen der Menschen widerstrebt, und sonderlich, weil er alle Hoffnung abschneidet; so kann ich doch niemals die physische Schädlichkeit der Enthaltung zugeben. Wer nur Lust hat, es zu versuchen, wer sein Gemüth wohl beschäftigt und den Leib übt, oder, wo es nöthig ist, ermüdet, der wird bald überzeugt werden, daß die Religion, durch das strengste Gebot der Reinigkeit, in diesem Stücke weder etwas Unmögliches, noch etwas Schädliches fordere, und daß Enthaltsamkeit keine so gefährliche Tugend ist, als man es geglaubt hat."

Zeit und Art des Begattungsgeschäftes.

Der Mensch wird nicht wie die meisten übrigen Thiere, und zwar alle Säugethiere, er allein ausgenommen, zu einer bestimmten Jahreszeit zur Begattung gereizt *), sondern er ist zu allen Zeiten dazu aufgelegt. Unwürdig ist er aber eines solchen Vorzugs, wenn er sich diesem Triebe überläßt, ohne auf Zeit und Umstände, und wenn nicht auf Gesetze, doch auf Winke der Natur zu achten, die ihn bald zu diesem Genusse auffordern, bald ihm denselben verbieten. —

Die Jahreszeit ist bei dem Begattungsgeschäfte nichts weniger als gleichgültig. Ist ihr Einfluß auf den Geist bei manchen Personen schon sehr wichtig, so muß er auf den Körper ungleich größer seyn. Thomson schrieb meistentheils nur im Herbst, und Milton hatte nur die Hälfte des Jahres, vom Ende des Septembers bis in den März, ein glänzendes Genie. —

*) Die Allgemeinheit dieser Wahrheit scheint durch Wargentins Beobachtungen eingeschränkt zu werden, nach denen in Schweden die meisten Geburten in den September fallen, der also dem vorhergehenden December entspricht.

Im Sommer wird der ohnehin stärker ausdünstende Körper durch das Begattungsgeschäft mehr ermattet, als zu jeder andern Jahreszeit. Die Männer sind dann gewöhnlich am schwächsten und dauern am wenigsten aus. Dies bemerken schon Hesiodus, Plinius, Celsus, der, wo möglich, den ganzen Sommer durch Enthaltsamkeit fordert; Roderich, und der in diesem Punkte weit und breit berühmte Venette, warnet vor den schädlichen Folgen, welche der häufige Genuß der Liebe im heißen Sommer auf die Gesundheit des Mannes hervorbringt. Die Alten hatten die Regel, daß man in den Monaten, die kein R. haben, der Venus wenig, dem Bachus hingegen viel opfern müsse.

Günstiger für die Fortpflanzung ist der Herbst. So wie die heftige Hitze abnimmt, empfangen die Werkzeuge des Körpers ihre Federkraft wieder; und bietet die Natur in dieser Jahreszeit der Nahrung des Menschen einen reichen Vorrath der kraftvollstem Speisen dar. —

Der Winter ist für den größten Theil der organischen Körperwelt die Zeit der Ruhe, und Kälte und strenge Witterung vermindern in allen belebten Wesen das Feuer der Liebe. Aber nur der über die ganze Natur herrschende verfeinerte Mensch sucht alle Mittel hervor, die Ungemächlichkeiten der Jahreszeit nicht zu empfinden, und versteht die Kunst, seinem Körper eine widernatürliche Hitze mitzutheilen. Den Trieb zur Geschlechtslust hat er daher weit mehr seinem Koche, der seinen Gaumen mit Produkten aus allen Theilen der Erde kitzelt, den geistreichen Getränken und der gemachten Stubenluft zu verdanken, als den Wirkungen der ungekünstelten Natur. Vergebens verschwendet oft der Mann seine Kräfte zu einer Jahreszeit, die den Weibern zur Empfängniß am ungünstigsten ist, und wenn dann die Natur eine neue Schöpfung wieder hervorruft, so ist seine Kraft erschöpft, wie bei der Pflanze, die man Blumen hervorzubringen nöthigte, ohne daß die Natur davon etwas wußte. —

Der schöne Frühling durchdringt mit seinem sanften belebenden Hauche die ganze organische Schöpfung. Bei den meisten Thieren erwacht in diesem Wechsel der Zeit

der Geschlechtstrieb, und ist am stärksten. Auch der Mensch fühlt nach dem entflohenen Winter neue thätige Lebenskraft in seinem Körper; sein Blut rollt leichter, und er wird von der Allgewalt des süßesten aller Triebe unwiderstehlich hingerissen. Ueberdies ist das Frühjahr, so wie für die Fruchtbarkeit überhaupt, auch für die des Menschengeschlechts am günstigsten *). Ein anderer nicht minder wichtiger Grund dieser Einladung zu folgen, ist, daß die im Winter gebornen Kinder durch die Kälte früh abgehärtet, und gewöhnlich die gesundesten werden, daß ferner die Aussicht in den nahen Frühling für die Wöchnerin von dem größten Vortheil ist.

In Rücksicht der Tageszeit muß der Beischlaf nie kurz nach dem Essen vorgenommen werden. Doppelt schädlich ist dieses für Männer, die zu Blähungen, übler Verdauung, Beklemmung auf der Brust und hypochondrischen Zufällen geneigt sind.

Mit gleichem Nachtheil ist die Vollziehung dieses Geschäfts kurz vor dem Essen oder nüchtern verbunden; ein jeder weiß, daß Arbeit bei einem merklichen Reize zu essen mehr erschöpfet als sonst; bei dem Werke der Liebe geschieht dieses doppelt.

Die beste Zeit zu diesem Opfer ist vier Stunden nach der Mahlzeit, es sey Nachmittags oder Abends. Die Verdauung ist alsdann einigermaßen vollendet, ein neuer Reiz ist in den Säften vorhanden, und der durch den Beischlaf erlittene Verlust wird leichter wieder ersetzt; dies ist vorzüglich der Fall, wenn der Akt zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit vorgenommen wird. Daher ziehen viele, in dieser und andern Rücksicht, die Tageszeit vor. Bei Vielen hat die Stille, die Einsamkeit und das Dunkle der Nacht stärkere Reize **). Zu-

*) Unsere Geburtslisten bestätigen allgemein die Bemerkung, daß in den December und Januar die meisten Geburten fallen, die also den vorhergehenden Monaten März, April und Mai entsprechen.

**) Dies kommt daher, weil die Anschauungen der Einbildungskraft nie lebhafter sind, als zu der Zeit, wenn die Sinne nicht anschauen; und weil jene oft einen weit höhern Grad von Lebhaftigkeit hervorbringen, als diese. Die Einbildungskraft kann weit größere Anschauungen fassen, als die Sinne. Was

piter verlängerte die Nacht, als er den Herkules zeugte.

Hingegen ist der Genuß der Liebe in der Nacht, wenn man im Schlafe gestört wird, nicht rathsam; der Schlaf wird dadurch nur noch unruhiger, und eine Unbehaglichkeit am Morgen ist die gewöhnliche Folge.

Der Morgen, wo der Mensch alle seine Kräfte beisammen hat und die Aufopferung eines Theils derselben weniger merkt, ist ein günstiger Zeitpunkt, besonders wenn man sich durch einen kurzen Schlummer in den Armen des geliebten Weibes entschädigt. — Ueberhaupt kommt hierbei sehr viel auf Gewohnheit, Lebensart und Geschäfte des Menschen an.

Vorzüglich enthalte man sich des Geschlechsgenusses nach kurz vorhergegangenem Aerger, während eines Rausches *), nicht weniger, wenn man einen äußerlichen Schaden am Körper hat, oder sich innerlich nicht wohl befindet; desgleichen, wenn man kurz zuvor krank gewesen ist, oder nur eine Unpäßlichkeit, einen Durchfall gehabt, oder zur Ader gelassen hat. Galen erzählt, daß ein Mann, der von einer Krankheit noch nicht völlig hergestellt war, in eben der Nacht starb, da er seiner Frau die eheliche Pflicht leistete. Van Swieten, Boerhaave haben mehrere dergleichen Beispiele aufgezeichnet.

in langer Zeit in den Sinnen nach und nach vorgestellt werden muß, stellt die Einbildungskraft in einem Augenblick dar. Sie kann auch weit kleinere Anschauungen fassen, als die Sinne; was diese nicht mehr afficirt, theilt sie noch in viele gleichartige Theile †).

†) Tavernier in seiner Reisebeschreibung, B. 4. K. 8., erzählt von einem Armenier, daß er zehn Jahre mit seiner Frau in der Ehe gelebt, ohne diese weder je gesehen, noch reden gehört zu haben. Wenn sie mit ihrem Manne zu Bette ging, entschleierte sie sich nie eher, als bis das Licht entfernt war, auch aß sie nie mit ihrem Manne.

*) In diesem Zustande entkräftet die Umarmung den Mann nicht nur doppelt, und kann leicht die gefährlichsten Krankheiten nach sich ziehen, sondern man will auch bemerkt haben, daß die in einem solchen Zustande erzeugten Kinder meistentheils Dummköpfe sind. Eine Regel für die jungen Männer, die ihre Hochzeitnacht am besten durch Saus und Schmaus einzuweihen glauben. — Hingegen ist ein mäßiger Gebrauch von gutem Weine der Liebe nicht nachtheilig.

Der Beischlaf zur Zeit der monatlichen Reinigung ist zwar nicht unmoralisch, wie einige behauptet haben*), er hat auch, wenn beide Theile gesund sind, keine schädliche Folgen; wie oft geschehen nicht beim Eintreten derselben Umarmungen im Ehebette, ohne es zu wissen! Was auch die Ursache des sonderbaren Geschmacks mancher Ehemänner seyn mag, denen dieser Zeitpunkt vorzüglich willkommen ist**), so verräth er wenigstens keine Delikatesse. Es gibt auch wirklich Fälle, wo die monatliche Reinigung von übeler Beschaffenheit seyn kann. Bei einem Frauenzimmer, die kakochymische Säfte hat oder mit örtlichen Fehlern in der Gebärmutter behaftet ist, oder sich nicht rein hält, bei diesem ist der Beischlaf in diesem Zeitpunkte gefährlich, und man hat davon bösartige Tripper und Geschwüre in der Harnröhre entstehen sehen. Merkt die Frau gegen das Ende des Flusses eine Schärfe an den Geburtsgliedern, so thut sie allemal wohl, wenn sie dem Manne die Umarmung versagt.

Bei den Juden, Arabern und andern Bewohnern heißer Erdstriche ist es Nationalsitte, sich aller fleischlichen Vermischung mit den Weibern während ihrer Reinigung zu enthalten, weil hier die Gesundheit der Männer weit mehrerer Gefahr ausgesetzt ist. In Italien sucht man diesen schändlichen Folgen dadurch vorzubeugen, daß in den öffentlichen Tempeln der Venus Volgivaga die Thüren derjenigen, die ihre Reinigung haben, von außen bezeichnet oder ganz verschlossen gehalten werden.

Der eheliche Beischlaf während der Schwangerschaft

*) Einige haben geglaubt, der Beischlaf sey während dieser Periode unfruchtbar, und es sey sündlich, einen Acker zu besäen, wenn man von der Aussaat keine Frucht erwarten könne; andere sagten, die aus solchem Beischlafe erzeugten Kinder wären der Epilepsie unterworfen. Diese Grillen sind längst widerlegt.

**) Die Reisebeschreiber haben bemerkt, daß je weiter man in die südlichen Gegenden komme, je mehr wäre dieser Appetit bei den Männern verbreitet. Wahrscheinlich genießen jene, zum Theil vom Klima erschlafften Männer ihre Weiber dann am liebsten, wenn sie das Werk der Liebe mit der größten Leichtigkeit vollziehen können, nämlich im Zeitpunkte des Blutflusses, wo die weiblichen Geburtstheile schlaffer und erweiterter sind.

ist unnatürlich und kann die traurigsten Folgen für die Schwangere und das Kind nach sich ziehen. Die unvernünftigen Thiere beschämen hier den Menschen*). Derjenige, für den der thierische Genuß der Liebe der Zweck und das einzige Vergnügen der Ehe ist, entehrt seine Vernunft. Er ist zu bedauern, daß er jene höheren Freuden im weiblichen Umgange, in Erziehung der Kinder entbehrt, die dem feiner fühlenden Theile der Männer mehr sind, als die schnell vorüberrauschende Betäubung der Sinnlichkeit.

Aber wenn Vernunft die thierischen Begierden nicht zu zügeln vermag, so sollte doch die Gefahr, die ein schwangeres Weib nach jeder Umarmung treffen kann, den Unmäßigen zurückschrecken. Es kann hierdurch sehr leicht das monatliche Geblüt hervorgelockt werden; und wenn die Mutter nicht vollblütig ist, so wird dadurch dem Kinde das zur Ernährung nöthige Blut entzogen. Bewährte Aerzte behaupten, daß dem Kinde durch häufigen Genuß des Beischlafs ein zur Wollust geneigtes Temperament, ein mit scharfen Säften erfüllter Körper mitgetheilt werde. Zückert sagt, daß sogar von heftiger und unbefriedigter Sehnsucht dieses Uebel entstehe, und daß in diesem Falle der Schaden noch größer sey, als wenn die Begierde wirklich gestillt werde. Es entstehen ferner sehr leicht gefährliche Blutflüsse, Mondkälber, Mißfälle und unzeitige Geburten.

Vorzüglich ist Enthaltsamkeit im Anfange und im dritten, vierten Monate der Schwangerschaft höchst nöthig, besonders wenn Frauenzimmer schwächlich sind, oder wohl gar schon Mißfälle gehabt haben. Klinkosch erzählt, es sey einer Frau, die schon einmal abortirt hatte, weil sie und ihr Mann keine Mäßigung beobachteten, dadurch geholfen worden, daß sie den Rath befolgt und sich bei den ersten Zeichen einer Schwangerschaft aller Umarmungen enthalten habe. Sie ward Mutter von drei gesunden Kindern.

*) Eine gewisse Dame, die sich über die Männerschwäche lustig machte, ward gefragt, und auf das Beispiel der unvernünftigen Thiere hingewiesen. Ganz recht, erwiederte sie: aber eben deßwegen sind sie unvernünftig!! —

Da die Leibesfrucht in dem ersten Monate aus sehr weichen, zertrennlichen Fasern besteht, so ist sehr begreiflich, daß sie auf mancherlei Art dadurch bald zernichtet und abgetrieben, bald unzeitig und todt, bald übel gestaltet oder mit unheilbaren Fehlern des Gehirns zur Welt gebracht wird. Die Gefässe der schwangern Gebärmutter erweitern sich mehr und mehr, sie wird vollblütiger, weicher und weit reizbarer. Durch den Beischlaf wird der Zufluß und die natürliche Hitze dieses Theils vermehrt, und alle Gefässe werden krampfhaft zusammengezogen; das in Schwangern schon ohnehin dickere Blut nimmt an Dichtheit und Fähigkeit zu Entzündungen zu, die Gefässe werden verstopft oder zerrissen, die Säfte trocknen aus und stocken, und die Mütter sind während ihrer Schwangerschaft theils der Erzeugung von Wasserbläschen und falschen Wassern, theils Blutflüssen und oft selbst dem Tode unterworfen.

Zimmermann behauptet mit Recht, daß die bei uns so häufigen unzeitigen Geburten meistentheils keine andere Ursache haben, als diese eheliche Unmäßigkeit während der Schwangerschaft. Man kann noch hinzufügen, daß die häufig schweren Geburten eben so oft aus derselben Quelle entstehen, und daß die Niederkunft der Frau, welche während ihrer Schwangerschaft im ehelichen Genusse enthaltsam gewesen ist, ungleich leichter von statten geht.

Mit eben so gefährlichen Folgen ist der gleich nach der Geburt vollzogene Beischlaf verknüpft. Ist das Weib so unglücklich, zu empfangen, so kommt sie bei der nächsten Geburt in Todesgefahr; und gebiert sie glücklich, so muß öfters das Kind mit einem lebenslang ungesunden Körper für die unzeitige Lust der Eltern büßen. Es kann auch leicht geschehen, daß Weiber empfangen, ehe die Mutter von den Folgen einer unzeitigen Geburt gereinigt ist, und dann ist es oft der Fall, daß durch den Reiz des zurückbleibenden Stoffs auch das Kind mit weggeht.

Die ehelichen Umarmungen während dem Säugen sind zwar seltener nachtheilig, aber es bleibt doch immer rathsam, dieselben einzuschränken und mit dem möglichst

gemäßigten Feuer zu genießen. Ist gleichwohl bei einer Säugenden, wegen des beständigen Zuflusses der Säfte zu den Brüsten, die Wirkung des augenblicklichen, im Ehestande ohnehin nicht so heftigen Reizes, früher gestillt; wird auch dadurch die periodische Blutausleerung nicht herbeigelockt und die Mutter durch zwei so wichtige Absonderungen der Gefahr einer zu schnellen Absonderung ausgesetzt, wenn sie anders nicht einen vollblütigen und saftvollen Körper hat; so ist doch der Einfluß nicht zu läugnen, den Uebungen der Wollust, besonders wenn sie oft und mit Heftigkeit unternommen werden, auf den Körper des Säuglings haben. Sein Nervensystem kann durch sympathetische Ansteckung der wollüstigen Mutter geschwächt, und seine Säfte können früh verdorben werden. Eltern dürfen nur die Veränderungen, welche bald nach gepflogener Liebe auf dem Gesichte des Kindes sich durch Erhitzung des Bluts ankündigen, beobachten, um sich hiervon zu überzeugen. Da aber die Wirkungen einer wollüstigen Einbildungskraft und einer unbefriedigten Sehnsucht nach physischem Genuß für Säugende von schlimmern Folgen seyn können, als selbst eine mäßige Befriedigung, so muß in solchen Fällen auch diesen, so wenig als den Schwangern, der Beischlaf gänzlich versagt werden. —

Die Art, Stellung und Lage des Körpers, worin der Beischlaf vollzogen wird, ist keineswegs gleichgültig. Stehend sich einander beizuwohnen, ist der natürlichen Einrichtung unserer Geburtsglieder zuwider; obgleich selten eine Empfängniß hierbei Statt haben kann, so hat man doch beobachtet, daß, wenn dies geschah, fast immer eine widernatürliche Entbindung erfolgte. Aber auch das Nerven- und Muskelsystem wird dabei äußerst stark angegriffen; der Rückgraht leidet, die Kniee zittern, in den Schenkeln und Hüften, und sogar in den Augen empfindet man Schmerz und Schwäche. Eben dieses gilt auch von der Beiwohnung im Sitzen. Dem Weibe unten zu liegen, verhindert gemeiniglich die Empfängniß, oder gibt zur Bildung eines unvollkommenen Kindes Anlaß.

Die Natur hat für den Menschen die liegende Umar-

mung von vorne bestimmt. Hier, wo pochende Herzen sich einander entgegenschlagen, wo die feurigsten Küsse das Vergnügen vermehren und schmachtende Blicke sich begegnen, ist der Genuß von dem größesten Umfange und der Gesundheit am wenigsten schädlich. —

Ist aber die Frau von Natur sehr dick, oder hat einen so hohen und fetten Leib, daß sich der Mann von vorne nicht bequem nähern kann, so ist es besser, ihr von hinten beizuwohnen. Auch ist diese Art dienlich, wenn die Axe der Gebärmutter in Verhältniß der Axe der Mutterscheide in einem zu spitzigen Winkel liegt, wodurch der Muttermund durch die Falten der Mutterscheide verdeckt ist und alle Empfängniß verhindert wird; legt man bei diesen Umständen die Frau in obige Lage, so dringt das männliche Glied auf den Muttermund, und der Saame spritzt gerade in die Gebärmutter. —

Wenn einmal Eheleute so vieler Herrschaft über ihre Begierde nicht fähig sind, sich während der Schwangerschaft den gröbern Genuß eine Zeitlang zu versagen, ohne Gefahr zu laufen, in andere Ausschweifungen zu verfallen, so ist, jedoch unter der obigen Voraussetzung, daß es in den ersten Monaten nach der Empfängniß unterbleibt, gleichfalls diese Lage von hinten zu empfehlen, wobei nicht so leicht ein Mißfall zu befürchten ist, und der Rückgraht alsdann diejenige Erschütterung empfindet, welcher bei anderer Lage der Unterleib ausgesetzt ist.

Was übrigens jene Attitüden betrifft, welche die in den Mysterien der Venus Pandemos eingeweiheten Priester und Priesterinnen ersannen, so sind sie für die Gesundheit eben so nachtheilig, als für die menschliche Natur entehrend, und jederzeit die traurige Folge des übersättigten Wollustsinns, welcher mit jedem neuen Raffinement stumpfer wird, bis er endlich in eine gänzlich gelähmte Kraftlosigkeit dahin sinkt, und auf noch unnatürlichere Wege geräth. —

Vierter Abschnitt.

Von den Gebrechen bei den Geschlechtsverrichtungen und deren Heilungsart.

Nach einem unrichtigen Sprachgebrauch eignet man, wenn von der Unfähigkeit, sein Geschlecht fortzupflanzen, die Rede ist, den Männern Unvermögen, den Weibern Unfruchtbarkeit zu. Der erste Ausdruck sagt zu wenig, der zweite zu viel. Das Wort Unvermögen geht mehr auf Unfähigkeit zum Beischlaf, als auf die zur Zeugung; und das Wort Unfruchtbarkeit deutet mehr auf etwas Absolutes, als etwas Relatives, und läßt nicht füglich eine fernere Spaltung des Begriffs zu.

Besser würde man diesen Gegenstand durch folgende Eintheilung erschöpfen. Es ist entweder in dem Menschen die Fähigkeit vorhanden, mit dem andern Geschlechte seines Gleichen hervorzubringen, oder diese Fähigkeit ist durchaus nicht da. Das erste heißt Fruchtbarkeit, das letzte Unfruchtbarkeit. Ist nun jene Fähigkeit so vollkommen, daß ein Mensch mit jedem andern gesunden Theile des entgegengesetzten Geschlechts unter natürlichen Begünstigungen des Alters und gewisser Umstände Kinder zeugen kann, so besitzt er eine vollkommene Fruchtbarkeit; ist hingegen diese Fähigkeit nur mit gewissen Personen und unter einem eingeschränkten Verhältnisse möglich, so ist seine Fruchtbarkeit unvollkommen oder relativ.

Die Ursachen der unvollkommenen Frucht-

barkeit bestehen bald in dem Unvermögen zum Beischlafe, bald in der Unfähigkeit zur Zeugung; sie sind theils moralisch, theils physikalisch; diese sind wiederum entweder allgemein körperlich oder lokal. Weit seltner sind sie angeboren, als in der Folge entstanden, und diese wiederum weit seltner durch Zufall, als durch eigne Schuld erworben.

Es würde mich hier zu weit führen, nach dieser Klassifikation alle Mängel des Zeugungsvermögens, so viel deren bis jetzt die praktische Arzneiwissenschaft geliefert hat, aufzuzählen. Ich bemerke daher nur die vornehmsten, und zwar zuerst

Die männlichen Geschlechtsgebrechen.

Hieher gehöret:

1) Die fehlerhafte Beschaffenheit des männlichen Glieds. Die Natur treibt zwar mit dieser Gabe des Mannes ein gar eigensinniges Spiel, aber in der Regel ist sie damit gegen den kleineren Mann eben so günstig, als gegen den größern, obgleich bei diesem alle übrige Gliedmaßen verhältnißmäßig größer als bei jenem sind *). Aeußerst selten sind die Fälle, wo eine auffallend stattliche Ausrüstung den Mann zur Beiwohnung durchaus ungeschickt macht; häufiger aber sind die, wo das, was der einen Frau Schmerzen verursacht, der andern zu einer desto größern Wollust gereicht. Uebermaß in der Dicke schadet zwar weniger als das in der Länge, doch kann das Glied in jenem Zustande von der Mutterscheide so zusammengepreßt werden, daß der Saame nicht ausgespritzt werden kann. Der Umkreis der Mutterscheide hat kein gewisses Maaß; sie umschließt das dünnste Glied eben so gut wie das dickere. Ihre Tiefe hingegen beträgt gewöhnlich sechs bis acht Zoll; übertrifft die männliche Ruthe an Länge das höhere Maaß, so fällt sie dem innern Muttermunde beschwerlich **),

*) Eine erfahrene Dame fand den Waidspruch: Noscitur ex naso, quanta sit hasta viri, nicht immer bewährt.

**) Zacchias in quaest. med. leg. Lib. VII. Tit. 3. quaest. 5 und 7. führt das Beispiel der berühmten Hure in Rom an, welche mit einem stark begabten jungen Menschen in Ohnmacht und Verzuckungen fiel. Valentin in Nov. med. legal. cas. 3.

oder geht neben weg und sprizt den Saamen an einen unrechten Ort. Wenn der Mann anders einiger Kontenance fähig ist, so wird er, wie sich leicht begreifen läßt, den Schaden vermeiden können. Vermag er aber seiner Hitze keine Gränzen zu setzen, so muß er, wenn die liebe Hälfte dazu nicht eine bereitwillige Hand bieten will, zu andern Mitteln seine Zuflucht nehmen *).

Die Kürze des männlichen Glieds, wenn sie nur nicht allzudürftig und unter drei Zoll ist, kann kein Hinderniß zur Zeugung seyn, wohl aber eine Ursache unangenehmer Empfindungen und unbefriedigter Wollust bei den Weibern. Es gibt Männer, deren Ruthe nur ein bis zwei Zoll lang ist; schlechterdings kann man diesen die Fähigkeit zu zeugen nicht absprechen, da die Erfahrung in vielen Beispielen lehrt, daß Mädchen bei unverletztem Jungferhäutchen und bei einer ganz engen und verwachsenen Scheide geschwängert worden sind, und daß es also zur Zeugung schon genug ist, wenn der Saame oder vielmehr dessen geistiger Hauch (aura seminalis) eingespritzt wird. Zum Ehestande sind jedoch solche Männer untauglich, da der zur Empfängniß erforderliche Reiz, mit welchem ein feuriges, der Liebe

Teichmeyer in Instit. med. leg. cap. 16. quaest. 5. p. 17. und Haller in seinen Vorlesungen über die gerichtl. Arzneikunst, Bern 1782. S 407. bezeugen, daß von dem zu heftigen Anstoßen eines zu langen Penis an den äußerst empfindlichen innern Muttermund die gefährlichsten Zufälle, epileptische Zuckungen, Entzündungen und Blutflüsse entstehen können. Vorzüglich sind die Frauenzimmer, deren Muttermund sehr niedrig steht, dieser Gefahr ausgesetzt, wenn sie mit einem wohlbeschlagenen Manne den Beischlaf vollziehen. Ein Beispiel davon findet man in Pyl's Auff. und Beobacht aus der gerichtl. Arzneiwissensch. Samml. 3. S. 140.

*) Fabric. Hildan. Observ. cent. VI. Obs. 61. und Salocini Geheimniß keuscher Liebeswerke, S. 56., beschreiben den in solchem Falle anzulegenden Ring Ein gewisser Gelehrter, welcher im Zeugungsgeschäfte wie in den Wissenschaften von außerordentlicher Größe war, pflegte sich, um seinen Gemahlinnen nicht beschwerlich zu fallen, statt solcher Ringe nur eines seidenen Schnupftuchs, welches er umband, zu bedienen. Vielleicht erklärt sich aus diesem Umstande, warum es unter den Gelehrten vor einigen Jahren Mode war, den Zipfel eines seidenen Schnupftuchs, als ein Merkmal gelehrter Größe, aus der Rocktasche herauszuhängen.

ungewohntes Mädchen ihrem Anbeter oft über die Hälfte schon selbst entgegen kommt, im Ehebette verschwindet, wo er folglich durch männliche Kraft wenigstens zur Hälfte muß hervorgebracht werden können; welches dann freilich von einem solchen Mißbegünstigten nicht zu erwarten ist. Es gibt zwar Mittel, diesen Fehler der Natur in etwas zu verbessern*), aber keinem Richter, sondern dem Eheweibe allein kommt es zu, über deren Gebrauch oder Nichtgebrauch gültig abzusprechen.

Ein doppeltes männliches Glied, wenn es nicht eine geräumige Scheide anzutreffen das Glück hat, worin es sich ganz fügen kann, ist gewiß eine Ursache der Impotenz. Ein krummes, von Natur in die Höhe oder seitwärts gebogenes Glied hindert die Zeugung nicht, kann aber der Frau beschwerlich fallen, besonders wenn es in die Höhe stehend die Blase reizt. Ist dieser Fehler von einem Pulsaderbruch entstanden, so macht er zum Beischlaf untüchtig**). Ob diejenigen zur Zeugung fähig sind, deren Eichel nicht vorn, wie gewöhnlich, sondern unten die Oeffnung hat, ist zweifelhaft. Der Saame kann zwar in diesem Zustand nicht mit aller Kraft in den Uterus ejakulirt werden, allein, zuverläßigen Berichten zufolge, hat es Fälle gegeben, wo solche Menschen eine Schwängerung bewirkt

*) Schenck Observ L. IV. Obs. 6. p. 524. erzählt, daß sich ein Mann die Kürze seines männlichen Glieds durch ein angesetztes Horn ergänzt und mit gutem Erfolge den Saamen dadurch ausgespritzt habe. Reies Camp. elys. qu. vic. quaest. 41. meldet sogar, daß ein deutscher Fürst, welcher durch einen Musketenschuß entmannt worden, habe sich eine silberne männliche Ruthe verfertigen lassen und mit derselben Kinder gezeugt. — Wir wollen aus Respekt gegen das schöne Geschlecht diesen Legenden unsern Glauben nicht versagen.

**) Die Pulsaderbrüche rühren von Erschlaffung der Hülle eines der schwammichten Körper her, worin sich das Blut aufsammelt und der Ruthe bei der Erektion eine bogenförmige Gestalt gibt, deren konvexe Fläche nach dem schadhaften, die konkave aber nach dem unversehrten Orte gerichtet ist. Diese Krankheit ist eine Folge des übermäßigen Beischlafs, wodurch das Blut wegen allzuhäufigem Zufluß in die schwammichten Körper sich gegen die Hülle drängt. Bleibt bei einem Pulsaderbruch die Richtung der Ruthe unverändert, so macht doch immer die Geschwulst und der Schmerz in derselben den Beischlaf äußerst schwer.

ist unnatürlich und kann die traurigsten Folgen für die Schwangere und das Kind nach sich ziehen. Die unvernünftigen Thiere beschämen hier den Menschen*). Derjenige, für den der thierische Genuß der Liebe der Zweck und das einzige Vergnügen der Ehe ist, entehrt seine Vernunft. Er ist zu bedauern, daß er jene höheren Freuden im weiblichen Umgange, in Erziehung der Kinder entbehrt, die dem feiner fühlenden Theile der Männer mehr sind, als die schnell vorüberrauschende Betäubung der Sinnlichkeit.

Aber wenn Vernunft die thierischen Begierden nicht zu zügeln vermag, so sollte doch die Gefahr, die ein schwangeres Weib nach jeder Umarmung treffen kann, den Unmäßigen zurückschrecken. Es kann hierdurch sehr leicht das monatliche Geblüt hervorgelockt werden; und wenn die Mutter nicht vollblütig ist, so wird dadurch dem Kinde das zur Ernährung nöthige Blut entzogen. Bewährte Aerzte behaupten, daß dem Kinde durch häufigen Genuß des Beischlafs ein zur Wollust geneigtes Temperament, ein mit scharfen Säften erfüllter Körper mitgetheilt werde. Zückert sagt, daß sogar von heftiger und unbefriedigter Sehnsucht dieses Uebel entstehe, und daß in diesem Falle der Schaden noch größer sey, als wenn die Begierde wirklich gestillt werde. Es entstehen ferner sehr leicht gefährliche Blutflüsse, Mondkälber, Mißfälle und unzeitige Geburten.

Vorzüglich ist Enthaltsamkeit im Anfange und im dritten, vierten Monate der Schwangerschaft höchst nöthig, besonders wenn Frauenzimmer schwächlich sind, oder wohl gar schon Mißfälle gehabt haben. Klinkosch erzählt, es sey einer Frau, die schon fünfmal abortirt hatte, weil sie und ihr Mann keine Mäßigung beobachteten, dadurch geholfen worden, daß sie den Rath befolgt und sich bei den ersten Zeichen einer Schwangerschaft aller Umarmungen enthalten habe. Sie ward Mutter von drei gesunden Kindern.

*) Eine gewisse Dame, die sich über die Männerschwäche lustig machte, ward getadelt, und auf das Beispiel der unvernünftigen Thiere hingewiesen. Ganz recht, erwiederte sie: aber eben deßwegen sind sie unvernünftig!! —

Da die Leibesfrucht in dem ersten Monate aus sehr weichen, zertrennlichen Fasern besteht, so ist sehr begreiflich, daß sie auf mancherlei Art dadurch bald zernichtet und abgetrieben, bald unzeitig und todt, bald übel gestaltet oder mit unheilbaren Fehlern des Gehirns zur Welt gebracht wird. Die Gefäße der schwangern Gebärmutter erweitern sich mehr und mehr, sie wird vollblütiger, weicher und weit reizbarer. Durch den Beischlaf wird der Zufluß und die natürliche Hitze dieses Theils vermehrt, und alle Gefäße werden krampfhaft zusammengezogen; das in Schwangern schon ohnehin dickere Blut nimmt an Dichtheit und Fähigkeit zu Entzündungen zu, die Gefäße werden verstopft oder zerrissen, die Säfte trocknen aus und stocken, und die Mütter sind während ihrer Schwangerschaft theils der Erzeugung von Wasserbläschen und falschen Wassern, theils Blutflüssen und oft selbst dem Tode unterworfen.

Zimmermann behauptet mit Recht, daß die bei uns so häufigen unzeitigen Geburten meistentheils keine andere Ursache haben, als diese eheliche Unmäßigkeit während der Schwangerschaft. Man kann noch hinzufügen, daß die häufig schweren Geburten eben so oft aus derselben Quelle entstehen, und daß die Niederkunft der Frau, welche während ihrer Schwangerschaft im ehelichen Genusse enthaltsam gewesen ist, ungleich leichter von statten geht.

Mit eben so gefährlichen Folgen ist der gleich nach der Geburt vollzogene Beischlaf verknüpft. Ist das Weib so unglücklich, zu empfangen, so kommt sie bei der nächsten Geburt in Todesgefahr; und gebiert sie glücklich, so muß öfters das Kind mit einem lebenslang ungesunden Körper für die unzeitige Lust der Eltern büßen. Es kann auch leicht geschehen, daß Weiber empfangen, ehe die Mutter von den Folgen einer unzeitigen Geburt gereinigt ist, und dann ist es oft der Fall, daß durch den Reiz des zurückbleibenden Stoffs auch das Kind mit weggeht.

Die ehelichen Umarmungen während dem Säugen sind zwar seltener nachtheilig, aber es bleibt doch immer rathsam, dieselben einzuschränken und mit dem möglichst

gemäßigten Feuer zu genießen. Ist gleichwohl bei einer Säugenden, wegen des beständigen Zuflusses der Säfte zu den Brüsten, die Wirkung des augenblicklichen, im Ehestande ohnehin nicht so heftigen Reizes, früher gestillt; wird auch dadurch die periodische Blutausleerung nicht herbeigelockt und die Mutter durch zwei so wichtige Absonderungen der Gefahr einer zu schnellen Absonderung ausgesetzt, wenn sie anders nicht einen vollblütigen und saftvollen Körper hat; so ist doch der Einfluß nicht zu läugnen, den Uebungen der Wollust, besonders wenn sie oft und mit Heftigkeit unternommen werden, auf den Körper des Säuglings haben. Sein Nervensystem kann durch sympathetische Ansteckung der wollüstigen Mutter geschwächt, und seine Säfte können früh verdorben werden. Eltern dürfen nur die Veränderungen, welche bald nach gepflogener Liebe auf dem Gesichte des Kindes sich durch Erhitzung des Bluts ankündigen, beobachten, um sich hiervon zu überzeugen. Da aber die Wirkungen einer wollüstigen Einbildungskraft und einer unbefriedigten Sehnsucht nach physischem Genuß für Säugende von schlimmern Folgen seyn können, als selbst eine mäßige Befriedigung, so muß in solchen Fällen auch diesen, so wenig als den Schwangern, der Beischlaf gänzlich versagt werden. —

Die Art, Stellung und Lage des Körpers, worin der Beischlaf vollzogen wird, ist keinesweges gleichgültig. Stehend sich einander beizuwohnen, ist der natürlichen Einrichtung unserer Geburtsglieder zuwider; obgleich selten eine Empfängniß hierbei Statt haben kann, so hat man doch beobachtet, daß, wenn dies geschah, fast immer eine widernatürliche Entbindung erfolgte. Aber auch das Nerven- und Muskelsystem wird dabei äußerst stark angegriffen; der Rückgraht leidet, die Kniee zittern, in den Schenkeln und Hüften, und sogar in den Augen empfindet man Schmerz und Schwäche. Eben dieses gilt auch von der Beiwohnung im Sitzen. Dem Weibe unten zu liegen, verhindert gemeiniglich die Empfängniß, oder gibt zur Bildung eines unvollkommenen Kindes Anlaß.

Die Natur hat für den Menschen die liegende Umar-

nung von vorne bestimmt. Hier, wo pochende Herzen sich einander entgegenschlagen, wo die feurigsten Küsse das Vergnügen vermehren und schmachtende Blicke sich begegnen, ist der Genuß von dem größesten Umfange und der Gesundheit am wenigsten schädlich. —

Ist aber die Frau von Natur sehr dick, oder hat einen so hohen und fetten Leib, daß sich der Mann von vorne nicht bequem nähern kann, so ist es besser, ihr von hinten beizuwohnen. Auch ist diese Art dienlich, wenn die Axe der Gebärmutter in Verhältniß der Axe der Mutterscheide in einem zu spitzigen Winkel liegt, wodurch der Muttermund durch die Falten der Mutterscheide verdeckt ist und alle Empfängniß verhindert wird; legt man bei diesen Umständen die Frau in obige Lage, so dringt das männliche Glied auf den Muttermund, und der Saame spritzt gerade in die Gebärmutter. —

Wenn einmal Eheleute so vieler Herrschaft über ihre Begierde nicht fähig sind, sich während der Schwangerschaft den gröbern Genuß eine Zeitlang zu versagen, ohne Gefahr zu laufen, in andere Ausschweifungen zu verfallen, so ist, jedoch unter der obigen Voraussetzung, daß es in den ersten Monaten nach der Empfängniß unterbleibt, gleichfalls diese Lage von hinten zu empfehlen, wobei nicht so leicht ein Mißfall zu befürchten ist, und der Rückgraht alsdann diejenige Erschütterung empfindet, welcher bei anderer Lage der Unterleib ausgesetzt ist.

Was übrigens jene Attitüden betrifft, welche die in den Mysterien der Venus Pandemos eingeweiheten Priester und Priesterinnen ersannen, so sind sie für die Gesundheit eben so nachtheilig, als für die menschliche Natur entehrend, und jederzeit die traurige Folge des übersättigten Wollustsinns, welcher mit jedem neuen Raffinement stumpfer wird, bis er endlich in eine gänzlich gelähmte Kraftlosigkeit dahin sinkt, und auf noch unnatürlichere Wege geräth. —

Vierter Abschnitt.

Von den Gebrechen bei den Geschlechtsverrichtungen und deren Heilungsart.

Nach einem unrichtigen Sprachgebrauch eignet man, wenn von der Unfähigkeit, sein Geschlecht fortzupflanzen, die Rede ist, den Männern Unvermögen, den Weibern Unfruchtbarkeit zu. Der erste Ausdruck sagt zu wenig, der zweite zu viel. Das Wort Unvermögen geht mehr auf Unfähigkeit zum Beischlaf, als auf die zur Zeugung; und das Wort Unfruchtbarkeit deutet mehr auf etwas Absolutes, als etwas Relatives, und läßt nicht füglich eine fernere Spaltung des Begriffs zu.

Besser würde man diesen Gegenstand durch folgende Eintheilung erschöpfen. Es ist entweder in dem Menschen die Fähigkeit vorhanden, mit dem andern Geschlechte seines Gleichen hervorzubringen, oder diese Fähigkeit ist durchaus nicht da. Das erste heißt Fruchtbarkeit, das letzte Unfruchtbarkeit. Ist nun jene Fähigkeit so vollkommen, daß ein Mensch mit jedem andern gesunden Theile des entgegengesetzten Geschlechts unter natürlichen Begünstigungen des Alters und gewisser Umstände Kinder zeugen kann, so besitzt er eine vollkommene Fruchtbarkeit; ist hingegen diese Fähigkeit nur mit gewissen Personen und unter einem eingeschränkten Verhältnisse möglich, so ist seine Fruchtbarkeit unvollkommen oder relativ.

Die Ursachen der unvollkommenen Frucht-

barkeit bestehen bald in dem Unvermögen zum Beischlafe, bald in der Unfähigkeit zur Zeugung; sie sind theils moralisch, theils physikalisch; diese sind wiederum entweder allgemein körperlich oder lokal. Weit seltner sind sie angeboren, als in der Folge entstanden, und diese wiederum weit seltner durch Zufall, als durch eigne Schuld erworben.

Es würde mich hier zu weit führen, nach dieser Klassifikation alle Mängel des Zeugungsvermögens, so viel deren bis jetzt die praktische Arzneiwissenschaft geliefert hat, aufzuzählen. Ich bemerke daher nur die vornehmsten, und zwar zuerst

Die männlichen Geschlechtsgebrechen.

Hieher gehöret:

1) Die fehlerhafte Beschaffenheit des männlichen Glieds. Die Natur treibt zwar mit dieser Gabe des Mannes ein gar eigensinniges Spiel, aber in der Regel ist sie damit gegen den kleineren Mann eben so günstig, als gegen den größern, obgleich bei diesem alle übrige Gliedmaßen verhältnißmäßig größer als bei jenem sind *). Aeußerst selten sind die Fälle, wo eine auffallend stattliche Ausrüstung den Mann zur Beiwohnung durchaus ungeschickt macht; häufiger aber sind die, wo das, was der einen Frau Schmerzen verursacht, der andern zu einer desto größern Wollust gereicht. Uebermaß in der Dicke schadet zwar weniger als das in der Länge, doch kann das Glied in jenem Zustande von der Mutterscheide so zusammengepreßt werden, daß der Saame nicht ausgespritzt werden kann. Der Umkreis der Mutterscheide hat kein gewisses Maaß; sie umschließt das dünnste Glied eben so gut wie das dickere. Ihre Tiefe hingegen beträgt gewöhnlich sechs bis acht Zoll; übertrifft die männliche Ruthe an Länge das höhere Maaß, so fällt sie dem innern Muttermunde beschwerlich **),

*) Eine erfahrene Dame fand den Waidspruch: Noscitur ex naso, quanta sit hasta viri, nicht immer bewährt.

**) Zacchias in quaest. med. leg. Lib. VII. Tit. 3. quaest. 5 und 7. führt das Beispiel der berühmten Hure in Rom an, welche mit einem stark begabten jungen Menschen in Ohnmacht und Verzuckungen fiel. Valentin in Nov. med. legal. cas.

oder geht neben weg und sprizt den Saamen an einen unrechten Ort. Wenn der Mann anders einiger Kontenance fähig ist, so wird er, wie sich leicht begreifen läßt, den Schaden vermeiden können. Vermag er aber seiner Hitze keine Gränzen zu setzen, so muß er, wenn die liebe Hälfte dazu nicht eine bereitwillige Hand bieten will, zu andern Mitteln seine Zuflucht nehmen *).

Die Kürze des männlichen Glieds, wenn sie nur nicht allzudürftig und unter drei Zoll ist, kann kein Hinderniß zur Zeugung seyn, wohl aber eine Ursache unangenehmer Empfindungen und unbefriedigter Wollust bei den Weibern. Es gibt Männer, deren Ruthe nur ein bis zwei Zoll lang ist; schlechterdings kann man diesen die Fähigkeit zu zeugen nicht absprechen, da die Erfahrung in vielen Beispielen lehrt, daß Mädchen bei unverletztem Jungferhäutchen und bei einer ganz engen und verwachsenen Scheide geschwängert worden sind, und daß es also zur Zeugung schon genug ist, wenn der Saame oder vielmehr dessen geistiger Hauch (aura seminalis) eingespritzt wird. Zum Ehestande sind jedoch solche Männer untauglich, da der zur Empfängniß erforderliche Reiz, mit welchem ein feuriges, der Liebe

Teichmeyer in Instit. med. leg. cap. 16. quaest. 5. p. 17. und Haller in seinen Vorlesungen über die gerichtl. Arzneikunst, Bern 1782. S 407. bezeugen, daß von dem zu heftigen Anstoßen eines zu langen Penis an den äußerst empfindlichen innern Muttermund die gefährlichsten Zufälle, epileptische Zuckungen, Entzündungen und Blutflüsse entstehen können. Vorzüglich sind die Frauenzimmer, deren Muttermund sehr niedrig steht, dieser Gefahr ausgesetzt, wenn sie mit einem wohlbeschlagenen Manne den Beischlaf vollziehen. Ein Beispiel davon findet man in Pyl's Auff. und Beobacht aus der gerichtl. Arzneiwissensch. Samml. 3. S. 140.

*) Fabric. Hildan. Observ. cent. VI. Obs. 61. und Salocini Geheimniß keuscher Liebeswerke, S. 56., beschreiben den in solchem Falle anzulegenden Ring Ein gewisser Gelehrter, welcher im Zeugungsgeschäftz wie in den Wissenschaften von außerordentlicher Größe war, pflegte sich, um seinen Gemahlinnen nicht beschwerlich zu fallen, statt solcher Ringe nur eines seidenen Schnupftuchs, welches er umband, zu bedienen. Vielleicht erklärt sich aus diesem Umstande, warum es unter den Gelehrten vor einigen Jahren Mode war, den Zipfel eines seidenen Schnupftuchs, als ein Merkmal gelehrter Größe, aus der Rocktasche herauszuhängen.

ungewohntes Mädchen ihrem Anbeter oft über die Hälfte schon selbst entgegen kommt, im Ehebette verschwindet, wo er folglich durch männliche Kraft wenigstens zur Hälfte muß hervorgebracht werden können, welches dann freilich von einem solchen Mißbegünstigten nicht zu erwarten ist. Es gibt zwar Mittel, diesen Fehler der Natur in etwas zu verbessern*), aber keinem Richter, sondern dem Eheweibe allein kommt es zu, über deren Gebrauch oder Nichtgebrauch gültig abzusprechen.

Ein doppeltes männliches Glied, wenn es nicht eine geräumige Scheide anzutreffen das Glück hat, worin es sich ganz fügen kann, ist gewiß eine Ursache der Impotenz. Ein krummes, von Natur in die Höhe oder seitwärts gebogenes Glied hindert die Zeugung nicht, kann aber der Frau beschwerlich fallen, besonders wenn es in die Höhe stehend die Blase reizt. Ist dieser Fehler von einem Pulsaderbruch entstanden, so macht er zum Beischlaf untüchtig**). Ob diejenigen zur Zeugung fähig sind, deren Eichel nicht vorn, wie gewöhnlich, sondern unten die Oeffnung hat, ist zweifelhaft. Der Saame kann zwar in diesem Zustand nicht mit aller Kraft in den Uterus ejakulirt werden, allein, zuverläßigen Berichten zufolge, hat es Fälle gegeben, wo solche Menschen eine Schwängerung bewirkt

*) Schenck Observ. L. IV. Obs. 6. p. 524. erzählt, daß sich ein Mann die Kürze seines männlichen Glieds durch ein angesetztes Horn ergänzt und mit gutem Erfolge den Saamen dadurch ausgespritzt habe. Reies Camp. elys. qu. vic. quaest. 41. meldet sogar, daß ein deutscher Fürst, welcher durch einen Musketenschuß entmannt worden, habe sich eine silberne männliche Ruthe verfertigen lassen und mit derselben Kinder gezeugt. — Wir wollen aus Respekt gegen das schöne Geschlecht diesen Legenden unsern Glauben nicht versagen.

**) Die Pulsaderbrüche rühren von Erschlaffung der Hülle eines der schwammichten Körper her, worin sich das Blut auffsammelt und der Ruthe bei der Erektion eine bogenförmige Gestalt gibt, deren konvexe Fläche nach dem schadhaften, die konkave aber nach dem unversehrten Orte gerichtet ist. Diese Krankheit ist eine Folge des übermäßigen Beischlafs, wodurch das Blut wegen allzuhäufigem Zufluß in die schwammichten Körper sich gegen die Hülle drängt. Bleibt bei einem Pulsaderbruch die Richtung der Ruthe unverändert, so macht doch immer die Geschwulst und der Schmerz in derselben den Beischlaf äußerst schwer.

haben. Ein solches Beispiel erzählt Fribe und Metzger; dieser bejahet die Möglichkeit, weil, wie schon oben bemerkt worden, nach sichern vielfältigen Beobachtungen, zur Schwängerung eine völlige Einbringung der Ruthe durchaus nicht gehört, und die Liebeshitze oft die Aufnahme des Saamens befördert und die Zeugung begünstigt. Tode hingegen läugnet dies.

Die von Natur verengte Vorhaut (Phymosis) verhindert die Ausspritzung des Saamens, und folglich auch den fruchtbaren Beischlaf. Am besten wird diesem Uebel mit der Scheere abgeholfen; indem man nämlich, statt des unbequemere Folgen habenden Aufschlitzens, den Zipfel wegschneidet.

Die Lähmung der Muskeln des Glieds (Paralysis) ist in unsern Tagen leider sehr gemein. Sie ist theils nur örtlich, und wird am linken Ziehungsmuskel (cremaster) bemerkt, theils mit einer allgemeinen Nervenschwäche des ganzen Körpers begleitet, und hat ihren Grund in den allzufrühen und häufigen Ausschweifungen und in der Onanie. Es erfolgt dabei keine Steifigkeit, keine Einbringung des männlichen Glieds und keine gehörige Ausspritzung des Saamens.

Diesem Zustande der Schwäche stehet die anhaltende Erektion des männlichen Glieds (Priapismus) *) entgegen, die eben nicht eine Begierde zum Beischlaf zum Grunde hat, wobei aber die Ergießung des Saamens entweder mit großen Schmerzen verbunden ist, oder gänzlich verhindert wird. Man hat dieses Uebel aus zu strenger Enthaltsamkeit, weit öfterer aber aus Erschöpfung der Nervenkraft entstehen sehen. Der Widerspruch, der hier zwischen Irritabilität und Sensibilität obzuwalten scheint, nämlich, daß bei erschöpfter Nervenkraft die Reizbarkeit erhöhet und bei angehäufter sensibler Kraft manchmal sehr gering sey, läßt sich sehr leicht dadurch auflösen, daß man einen Unterschied zwischen Anhäufung und Erschöpfung der Nerverkraft und zwischen den verschiedenen Graden der Aktivität und Receptivität macht, woraus begreiflich ist, daß beim Man-

*) Die Erektion, welche nach vollbrachtem Beischlaf noch fortdauert, heißt Satyriasis.

gel des sensiblen Grundstoffs seine Aktivität desto größer sey.

2) Der Mangel der Hoden. Wenn die Hoden in dem ihnen von der Natur bestimmten Ort nicht gefunden werden, so kann man daraus noch nicht auf deren Mangel und auf Unfähigkeit zu zeugen schließen; man hat häufige Beispiele, daß Leute, bei denen die Hoden in den Weichen verborgen gelegen oder sich in die Ringe der Muskeln verwickelt hatten, eine vorzüglichere Fähigkeit und größere Reizbarkeit zum Zeugungsgeschäfte besaßen; oft überwinden diese Theile die ihnen im Wege stehende Hindernisse und senken sich endlich an ihren Ort. Die Zeugungsfähigkeit eines Einhodigen (Monorchis), er mag es nun von Natur zu seyn scheinen oder in der Folge durch Krankheit oder Kastration geworden seyn, ist unstreitbar *); man findet alsdann den Testikel viel größer als gewöhnlich. Diejenigen hingegen, welchen beide Hoden ausgeschnitten sind, können zwar den Beischlaf vollziehen, aber nicht zeugen.

Die Krankheiten der Hoden und überhaupt aller übrigen Geschlechtstheile, deren die Alten schon viele kannten, sind leider bei uns durch die venerischen Uebel sehr vermehrt worden. Die Brüche machen nicht immer den Beischlaf und die Zeugung unmöglich. Wenn aber der Bruch nicht zurückzubringen ist, und so viel Gedärm durch denselben in den Hodensack dringt, daß die männliche Ruthe kaum zu sehen ist, so ist weder Beischlaf noch Zeugung möglich, und selbst der Versuch zu einem solchen Werk kann die gefährlichsten Folgen haben. Die Fleischbrüche und der Krebs der Hoden, wodurch die Absonderung des Saamens verhindert wird, können ferner Ursachen der Impotenz seyn. Hingegen kann eine bloße Geschwulst am Hodensack eben so wenig als ein Stein in der Harnblase, wenn er den Beischlaf nicht allzuschmerzhaft macht, für ein Zeichen des männ-

*) Ein Weib, erzählt Crebillon, verlangte geschieden zu werden, weil ihr Mann nur einen Hoden habe Was soll mir dieser einzige helfen, setzte sie hinzu, da zwei kaum genug für mich sind? — Das Parlement zu Paris erkannte 1607 aus diesem Grunde durch ein Urtheil die Trennung der Ehe!! —

lichen Unvermögens angesehen werden; so gibt es noch eine Menge Ursachen, die den Beischlaf zwar nicht immer gänzlich hindern, aber doch oft sehr erschweren.

3) Verdorbenheit des männlichen Saamens. Hierbei müssen die Ursachen in Betrachtung gezogen werden, durch welche die Absonderung des Saamens selbst verringert oder seine Crafts verdorben wird. Derselbe ist oft an sich zu wässerig, ungeistig, mithin zur Zeugung ganz untauglich; besonders wenn die Masse der Säfte zu dürftig und der Körper zu entnervt ist, wovon es heutiges Tages eine Menge Beispiele gibt. Auch kann der Saame durch gezwungene Zurückhaltung und andere Ursachen eine solche Schärfe annehmen, daß derselbe bei dem Frauenzimmer, nach dem zwar mit Vergnügen genossenen Beischlaf, Herzensangst, Schmerzen im Unterleibe, Krämpfe und Ohnmacht verursacht, welches nicht eher nachläßt, als bis derselbe gänzlich wieder von ihr geflossen ist.

Eine einfache Gonorrhoe*), wenn nicht die Hoden, die Saamenbläschen und die den Saamen von jenen in diese bringenden Gefäße mit angegriffen sind, hat keinen Einfluß auf den Saamen und auf die Zeugungskraft; ist aber derselbe eingewurzelt, bösartig, und mit andern venerischen Zufällen verbunden, so ist der Saamen verdorben, und wegen gewöhnlich sehr heftigen Schmerzen auch kein Beischlaf möglich.

Unter die allgemeinen körperlichen Ursachen der Impotenz gehört

4) Trägheit zum Beischlaf (frigiditas), welche einigen Temperamenten eigen ist, und bei fortdauernder Enthaltsamkeit in gänzliche Unfähigkeit ausartet.

5) Erschöpfung von Pollutionen oder Selbstbefleckung. 6) Nervenschwäche. 7) Anstrengung und Ermüdung des Geistes und des Körpers, strenges Fasten in einem außerordentlichen Grade**); 8) bei

*) Der einfache Tripper besteht Anfangs in einer Entzündung der Harnröhre, worauf bald eine vermehrte Absonderung einer Feuchtigkeit aus den in der Harnröhre befindlichen kleinen Drüsen folgt.

**) Schenck. l. c. L. IV. Obs. 21. berichtet, daß ein frommer

Manchen auch der häufige Gebrauch des Kaffee's*), und 9) die Trunkenheit rc. Letztere sind meistens heilbare und bald vorübergehende Ursachen der Impotenz.

Die Alten sahen gewisse Gewächse und Pflanzen als Ursachen an, welche das männliche Unvermögen bewirken können, z. B. den Polei, Sellerie, Koriander, Kresse, Dill, den Saamen vom Keuschlamm, von wildem Hanf, Flöhkraut, Flachs, die weiße und gelbe Seeblume, die kleinere Orgis, das Wintergrün, die Raute, die Münze, den Nachtschatten, den Kampher im Getränk, das Opium und den als Produkt aus Vegetabilien hierher gerechneten Eisig. Bei näherer Untersuchung der Sache findet sich aber, daß fast allen diesen Dingen der Vorwurf der Entnervung mit Unrecht gemacht werde.

Polei, Sellerie**), Koriander, Dill,

Mönch durch Fasten und andere ascetische Uebungen die Lüste des Fleisches mit so vortrefflichem Erfolge getödtet habe, daß nicht allein seine Einbildungskraft, sondern auch seine Lebensgeister sich dermaßen von irdischen Gegenständen abgezogen hätten, daß auch sogar der abstrakte oder metaphysische Gedanke an eine Erektion nicht möglich war.

*) S. Adami Olearii moskowitische und persische Reise 1696 S. 314, wo folgende Geschichte erzählt wird: Wenn man aber dies Kahwä-Wasser zu viel gebraucht, soll es die fleischlichen Begierden ganz auslöschen. Sie schreiben von einem Könige, Sultan Mahmud Casmir, daß derselbe an das Kahwä-Wasser sich so sehr gewöhnet, daß er auch seines Ehegemahls dabei vergessen, und vor dem Beischlaf einen Eckel bekommen, welches die Königin übel empfunden. Denn als sie einstmals im Fenster gelegen und gesehen, daß man einen Hengst zum Wallachen niedergeworfen, habe sie gefragt, was das bedeuten solle? Und da man ihr mit verblümten Worten vorgebracht, wie man dem Pferde die Wollust und den Muthwillen benehmen wollte, daß es nicht auf andere springen oder sich an die Stuten kehren sollte, habe sie vermeint, es wäre dies alles nicht nöthig: man sollte ihm nur das schändliche Kahwä-Wasser zu trinken geben, es würde dem König bald gleich werden.

**) Die alten wohlerfahrnen Moralisten pflegen im Kapitel von der Keuschheit den jungen Leuten als ein Erleichterungsmittel der für sie so schweren Enthaltsamkeit sehr nachdrücklich zu empfehlen, keinen Selleriesalat zu essen. Richter in praecep. diaetetic. p. 65. sagt, daß der Sellerie der Zeugung eher beförderlich, als hinderlich wäre: — attenuant. stimulant, excalefaciunt, flatus discutiunt, roborant, coctionem juvant, secretiones augent, und auf der folgenden Seite: aphrodisiacum habetur.

Raute und Münze sind bekanntlich Pflanzen, die die Blähungen abtreiben*), die Verdauung erleichtern, und eine gesundere Würze unserer Speisen abgeben, als die Gewürze aus beiden Indien.

Alle Kressenarten sind eher treibend, als zurückhaltend, und hindern also die Liebe so wenig als die karminativen Pflanzen.

Vom Keuschlamm läßt sich nichts gewisses bestimmen, und wir wissen noch nicht einmal, ob die Botaniker über die Beschreibung dieser Pflanze mit den Alten übereinstimmen.

Hanf- und Flachssaamen sind wegen lindernder und erweichender Kräfte bekannt, und können freilich durch langen Gebrauch beträchtliche Erschlaffungen bewirken, die sich aber nie bis zu einer völligen Entmannung ohne Konkurrenz anderer Umstände verbreiten wird.

Die von Dioskorides vorzüglich behauptete giftige Eigenschaft des Flöhkrautes wird von neuern Pflanzenkennern stark bezweifelt, da besonders der grose Albin seine Unschädlichkeit bezeugt.

Nachtschatten ist bekanntlich ein Gift, dessen schädliche Wirkung sich auf den ganzen Körper, folglich auch auf die Mannheit, verbreitet.

Das Opium entmannet nicht allgemein, denn die Türken und Orientalen bereiten sich damit zur Umarmung der Frauenzimmer.

Kampher thut gerade das Gegentheil von dem, was ihm die Alten Schuld geben.

Der Essig ist auch in einem falschen Verdacht gewesen. Von der Seeblume, der kleineren Orchis, läßt sich nichts entscheidendes bestimmen. Die Natur bringt diese Pflanzen in warmen Gegenden am häufigsten hervor, und hier dienen sie dem Menschen, scharfe Säfte aufzulösen, um ihn zum Zeugungsgeschäft geschickt zu machen.

Unter die moralischen Ursachen der männlichen

*) Folglich auch verhindern, daß der Beischlaf nicht mit Musik celebrirt wird, wovon in des sel. Chorherrn de Berville bekanntem Buche: Art de parvenir, unter der Aufschrift der belle courtisanne peteuse ein artig Beispiel zu lesen ist.

Impotenz gehören gewisse Leidenschaften, die theils vorübergehend, theils unüberwindlich sind. Es gibt häufige Fälle, wo Haß, Zank, Ekel, Abscheu u. dergl. alle wollüstigen Regungen unterdrücken, und einen Mann, in Rücksicht auf die verhaßte Person, zum Beischlaf ganz untüchtig machen. So hat man ferner bei andern Affekten, die z. B. obigen gerade entgegen stehen, als bei einer übertriebenen, romanhaften und platonischen Liebe, aus einem gleichen Grunde, nämlich aus einer angehäuften, sensiblen Kraft, alle Reizbarkeit der Nerven zum Genuß der Liebe verschwinden gesehen. Oft hat ein solcher Mann die stärksten Erektionen, kann aber keine Ausleerung des Saamens bewirken, obgleich diese, sobald das Glied herausgezogen ist, freiwillig erfolgt*). Montagne sagt, diese Leute hören auf, unvermögend zu seyn, sobald sie weniger vermögend sind. Eine magere Diät, Zerstreuung, Entfernung allzufeuriger Vorstellung von der Wollust des Genusses — werden dieses Uebervermögen bald heben. — Scham, Ehrerbietung**), z. B. zwischen Eltern und Geschwistern, — üble Laune, Traurigkeit, Angst, Mißtrauen in sich selbst und eine eingebildete Bezauberung. Daß beide letztern Ursachen nur dem Namen nach verschieden sind und aus ein und eben derselben Quelle entspringen, wird niemand läugnen. Ich habe schon im ersten Theile dieses Werks der Bezauberung***) Erwähnung gethan. Hier ist der Ort, die Sache durch das, was Michaelis und Niebuhr davon sagen, näher zu erläutern. Michaelis, der Montesquieu der Hebräer, räsonnirt folgendergestalt:

„Eine Folge des alten mosaischen Rechts, die seinen Gebrauch sehr einschränkt, muß ich nicht vergessen. Wo

*) Bei einer solchen Erektion werden die Gefäße, wodurch der Saame aus den Saamenbläschen geführt wird, so stark zusammengedrückt, daß die Ausleerung unmöglich ist.

**) Einer gewissen gnädigen Frau war es unbegreiflich, daß ihr Bediente, ein junger, vielversprechender Bursche, den sie mit einer Liebesaufforderung überraschte, aus bloßem pflichtmäßigem Gehorsam und zu hohem Respekt, trotz aller Bemühungen, sie auf der Stelle nicht bedienen konnte.

***) Andere nennen dieses Uebel bald Nestelknüpfen, bald Malefiz.

nicht bloß der Bräutigam, sondern auch der Braut Eltern und die Hochzeitgäste auf die Zeichen der Jungferschaft aufmerksam sind und das Brautpaar deshalb bis vor die Schlafkammer begleiten: wird oft bei der reinsten Jungfrau in der ersten Nacht kein Zeichen der Jungferschaft das Betttuch färben, weil sie nämlich in der Nacht noch Jungfer bleibt und dem Bräutigam das Vermögen fehlt, zu thun, was man in dieser Nacht von ihm erwartet. Zu Sachen der Liebe pflegt die Verbereitung, und daß man vorher auf das denket, was geschehen soll, eben keine Zusätze des Vermögens zu geben, und nicht selten findet man Beispiele, daß eben der, sonst in Liebessachen eine Art von Helden ist, bei den Avanturen, die er einige Stunden vorher gewußt hat, beschämt wird. Die Physiologie wird die Ursache davon leicht angeben können; sie ist zu natürlich, als daß ich sie hier ohne Uebelstand nennen könnte. Vielleicht macht schon dieser Umstand, der so manche Liebesaffaire disappointirt hat und selbst in Romanen nicht ganz unbekannt ist, daß auch manche ihre Jungferschaft später als in der ersten Nacht verliert. Allein dazu kommt noch etwas Gefährlicheres für den Bräutigam, wenn Eltern und Gäste auf das aus dem Schlafgemach herausgebrachte Betttuch warten. Er ist nun zu dem genöthiget, wenn er nicht beschimpft seyn will, was ganz von freien Stücken geschehen sollte, und beinahe am besten gelingt, wenn die Mannsperson es als verboten betrachtet oder Widerstand findet. Sobald es Pflicht oder Vorsatz mit untermischter Furcht wird, ändert sich alles... das darf ich doch hier sagen, daß auch in Büchern manches von diesem Unglück eines arabischen Bräutigams vorkommt. Sie schieben die Schuld davon gemeiniglich auf eine Bezauberung, dagegen Amulette und Schimpfwörter, die man Braut und Bräutigam zuruft, das beste Gegenmittel seyn sollen.

Niebuhr sagt: bisweilen würde der Mann selbst nicht wünschen, daß man das Blut nach der ersten Nacht suchte; denn die Araber glauben aus der Erfahrung zu wissen, daß es bei den Sclavinnen aus der

Gegend von Sennaar sehr schwer halte, es so weit zu bringen. In solchem Falle würde dieser Mangel ein Beweis von der Schwäche des Mannes und nicht von der schlechten Aufführung der Frau seyn, und der Mann Ursache haben, sich zu freuen, wenn sie durch eine künstliche Farbe seine Schande zu verbergen wüßte. Man will überdies Beispiele haben, daß zuweilen junge Ehemänner aus Schamhaftigkeit oder allerhand Einbildungen in den ersten Tagen untüchtig gewesen sind. Ein solcher Mann muß alsdann zu seiner Entschuldigung sagen, daß er marbud, d. i. gebunden, sey. Man glaubt nämlich, daß eine andere Frauensperson, die sich vergebens Hoffnung gemacht hat, den Mann zu heirathen, ihn durch heimliche Künste untüchtig machen könne. Die junge Frau ist dann betrübt, weil sie befürchtet, daß sie für ihre ganze Lebenszeit unglücklich seyn und keine Kinder bekommen werde. Wenn die Mutter von der Unschuld ihrer Tochter versichert ist, so treibt sie den Mann bisweilen mit Ungestüm zu seiner Schuldigkeit an, damit die junge Frau das Zeichen ihrer Ehre aufweisen könne, und dies macht den so schon furchtsamen Mann noch mißtrauischer gegen sich selbst. Zuletzt nimmt man seine Zuflucht zu Aerzten, Mönchen oder alten Weibern" rc.

Lustige Beispiele von einer vermeintlich angezauberten Impotenz kann man bei Montagne, Zittmann, Pyl u. a. nachlesen.

Gebrechen der weiblichen Geschlechtstheile.

Die oben angeführten moralischen Hindernisse bei der Zeugung finden auch bei der Empfängniß Statt. Es wird daher hier nun von den physischen Ursachen der weiblichen Unfruchtbarkeit die Rede seyn. Diese sind:

1) Abweichungen im Bau der weiblichen Geburtstheile. Hieher gehört:

a. Die Atresie oder die allzugroße Verengerung, wodurch die Mutterscheide unzugängig wird. Ist das Hymen so groß und die Scheide so verwachsen, daß das Eindringen des Mannes unmöglich ist, so muß

zu einer Operation geschritten werden *) oder die Frau muß sich scheiden lassen. Empfängniß ist zwar möglich, aber die Niederkunft ist immer mit Lebensgefahr für Mutter und Kind verknüpft. Hat auch die Natur oder der Wundarzt bei der schweren Geburt geholfen, so kann leicht auf ein solches gewaltsames Zerreißen der Scheide Eiterung, Wunden, Geschwüre, Stein ꝛc. und gänzliches Verwachsen der Scheide erfolgen. Eine neue Operation ist dann immer gefährlich und mit vieler Beschwerlichkeit verknüpft; sie muß nach und nach vorgenommen und die Oeffnung mit Quellmeißeln unterhalten werden, bis sich der Muttermund fühlen läßt; geht dies aber nicht an, so muß die Frau für unfruchtbar erklärt werden.

Eine andere Art der Atresie besteht aus dem Verwachsen der Mutterscheide und des Mastdarms nach dem in der Geburt geheilten Mittelfleische.

Oefters entsteht das allzuerschwerte Einbringen des Penis aus der bloßen Disproportion der Eheleute; da jenes aber durchaus nöthig ist zur vollständigen Erfüllung der ehelichen Pflicht, so ist hier eine gültige Ehescheidungsursache.

Obigem Fehler stehet

b. die natürliche allzugroße Weite der weiblichen Scheide entgegen. Ein offner und geräumiger Eingang mag freilich dem jungen Ehemanne sehr auffallend seyn, ist aber doch nicht immer für ein Zeichen der Unkeuschheit anzusehen. Es ist meistentheils die Folge einer unnatürlichen Erschlaffung, und dergleichen Personen behalten den Saamen selten bei sich **). Als eine Ursache der Ehescheidung kann dieser Fehler nicht angesehen werden.

*) Daß die gemachte Wunde, vermittelst eines Stöpsels von Leinwand oder Wachs geformt, offen gehalten werden muß, wenn das Uebel durch gewaltsames Zusammenheilen nicht doppelt ärger werden soll, versteht sich von selbst.

**) Es hat Damen gegeben, auf deren Toilette die Mittel nicht mangelten, diesen Naturfehler ihren Männern und Liebhabern erträglich zu machen. Sie bedienten sich zu diesem Behuf einer Infusion aus rothen Galläpfeln, rothem Weine und etwas Eisenvitriol, womit sie in Form eines Zapfens gedrehte

c. Die zu sehr verlängerten Lefzen der Schaam und eine zu lange Klitoris. Wenn auch diese Abweichungen Beischlaf und Zeugung durchaus nicht hindern, so können sie den damit unzufriedenen Mann berechtigen, auf Ehescheidung zu dringen.

2) Krankheiten und chronische Uebel. Theils ist bei diesen der Beischlaf aus medicinischen Gründen unzuläßig, theils auch, wenn er es nicht wäre, so wird doch dadurch das Weib ein Gegenstand des Ekels, und Ekel verträgt sich bekanntlich nicht mit der Beiwohnung.

Namentlich werden hierher gerechnet:

a. Alle Gattungen der Brüche. Sie verursachen bei der Beiwohnung nicht allein Beschwerde und Gefahr, sondern sind auch oft ein Anlaß tödtlicher Geburten.

b. Krebsschäden. Sowohl wegen Gefahr der Ansteckung, als auch, wenn sie an der Brust sind, wegen Unmöglichkeit, Kinder zu säugen.

c. Vorfall der Mutter und Scheide. Die dadurch veränderte Stellung der innern Geburtsglieder macht einen fruchtbaren Beischlaf unwahrscheinlich. Indeß scheint es doch unbillig, einer Frau, die um dieser Gebrechen willen auf Ehescheidung klagt, die Scheidung zu bewilligen. Denn was will sie gegen ihren Mann unter solchen Umständen einwenden, wenn er Enthaltung vom Beischlafe anbietet, oder auch sich bei der ehelichen Pflichtleistung mit so vieler Behutsamkeit und Schonung zu betragen verspricht, daß kein Uebel daraus entstehen kann? Zudem ist der Vorfall der Scheide fast in allen Fällen heilbar; der Vorfall vom Uterus ist es zwar minder, und wird nur einigermaßen durch die Mutterkränze können erträglich gemacht werden. Indeß hat doch, aus Gefälligkeit für die Weiber, die medicinische Fakultät zu

Servietten befeuchteten, die sodann applicirt wurden. Andre spritzten Alaunsolution mit etwas Honig und Rosenwasser ein. Daß aber bei dergleichen Künsteleien das Uebel am Ende ärger wird und die Theile immer schlaffer werden, läßt sich leicht begreifen.

Göttingen, um beider Vorfälle willen, gutachtlich auf Ehescheidung erkannt.

d. Gänzlicher Mangel des Uterus. Das Neueste dieser äußerst seltnen Beispiele fand man bei Oeffnung einer Soldatenfrau, die an einer Schußwunde gestorben war. Gebärmutter und Scheide mangelten, und an ihrer Stelle fand sich ein dickes Zellgewebe; Muttertrompeten und Eierstöcke waren gleichwohl zugegen.

e. Der weiße Fluß, wie auch anhaltendes und allzustarkes Fließen der monatlichen Reinigung. Besteht dieser bloß in dem Durchschwitzen einer schleimichten Materie durch die weiblichen Geburtsglieder, so heißt er gutartig; ist aber die ausfließende Materie eitericht und hat Geschwüre in der Mutterscheide und zuweilen der Mutter selbst zum Grunde, so bekommt er den Namen eines bösartigen. Beide Arten, so lange sie im mindern Grade vorhanden sind, verhindern sie die Zeugung nicht ganz und gar, wie die Erfahrung beweist. Haben aber diese Uebel einen beträchtlichen Grad erreicht, so hindern sie die Zeugung hauptsächlich dadurch, daß sie dem Manne einen Ekel verursachen und dem Beischlaf die zur Zeugung nöthige wollüstige Reizung benehmen. Auch wird nicht selten durch den bösartigen weißen Fluß der Mann in der Beiwohnung mit kleinen Geschwüren an der Eichel oder einem Tripper beschenkt.

f. Bösartige Geschwüre, sowohl überhaupt, als auch an den Geburtsgliedern insbesondere u. s. w.

Allgemeine Vorschläge und Versuche, die unvollkommne Fruchtbarkeit zu heben.

Der Unglückliche, der durch Onanie und unmäßigen Beischlaf die Kräfte seines Körpers zerrüttet hat, dessen Säfte vergiftet oder dessen feste Theile schon verletzt sind, in dessen Eingeweiden der Brust und des Unterleibs gefährliche Stockungen wüthen, der irrt sich, wenn er glaubt, hier Rath und Hülfe zu finden. Für ihn

gibts keine allgemeinen Heilmittel; er würde seine Krankheit durch deren Gebrauch nur verschlimmern und sich gänzlich hinopfern. Seine körperliche Konstitution, sein Temperament, seine gewohnte Lebensart im Essen und Trinken, in Geschäften ꝛc. erfordern schon durchaus eine individuelle Behandlung; wie viel ungleich wichtigere Erscheinungen bei der Krankheit selbst müssen der sorgfältigsten Prüfung, dem tiefsten Scharfblick eines erfahrnen Arztes unterworfen werden, ehe zur Kur geschritten werden kann. Einem solchen vertraue er sich und bekenne seine Sünden ohne Rückhalt des kleinsten Umstandes. —

Zum Glück ist es aber mit vielen Schwächlingen noch nicht so weit gekommen. Sie leiden oft nur an einer Schwäche der Nerven und den daraus entspringenden mangelhaften Verrichtungen des Körpers, besonders des Magens und der Geburtstheile. Sie leben theils in einer unfruchtbaren Ehe, theils scheuen sie sich, ihrer wenigen Kräfte sich bewußt, ein solches Band zu knüpfen und einen geliebten Gegenstand in seinen gerechten Erwartungen zu täuschen.

Auch gibt es eine Klasse von Eheleuten, die sich keine Ausschweifungen vorzuwerfen haben, deren eheliche Umarmungen aber bei der vollkommensten Gesundheit ohne Erfolg und fruchtlos bleiben. —

Nur für diese beiden Klassen sind nachfolgende meistens negative Verhaltungsregeln bestimmt. Ueber letztere Erscheinung hier zuerst einige Aufschlüsse.

Wenn Mann und Frau sich in einem vollkommenen physischen Zustande befinden, so liegt der Grund ihrer Unfruchtbarkeit fast immer in concubitu sine coitu, d. h. in dem Mangel des augenblicklichen Zusammentreffens des höchsten Reizes auf beiden Seiten. Bald ist der Mann zu hitzig oder zu kalt, bald ist es die Frau; es geschieht daher keine Vermischung des Zeugungsstoffs, und die Befruchtung ist unmöglich. Diese Verschiedenheit der Naturen läßt sich durch Lebensart und einige leichte Mittel zu einem harmonischeren Einklange stimmen.

Ist der Mann bei seinen Umarmungen zu langsam und schläfrig, so beobachte er folgende Vorschriften:

er schlafe eine Zeitlang allein und enthalte sich aller anstrengenden und ermüdenden Arbeit; er esse kräftige Brühen, gebratenes Geflügel, trinke ein Glas Wein, nie viel auf einmal; sein Frühstück bestehe in einigen Tassen guter Schokolade *); auch bediene man sich etwas China mit Wein **).

Die Frau muß durch eine entgegengesetzte Diät ihr Feuer zu mäßigen suchen: ihre Speise bestehe größtentheils aus dem Pflanzenreiche; sie enthalte sich des Weins, und überhaupt aller hitzigen und nahrhaften Speisen und Getränke; sie suche ihren Mann durch angenehmen Umgang und muntere Laune zu beschäftigen. Haben beide eine Zeitlang eine solche Lebensordnung beobachtet, so muß die Frau mit gehöriger Klugheit, nicht durch freiwilliges Anbieten, den Wünschen ihres Mannes entgegenkommen.

Ist der Mann hitziger als die Frau, so muß eine umgekehrte Lebensordnung Statt finden. Der Mann hat sich alsdann während einigen Wochen aller starken und nahrhaften Getränke zu enthalten; er lasse dergleichen vielmehr seine Frau genießen, und dieselbe obige Infusion aus China gebrauchen. Boerhaave schlägt zu dieser Absicht auch den Gebrauch der nicht zu verwerfenden, jedoch minder stärkenden Fenchelwurzel vor.

Der Genuß des in Fleischbrühe und Milchrahm gekochten Spargels ist dem kältern Theile gleichfalls als ein kräftiges Mittel zu empfehlen.

Ein anderer, dem fruchtbaren Beischlaf gesunder Eheleute entgegen stehender Umstand muß gleichfalls hier noch bemerkt werden. Man weiß, daß feile Buhldirnen selten schwanger werden, nicht immer, weil sie allen Reiz und selbst die Fähigkeit zur Empfängniß verloren haben, sondern weil sie bei dem kritischen Augenblick der Aus-

*) Die von den Verfassern der deutschen Gesundheitszeitung zu diesem speciellen Gebrauche bekannt gemachte Gesundheitsschokolade ist vorzüglich zu empfehlen.

**) Man nehme eine Unze ächtes Chinapulver, gieße ein gutes Quart Burgunder oder alten Rheinwein darauf. In zwei Tagen sind die Kräfte der China ausgezogen. Man nehme alsdann des Morgens früh und vor dem Mittagsessen jedesmal drei Unzen.

spritzung des männlichen Saamens ein recht tiefes Eindringen der Ruthe durch heftiges Umarmen und gewaltsames Entgegenstemmen ihres Unterleibs befördern, oder aber sich der Vereinigung so weit als möglich entziehen. Dies sind Erfahrungen, welche das Handwerk dieser Eingeweiheten sehr begünstigen. Im ersten Falle wird nämlich der Saame zu sehr im Grunde der Gebärmutter vertheilt und kann nicht so leicht in die Trompeten aufgenommen werden, als wenn er in einer etwas weiteren Entfernung im Halse der Gebärmutter ausgespritzt wird. In letzterm Falle wird der Saame der Gebärmutter gar nicht mitgetheilt.

Diesen Wink gibt der Generalchirurgus Theden denjenigen Eheleuten, die es für gut halten, recht geschwind den Act zu vollziehen, und besonders denen Männern, welche mit zu viel Heftigkeit und Ungestüm zu Werke gehen, um, wie sie glauben, den Wünschen der Weiber nichts mehr übrig zu lassen *). Man soll vielmehr in dem Augenblick, da der Saame sich ergießen will, die Ruthe etwas zurückziehen, so daß sie etwa nur zwei bis drei Zoll oder um die Hälfte im Halse der Gebärmutter bleibt, weil bei dem Innehalten das Glied plötzlich stärker gesteift wird, und den Saamen mit größerer Kraft ausspritzen kann.

Gemeiniglich wird bei Annäherung der monatlichen Reinigung die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Gebärmutter und übrigen Geschlechtstheile erhöhet, und dieser Zustand dauert noch einige Tage nach dem Aufhören der Periode fort. Man hat schon sehr oft die Bemerkung gemacht, daß daher diese Zeitpunkte für die Empfängniß sehr günstig sind. Der Ritter Michaelis

*) Sie irren sich aber gewaltig, denn das Weib kann länger genießen, als der Mann geben. Und dann ist es immer ein mißlicher Umstand, wenn das unbefriedigte Weib von dem zu früh ermatteten Manne nichts mehr erwarten kann. Ist aber ihre Begierde gestillt, so fällt ihr die Ermattung des Mannes weiter nicht auf. — Nie sollte sich der Mann dem letzten Triumphe der unbändigen Wollust völlig überlassen, nie ein ohnmächtiger Sclave seiner berauschten Sinnlichkeit seyn. Ein Wink für diejenigen, deren feurige Gattinnen es ihnen zur Pflicht macht, sich einer gewissen Ehestandsklugheit zu befleißigen.

erwähnt eines Schreibens von Puffendorf, worin dieser versichert, daß die Amme bei seinen Kindern zur Zeit ihrer Reinigung von einem einzigen Beischlaf schwanger geworden und ein gesundes Kind zur Welt gebracht habe. Der berühmte Arzt Fernel rieth Heinrich II. König von Frankreich, seiner Frau, Katharina von Medicis, während ihrer Reinigung beizuwohnen. Dieser Versuch gelanz so vortrefflich, daß die Königin, nach einer zehnjährigen unfruchtbaren Ehe, Mutter von zehen Kindern wurde.

Bei den Männern ist die allzu starke und fette Leibesbeschaffenheit nicht leicht ein Hinderniß der Fruchtbarkeit, aber desto öfter bei den Weibern. Eine Diät, die den Fibern und Nerven Elasticität und Reizbarkeit verschafft, bisweilen erhitzende Speisen und Getränke, vorzüglich aber Verminderung des Schlafs, tägliche Bewegung, mäßiges Tanzen, Zerstreuung u. dergl. haben schon öfters die Wünsche solcher unfruchtbaren Weiber begünstigt; hierbei sind wiederholte Reinigungen und der Gebrauch mineralischer Wasser sehr nützlich. Nach diesem Proceß schlägt ein gewisser Arzt folgendes, wenigstens unschädliche Mittel vor: eine Unze Rindsmark mit dem Gelben von zwei frischen Eiern zerschlagen, worin man zwei Gran grauen Ambra und ein paar Messerspitzen voll Ingwer thut; nachdem man dieses auf Kohlfeuer wie einen Eierkuchen zubereitet hat, esse man es des Morgens nüchtern, und trinke ein Glas guten Kanariensekt darauf; wird man davon nicht allzusehr erhitzt, so kann der Gebrauch acht Tage lang fortgesetzt werden. Auch können die Bäder bei der Unfruchtbarkeit allzu fetter Frauen mit Nutzen angewendet werden.

Der Verfasser des philosophischen Arztes verordnete bei einer gewissen Frigidität, da ein Bauernkerl Hülfe von ihm verlangte, „weil er wegen seinem überaus kleinen männlichen Glied verlacht würde," öfteres Reiben mit warmen Flanell, das fleißige Waschen mit einem von Senfsaamen, Bertramwurzel und dergl. gekochten scharfen Absud (Dekoct), endlich auch das Peitschen mit Brennnessel. Wie weit es mit der Größe des Benannten gekommen sey, meldet der Hr. Leibarzt nicht.

Eben dieselbe erzählt noch folgendes Geschichtchen: „Ein munterer Herr, der nahe an achtzig Jahren war, bekam endlich eine Schwäche an den Augen und Ohren. Ich leitete diese Fehler vom Alter her, und machte überhaupt keine große Versprechungen. Ich gab zum Schein einige innerliche und äußerliche Mittel. Innerlich nahm er den Bisam (Moschus) mit Zucker verrieben. Welche heitere Freude lächelte einstens aus dem Gesichte des Alten, da er mich wiedersah. Er erzählte mit Entzücken eine Wirkung, die er in seinem Leben nicht vermuthet hatte. Drei Jahre lang hatte schon der Alte keinen Beischlaf geübt, und seitdem war ihm das männliche Glied so klein geworden, oder so zurückgegangen, daß er es wirklich ehestens ganz zu verlieren glaubte. Nun auf den Gebrauch des Bisams war auf einmal das Männliche wieder zu seiner ersten Größe hervorgegangen. Was das für ein wirksamer Bisam war!"

Nach Plutarchs Bericht glaubte der weise Solon, in den Quitten liege eine besondere stimulirende Kraft, welche einer schwachen Mannheit zu Hülfe kommen könne, und befahl um deswillen, wenn eine Impotenzklage zu Athen vorkam, die beiden Partheien möchten sich mit einander in ein Zimmer verschließen, eine Quitten-Kollation halten, und abwarten, was daraus erfolgte *).

Die Charlatanerie aller Zeiten hat eine Menge gewaltsamer Mittel ersonnen, die bei Männern und Weibern den physischen Reiz der Liebe verstärken und die Fruchtbarkeit befördern sollen; je gewisser und schneller sie aber jenen erwecken, desto gefährlicher sind sie. Ich zeige hier einige dieser Art an, um meine Leser vor ihrem Gebrauch zu warnen.

Die Zuckerwurzel, ein bekanntes Küchenkraut, soll ein kräftiges Reizmittel zur Liebe seyn. Dem Kaiser Tiberius mußten solche die Deutschen als einen Tribut in großer Menge liefern, um bei seinen Weibern

*) Der weise Solon wußte wohl, daß meistentheils bei dergleichen Klagen Abneigung und Haß zwischen den Eheleuten zum Grunde liegt. Er wollte also wahrscheinlich durch die Quittenkollation die Näherung und Vereinigung der Gemüther versuchen.

recht tapfer zu seyn. Von den schwedischen Frauen sagt man, daß sie dieselbe ihren im Beischlafe zu matten Männern häufig darbieten. Man kennt aber die Kraft dieser Wurzel jetzt genauer, sie ist ein nicht mächtigeres Aphrodisiakum, wie jede andere blähende Speise, und wegen dieser Eigenschaft kann ihr übermäßiger Genuß der animalischen Oekonomie des Körpers sehr schädlich seyn. —

Der innerliche Gebrauch der spanischen Fliegen, als Reizmittel zum Beischlaf hat schon manchen Menschen den besten Theil seiner Gesundheit, wo nicht das Leben gekostet. Es ist ein so heftiges Gift, daß schon zwei Gran davon die gefährlichsten Wirkungen im Körper, besonders in den Geschlechtstheilen, eine anhaltende Erection, ein heftiges Brennen in der Ruthe und Blase, unerträgliche Harnstrenge und bei Vollziehung des Beischlafs Blutflüsse per uretram et anum hervorbringen. Eine Buhlerin, die ihre viehische Begierde bei einem jungen Menschen sättigen wollte, setzte ihm Speisen vor, die sie mit spanischem Fliegenpulver bestreut hatte. Der Unglückliche bekam einen so starken Priapismus und so heftige Blutflüsse, daß er aller angewandten Mühe ungeachtet sterben mußte*). Man findet in den Annalen der Arzneiwissenschaft eine Menge der traurigsten Beispiele dieser Art.

Man will auch dem Safran eine auf den Geschlechtstrieb wirkende Kraft zuschreiben; allein dessen häufiger Gebrauch kann leicht als ein narkotisches Mittel zu einem gefährlichen Gift werden. —

Ich übergehe hier eine Menge anderer marktschreierischen, magischen und nicht magischen Arkane, welche von Charlatanen, Wunderdoctoren, Magnetiseurs und Quacksalbern zum Betrug der so leicht von übernatürlichen Kräften berückt werdenden Menschen erfunden worden sind. Wer nur die geringste Kenntniß von dem menschlichen Körper hat, wird leicht begreifen, daß es unmöglich ist, den Zeugungsstoff durch andere Mittel als durch

*) Sollte Jemand in einen solchen unglücklichen Fall gerathen, so muß er auf der Stelle Baumöl, süßes Mandelöl oder auch Milch in Menge trinken.

das Gleichgewicht aller Functionen des Körpers, durch den Genuß gesunder und nahrhafter Speisen in die Masse der Säfte zu bringen, daß dessen langsame Zubereitung keine schnelle Absonderung erlaubt, ohne die Säfte zu erschöpfen und die gleichmäßigen Verrichtungen des Körpers augenblicklich zu stören; daß ferner der durch Ausschweifungen Geschwächte am allerwenigsten zu solchen gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht nehmen dürfe, sondern seine verlorne Kräfte allmählig und durch gelinde Heilmittel und eine meistentheils negative Kur wieder herzustellen versuchen müsse.

Ehe ich zu den allgemeinen Anweisungen hierzu übergehe, will ich meinen Lesern die Geschichte des so berühmt gewordenen himmlischen Bettes in London, als ein Gegenstück der feinern Industrie, die wollüstige Liebe zu wecken, zu jenen gröbern Kunstgriffen der Betrüger liefern. Unter andern macht Archenholz davon folgende Beschreibung.

Doctor Graham, ein reicher Schottländer, verließ sein Vaterland, kam im J. 1780 nach London, bot sein ganzes Vermögen auf, um als ein neues Genie die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt zu fesseln. Er nannte sein Haus den Tempel der Gesundheit, wo er als Oberpriester dieser Gottheit, seinem Vorgeben nach, das Nützliche mit dem Angenehmen, und die Pracht mit der Arzneikunst verbunden hatte.

Man sahe die äußerste Pracht allenthalben in diesem Tempel; künstlich gemachte elektrische Feuer, die bogenförmigen Schimmer verbreiteten und Strahlen von sich warfen; transparente Gläser von allen Farben, mit kluger Wahl und vielem Geschmack angebracht; kostbare Vasen mit den vortrefflichsten Wohlgerüchen angefüllt, die schmachtenden Begierden zu erwecken fähig waren. Alles dieses, das er jedermann umsonst zeigte, war hinreißend, und spannte die Vorstellungen von denjenigen Dingen, die im Heiligthume des Tempels zu sehen waren, aufs höchste, da Pracht, Kunst und Erfindung schon in dem Vorhofe desselben erschöpft zu seyn schienen.

Man sieht schon hieraus, daß dieses Unternehmen auf Kenntniß der Menschen kalkulirt war, und der Erfolg hat bewiesen, daß er sich nicht betrogen hat.

Dieser Aesculap gab für den Preis einer Guinee gedruckte Lebensregeln, vermittelst welcher er vorgab, der Unfruchtbarkeit des einen und dem Unvermögen des andern Geschlechts abzuhelfen. Nach einer sehr umständlichen Anzeige der nöthigen Vorbereitungen, die erfordert wurden, um mit gutem Erfolg an dem Erzeugungswerke zu arbeiten, worunter er die Reinlichkeit auch als ein sehr wirksames Mittel anpries, empfahl er sehr die Moderation bei den Opfern, die man dem Hymen darbringt. Er verlangte, man sollte zeitig zu Bette gehn und früh aufstehn, die Fenster des Schlafzimmers nicht mit Laden verwahren, damit das Licht, besonders aber das Mondlicht, hereindringen könne. Er gestand jedoch dabei, daß er keine Ursache dieses Vorzugs anzugeben wisse.

„Aber, sagt er in seinen Ankündigungen, es gibt so viel Dinge, die das sind, was sie sind, ohne daß wir das geringste davon begreifen können; daher kann man von mir keine besondere Erklärungen über alles dasjenige verlangen, was ich zum Grunde legen werde.“ — Er rieth den Ehemännern und Weibern, sich mit Singen zu unterhalten; „denn dadurch werden die Seelen eines glücklichen Paars weich gemacht und mit Liebe und Harmonie erfüllt, ihre Körper und Seelen begegnen sich, mischen sich, überlassen sich dem Eifer einer himmlischen Entzückung, und fliegen gleichsam ins Elysium hinüber*). Diese glücklichen Wesen glauben sodann nicht mehr Einwohner dieser Unterwelt zu seyn.“

In diesem Tone fuhr er fort, bis er zu seiner Hauptbatterie kam: „Wenn man meinen Vorschriften auf das genaueste nachgekommen ist, und, um sich zu stärken, den göttlichen Balsam eingenommen hat, den ich zubereite und für das Wohl der Menschheit nur für eine Guinee die Bouteille verkaufe, wenn, sage ich, ungeachtet aller dieser Mittel, man nicht seinen Zweck erreicht,

*) Auch ist das Singen, in so fern es die Brust in Bewegung setzt, die Werkzeuge des Athemholens stärket, die flüssigen Theile verdünnet und den Umlauf des Bluts wegen der starken Bewegung der Brust und des Stoßes der Luft vermehrt, ein nicht ganz verwerfliches Mittel.

so bleibt mir noch ein außerordentliches Mittel übrig, dessen Erfolg aber unfehlbar ist."

„Dieses ist ein wunderbares und himmlisches Bette, das ich Magnetico-Electric nenne; es ist das erste und einzige, das in der ganzen Welt existirt oder jemals vorhanden gewesen ist. Es steht im zweiten Stock, in einem großen und prächtigen Zimmer, rechter Hand meines Orchesters, im Vordertheil meiner reizenden Einsiedelei. In einem benachbarten Kabinet ist ein Cylinder, durch welchen die Ausflüsse des himmlischen und alles belebenden Feuers in das Schlafzimmer geleitet, sowie auch die Vapeurs stärkender Medikamente und orientalisches Räuchwerk durch gläserne Röhren dahin geführt werden."

„Das himmlische Bette selbst ruhet auf sechs massiven und transparenten Säulen; die Betttücher, von Purpur und himmelblauem Atlasse, sind über Matratzen mit arabischen und andern morgenländischen Essenzen parfumirt, gebreitet, und zwar im Geschmack des persischen Hofes, wie es in dem Zimmer der Favoritsultanin und im Serail des Großherrn befindlich ist."

„Dieses Bette ist das Resultat eines unermüdeten Fleißes und der hartnäckigsten Arbeit; ohne die Kosten zu rechnen, die unermeßlich sind. Uebrigens unterlasse ich keine Behutsamkeit, welche die Delikatesse sowohl als der Wohlstand nur immer verlangen können; denn weder ich noch meine Leute haben nöthig zu wissen, wer die Personen sind, die in diesem Zimmer ruhen, das ich das Sanctum Sanctorum nenne."

„Man zeigt niemals das himmlische Bette denjenigen, die, durch Neugierde gelockt, den Rest meines Appartus zu sehen kommen. Diese Behutsamkeit ist nicht weniger weise, als delikat; denn wer könnte dem Vergnügen, jeder Entzückung Widerstand thun, die dieser bezaubernde Ort erregt, welcher neue Ideen von Verfeinerung einflößt, wodurch die Wollust und der vervielfältigtste Genuß der sinnlichen Vergnügungen aufs höchste gebracht wird, wovon aber die Folge ist, daß unsere Tage verkürzt und die Triebfedern der Seele und des Körpers geschwächt werden."

„Diejenigen, die in diesen wonnereichen Ort dringen wollen, werden ersucht, mich schriftlich davon zu benachrichtigen und ihre gewählte Nacht zu bestimmen; hiebei wird eine Banknote von fünfzig Pfund Sterling gelegt, für welche sie ein Einlaßbillet empfangen werden.“

In einer Note, die zum Supplement der Beschreibung des himmlischen Bettes dient, fügt der Doctor hinzu: „Nichts ist erstaunenswürdiger als die göttliche Energie des himmlischen und elektrischen Feuers, womit dieses Bette angefüllt ist, sowohl als mit einer Mischung magnetischer Ausflüsse, die sehr wirksam sind, den Nerven alle ihre nöthige Kraft zu geben. Zu diesem allen kommen noch die melodischen Töne der Harmonika, der Cölestina, sanfter Flöten, angenehmer Stimmen und einer großen Orgel. Die Macht und Eigenschaft dieses zusammengesetzten Ganzen kann nicht fehlen, bei Philosophen und Aerzten Verwunderung und Vergnügen zu erregen. Man hat niemals auf ein ähnliches Mittel gedacht, um die Unfruchtbarkeit der Weiber zu heben, sie zu Müttern zu machen und dem bejahrten Manne seine ursprüngliche Kraft wieder zu geben.“ —

Dieser ganze Apparat soll 16000 Pf. St. gekostet haben.

Man kann schon hieraus schließen, daß es dem Doctor an Verstand nicht gefehlt habe und daß er eben kein blinder Enthusiast seiner geheimen Wissenschaft gewesen ist; es bleibt daher nichts übrig, als ihn in die Klasse kluger Betrüger zu setzen. —

Archenholz bemerkt ferner, man würde den Engländern Unrecht thun, wenn man glaubte, daß die Hoffnung der wunderbaren Wirkungen sie so häufig zu diesem himmlischen Bette geführt habe. Fast jedermann sah diese glänzende Farce für das an, was sie wirklich war.

Doctor Graham befand sich indeß hierbei sehr gut. Junge, reiche Provinzialen, Seeofficiere, Kaper, Ostindienfahrer, unterhaltene Maitressen, denen die Neugierde anwandelte, mit ihren Liebhabern diese neue Art von Wollust zu versuchen, waren seine Hauptkunden, ohne andere nach Wollust jagende Verschwender zu rechnen, die in Menge zu ihm strömten. —

Dieser paphische Tempel wurde im März 1784 plötz-

lich geschlossen, und Graham verkaufte sein himmlisches Bette mit dem ganzen Apparat. —

Diejenige Klasse von Ehestandslustigen, die einem künftigen fruchtbaren Ehebette unter ängstlichen Zweifeln entgegen sehen oder die oft im Stillen ihre Noth beseufzenden kinderlosen Ehemänner, — diese Unglücklichen, die theils durch Selbstbefleckung, theils durch Ausschweifungen mit dem andern Geschlecht eine allgemeine Nervenschwäche, und daher rührende unvollkommene Verrichtungen des Magens und der Geschlechtstheile sich zugezogen haben, ohne jedoch von andern Krankheitszufällen zu leiden, — diesen ist es wohl schon gelungen, ihren Zustand durch eine Selbstkur d. h. durch strenge Diät und durch Anwendung gewisser allgemeiner Mittel zu verbessern. Indeß kann ich dieselbe durchaus nicht unbedingt einem jeden Subjekte anrathen; dasselbe muß wenigstens einer richtigen Beurtheilung seines körperlichen Zustandes und der anzuwendenden Mittel fähig seyn; ausser dem ist es allezeit besser, besonders in Rücksicht der positiven Mittel, sich einem erfahrnen Arzte zu vertrauen, und deren Gebrauch nach seiner individuellen Beschaffenheit des Körpers modificiren zu lassen. Doch wird auch in diesem Fall einem solchen Patienten die Kenntniß der allgemeinen Vorschriften seines Verhaltens nützlich seyn können, und dieselben werden hier gewiß nicht am unrechten Ort mitgetheilt werden.

Jede Krankheit, ob sie gleich unendlich verschiedene Grade hat, läßt sich in gewisse Hauptgrade abtheilen, deren jeder seine besondere Heilmittel erfordert. Bei der aus Selbstbefleckung und unmäßigem Beischlaf entstandenen Krankheit kann man drei Grade unterscheiden und diese auf folgende Art charakterisiren:

1) nächtliche Pollutionen, Lendenschwäche, Hitze in den Händen, verbunden mit einer Schwere in der Bewegung, eine Müdigkeit nach dem Beischlaf, zu geschwinde Ergießung des Saamens, jedoch nicht ohne Erection und Bewußtseyn, noch ziemlich gut verdauender Magen, nicht ganz unerquickender Schlaf.

2) Saamenergießung ohne Erektion, häufige Pollu-

tionen ohne Krampf, unruhiger und unerquickender Schlaf, geschwächte Verdauungswerkzeuge rc.

Bei dem höchsten Grade dieser Krankheit:

3) Epileptische Zufälle, Schwindel, große Schwäche, verdorbene Verdauungskraft und andere Symptome, die oben im Allgemeinen schon bemerkt worden.

Daß die widernatürliche Beschaffenheit der Nerven, besonders wegen ihrer genauen Verbindung mit dem Magen, die Hauptquelle der Erscheinungen bei dieser Krankheitsgattung ist, habe ich vorhin schon bemerkt. Den Nerven ihre natürliche Spannkraft wieder zu geben, muß also der Hauptzweck der Heilmethode seyn. Die Wirkungen müssen verschwinden, sobald die Ursachen gehoben sind. Dies kann durch Diät und Arzneien bewerkstelliget werden.

Nachfolgende diätetische Vorschriften sind bei Patienten von allen drei Gattungen anwendbar; in Ansehung der Arzneimittel schränke ich mich nur auf die von der ersten und zweiten Gattung ein; im dritten Falle muß durchaus der Arzt herbeigerufen werden.

Diät. Zuerst folgende allgemeine Bemerkungen. Wem es ernstlich darum zu thun ist, seine verlorne Körperkraft wieder zu gewinnen, der muß vor allen Dingen dem üppigen Geschlechtsgenuß entsagen. Er muß seine Einbildungskraft und Phantasie zügeln und sie gegen wollüstige Bilder verwahren; jede Gelegenheit fliehen, wo der sinnliche Geschlechtsreiz erweckt werden kann, Unthätigkeit, Müßiggang und öftere Einsamkeit vermeiden, und alles anwenden, was den Geist zu edlen Gegenständen hinziehen und ihm eine andere Richtung geben kann. Man verstehe mich wohl! ich sage: dem üppigen Geschlechtsgenuß, d. h. den zu häufigen Liebkosungen und dem täuschenden unreinen Geschlechtsreiz, und nicht allem Genusse, denn eine zu strenge Enthaltsamkeit ist bei dem geringsten Grade der Krankheit mehr schädlich als nützlich.

Ein anderes gleichwichtiges Bedürfniß, die Gesundheit wieder zu erlangen, ist Ruhe und Heiterkeit des Gemüths. Ohne diese bleiben Diät und Arzneien unfruchtbar. Gemüthsunruhe verzehrt die Le-

bensgeister und greift folglich die Nerven an. Diese sind durch die Ausschweifungen geschwächt; wirken hier doppelte Ursachen zugleich, so muß die Krankheit desto schlimmer werden. Wer seine Genesung beschleunigen will, sehe ihr mit Gleichmuth, ohne zweifelnde Aengstlichkeit entgegen. Die täuschende Furcht der Phantasie, von nächtlichen Pollutionen befallen zu werden, diese die Nerven angreifende Wallung des Bluts, unruhigen Schlaf und schreckende Träume verursachende Aengstlichkeit hat Manchem nächtliche Saamenergießungen zugezogen, die ohne sie nicht würden erfolgt seyn. Daher gilt auch hier die Regel: Je mehr Muth und Fassung, je eher wird die Gefahr bestanden.

Wer endlich seine Diät ändern und sie seinem Zustande anpassen will, der thue es mit Vorsicht und nehme auf die Empfindlichkeit seines Körpers Rücksicht. Er weiche nicht plötzlich von einer langen Gewohnheit ab, sondern gewöhne seinen Körper nach und nach an die neue Lebensordnung.

Die Diät muß auf einen doppelten Zweck gerichtet seyn, nämlich sowohl den geschwächten Körper zu stärken, als den Reiz des Geschlechtstriebes zu mindern. Sie betrifft entweder Luft, Bewegung, Kleidung, Lager, Schlaf, Waschen und Baden, oder Essen und Trinken. Das erste gehört zur äußeren, das zweite zur innern Diät.

Aeußere Diät. 1) Bewegung in freier Luft des Vormittags und einige Stunden nach dem Essen, wenn die Verdauung zu Ende ist, nur nicht bis zum Schweiße oder bis zur Ermattung, ist durchaus nöthig. Bewegung zu Fuß und zu Wagen, auch die zu Pferde, wenn sie die Geburtstheile nicht erhitzt. Man unternehme sie bei heiterm Himmel, nicht aber, wenn die Luft mit schlechten Dünsten angefüllt ist. Die Zimmer, so man bewohnt, lüfte man fleißig, öffne täglich Thüren und Fenster derselben. Muß man sich in einer schlechten Luft aufhalten, so räuchre man oft mit Essig, Bernstein oder Wachholderbeeren. Die Landluft an einem fließenden Wasser ist die vorzüglichste.

2) Man vermeide alle zu warme Kleidungen, beson-

ders diejenige, welche unmittelbar die Geschlechtstheile bedecken, so wie auch die zu warmen Zimmer.

3) Man schlafe auf Matratzen, unter Decken und in kalten Zimmern, um alle Erhitzung des Körpers und Wallung des Bluts zu vermeiden. Doch beobachte man auch hier allmähligen Uebergang und richte sich nach der Jahrszeit.

4) Der Schlaf sollte höchstens nicht länger als 7 oder 8 Stunden dauern; man gehe des Abends zeitig, spätstens um 10 Uhr zu Bette. Man liege nicht auf dem Rücken. Dies läßt sich leicht dadurch verhindern, wenn man sich einen harten Körper z. B. einen großen Schlüssel auf den Rücken bindet.

5) Der ganze Körper muß reinlich erhalten und öfters gewaschen werden.

6) Vom Baden s. weiter unten.

Innere Diät. 1) Bei der vernünftigen Wahl im Essen und Trinken muß man überhaupt das Zuviel auf einmal, die öftere Abwechselung und die künstliche Zusammensetzung der Speisen durchaus vermeiden; man muß wenig und öfter etwas genießen, und sich mit einem, höchstens zwei Gerichten begnügen.

2) Der Nahrungsgenuß muß leicht, verdaulich und nicht erhitzend seyn; man vermeide also alle stark gewürzte, fette, blähende, scharfe, gährende, leicht verderbende, verstopfende, auf die Geschlechtstheile wirkende und harntreibende, harte Speisen; alle hitzige, blähende, zu nahrhafte, schwächende, reizende Getränke, als starke Biere, Wein und Branntwein, Punsch, Kaffee, Thee u. s. w. Die individuelle Leibesbeschaffenheit und Gewohnheit machen bei diesen diätetischen Regeln allerdings Ausnahmen, was einem Magen blähend ist, bläht nicht immer den andern, und umgekehrt. Jeder muß die Wirkungen der Nahrungsmittel, welche er genießt, genau an sich beobachten; wer dies thut, darf alles essen, was er vertragen kann und gewohnt ist, nur sey es immer so ungekünstelt, wie möglich. Z. B. Suppen von Federvieh, Kalbfleisch, gebratenes Geflügel, gekochtes Obst, gut gebackenes Brod rc. Gebratenes Fleisch ist besser als gekochtes, es hat mehr Kraft in sich.

Zum Frühstück kann man sich der von den Verfassern der deutschen Gesundheitszeitung bekannt gemachten Gesundheitsschokolade bedienen. Statt des Thees gebrauche man einen Aufguß von Melisse und Krausemünze. In jede Schale gießt man einen halben Löffel Milch, eben so viel Eierdotter, nebst drei Tropfen Zimmetöl.

Die Abendmahlzeit sey sehr mäßig, leicht und ganz einfach. Ein wenig Butter und Brod, oder ein paar weichgekochte Eier ist das Beste. Fleisch taugt des Abends nichts. Man esse zu einer solchen Zeit, daß die Verdauung vor dem Niederlegen geendiget seyn kann.

3) Es gibt Fälle, wo der Schwäche des Magens und der Verdauungskraft durch nichts besser abgeholfen wird, als durch lauter kalte, oder wenigstens kühle Speisen.

4) Das beste Getränk ist Brodwasser, oder Wasser mit etwas Milch, ein leichtes wohl ausgegohrnes Bier. Reines Wasser mit Burgunder, Rheinwein, oder anderm guten Wein vermischt, ist ein heilsames Getränk. Nachmittags enthalte man sich aller warmen Getränke, sie schwächen überhaupt, und bei erschlaffter Konstitution sind sie doppelt schädlich.

Beim Mittagstische trinke man wenig, weil durch vieles Trinken die Verdauung erschwert wird; jede zu starke Ausdehnung des Magens hindert nicht allein die Verdauung, sondern die Magensäfte werden auch zu sehr verdünnt und unkräftig gemacht.

Des Abends trinke man wenig oder nichts, und gewöhne sich, ehe man zu Bette geht, die Blase auszuleeren; eine angefüllte Blase reizt durch ihren Druck die Saamengefässe und verursacht Pollutionen, wozu diese Kranken ohnehin schon geneigt sind.

5) Diejenigen, welche Taback rauchen, sollen es wenigstens kurz vor und nach dem Essen unterlassen. Werfen sie auch nicht dabei aus, so hindert doch schon die davon entstehende bloße Trockenheit die Verdauung. Werfen sie aber noch dabei aus, so schwächt der Speichelverlust die Verdauungskraft um desto stärker. Diese müssen daher das Tabackrauchen gänzlich unterlassen.

Um die mehr oder weniger verdaulichen Speisen mit Sicherheit wählen zu können, so folgt hier eine kurze Liste der bekanntesten Speisen aus dem Thier- und Pflanzenreiche.

I. Speisen aus dem Thierreiche.

Unverdaulich sind:

Die häutigen Theile der vierfüßigen Thiere und des Geflügels, wie auch die ölichten Theile derselben; Schwein-, Gänse- und Entenfleisch. Gekochtes Blut und daraus verfertigte Würste. Hart gekochte Eier. Doch gibt es Mägen, die harte Eier besser, als weiche verdauen können. Ferner Eierkuchen mit Butter oder Speck.

Leichtverdaulich sind:

Kalb-, Hühner- und junges Schöpsenfleisch, Vögel und Wildpret, frisch gelegte und weichgekochte Eier, alle Arten Fische mit Wasser und Petersilie abgekocht.

II. Speisen aus dem Pflanzenreiche.

Unverdaulich sind:

Champignons, Morcheln, Trüffeln, ölichte Körner, als: welsche und Haselnüsse, Mandeln, Pinien, Pistacien, Aepfel, Birnen, Pomeranzen, Zitronen, Oliven und Kakaobohnen, wie auch das ausgepreßte Oel derselben. Die Hülse aller mehlichten Früchte, als: Erbsen, Bohnen und deren Schoten; die Hülle der Kirschen, Aprikosen, Pfirsichen und Prunellen; die Schale der Aepfel, Birnen, Zitronen, Pomeranzen. Ferner die rohen Salatkräuter, als Lattuken, Löwenzahn, Brunnenkresse, Sichorien. Das Oel und der Essig machen den Salat unverdaulich; doch macht der Zusatz von Salz, Pfeffer und Senf, was jene verderben, ziemlich wieder gut. Brauner Kohl ist leichter, als weißer Kohl, und die Blätter und feinen Strünke leichter, als die dickern Blätter und Strünke zu verdauen. Melde, Mangold und Endivien, rohe und gekochte Zwiebeln, Porree, Meerrettig, rothe und gelbe Rüben, frisch gebackenes Brod, das Fleisch saftloser Kernobste und trockne Feigen, alles Pastetengebackene. Oel und Butter vermehrt die Unverdaulichkeit aller dieser Dinge. Ferner ist nicht gut

zu verdauen: Brod aus Buchweizenmehl oder aus schwarzem Dinkel, eingesalzen Gerstenbrod und schwarzes Roggenbrod mit vieler Kleie.

Leicht zu verdauende sind:

Spinat (der aber mit Sauerampfer nicht so gut), Salbei (nicht die Ranke der Blätter), Spargel und Hopfen, die Keime vom Breihopfen, Artischokböden, Muß oder Brei aus allerlei Kern- und Steinobste; der damit vermischte Zucker und Zimmet vermehrt die Verdaulichkeit. Ferner Muß aus mehligen Saamen- oder Getraidekörnern, als Roggen, Gerste, Reiß, türkischem Korn, Erbsen, Bohnen und Kastanien, einen Tag altes Weizenbrod, wie auch Backwerk ohne Butter. Rüben großer und kleiner Art, Kartoffeln, junge Zucker- und Haberwurzeln. Küchen- oder Seesalz, Pfeffer, Zimmet, Muskaten, Nelken, Senf, Meerrettig, Kapern, alter Wein, Käse; Zucker befördern, warmes Wasser, Säuren, zusammenziehende und fette Sachen aber verzögern die Verdauung.

Daß Speisen aus diesem Verzeichnisse dem einen oft schwer, dem andern leicht zu verdauen sind, und so umgekehrt, ist bekannt, denn bei jedem Menschen ist das Verdauungsgeschäft, sowie alle andere thierische Eigenschaften verschieden. Jeder muß also seine Natur selbst kennen lernen, und dann diejenigen Speisen wählen, die ihm keine Blähungen, keinen Druck, keine Säure oder sonstige Beschwerde verursachen.

Hieraus sieht man, daß eine solche allgemeine Diät eine negative Kur ist, und nur alles das wegräumen soll, was die regelmäßigen Verrichtungen des Körpers stören kann. Aber sie allein ist nur selten hinreichend, das Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen; es müssen daher Kunst und positive Mittel das ihrige beitragen. Diese sind bei gegenwärtiger Krankheit China und Bäder.

Bei Anwendung dieser Mittel muß man, wie bei Aenderung der Diät, mit Vorsicht und allmählig zu Werke gehen. Werden der geschwächten Natur zu viel stärkende Mittel auf einmal angeboten, so wird sie, anstatt gestärkt, vielmehr vollends unterdrückt, weil sie

nicht genug Gegenwirkung leisten kann. Sie muß Arzneien sowohl als Nahrungsmittel selbst verarbeiten können, sollen sie anders zuträglich seyn. Ist der Natur die Arbeit zu schwer, so erliegt sie unter der Last, erschöpft ihre Kräfte immer mehr durch ihre Kraftäußerung und durch die Anstrengung, die sie gegen die auf sie wirkenden Dinge wenden muß. Je schwächer die Nerven sind, desto allmähliger und behutsamer muß man die Kur beginnen. Also mit sehr kleinen Dosen von stärkenden Mitteln muß man anfangen, und sie lieber öfterer nehmen. So wie aber die Natur an Stärke gewinnt, in eben dem Maße kann man ihr dann auch mehr anbieten.

Die heilsamen Kräfte der China sind längst entschieden, aber auf ihren Gebrauch und ihre innere Güte kommt alles an. Ihre Anwendung kann unter folgenden Hauptbedingungen stattfinden:

1) Die China muß ächt und zum Gebrauche in Pulvern auf das feinste gepulvert seyn, wenn sie der Magen leicht verdauen und den erwünschten Nutzen leisten soll*). Eine holzige, grobe und nicht sorgfältig genug pulverisirte China belästiget selbst den nicht ganz schwachen Magen, verstopft den Leib und schadet mehr als sie nutzt.

2) Die China schickt sich nicht bei unreiner Zunge, bei Mangel an Eßlust und bei übelriechenden Blähungen. Hier müssen erst die Unreinigkeiten aus dem Körper geschafft werden. Ausleerungen schwächen aber immer den Körper und sind daher mit der größten Behutsamkeit bei Patienten dieser Art zu bewirken. Am sichersten überläßt man dieses dem Arzte, denn es kommt alles darauf an, eine gewisse Revolution in dem Körper zu machen und denselben zur China gehörig vorzubereiten.

Bei den Patienten der ersten Gattung hat die reine China in Pulver genommen den Vorzug. Man nehme täglich ein Loth zu sechs verschiedenen Malen,

*) Selten findet man diese Rinde ganz ächt und gut, weil solche überaus theuer ist. Man muß daher keine Vorsicht und Kosten sparen, um von der besten Gattung zu erhalten.

und steige damit bis zu 1½ Loth des Tags. Um dem Pulver den unangenehmen Geschmack zu benehmen, mischt man unter jedes Quentchen einige Grane gestoßenen Zimmet und einen Theelöffel voll Zucker. Bekommt man dabei Verstopfungen, so setze man unter jedes Quentchen 4 bis 5 Gran gestoßenen Rhabarber. Einer der schicklichsten Zusätze zur China ist eine vollkommen reine Eisenfeile. Man nimmt davon 6 bis 10 Gran zu jeder Dosis China.

Den Patienten von der zweiten Gattung ist außer obiger allgemeinen Diät eins oder das andere von folgenden besondern Mitteln zu empfehlen. Man nehme ein altes Huhn, ziehe ihm die Eingeweide heraus und hacke das Fleisch klein, koche es mit frischem Grasfenchel, Petersilien, Spargel, Sellerie u. dergl., presse die Suppe davon aus, und trinke hiervon täglich ein halbes oder ganzes Quartier. Man kann auch einige Eidotter hinzuthun. Eine bloße Brühe von gequetschten Hühnern und nicht gemästeten Kapaunen dient gleichfalls sehr zur Stärkung. — Auch kann man einen Brei von Borsdorfer Aepfeln mit Eidottern und Zucker bereiten, mit einem Zusatz von etwas Zimmet und Wein. Hiervon genieße man täglich zwei bis drei Tassen, wenn anders der Magen es gut verdauen kann. — Auch ist Sago, mit Milch oder Wein zu einer Gallerte gekocht, Eidotter und Zimmet dazu gemischt, ebenfalls sehr dienlich.

Da bei Patienten dieser Gattung die Verdauungswerkzeuge des Magens schon etwas geschwächt sind, so ist es rathsam, die China zuerst mit kaltem Aufguß zu gebrauchen. Dieser wird so bereitet: man thue 2 Loth Chinapulver in eine Bouteille voll reinem Brunnenwasser, stelle diese wohl zugepfropft an einen kühlen Ort 24 Stunden lang und schüttle sie oft um. Von diesem kalten Aufguß nimmt man täglich 3 bis 4 Mal ein Weinglas voll, indem man ihn ohne umzuschütteln durch ein leinenes Tuch gegossen hat. Ist die Bouteille halb leer, so gieße man sie wieder voll. Ein sehr nützlicher Zusatz hierzu ist das sogenannte Haller'sche Sauer (Elixir acidum Halleri). Man gieße davon 12 bis 16 Tropfen unter jedes Weinglas und füge ein paar Thee-

löffel voll gestoßenen Zucker hinzu. Das Haller'sche Sauer dämpft die leicht entstehenden kleinen Wallungen, benimmt selbst den Nerven ihre widernatürliche Reizbarkeit und Beweglichkeit und stärkt sie. Beim Gebrauch desselben muß man sich aller Milch enthalten. Doch finden diese Tropfen bei Säure im Magen und bei dessen besonderer Empfindlichkeit gegen alle Säuren nicht Statt. Man macht Aufgüsse von altem Rheinweine, Madera, Tokaier u. a. guten Weinen, besonders bei Personen, die Weintrinker sind, bei denen keine Hitze und kein Reiz zu besorgen ist; in solchen Fällen verdient daher dieser Aufguß allerdings den Vorzug.

Steht dem Kranken, der noch nicht so gestärkt ist, daß man ihm die China in Substanz geben kann, der kalte Aufguß aus irgend einer vernünftigen Ursache nicht an, so bediene er sich des Chinaextrakts; man nehme 1 Loth Chinaextrakt zu 8 Loth Pommeranzen- oder Fenchelwasser, mische 1 Loth Pommeranzensyrup hinzu, und nehme alle zwei Stunden einen Eßlöffel davon.

Allgemein rathen die Aerzte, mit dem Gebrauch der China die Stahlwasser zu Pyrmont, Spaa, Schwalbach u. a. zu verbinden, die desto wirksamer sind, wenn sie an Ort und Stelle getrunken werden.

Der Gebrauch des Bades ist für einen solchen Patienten von dem größten Nutzen und darf durchaus nicht unterlassen werden. Das Baden im reinen Fluß- und Quellwasser in der warmen Jahreszeit ist unstreitig das beste und heilsamste. Da dies aber nicht immer thunlich ist, so wird es auch in Badewannen veranstaltet. Die beste Art dabei ist die englische, nämlich einigemal unterzutauchen, und zwar zuerst mit dem Kopfe *), und eine halbe Minute darin zu verweilen; man hüte sich hierbei vor Erkältung, trockne sich rein ab, und setze sich sogleich in gelinde Bewegung, oder man lege sich angekleidet einige Minuten auf das Bette. Dies wiederhole man des Tages einigemal, und zwar im nüchternen Zustande oder nach gänzlicher Verdauung.

Wer das Baden noch nicht gewohnt ist, der fange

*) In Badewannen übergieße man zuerst den Kopf mit Wasser vermittelst beider Hände.

mit lauen Bädern an. Auf den dem Patienten angemessenen Grad von Kälte des Wassers muß man sehr genau achten. Wenn das Nervensystem sehr beweglich und reizbar ist, so bringt das kalte Bad einen schädlichen Reiz, anstatt eines behaglichen körperlichen Wohlseyns, heftigen Frost, krampfhafte und andere gefährliche Zufälle hervor. In diesem Falle muß die widernatürliche Reizbarkeit durch lauliche Bäder zuvörderst erschlafft, und in dem Maße, wie es der Patient vertragen kann, mit kälteren Bädern fortgefahren werden. Den Zustand solcher reizbaren Nerven bezeichnet ein etwas schneller und weicher Pulz, das Steigen des Bluts nach dem Kopf und eine vorübergehende Gesichtsröthe, Mangel der nächtlichen Ruhe, Brennen der Haut etc. — Eine Hauptregel beim Baden ist, daß man nie den zweiten Frost im Bade abwarten, sondern nach dem ersten sogleich herausgehen muß.

Statt des Badens in Badwannen kann man sich auch, besonders bei Schwächern, des Waschens mit einem Schwamme, oder des Tropfbads bedienen, welches vermittelst einer gewöhnlichen Gießkanne geschiehet, mit der man von einer gewissen Höhe herab den Patienten begießt. Derselbe kann dies auch selbst verrichten*).

Diejenigen, welche kalt baden wollen, müssen kein Blut speien, oder dazu geneigt seyn, auch überhaupt keine Blutflüsse haben, müssen nicht sehr vollblütig seyn, keinen Husten oder kurzen Athem, keine Gichtflüsse, keinen Ausschlag und keine Verstopfungen haben.

Bei dem Gebrauch der Bäder über den ganzen Leib sind auch Lokalbäder anzuwenden, welche den ganzen Umfang der Geburtstheile betreffen, und entweder vermittelst eines Bidets, oder eines großen Schwammes, oder einer Serviette, oder einer Gießkanne, die man in einer solchen Richtung vor sich hinstellt und sie vorbeugt, daß das Wasser auf die Geschlechtstheilen strömt, veranstaltet werden. Die Kälte des Wassers kann man im Winter durch Schnee und Eis, im Sommer durch beigemischten Salpeter, Salmiak und Essig erhöhen, indem man zu einem Maß Wasser eine Tasse voll Wein-

*) S. Tode im unterhalt. Arzte. B. 1. S. 138.

essig, 1 1/2 Tasse gereinigten Salpeter und halb so viel rohen Salmiak nimmt, und alles untereinander mischt und auflöset. Zur Stillung des Reizes der Geschlechtstheile, bei unwillkührlichen Saamenergießungen, häufigen Erectionen, können dieselbe in einem Maaß Wasser, mit 4 Loth Kampferessig gemischt, gebadet werden.

Bei diesen Lokalbädern ist in den meisten Fällen auch jene Vorsicht zu beobachten, daß man das Wasser anfangs lauwarm mache und mit immer kälterem sodann fortfahre. Auch muß man zuerst das Bad nur einige Minuten anwenden, und diese Zeit allmählig bis zu einer Viertelstunde verlängern. Kurze und öftere Bäder, sie mögen allgemein oder örtlich seyn, sind überhaupt heilsamer als länger dauernde und seltnere.

Wird schon durch Anwendung der allgemeinen Bäder das ganze Nervensystem gestärkt, so ist unstreitig der Nutzen der örtlichen desto gewisser.

Ueber diese Grenzen dürfen Patienten bei den angezeigten Zufällen ihre Selbstkur nicht ausdehnen. Alle andere bei der dritten Gattung von Patienten vorkommende Umstände müssen durchaus der Beurtheilung und Behandlung eines Arztes überlassen werden.

Fünfter Abschnitt.

Die nächsten Folgen eines unreinen Beischlafs, nebst dem sichersten Vorbauungsmittel wider die Ansteckung.

Schamhaftigkeit, Gleichgültigkeit und Unwissenheit sind häufige Ursachen, daß von venerischem Gift angesteckte Personen erst dann bei Aerzten Hülfe suchen, wenn dieses unaufhaltsam zerstörende Uebel schon weit um sich gegriffen hat. Ich glaube daher hier nicht am unrechten Orte auf die Erscheinungen aufmerksam zu machen, die unmittelbar auf einen unreinen Beischlaf folgen. Wer sich einmal in diesem traurigen Falle befindet und den hohen Werth der Gesundheit zu schätzen weiß, der säume keinen Augenblick, seinen Zustand einem vernünftigen Arzte zu eröffnen.

Der Eiter und der eiterartige Schleim sind es allein, mit welchen das venerische Gift verbunden ist. Der Uebergang desselben aus einem Körper in den andern kann nicht anders geschehen, als durch Berührung eines für die Ansteckung empfänglichen Orts und durch Mittheilung oder Ankleben dieses Schleims. Die hierzu empfänglichen Theile des menschlichen Körpers sind diejenigen, welche eine zarte Oberhaut (epidermis) haben oder von der Oberhaut entblößt sind; hierher gehören die Geschlechtstheile, die Mundhöhle, die Nasenhöhle, die Augen, das Innere des Ohrs ꝛc. und dann vorzüglich jede verwundete Stelle.

Wenn also durch Küssen, durch gemeinschaftliche Trink-

geschirre, Tabakspfeifen und dergl. eine Ansteckung entstehen soll, so mußten bei dem ansteckenden Theile Geschwüre im Munde vorhanden seyn, deren eiterartiger Schleim an den Gefäßen sitzen geblieben ist *). Die Ansteckung zeigt sich fast allemal zuerst an dem von dem Gifte unmittelbar berührten Orte.

Unter allen Ansteckungsarten ist die durch den Beischlaf am häufigsten, und zwar

1) durch den Beischlaf mit einer Person, welche einen venerischen Tripper oder venerische Geschwüre an den Zeugungstheilen hat.

2) Durch den Beischlaf mit einer Person, bei welcher zwar weder Ausfluß noch Geschwüre vorhanden sind, wo aber das Gift schon in den Zeugungstheilen liegt und seine Wirkungen noch nicht geäußert hat. So geschieht es zum Beispiel, daß eine Frauensperson, in deren Mutterscheide das venerische Gift durch den Beischlaf mit einem angesteckten Manne abgesetzt worden, nachher mehrere andere Mannspersonen, die ihr beiwohnen, ansteckt, noch ehe das Gift seine Wirkung geäußert hat, oder ehe sie selbst weiß, daß sie angesteckt ist. Bei dem männlichen Geschlechte kann dieses gleichfalls statt finden.

Daß nicht alle Menschen eine gleiche Empfänglichkeit für die venerische Ansteckung haben, beweisen häufige Beispiele **). Diese Erscheinung wird so lange problematisch bleiben, als uns das Innere der Natur verhüllt ist. Man beruft sich auf die größere und geringere Reizbarkeit des Körpers überhaupt und auf die bei dem Beischlaf insbesondere; man behauptet, daß die letztere oft zu schwach ist, um von dem Eindruck des venerischen

*) Auf eine ähnliche Art verbreitete ein Weib, die den Schanker im Mund hatte und bei einer epidemischen Bräune zu Hebung des gefallenen Zapfens gebraucht wurde, die Ansteckung unter einer großen Anzahl Menschen, indem sie sich den Daumen mit ihrem giftigen Speichel bestrich und so den Kranken in den Mund fuhr. S. Auszüge aus dem Tagebuche eines ausübenden Arztes, Th. I. S. 40.

**) Fallopin erzählt, daß von zwölf Wüstlingen, die bei einer venerischen Buhlerin eine Nacht zubrachten, um über ihren messalinischen Ruhm zu triumphiren, drei angesteckt wurden und die übrigen neun gesund blieben.

Giftes etwas zu leiden, und daß die stärksten Personen oft am geschwindesten angesteckt werden und am meisten leiden; man sagt, fetten Personen theile sich dieses Gift seltner mit als magern; ferner: bei denen, wo die Vorhaut die Eichel bedeckt, und des Morgens, wo die Gefäße leichter einsaugen, sey die Ansteckung leichter möglich.

Eben so bestätiget die Erfahrung, daß schon angesteckt gewesene Körper und die von einer Krankheit noch nicht völlig geheilt sind, auch solche, die sich vorher betrunken haben, einen größern Grad der Empfänglichkeit hierzu haben, als andere. Reinliche Personen werden, wenn alle übrige Umstände gleich sind, seltner angesteckt als andre, die das Waschen der Theile nach dem Beischlaf verabsäumen.

Die erste Wirkung des Giftes geschieht auf die belebten festen Theile, deren örtliche Reizbarkeit augenblicklich erhöhet wird. Dies beweiset das kitzelnde, spannende, die Nerven zunächst afficirende Gefühl, und die sympathetische Affection anderer entfernten Theile.

Der Unterschied der allgemeinen Wirkungen des venerischen Gifts beruht auf der Verschiedenheit der Theile des Körpers, an die es zuerst gebracht worden. Diese sind entweder solche Oberflächen des Körpers, die im gesunden Zustande gewisse Feuchtigkeiten absondern, oder solche, die zu keiner solchen Absonderung bestimmt sind. Im ersten Falle wird durch die Ansteckung die Reizbarkeit des Organs, welches die Absonderung verrichtet, merklich erhöhet, das Blut dringt in Theile, die es vorher nicht erfüllte, die Absonderung wird vermehrt, jene Gefäße unterliegen dem Reize und werden erschlafft, und die abgesonderte Materie nimmt die Eigenschaft des Giftes an; dies ist die Entstehung des Trippers, welcher bald ein gut-, bald ein bösartiger ist. Im zweiten Falle, wo der angesteckte Ort im gesunden Zustande keine Feuchtigkeiten absondert, wird das Oberhäutchen gereizt, der Zufluß der Säfte nach der geringsten Stelle wird vermehrt, diese häufen sich in dem zelligen Gewebe an, stocken, faulen, verwandeln sich in Eiter, fressen das Oberhäutchen durch und vermischen sich mit

dem Gifte, daraus ein venerisches Geschwür oder der sogenannte Schanker entsteht.

Die charakteristischen Erscheinungen bei dem Tripper zeigen sich gewöhnlich zwischen dem zweiten und sechsten Tage nach dem Beischlaf. Der Kranke fühlt in der Eichel, an der Oeffnung der Harnröhre und in der ganzen Länge derselben eine angenehme, kitzelnde, gelind juckende Empfindung und einen mehr als gewöhnlichen Hang zum Beischlaf. Drei bis vier Tage nachher wird die Empfindung schmerzhaft, die Oeffnung der Harnröhre wird entzündet, roth und geschwollen; der Kranke fühlt eine Spannung mit einer unangenehmen, brennenden Hitze in der ganzen Länge der Harnröhre, und bemerkt ein Tröpfeln einer eiterartigen Materie aus deren Oeffnung. Die Entzündung nimmt in kurzer Zeit zu, die Eichel wird roth, schwillt an und schmerzt bei der Berührung. Der Kranke empfindet einen öfteren Trieb zum Urinlassen, der in der Harnröhre eine brennende, heftig schmerzende Empfindung macht.

Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit dem Verlaufe des Trippers bei Frauenspersonen. Nach unreinem Beischlaf äußert sich zuerst ein nicht unangenehmes Gefühl und eine Empfindung von Hitze in der Mutterscheide, die bald nachher in Schmerz übergeht. Die Mutterscheide schwillt an, mit einem besondern Gefühl von Verengernng in ihrer ganzen Länge. Die benachbarten Theile, besonders die Nymphen, die myrthenförmigen Karunkeln, die Harnröhre und die innere Seite der Schaamlefzen werden sympathetisch entzündet. Der Urin verursacht ein schmerzhaftes Jucken und Brennen. Das Gehen wird beschwerlich, das Sitzen und der Beischlaf sind schmerzhaft, weil die leidenden Theile gereizt werden. Der ausfließende Schleim geht in größerer Menge ab, als bei Mannspersonen, da bei jenen die absondernde Oberfläche viel größer ist als bei diesen; auch nimmt die Entzündung bei jenen nicht so überhand als bei diesen, weil die Mutterscheide weit weniger empfindlich ist als die Harnröhre; wegen eben dieser geringen Empfindlichkeit bleibt das Gift oft Wochen und Monate lang liegen, ohne die geringste Beschwerde zu

verursachen. Es ist daher das Zeichen, welches uns in diesem Falle vor der Nichtansteckung des Weibes sichern kann, höchst ungewiß.

Der in einem unreinen Beischlaf mitgetheilte Schanker zeigt sich gewöhnlich an der innern Seite der Vorhaut, am Bändchen, oder im Winkel unter dem Bändchen; bei Frauenzimmern an der innern Seite der Schaamlefzen, an den Nymphen, an der Klitoris ꝛc. Die Ansteckung äußert sich gewöhnlich bald in einigen Stunden, bald in einem oder zwei Tagen nach dem Beischlaf. Es entsteht ein kleines rothes, durchsichtiges, mit Wasser angefülltes Bläschen, welches stark juckt, sich entzündet, äußerst schmerzhaft wird, aufbricht, und sich in ein kleines eiterndes Geschwür verwandelt; die Geschwulst nimmt zu, das Geschwür frißt tiefer, bald schneller, bald langsamer, nach dem Verhältniß einer schwachen, schwammigen und stärkeren Konstitution des Körpers. —

Ich würde einige Bogen anfüllen können, wenn ich alle die Salben, Wasch-, Quecksilber- und innere Mittel hier aufzählen wollte, welche Quacksalber und Charlatane seit den 300 Jahren ersannen, während welchen jenes Uebel selbst Päbste und Kardinäle, Kaiser, Könige, Fürsten ꝛc. nicht verschonte, und unter den niedrigern Volksklassen so schreckliche Zerstörungen anrichtete. — Ein helleres Licht in der Arzneiwissenschaft hat diese dunklen Vorurtheile verscheucht; ihr Gebrauch ist fast gänzlich verschwunden; selbst der entschlossenste Wüstling mißt ihnen keinen Glauben mehr bei, weil er sich immer getäuscht fand.

Astruc erkannte dieses schon und sagt, wenn es Vorbauungsmittel gibt, so müssen es die innern antivenerischen seyn, welche eben so fähig seyn könnten, die Ansteckung vom Körper zurückzuhalten, als sie wirksam sind, die vorhandene Krankheit zu vertreiben. Die Arzneimittel müssen aber eben so als bei einer zu erzielenden Heilung angewendet werden; sie werden im Kreislaufe bis zu den Theilen hindringen müssen, wo die Ansteckung geschehen kann. Man würde also auf einer Seite seinen Körper in einen siechen Zustand versetzen müssen, und dadurch andere Krankheiten erregen, um den-

selben auf der andern Seite vor einer gefährlichen Ansteckung zu bewahren. Wer wollte aber so unsinnig seyn, diese Probe zu wagen, für deren Sicherheit überdieß kein Arzt bürgen kann! Die Natur der Sache macht schlechterdings alle Vorbauungsmittel nicht nur unnütz, sondern dieselben berauben überdies die Theile aller Empfindlichkeit, und die Zufälle werden bei ihrem Gebrauch weit schlimmer.

Das einzige, in allen großen Städten zur Schande der Polizei öffentlich zum Verkauf dargebotene und zur Verhütung der Ansteckung sowohl als der Schwängerung jetzt häufig gebrauchte Mittel ist das unter der ausgelassenen Regierung Karls II. in England erfundene mechanische Mittel, welches noch bis auf den heutigen Tag den Namen seines Urhebers führt. Allein auch die Anwendung dieses Mittels ist schon längst verdächtig geworden. Es sind mir sichere Fälle bekannt, daß bei dessen Gebrauch eine völlige Ansteckung erfolgt ist. Es ist nicht nur leicht möglich, daß diese dünne, feine Hülle zerreißt, und also ganz unnütz ist, sondern es kann auch selbst die venerische Materie durchdringen, die desto gefährlicher ist, je feiner ihre Theile sind.

Für den, der den hohen Werth seiner Gesundheit zu schätzen weiß, der die Quelle des süßesten Vergnügens nicht muthwillig trüben und oft auf immer vergiften will — für diesen gibts nur ein einziges bewährtes Vorbauungsmittel, und dies ist: sich der Ansteckung nicht auszusetzen.

Inhalt

I.

Seite

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Seite

Dritter Abschnitt.

Begriffe verschiedener Völker vom Werthe der physischen Jungfrauschaft.

Seite

Viertes Kapitel.

Fünfter Abschnitt.

Inhalt

II.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Gynäologie

oder

das Geschlechtsleben

in seinem ganzen Umfange;

enthaltend:

Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft nach Nationalbegriffen, Physiologie und Moral; über Liebe und Anmuth, Schönheit und häusliches Glück; über physische Liebe, Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß und Leitung des Geschlechtsgenusses; über Mysterien, Verirrungen und Curiositäten mancher Art; über das Band der Ehe, Empfängniß und Schwangerschaft; über Unvermögen, Unfruchtbarkeit, Krankheiten und deren Behandlung, und so weiter.

Ein

umfassendes Handbuch zum Wohle der Staatenbürger.

Vierte, vollständige und wohlfeilste Auflage.

Zweiter Band,
oder dritter und vierter Theil.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Fr. Henne.
1843.

Vorbericht.

Ich glaubte anfangs, mit diesem historischen Versuch über den Genuß der Geschlechtsliebe zugleich dasjenige verbinden und in einem Theile liefern zu können, was in mehrern Staaten die Gesetzgebung zur Einschränkung des über die Grenzen der Natur hinaus geschrittenen Geschlechtstriebs gethan hat, und welches nach der Moral und Erziehung der Standpunkt in der Reihe der Dinge ist, wo jener Trieb in einer solchen Verbindung mit andern erscheint, daß wir ihn nicht als bloßes und unheilbares Uebel, sondern als beförderndes Mittel zur Ausbildung der Menschheit zu betrachten haben. Allein da diese Gegenstände von der größten Wichtigkeit sind, so habe ich für deren Untersuchung eine besondere Abtheilung in

dem hierauf folgenden dritten Theile bestimmen müssen.

Ich habe dieser historischen Darstellung der ausgearteten und üppigen Geschlechtslust weder reizende noch verschönernde, noch verunstaltende Farben geliehen, und bin übrigens unbesorgt deßwegen, daß alles, was uns Menschen und Welt besser kennen lehrt, seinen Nutzen hat.

Der Verfasser.

Gynäologie.

III.

Der Geschlechtsgenuß nach Gesetzen bestimmt, aus religiösem Aberglauben verabscheut und durch Sittenlosigkeit entartet, bei alten und neuen Völkern.

Der Wahnsinn des Aberglaubens ist nie von dem Unglück der Sittenverderbniß getrennt.

Einleitung.

Der rohe Naturmensch folgt überall auf seiner niedrigsten Stufe nur dem Instinkt. Dieser ist die Quelle und Norm seiner Handlungen; Recht und Pflicht, Tugend und Laster sind ihm unbekannt. Vom Instinkt gewählt, vom Hunger gewürzt ist seine Nahrung. Mit dieser steht der Begattungstrieb in dem genauesten Verhältniß, ist in eben dem Maaße schwächer und stärker, als das eigentliche Bedürfniß, die Nahrung mühsamer, leichter und reichlicher befriedigt wird. Ist er gesättigt, so sucht er nicht eher neue Nahrung, bis die Stimme der Natur ihn dazu treibt; ist sein Trieb zur Begattung gestillt, so überschreitet er die Forderung seiner Natur nicht. —

Man irrt, wenn man nach dem Urtheil jener früheren Reisebeschreiber von der Verdorbenheit barbarischer Küstenbewohner auf das ganze Volk schließt. Jene sind oft in die scheußlichsten Laster versunken, während bei den Bewohnern der innern Länder noch schuldlose Natur herrscht. Und wer sind seine Verderber? Rohe, viehische Matrosen, sittenlose Soldaten, eigennützige Kaufleute — Europäer, die stolz darauf sind, drei Theile der Erde zu beherrschen oder vielmehr durch ihre Laster zu vergiften. —

Nach langsamem, mühevollem Gang der Polizirung entwindet sich der wilde Naturmensch den Fesseln der Thierheit, früher in den günstigen Zonen der Erde, später in den feindseligen. Durch das glückliche Verhältniß der Wirksamkeit der Sinne allein konnte er für die ganze Schöpfung offner werden. Jemehr die Geschäftigkeit derjenigen Triebe, welche zur Sicherheit und Erhaltung unsers Organs bestimmt sind, durch die leichte Stillung seiner Bedürfnisse vermindert wird, desto rastloser ist die beseelende Kraft nach andern angenehmern, sinnlichern Wahrnehmungen, um sich nie von der Quelle seiner Freuden zu entfernen. Bei dem allmähligen Erwachen der Vernunft verläßt er die Leitung des Instinkts. Der Begattungstrieb ist ihm nun mehr als thierischer Trieb; die Geschlechter eilen nicht nach gestillter Begierde aus einander, sie wohnen nun gemeinsam in ihren Höhlen oder Hütten; die Natur spricht schon durch feinere Sinnen zu ihnen — das Gefühl der Zärtlichkeit erwacht. Die Erfahrung lehrt sie mancherlei Folgen der thierischen Geschlechtsbegierde kennen, die Vernunft empört sich dagegen, oder in der mosaischen Sprache, sie verhüllen ihre Schaam mit einem Blatt. —

Bei diesem Fortschritte der Kultur fängt der Mensch an, die Mittel zur Befriedigung seiner sinnlichen Triebe zu vervielfältigen, da ihn die Natur an keine bestimmte gebunden hat und sein roher Geist noch keine andere Gegenstände kennt, die ihn eine angenehmere Beschäftigung und Wirksamkeit seiner Kräfte hoffen ließen. Dies ist die Stufe jenes patriarchalischen Lebens oder die, worauf wir jetzt die Hirtenvölker erblicken.

Die Abhängigkeit der Menschen von Menschen beginnt, Diesen begünstigt überlegenere Körperkraft, jenen ein fruchtbarer Erdstrich und reichere Heerden. Die Natur

gibt dem Alter den Vorzug der Befreiung von Arbeit, und schon steigt der Wunsch in manchem auf, die Ruhe des Geistes mit den Genüssen des Jünglings zu verbinden. — Der Starke und Reiche gibt und geht müßig, und wird reicher durch des Armen Fleiß. Sein Müßiggang führt zur Lüsternheit, er genießt gesuchtere Speisen. Seine träge Ruhe vermehrt die Zahl seiner Genüsse, er erlaubt sich mehrere Weiber. Der grobe Genuß stumpft ihn bald ab, er sinnt auf künstliche Mittel, ihn zu erheben. Er will nun nicht mehr seinen thierischen Trieb allein befriedigen, er will mehrere und feinere Reize mit diesem Genuß verbinden. Das Weib allein reizt ihn nicht mehr; er verlangt schon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern seiner Knechte entdeckt er schöne Weiber. Zu Gattinnen sind sie ihm zu niedrig, aber nicht zu Befriedigung seiner Lüste. Ein neuer Schritt der Verfeinerung zur Verschlimmerung. Das Beispiel ist einmal gegeben, unzählige andre folgen ihm nach, und die Sittenverderbniß wird allgemein. Das Recht des Stärkeren kommt auf, Macht berechtigt zur Unterdrückung, und der Despotismus mit allen seinen unseligen Folgen wird geboren. —

Unter ihm seufzt der größte Theil des Menschengeschlechts, unter ihm sind dem Fortschritt zur Kultur eiserne Banden angelegt, und unter ihm verbreitet sich allgemeine fortreißende Sittenlosigkeit, die ihr ausschließendes Kolorit von den Klimaten leihet. —

Selbst in dem aufgeklärtesten Theile der Erde zeigt er seine Spuren. Das Gros aller europäischen Nationen liegt noch in der Nacht der Rohheit und Barbarei. Es hat die Erziehung der Unwissenheit, die Religion des Aberglaubens und die Sitten der Barbaren.

Schon beinahe zweitausend Jahre war die christliche

Religion der göttliche Prometheus, der die Menschenstatue in ein sittliches Wesen umschaffen sollte. Und wo findet man den sittlichen Menschen vom Tajo bis zum Dnieper? Oder soll man ihn am Ganges suchen? —

Unsere Kultur ist nur wissenschaftlich. Die Sitten sind bei uns in die Werke der Philosophen verwiesen. An ihre Stelle haben wir eine heuchlerische Politesse gesetzt, deren Einförmigkeit unsern Charakter vernichtet.

Wir haben keine Sitten, aber desto mehr Gesetze. Wenn man unsern Kodex durchliest, so geräth man auf die Vermuthung, daß er nur für Räuberhorden verfaßt ist, man denkt, der Staat besteht aus Betrügern, Mördern, Dieben, Meineidigen ꝛc., den Menschen findet man nirgends. Es scheint, als ob die Tugend gar kein Recht auf die Achtung der Regierung hätte. Das unbarmherzige Gesetz sieht nichts als Verbrecher um sich her, und nie öffnet es seinen Mund, als um mit Schande zu brandmarken, oder um Todesurtheile auszusprechen, — statt grobe Ausbrüche zu verhindern.

Unsere Regierungsverwalter führen nur das Wort Staatskunst im Munde. Zu den Details des Privatlebens lassen sie sich nicht herab, beschäftigen sich nicht mit der Nationalerziehung. Die europäischen Staats- und Erziehungssysteme sind nirgend auf die Natur des Menschen gegründet — sie sind auf den Sand gebaut. —

Der Beischlaf.

Zweiter Theil.

Erster Abschnitt.

Gesetzliche Bestimmung des ehelichen Beischlafs unter verschiedenen Nationen.

Vielweiberei und Konkubinat haben überall, wo sie unter gesetzlicher Autorität herrschen, ungleiche Männerbegünstigung der Weiber und unvermeidlich daraus entstehende Zerrüttung der häuslichen Ruhe in ihrem Gefolge. Diese Uebel bei solchen Männerfreiheiten zu verbannen, wird der klügsten Staatskunst ein ewiges Problem bleiben; aber sie zu mindern versuchten einige Gesetzgeber: sie wollten der schwächern Menschenhälfte in ihrem unterjochten Zustande wenigstens die letzten Ansprüche auf die Rechte der Natur vindiciren. Sie bestimmten nämlich, wie oft der Polygam seiner Frau den Beischlaf in einem gewissen Zeitraume zu leisten schuldig seyn sollte. In das Heiligthum der Ehe tiefer oder über die Grenze der weiblichen Delikatesse weiter zu dringen, war unmöglich, ohne die heiligen Altäre im Tempel der Natur vollends zu stürzen, — ob es gleich gewiß ist, daß das schöne Geschlecht unter jenen Völkern, beim Mangel aller feinern Gefühle in der Liebe, durch das Gesetz, die Umarmung des Mannes

als einen ehelichen Tribut zu fordern, sich nie beleidigt fand.

Die mosaische Gesetzgebung, nach welcher Polygamie und Konkubinat der Herzenshärtigkeit des Volks wegen, wie sich Moses ausdrückt, erlaubt war, bestimmt zwar nichts Ausdrückliches über diese Schuldigkeit des Mannes. Allein aus mehrern Beispielen geht hervor, daß wenigstens ein alter Landesgebrauch vorhanden gewesen seyn müsse, welcher die Frau berechtiget habe, den Beischlaf zu fordern. Hierauf scheint die Stelle zu deuten, wo Moses dem Manne befiehlt, wenn er eine zweite Frau nimmt, der erstern „an ihrem Futter, Decke und Eheschuld nichts abzubrechen." Wenn dies von einer dem Sohne beigelegten Sclavin verstanden wird, so mußte um so viel mehr dies Recht und eine darauf zu gründende Klage einer Freien zustehen. Auch beweist die Geschichte Jakobs, daß unter mehrern Mitweibern jede ihre eigene Nacht hatte, denn Rahel verkaufte die ihrige an die Lea und zwar für die Dudaim, eine Pflanze, die für ein Specifikum zu einem Liebestrank gehalten wurde.

So wenig nun Moses hierüber ausdrücklich festgesetzt hat, desto mehr sagen die Rabbinen davon. In der Mischnah heißt es: „Wenn es jemand verredet hat, seinem Weibe ehelich beizuwohnen, so darf er sie nach der Meinung der Schule Schammai zwei Wochen, aber nach der Schule Hillels nur noch eine Woche behalten: die Studirenden, die des Studirens wegen an andere Orte reisen müssen, haben auch, ohne Erlaubniß von ihren Weibern zu nehmen, dreißig Tage Freiheit, Arbeitsleute aber nur eine Woche. Junge Leute, die sonst nichts zu thun haben, sollen die Eheschuld alle Tage, Arbeitslaute zweimal die Woche, Kameeltreiber einmal in dreißig Tagen, und Schiffleute einmal in sechs Monaten leisten. Versagt die Frau dem Manne die eheliche Pflicht, so zieht er von ihrem Heirathsgut alle Wochen etwas ab, und gibt ihr hernach einen Scheidebrief." So lautet der talmudische Text über diese Materie, aber die Rabbinen machen noch mehrere Anmerkungen darüber. Sie geben zwar einem

Studirenden die Freiheit, sich seiner Frau zwei bis drei Jahr zu enthalten; rathen ihm aber doch, die eheliche Pflicht wöchentlich zweimal zu erfüllen, wenn es die Umstände litten. Ob die Praxis der heutigen Juden diesen talmudischen Gesetze gemäß ist, das sind occulta de quibus non judicat ecclesia.

Nach Solons ausdrücklichem Befehl war jeder Athenienser verpflichtet, seiner rechtmäßigen Frau in jedem Monat dreimal die Eheschuld zu leisten.

Bei den Muhamedanern soll bis jetzt noch ein Zwangsgesetz vorhanden seyn, welches ihnen gebietet, die eheliche Pflicht, gleichfalls wie einen schuldigen Dienst, die Woche wenigstens Ein Mal zu erfüllen, und im Unterlassungsfall den Weibern gestattet seyn, vor den Kadi eine rechtliche Klage auf die Ehescheidung anzubringen.

Fast in allen morgenländischen Reichen sind die Männer zwar verbunden, ihre Weiber einer gewissen Anzahl von Umarmungen in jedem Monat zu würdigen. Allein wenn dießfalls Klagen vorkommen, so wissen die Männer immer Ausflüchte zu finden, womit sie ihre vernachläßigten Weiber selbst vor Gericht täuschen. Aus diesem Grunde, und nicht aus Anstoß dieser undelikaten Klage, geschiehet es selten, daß die Morgenländerinnen das ihnen gesetzlich zustehende Recht verfolgen.

Bei allen diesen Gesetzen liegt eine gewisse positive Verbindlichkeit, oder das Zuwenig zum Grunde. Die Annalen der Geschichte enthalten nur, so viel mir bekannt ist, ein einziges Beispiel, wo die Verbindlichkeit negativ ist; dies ist die merkwürdige Verordnung einer Königin von Arragonien, vor welcher eine Frau erscheint und sich über die heftige Begierde ihres Mannes, eines Kataloniers, beklagt, der sogar an einem Festtage mit weniger als zehen Umarmungen nicht befriedigt werden konnte. Die Königin gebot diesem Helden bei Lebensstrafe, von seiner Frau das eheliche Werk des Tages nicht mehr als sechs Mal zu fordern, und erließ zugleich folgendes allgemeine Gesetz: „daß nach reiflicher Ueberlegung, und um ein Beispiel des im Ehestand gebührlichen und sittsamen Betragens auf alle Zeiten zu hinterlassen, die Anzahl der ehelichen Beiwoh-

als einen ehelichen Tribut zu fordern, sich nie bele
digt fand.

Die mosaische Gesetzgebung, nach welcher Polygam
und Konkubinat der Herzenshärtigkeit des Volks n
gen, wie sich Moses ausdrückt, erlaubt war, bestimm
zwar nichts Ausdrückliches über diese Schuldigkeit d
Mannes. Allein aus mehrern Beispielen geht herv
daß wenigstens ein alter Landesgebrauch vorhanden ge
wesen seyn müßte, welcher die Frau berechtiget ha
den Beischlaf zu fordern. Hierauf scheint die Stelle
deuten, wo Moses dem Manne befiehlt, wenn e
zweite Frau nimmt, der erstern „an ihrem
Decke und Ehelschuld nichts abzubrechen.“
von einer dem Sohne beygelegten Sklavin
den wird, so mußte um so viel mehr die
eine darauf zu gründende Klage einer
den. Auch beweist die Geschichte Ja
mehreren Mitweibern jede ihre eigene
Rahel verkaufte die ihrige an die
die Dudaim, eine Pflanze, die für
einem Liebestrank gehalten wurde

So wenig nun Moses hier
sagt hat, desto mehr sagen
der Mischnah
hat, seinem Weibe
nach der Meinung
den, aber nach
Woche behalten
wegen an andere
Erlaubniß von
Freyheit.
Gelle die
sollte alle

Studirenden die [redacted] Beispiel gab
Jahr zu enthalten; [redacted] tete sich diese
Pflicht wöchentlich [redacted] n Frankreichs.
Umstände litten. [redacted] Ehescheidung, so
diesen talmudischen [redacted] mögens beschuldi-
de quibus non [redacted] sprobe verordnet,
Nach Solons [redacted] nner ablegen konnte.
nienser [redacted] losen Zubereitungen
Monat dreimal [redacted] n sich scheuen muß.
Bei den [redacted] eidlich versichern, daß
gesetz [redacted] Werks nicht nur keine
liche Pflicht, [redacted] ondern alles anwenden
Woche wenigstens [redacted] n. Die bei dieser Hand-
terlassungsfall [redacted] ndigen und Matronen muß-
eine rechtliche … en, von dem Vorgang der
Fast in allen … statten. Hierauf begaben sich
ner zwar … ner, wo die genaueste Untersu-
zahl von … theile des Mannes und der Frau
Allein wenn … mit etwa nicht ein künstliches, dem
Männer immer … oder hinderliches Mittel gebraucht
vernachläßigten … nn bestiegen sie das zum Kongreß
diesem Grunde … Wundärzte entfernten sich, wenns
… ein Nebenzimmer, die Matronen
… ahe am Bette, dessen Vorhänge auf-
… Wenn sie eine oder mehrere Stunden
… g überlassen gewesen, so kamen die vo-
… ständigen wieder herbei, um aus dem
… er Beschaffenheit der Geschlechtstheile bestim-
… nnen an facta sit immissio, ubi, quid et
… sum. Auch war den beklagten Männern er-
… während der ihnen gelungenen Immission die
… herbeizurufen. Die Zugeordneten verfaßten als-
… Protokoll und überreichten es den Richtern.
… die Bemerkung gemacht, daß vorher nie so
… ibungen statt gehabt haben als während die-
… ch, denn man fand nie einen Bericht, daß
… er coitus vollzogen worden ist. Wie war
… ch, daß ein Mann die feierlichste Handlung
… llziehen konnte, wenn die Liebe dem Haß
… gen die Frau Platz gemacht hatte, w

nungen des Tags auf sechs festgesetzt, und als billige und nöthige Grenzen angewiesen seyn sollten, um auf solche Art, durch einen so beträchtlichen Abbruch an den weiblichen Begierden und Erfordernissen, eine leichte, aber desto dauerhaftere und daher unveränderliche Regel zu bestimmen." —

Es macht einen auffallenden Kontrast, eine junge Dame mit jenem alten griechischen Philosophen, freilich unter sehr verschiedenen Umständen, über dieses Ehestandskapitel gesetzlich absprechen zu hören. —

Alle europäische Gesetze gebieten bekanntlich, dem Zweck der Natur gemäß, daß der Mann seiner Frau die eheliche Pflicht leisten soll; sie geben beiden Theilen das Recht, bei Verweigerung des Beischlafs und bei Impotenz auf Pflichterfüllung oder auf Scheidung zu klagen. Hingegen die Zeit und wie oft das Ehewerk geschehen soll, lassen sie unbestimmt, da man in Ländern, wo Polygamie und Konkubinat, wenigstens durch Gesetze nicht eingeführt sind, dasjenige von den natürlichen Trieben und Bedürfnissen erwarten darf, was man in jenen Ländern, wo die Männer eben so viel Weiber und Beischläferinnen nehmen, als neue Begierden bei ihnen erwachen, durch die Macht der Gesetze, aber leider mit immer traurigem Erfolge, erzwingen will.

Noch ist ein gesetzlich bestimmter öffentlicher Beischlaf zu bemerken, welcher zum Beweis der ehelichen Impotenz in Frankreich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts eingeführt wurde. Man eignet dessen Ursprung der Schamlosigkeit eines jungen Mannes zu*), welcher, des Unvermögens beschuldigt, zum Beweis des Gegentheils, in Gegenwart von Wundärzten und Matronen, sich erbot. Die Neuheit dieses Einfalls überraschte die

*) Venette Tableau de l'amour. conjug. p. 557. sagt, daß der Kongreß von dem Kaiser Justinian als ein mit der Reinigkeit des Christenthums unverträglicher Gebrauch wäre abgeschafft worden. Allein dieses ist ungegründet, und die Geschichte stellt kein einziges Beispiel auf, wo bei irgend einer dieser Nation die Sitte gesetzlich geherrscht hätte. Wahrscheinlich entstand Venettes Irrthum aus der Verordnung des Justinian, daß die öffentliche Besichtigung der Geschlechtstheile nicht mehr über die Mannbarkeit der Jünglinge entscheiden sollte. Er setzte sie in das 14. Jahr.

Richter, sie gestatteten den Versuch. Ein Beispiel gab Gelegenheit zu mehreren, und so verbreitete sich diese schändliche Sitte in allen Gerichtshöfen Frankreichs. Suchte eine Frau einen Vorwand zur Ehescheidung, so durfte sie ihren Mann nur des Unvermögens beschuldigen, und sogleich ward diese Ehestandsprobe verordnet, welche unter tausend Männer kaum einer ablegen konnte. Dieser Act war mit solchen schamlosen Zubereitungen verknüpft, die man zu beschreiben sich scheuen muß. Beide Theile mußten zuvörderst eidlich versichern, daß sie der Vollziehung des ehelichen Werks nicht nur keine Hindernisse in Weg legen, sondern alles anwenden wollten, es gehörig zu erfüllen. Die bei dieser Handlung zugeordneten Kunstverständigen und Matronen mußten gleichfalls eidlich erhärten, von dem Vorgang der Sache getreuen Bericht abzustatten. Hierauf begaben sich alle in ein besonderes Zimmer, wo die genaueste Untersuchung aller körperlichen Theile des Mannes und der Frau vorgenommen wurde, damit etwa nicht ein künstliches, dem Beischlaf beförderliches oder hinderliches Mittel gebraucht werden könne. Alsdann bestiegen sie das zum Kongreß bestimmte Bette, die Wundärzte entfernten sich, wenns verlangt wurde, in ein Nebenzimmer, die Matronen hingegen blieben nahe am Bette, dessen Vorhänge aufgezogen waren. Wenn sie eine oder mehrere Stunden ihrer Umarmung überlassen gewesen, so kamen die vorigen Kunstverständigen wieder herbei, um aus dem Unterschied der Beschaffenheit der Geschlechtstheile bestimmen zu können an facta sit immissio, ubi, quid et quale emissum. Auch war den beklagten Männern erlaubt, während der ihnen gelungenen Inmission die Zeugen herbeizurufen. Die Zugeordneten verfaßten alsdann ihr Protokoll und überreichten es den Richtern.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß vorher nie so viel Ehescheidungen statt gehabt haben als während diesem Gebrauch, denn man fand nie einen Bericht, daß ein wirklicher coitus vollzogen worden ist. Wie war es auch möglich, daß ein Mann die feierlichste Handlung der Natur vollziehen konnte, wenn die Liebe dem Haß und Abscheu gegen die Frau Platz gemacht hatte, wenn

überdies die aufmerksamen und neugierigen Blicke der Umstehenden nothwendig Unruhe und Verwirrung erregen mußten. Mehrere aufgeklärte Rechtsgelehrte, besonders Anton Hottmann, Anne Robert, scheuten sich nicht, dem Parlament zu Paris mit der größten Freimüthigkeit die Schande der Nation in diesem abscheulichen Gebrauch des öffentlichen Beischlafs und der Besichtigung darzustellen. Endlich wurde er durch eine Verordnung vom 18. Februar 1677 in allen Gerichtshöfen abgeschafft. Hierzu gab folgende Geschichte Gelegenheit. Der Marquis von Langey heirathete in seinem 25. Jahre das vierzehnjährige Fräulein von Courtomer. Der Anfang der Ehe war glücklich, und durch den zärtlichsten Briefwechsel während einer kurzen Trennung ward die innigste Liebe beider Gatten bewiesen. Nach vier Jahren klagte diese junge Frau ihren Mann als unvermögend an. Der Lieutenant des Chatelet ernannte Kunsterfahrne zur Besichtigung des Ehepaars. Diese erklärten in ihrem Bericht, daß beide in dem Zustand wären, worin Mann und Frau seyn müßten. Dagegen wandte die Frau von Courtomer ein, daß wenn sie nicht mehr Jungfer wäre, dieses von den unvernünftigen Unternehmungen eines Unvermögenden herrühte, dessen unsinnige aber unfruchtbare Liebe alles anwende, um sich zu befriedigen. Aufgebracht über diesen Vorwurf, verlangte der Herr von Langey den öffentlichen Beischlaf, und der Richter verordnete ihn. Die Klägerin appellirte wider diesen Ausspruch, allein er wurde durch ein anderweites Urtheil bestätiget. Sie wählten nun zur Bewerkstelligung dieser Operation das Haus eines Baders. Fünf Aerzte, fünf Wundärzte und fünf Matronen waren dabei zugegen. Der Erfolg fiel für den Beklagten nicht vortheilhaft aus, und die Ehe wurde durch einen Rechtsspruch für null und nichtig erklärt. Zugleich ward der Beklagte verurtheilt, nicht nur die Mitgift wieder herauszugeben sondern auch zu keiner andern Ehe zu schreiten. Der Beklagte protestirte gegen dieses Urtheil, behauptete seine männliche Fähigkeit und erklärte, daß er sich gleichwohl verheirathen werde, wann und wie er es für gut fände. Die Klä-

gerin verheirathete sich auch, und wurde in dieser Ehe Mutter von drei Töchtern. Zu gleicher Zeit verband sich der Herr von Langey mit einer andern Gattin und zeugte sieben Kinder. Nun begann ein neuer Prozeß zwischen den geschiedenen Eheleuten. Die Fr. v. Courtomer starb unterdeß und fügte in ihrem Testament folgende Klausel bei: die Erblasserin verlangt, daß man den unentschiedenen Prozeß zwischen ihr und dem Marquis von Langey in der Güte beilege, und daß man hierin den Vorschlag des Parlamentsadvokaten Caillard befolgen solle, dem sie ihre Willensmeinung erklärt habe. Hieraus erklärte sich in der Folge, daß die Klägerin durch List und Betrug ihre Richter hintergangen hatte, um von einem Manne getrennt zu werden, den sie nicht mehr liebte. Dieser Vorfall öffnete dem Parlament die Augen, und man verbannte plötzlich aus allen Tribunalen diesen für die Annalen der französischen Justiz ewig schimpflichen Gebrauch.

Zweiter Abschnitt.

Enthaltung des Beischlafs aus religiösem Abschen zur Zeit der weiblichen Reinigung, der Schwangerschaft und des Wochenbetts, bei verschiedenen Nationen.

Wenn in unserer christlichen Kirche auf dem Nicänischen Koncilium vom J. 325 die Verordnung gemacht wurde, daß es den Frauenspersonen nicht erlaubt seyn solle, zur Zeit ihrer Reinigung in die Kirche zu kommen; wenn im zwölften Jahrhundert von Bischöfen und Kirchendienern unter Bedrohung des zeitlichen und ewigen Unsegens den Eheleuten eingeschärft wurde, vor und nach dem Zutritt zu dem Tisch des Herrn einen oder mehrere Tage sich des Beischlafs zu enthalten; wenn noch bis auf den heutigen Tag unter den katholischen Christen Wöchnerinnen bei ihrem ersten Kirchgang mit geweihetem Wasser besprengt, und wenn man überhaupt nach einer verdorbenen, zum Theil aus jüdischem Religionsunsinn entstandenen Mönchsmoral, die gesetzmäßige Fortpflanzung unsers Geschlechts zu den nicht reinen Werken des Fleisches rechnet; so darf es uns nicht wundern, bei wilden und barbarischen Völkern die seltsamsten Einbildungen von der Unreinigkeit der Weiber, und deren daher rührende unmenschliche Behandlungen anzutreffen.

Die Nationen celtischen Ursprungs waren allein seit den ältesten Zeiten von den sonderbaren Begriffen der weiblichen Unreinigkeit frei: die alten Griechen allein

ausgenommen, bei denen nach morgenländischer Sitte die Wöchnerinnen 40 Tage unrein waren. Sie durften während dieser Zeit keine Tempel besuchen, und jedermann mied ihre Wohnungen, oder mußte sich augenblicklich nach deren Besuch wieder reinigen. Hatte man eine Wöchnerin berührt, so durfte man sich eben so wenig dem Altare der Diana als nach einem begangenen Morde nähern. Aber schon in den ersten Zeiten der Aufklärung Griechenlands verschwand dieser unsinnige Aberglauben.

Wenn Moses auf jeden Beischlaf, den ehelichen nicht ausgenommen, die Verunreinigung des Mannes und der Frau, auf den vorsätzlichen Beischlaf zur Zeit des monatlichen Blutflusses aber die Strafe der Ausrottung *) setzte, so läßt sich dieses damit entschuldigen, daß dieser Gesetzgeber dergleichen Nationalvorurtheile, die von jeher den Orient tyrannisirten, in größerer Strenge vorfand, und sie daher nicht plötzlich abschaffen, sondern nur mildern konnte, daß er dadurch die Vielweiberei und den unmäßigen Genuß einer äußerst wollüstigen Nation einschränken wollte, um die Fruchtbarkeit der Ehe, die Erzeugung starker und gesunder Kinder zu befördern, und für die Erhaltung der Gesundheit zu sorgen. Die nächtlichen Saamenausleerungen der Männer mußten der Consequenz wegen gleichfalls verunreinigend seyn.

Eine Wöchnerin war nach den mosaischen Gesetzen, wenn sie ein Knäbchen geboren hatte, 7 Tage unrein und mußte sich 33 Tage inne halten; bei einem Mädchen aber war sie 14 Tage unrein und mußte 66 Tage daheim bleiben. Die jüdischen Ausleger erklären diesen Text auf verschiedene Art. Einige sagen, daß diese ganze Zeit über der Mann seine Frau nicht einmal mit einem Finger berühren, nicht mit ihr essen, nicht neben ihr auf

*) 3. B. Mos. XX. 18. „Wenn ein Mann beim Weibe schläft zur Zeit ihrer Krankheit, und entblößet ihre Scham †), und decket ihren Brunnen auf, und sie entblößet den Brunnen ihres Bluts, die sollen beide aus ihrem Volke gerottet werden.

†) Eines Mädchens Scham entblößen oder ihre Blöße aufdecken, hieß bei den Israeliten eben so viel, als nach unserm Sprachgebrauch bei einem Mädchen schlafen; — beides ist selten das non plus ultra.

einer Bank sitzen, und nicht mit ihr aus einem Becher trinken dürfe. Andere behaupten, daß eine Wöchnerin nur die ersten sieben Tage ihrem Manne verboten gewesen; am siebenten Tage aber des Abends habe sich die Frau baden müssen, und alsdann habe der Mann, ohne sich zu verunreinigen, ihren Umgang wieder genießen können.

Nach der Meinung der heutigen Juden, ist die Frau die ersten sieben Tage nach der Niederkunft unrein und ihrem Manne verboten. Nach Verlauf dieser Zeit, sagen sie, dürfe sich der Mann ihr wieder nähern; sie müsse sich aber nach der Geburt eines Knäbchens 40 Tage, und nach der Geburt eines Mädchens 80 Tage inne halten, bis sie völlig rein sey.

Der Abscheu gegen die Weiber zur Zeit ihrer Reinigung und Entbindung, der jetzt noch bei den sibirischen Völkern, den Amerikanern und häßlichen Negern in Afrika am stärksten ist, verräth den unsinnigsten Aberglauben, der sich auf irgend einem Wege ihrer Religion beigemischt hat. Die hiermit verbundene grausame Mißhandlung des schwächern Geschlechts aber, zu einer Zeit, in welcher es des Trostes und Beistandes am meisten bedarf, beweist den niedrigen, geistlosen und entarteten Charakter dieser Völker. Je unbegreiflicher ihnen alle jene Zufälle des weiblichen Geschlechts sind, desto mehr sind sie geneigt, dieselbe für Wirkungen des Zorns der Götter und als ansteckende Befleckungen zu verabscheuen, wodurch man nicht nur zu allen gottesdienstlichen Handlungen untüchtig gemacht würde, sondern auch den Zorn der strafenden Götter auf sich laden könnte. Es ist keinesweges eine Folge der Reinlichkeit, denn grade bei den unreinlichsten Völkern herrscht dieser Aberglaube am stärksten; daher ist auch nicht unwahrscheinlich, daß das monatliche Blut unreinlicher Weiber in einem heißen Himmelsstrich zuweilen schädliche Wirkungen hervorgebracht und den ersten Grund zu jenem Abscheu gelegt haben könne, obgleich diese bei weitem so gefährlich nicht sind, wie sie der leichtgläubige Plinius unstreitig aus Nachrichten von barbarischen Völkern schildert. Wenn die Wilden z. B. bemerken, daß die Hunde den Wei-

bern zu einer solchen Zeit nachlaufen, so kann man sich leicht denken, was ihr kindischer Verstand daraus für Folgerungen abzuleiten fähig ist.

Wenn bei den Kalmucken ein Weib niederkommt, fliehen alle Männer aus der Hütte, und die Mutter bleibt drei Wochen unrein. Selbst ihr Mann darf sie während dieser Zeit nicht einmal anrühren. Sie darf weder Speise kochen, noch mit andern aus einer Schale essen, bis sie sich mit warmem Wasser am ganzen Leibe gereiniget hat. Auch während der monatlichen Reinigung halten die Kalmucken ihre Weiber für unrein; bei Mädchen wird hierauf nicht geachtet.

Die Burätten, Samojeden, Ostiaken und andere sibirische Nationen halten die Weiber überhaupt für unreine, von den Göttern verworfene Geschöpfe; am heftigsten aber werden sie während der monatlichen Reinigung und in den beiden ersten Monaten nach der Entbindung verabscheut. Sie dürfen keine Speisen anrühren, den Männern nicht einmal etwas reichen, bis sie sich über Rennthierhaaren geräuchert haben oder dreimal über ein Feuer gesprungen sind.

Die Siamesen lassen ihre Weiber einen ganzen Monat nach der Niederkunft vor einem beständigen Feuer liegen und drehen sie bald nach dieser, bald nach einer andern Seite herum. Sie sind nicht nur der Hitze, sondern noch mehr der Qual des Rauchs ausgesetzt, welcher nur durch eine kleine Oeffnung im Dache langsam hinauszieht. Auf eine ähnliche Weise verfahren die Peguaner, welche ihre Weiber nach ihrer Niederkunft vier Tage lang auf einem Rost von Bambusrohr rösten.

Unter allen übrigen Völkern mongolischen Ursprungs sind an Abscheu und Härte gegen ihre Weiber zur Zeit jener Zufälle die amerikanischen Wilden am grausamsten. Wenn eine kanadische Frau sich dem Ende ihrer Schwangerschaft nähert, so baut man ihr eine kleine Hütte außer dem Dorfe, worin sie 40 Tage bleiben muß. Gleiche Gebräuche herrschen bei den Negern, den Bewohnern der Inseln Asiens und der Südsee, sie halten die Weiber zur Zeit der Reinigung für so ansteckend, daß sie sich bei Lebensstrafe aus der Gesellschaft

ihrer Männer entfernen und in besondern Hütten wohnen müssen. Die Illinois lassen ihre Weiber bei der Heirathsceremonie schwören, daß sie die Männer von dem Eintritt jener Periode augenblicklich benachrichtigen wollen, um sich sogleich in das Burnamon zu begeben *). Frauenzimmer, die dieses Versprechen nicht pünktlich erfüllen, werden nachdrücklich und sogar mit dem Tode bestraft. Die Völker am Oronoko sind in dem Wahn, daß die Weiber zur Zeit der Reinigung alles ersterben machen, worüber sie hingehen, und daß Männern die Beine aufschwellen, wenn sie in die Fußstapfen solcher Weiber treten. Um daher den Bräuten alles Gift aus dem Körper zu treiben, schließt man sie 40 Tage vor der Verheirathung ein und läßt sie das strengste Fasten beobachten. Man reicht ihnen täglich nicht mehr, als drei kleine Datteln, drei Unzen Kassabi Mehl, und einen Krug Wasser. Daß sie an ihrem Hochzeittage eher ausgegrabenen Leichen, als muntern Bräuten ähnlich seyn müssen, läßt sich leicht denken. Die amerikanischen Wildinnen, die afrikanischen Negerinnen u. a. säugen ihre Kinder gewöhnlich drei Jahre, und während dieser Zeit nähern sich die Männer ihnen niemals, weil sie solche für unrein halten. Nicht selten dauert bei den Amerikanerinnen die Säugezeit bis ins sechste und siebente Jahr, und da sie also den größten Theil ihres Ehestandes von dem vertrauteren Umgange mit ihren Männern ausgeschlossen sind, so ist es gar nichts Ungewöhnliches, daß viele, wenn sie sich schwanger fühlen, die Frucht abtreiben.

Die Weiber in Loango müssen sich gleich beim Anfang ihrer Schwangerschaft mit einer Baumrinde schürzen, um dadurch allen Menschen ihre Unreinigkeit bekannt zu machen.

Auch die Hottentotten enthalten sich eine geraume Zeit nach der Niederkunft ihrer Weiber des Genusses der Liebe; sie müssen sich durch ein Opfer reinigen, wenn sie dieselben zu gewissen Zeiten nur berührt haben. Bei der Niederkunft dürfen die Männer nicht gegenwärtig seyn,

*) So heißt das abgesonderte Gebäude, worin sich Weiber und Mädchen während ihrer Reinigung aufhalten.

und Kinder sowohl als Weiber werden nach den Wochen entweder bepißt, oder mit Kuhmist überschmiert, damit sie von ihren Unreinigkeiten befreit werden.

Die Weiber der Hindus bringen die Zeit ihrer Unreinigkeit auf den Dächern der Häuser zu, wohin man ihnen das Essen bringt. Nach der Niederkunft wird das ganze Haus und alles metallene Geräthe gereinigt und die irdenen Gefässe werden zerschlagen.

---

ihrer Männer entfernen und in besondern Hütten wohnen müssen. Die Illinois lassen ihre Weiber bei der Heirathsceremonie schwören, daß sie die Männer von dem Eintritt jener Periode augenblicklich benachrichtigen wollen, um sich sogleich in das Burkamon zu begeben *). Frauenzimmer, die dieses Versprechen nicht pünktlich erfüllen, werden nachdrücklich und sogar mit dem Tode bestraft. Die Völker am Oronoko sind in dem Wahn, daß die Weiber zur Zeit der Reinigung alles ersterben machen, worüber sie hingehen, und daß Männern die Beine aufschwellen, wenn sie in die Fußtapfen solcher Weiber treten. Um daher den Bräuten alles Gift aus dem Körper zu treiben, schließt man sie 40 Tage vor der Verheirathung ein und läßt sie das strengste Fasten beobachten. Man reicht ihnen täglich nicht mehr, als drei kleine Datteln, drei Unzen Kassabi Mehl, und einen Krug Wasser. Daß sie an ihrem Hochzeittage eher ausgegrabenen Leichen, als muntern Bräuten ähnlich seyn müssen, läßt sich leicht denken. Die amerikanischen Wildinnen, die afrikanischen Negerinnen u. a. säugen ihre Kinder gewöhnlich drei Jahre, und während dieser Zeit nähern sich die Männer ihnen niemals, weil sie solche für unrein halten. Nicht selten dauert bei den Amerikanerinnen die Säugezeit bis ins sechste und siebente Jahr, und da sie also den größten Theil ihres Ehestandes von dem vertrauteren Umgange mit ihren Männern ausgeschlossen sind, so ist es gar nichts Ungewöhnliches, daß viele, wenn sie sich schwanger fühlen, die Frucht abtreiben.

Die Weiber in Loango müssen sich gleich beim Anfang ihrer Schwangerschaft mit einer Baumrinde schürzen, um dadurch allen Menschen ihre Unreinigkeit bekannt zu machen.

Auch die Hottentotten enthalten sich eine geraume Zeit nach der Niederkunft ihrer Weiber des Genusses der Liebe; sie müssen sich durch ein Opfer reinigen, wenn sie dieselben zu gewissen Zeiten nur berührt haben. Bei der Niederkunft dürfen die Männer nicht gegenwärtig seyn,

*) So heißt das abgesonderte Gebäude, worin sich Weiber und Mädchen während ihrer Reinigung aufhalten.

und Kinder sowohl als Weiber werden nach den Wochen entweder bepißt, oder mit Kuhmist überschmiert, damit sie von ihren Unreinigkeiten befreit werden.

Die Weiber der Hindus bringen die Zeit ihrer Unreinigkeit auf den Dächern der Häuser zu, wohin man ihnen das Essen bringt. Nach der Niederkunft wird das ganze Haus und alles metallene Geräthe gereinigt und die irdenen Gefäße werden zerschlagen.

Dritter Abschnitt.

Ausartung der Geschlechtslust bei rohen und kultivirten Völkern alter, mittlerer und neuerer Zeiten.

Alte Nationen.

Ebräer.

In dem dunklen Labyrinthe der ältesten Menschengeschichte zeigen sich die deutlichsten Spuren, wie früh die Macht des Geschlechtstriebs zur herrschenden und ausgelassensten Leidenschaft ward und sich mit ihrem unglücklichen Gefolge über die Menschheit verbreitete. Die sogenannte Sündfluth, die Zerstörung von Sodom werden vorzüglich als Strafen der ausgearteten Geschlechtslust angesehen.

Aus der bloßen Liste der unzähligen Keuschheitsgesetze, welche in dem mosaischen Kodex eins der wichtigsten Kapitel ausmachen, leuchtet schon die Unkeuschheit der Nation hervor, wenn uns nicht überdieß eine Menge Beispiele überzeugten, daß schon in dem frühesten Zeitalter die Wollust bei den Israeliten zur öffentlichen Schamlosigkeit herabgesunken war. — Zuerst etwas von den Beischläferinnen der alten Juden.

Eine Beischläferin war nach den hebräischen Grundsätzen weder eine Hure, noch dasjenige, was nach unsern Begriffen eine Konkubine ist; sondern wenn ein Hebräer auf Verlangen seiner Frau, oder auch ohne ihre Ein-

willigung, eine seiner Mägde als Frau gebrauchte und zu sich in sein Bette nahm, ohne sie durch eine feierliche Hochzeit zu seiner Frau zu machen, so nannte man sie eine Beischläferin oder ein Kebsweib, und die mit ihr erzeugten Kinder waren rechtmäßig und konnten unter gewissen Umständen mit andern erben. Diese Kebsweiber waren aber entweder israelitischer Herkunft, oder sie waren im Kriege erbeutete Sclavinnen. Von beiden macht Moses besondere Gesetze: Wenn ein Herr eine seiner israelitischen Mägde als Beischläferin gebraucht hatte, so war es ihm nicht erlaubt, sie wie die Knechte im siebenten Jahre frei zu lassen. Wollte er sie nicht als Beischläferin behalten, so konnte er nicht verlangen, daß sie in seinem Hause ewig unverheirathet bleiben sollte, sondern er mußte ihr den Weg zum Ehestand erleichtern. Verkaufte er sie, so war ihm verboten, sie unter ein fremdes Volk zu verkaufen. Gab jemand seinem Sohne vor seiner Verheirathung eine Beischläferin, so wurde sie nach seiner Heirath nicht als eine Leibeigene, sondern als eine Tochter vom Hause angesehen. Die Ehe dauerte fort, und es durfte ihr an Unterhalt, an standesmäßiger Kleidung und an dem ihr nach dem Landesgebrauch gebührenden Beischlaf nichts abgehen. Wollte der Sohn sie nicht behalten, so mußte er sie ohne Lösegeld frei geben: wollte jemand eine Sclavin, die im Kriege erbeutet worden war, zur Beischläferin haben, so untersagte es Moses zwar nicht, aber er verordnete gewisse Ceremonien, durch welche die Gefangene gleichsam aus ihrem Volk zu dem israelitischen übergehen sollte. Sie mußte sich Haare und Nägel abschneiden lassen und ein anderes Kleid mit dem, worin sie gefangen war, verwechseln; sie mußte vor Besteigung des Ehebettes einen Monat Zeit haben, ihren Vater und ihre Mutter zu beweinen, und gleichsam ihrem Vaterlande abzusterben. Die jüdische Religion anzunehmen, wurde sie zwar nicht gezwungen, doch durfte sie künftig ihre Götter nicht mehr anbeten und ihnen opfern.

Obgleich Moses verboten hatte, daß ein König von Israel nicht viele Beischläferinnen haben sollte; so wurde es doch so wenig beobachtet, daß Salomo 700 Weiber

zu Frauen und 300 zu Kebsweibern nahm. Solche Beischläferinnen dienten mehr zum Staat, als zum ehelichen Gebrauch. Daher es auch im israelitischen Reiche üblich wurde, daß der Nachfolger die Beischläferinnen seines Vorgängers erbte, und man sahe es als einen Schritt zum Throne an, wenn man eine Beischläferin eines verstorbenen Königs heirathete.

Außer dieser erlaubten Hurerei gab es bei den Israeliten noch eine vierfache Art von unerlaubter; erstlich, wenn ein unverheirathetes oder unverlobtes Frauenzimmer sich der Umarmung einer Mannsperson überließ; zweitens, wenn eine Verlobte dies that; drittens, wenn sie eine öffentliche Hure war und sich jedem feil bot; und viertens, wenn die Hurerei den Göttern zu Ehren geschah. Von den beiden ersten Gattungen, die sich auf den Werth der Jungfrauschaft beziehen, ist am gehörigen Ort schon gehandelt worden.

Daß es in jenem Zeitalter schon jedermann zu Diensten stehende Buhlerinnen gab, die mit ihrem Körper ein lucratives Gewerbe trieben und öffentlich geduldet wurden, dies wird durch folgende Beispiele bewiesen. Sichem, ein Kananiter, verliebte sich in Jakobs Tochter Dina und entehrte sie. Ihre Brüder, unter dem Vorwand, die Ehre ihrer Schwester zu rächen, mordeten und plünderten Sichem und seine ganze Familie, und als Jakob ihnen ihre Grausamkeit verwies, erwiederten sie entschuldigend: sollten sie denn mit unserer Schwester als mit einer Hure handeln?

Aus Thamars abenteuerlicher Geschichte sieht man, daß sich die Buhlerinnen damaliger Zeit schon gewisser Kunstgriffe bedienten, um die Mannspersonen in ihr Netz zu locken: sie hielten sich an öffentlichen Oertern auf und verhüllten ihr Gesicht, nicht mit dem im Orient sonst gewöhnlichen Schleier, sondern auf eine andere Art, die sie gleich auf den ersten Blick verriethen. Juda fand die listige Thamar als eine Hure verkleidet, mit verhülltem Gesicht am Wege sitzend, und sprach sie, ohne sie als seine Schwiegertochter zu erkennen, um ihre Umarmung an, womit sie ihn auch gegen das vorherbestimmte Geschenk eines Ziegenbocks begünstigte. Eine

solche Lebensart führten auch Rahab, bei welcher die Kundschafter einkehrten, die Josua ausgeschickt hatte, um von der Verfassung und den Gesinnungen der Kananiter Nachricht einzuziehen, und Delila, des Simsons Geliebte.

Den auffallendsten Beweis, daß die Hurerei als ein öffentliches Gewerbe weder etwas seltenes noch schimpfliches war und öffentlich geduldet wurde, gibt folgende merkwürdige, unter Salomons Regierung sich ereignete Geschichte. Zwei Huren wohnten in einem Hause beisammen und jede wurde zu einer fast gleichen Zeit mit einem Knäbchen entbunden, wovon aber das eine bald stirbt. Die Mutter des todten Kindes legt dieses in den Arm ihrer schlafenden Mitbuhlerin und nimmt das lebendige. Beide gerathen hierüber in Streit und wenden sich mit dem freien Geständnisse ihrer Lebensart an den Thron des Königs. Dieser, durch den eben so glücklichen als sonderbaren Einfall, das lebendige Kind mit einem Schwert zu zertheilen, erregt bei der einen flehentliches Bitten, das Kind lebendig zu lassen, bei den andern aber die sie als Nichtmutter verrathende Wuth, es zu theilen. Die wahre Mutter ward hierdurch augenblicklich entdeckt, und das weise Urtheil Salomons erscholl in ganz Israel. — Wenn man diese Handlung nicht aus einer reinen Quelle des edelsten Muttergefühls ableiten kann, so ist, bei Ermangelung alles geschichtlichen Aufschlusses über die polizeiliche Verfassung der öffentlichen Buhlerinnen, doch der Grund einer solchen außerordentlichen Begierde nach Kindern selbst bei Buhlerinnen in der israelitischen Staatsverfassung zu suchen, die sich der Erhaltung und Versorgung solcher Kinder mit einem nicht geringen Vortheil für die Mutter angenommen haben muß. Aus diesen und andern Ursachen ist denn auch in dem ganzen mosaischen Gesetzbuche weder die That eines Kindermords noch eine darauf gesetzte Strafe zu finden. Auch war auf die Hurerei überhaupt keine Strafe gesetzt, außer wenn eine Verlobte mit einem andern sich verging, die gleich einer Ehebrecherin gesteinigt wurde, und wenn eine Priestertochter bis zur feilen Buhlerin herabsank, die am Leben gestraft

Zweiter Abschnitt.

Enthaltung des Beischlafs aus religiösem Abscheu zur Zeit der weiblichen Reinigung, der Schwangerschaft und des Wochenbetts, bei verschiedenen Nationen.

Wenn in unserer christlichen Kirche auf dem Nicänischen Koncilium vom J. 325 die Verordnung gemacht wurde, daß es den Frauenspersonen nicht erlaubt seyn solle, zur Zeit ihrer Reinigung in die Kirche zu kommen; wenn im zwölften Jahrhundert von Bischöfen und Kirchendienern unter Bedrohung des zeitlichen und ewigen Unsegens den Eheleuten eingeschärft wurde, vor und nach dem Zutritt zu dem Tisch des Herrn einen oder mehrere Tage sich des Beischlafs zu enthalten; wenn noch bis auf den heutigen Tag unter den katholischen Christen Wöchnerinnen bei ihrem ersten Kirchgang mit geweihetem Wasser besprengt, und wenn man überhaupt nach einer verdorbenen, zum Theil aus jüdischem Religionsunsinn entstandenen Mönchsmoral, die gesetzmäßige Fortpflanzung unsers Geschlechts zu den nicht reinen Werken des Fleisches rechnet; so darf es uns nicht wundern, bei wilden und barbarischen Völkern die seltsamsten Einbildungen von der Unreinigkeit der Weiber, und deren daher rührende unmenschliche Behandlungen anzutreffen.

Die Nationen celtischen Ursprungs waren allein seit den ältesten Zeiten von den sonderbaren Begriffen der weiblichen Unreinigkeit frei: die alten Griechen allein

ausgenommen, bei denen nach morgenländischer Sitte die Wöchnerinnen 40 Tage unrein waren. Sie durften während dieser Zeit keine Tempel besuchen, und jedermann mied ihre Wohnungen, oder mußte sich augenblicklich nach deren Besuch wieder reinigen. Hatte man eine Wöchnerin berührt, so durfte man sich eben so wenig dem Altare der Diana als nach einem begangenen Morde nähern. Aber schon in den ersten Zeiten der Aufklärung Griechenlands verschwand dieser unsinnige Aberglauben.

Wenn Moses auf jeden Beischlaf, den ehelichen nicht ausgenommen, die Verunreinigung des Mannes und der Frau, auf den vorsätzlichen Beischlaf zur Zeit des monatlichen Blutflusses aber die Strafe der Ausrottung *) setzte, so läßt sich dieses damit entschuldigen, daß dieser Gesetzgeber dergleichen Nationalvorurtheile, die von jeher den Orient tyrannisirten, in größerer Strenge vorfand, und sie daher nicht plötzlich abschaffen, sondern nur mildern konnte, daß er dadurch die Vielweiberei und den unmäßigen Genuß einer äußerst wollüstigen Nation einschränken wollte, um die Fruchtbarkeit der Ehe, die Erzeugung starker und gesunder Kinder zu befördern, und für die Erhaltung der Gesundheit zu sorgen. Die nächtlichen Saamenausleerungen der Männer mußten der Consequenz wegen gleichfalls verunreinigend seyn.

Eine Wöchnerin war nach den mosaischen Gesetzen, wenn sie ein Knäbchen geboren hatte, 7 Tage unrein und mußte sich 33 Tage inne halten; bei einem Mädchen aber war sie 14 Tage unrein und mußte 66 Tage daheim bleiben. Die jüdischen Ausleger erklären diesen Text auf verschiedene Art. Einige sagen, daß diese ganze Zeit über der Mann seine Frau nicht einmal mit einem Finger berühren, nicht mit ihr essen, nicht neben ihr auf

*) 3. B. Mos. XX. 18. „Wenn ein Mann beim Weibe schläft zur Zeit ihrer Krankheit, und entblößet ihre Scham †), und decket ihren Brunnen auf, und sie entblößet den Brunnen ihres Bluts, die sollen beide aus ihrem Volke gerottet werden.

†) Eines Mädchens Scham entblößen oder ihre Blöße aufdecken, hieß bei den Israeliten eben so viel, als nach unserm Sprachgebrauch bei einem Mädchen schlafen; — beides ist selten das non plus ultra.

einer Bank sitzen, und nicht mit ihr aus einem Becher trinken dürfe. Andere behaupten, daß eine Wöchnerin nur die ersten sieben Tage ihrem Manne verboten gewesen; am siebenten Tage aber des Abends habe sich die Frau baden müssen, und alsdann habe der Mann, ohne sich zu verunreinigen, ihren Umgang wieder genießen können.

Nach der Meinung der heutigen Juden, ist die Frau die ersten sieben Tage nach der Niederkunft unrein und ihrem Manne verboten. Nach Verlauf dieser Zeit, sagen sie, dürfe sich der Mann ihr wieder nähern; sie müsse sich aber nach der Geburt eines Knäbchens 40 Tage, und nach der Geburt eines Mädchens 80 Tage inne halten, bis sie völlig rein sey.

Der Abscheu gegen die Weiber zur Zeit ihrer Reinigung und Entbindung, der jetzt noch bei den sibirischen Völkern, den Amerikanern und häßlichen Negern in Afrika am stärksten ist, verräth den unsinnigsten Aberglauben, der sich auf irgend einem Wege ihrer Religion beigemischt hat. Die hiermit verbundene grausame Mißhandlung des schwächern Geschlechts aber, zu einer Zeit, in welcher es des Trostes und Beistandes am meisten bedarf, beweist den niedrigen, geistlosen und entarteten Charakter dieser Völker. Je unbegreiflicher ihnen alle jene Zufälle des weiblichen Geschlechts sind, desto mehr sind sie geneigt, dieselbe für Wirkungen des Zorns der Götter und als ansteckende Befleckungen zu verabscheuen, wodurch man nicht nur zu allen gottesdienstlichen Handlungen untüchtig gemacht würde, sondern auch den Zorn der strafenden Götter auf sich laden könnte. Es ist keinesweges eine Folge der Reinlichkeit, denn grade bei den unreinlichsten Völkern herrscht dieser Aberglaube am stärksten; daher ist auch nicht unwahrscheinlich, daß das monatliche Blut unreinlicher Weiber in einem heißen Himmelsstrich zuweilen schädliche Wirkungen hervorgebracht und den ersten Grund zu jenem Abscheu gelegt haben könne, obgleich diese bei weitem so gefährlich nicht sind, wie sie der leichtgläubige Plinius unstreitig aus Nachrichten von barbarischen Völkern schildert. Wenn die Wilden z. B. bemerken, daß die Hunde den Wei-

bern zu einer solchen Zeit nachlaufen, so kann man sich leicht denken, was ihr kindischer Verstand daraus für Folgerungen abzuleiten fähig ist.

Wenn bei den Kalmucken ein Weib niederkommt, fliehen alle Männer aus der Hütte, und die Mutter bleibt drei Wochen unrein. Selbst ihr Mann darf sie während dieser Zeit nicht einmal anrühren. Sie darf weder Speise kochen, noch mit andern aus einer Schale essen, bis sie sich mit warmem Wasser am ganzen Leibe gereiniget hat. Auch während der monatlichen Reinigung halten die Kalmucken ihre Weiber für unrein; bei Mädchen wird hierauf nicht geachtet.

Die Burächen, Samojeden, Ostiaken und andere sibirische Nationen halten die Weiber überhaupt für unreine, von den Göttern verworfene Geschöpfe; am heftigsten aber werden sie während der monatlichen Reinigung und in den beiden ersten Monaten nach der Entbindung verabscheut. Sie dürfen keine Speisen anrühren, den Männern nicht einmal etwas reichen, bis sie sich über Rennthierhaaren geräuchert haben oder dreimal über ein Feuer gesprungen sind.

Die Siamesen lassen ihre Weiber einen ganzen Monat nach der Niederkunft vor einem beständigen Feuer liegen und drehen sie bald nach dieser, bald nach einer andern Seite herum. Sie sind nicht nur der Hitze, sondern noch mehr der Qual des Rauchs ausgesetzt, welcher nur durch eine kleine Oeffnung im Dache langsam hinanzieht. Auf eine ähnliche Weise verfahren die Peguaner, welche ihre Weiber nach ihrer Niederkunft vier Tage lang auf einem Rost von Bambusrohr rösten.

Unter allen übrigen Völkern mongolischen Ursprungs sind an Abscheu und Härte gegen ihre Weiber zur Zeit jener Zufälle die amerikanischen Wilden am grausamsten. Wenn eine kanadische Frau sich dem Ende ihrer Schwangerschaft nähert, so baut man ihr eine kleine Hütte außer dem Dorfe, worin sie 40 Tage bleiben muß. Gleiche Gebräuche herrschen bei den Negern, den Bewohnern der Inseln Asiens und der Südsee, sie halten die Weiber zur Zeit der Reinigung für so ansteckend, daß sie sich bei Lebensstrafe aus der Gesellschaft

Dritter Abschnitt.

Ausartung der Geschlechtslust bei rohen und kultivirten Völkern alter, mittlerer und neuerer Zeiten.

Alte Nationen.

Ebräer.

In dem dunklen Labyrinthe der ältesten Menschengeschichte zeigen sich die deutlichsten Spuren, wie früh die Macht des Geschlechtstriebs zur herrschenden und ausgelassensten Leidenschaft ward und sich mit ihrem unglücklichen Gefolge über die Menschheit verbreitete. Die sogenannte Sündfluth, die Zerstörung von Sodom werden vorzüglich als Strafen der ausgearteten Geschlechtslust angesehen.

Aus der bloßen Liste der unzähligen Keuschheitsgesetze, welche in dem mosaischen Kodex eins der wichtigsten Kapitel ausmachen, leuchtet schon die Unkeuschheit der Nation hervor, wenn uns nicht überdieß eine Menge Beispiele überzeugten, daß schon in dem frühesten Zeitalter die Wollust bei den Israeliten zur öffentlichen Schamlosigkeit herabgesunken war. — Zuerst etwas von den Beischläferinnen der alten Juden.

Eine Beischläferin war nach den hebräischen Grundsätzen weder eine Hure, noch dasjenige, was nach unsern Begriffen eine Konkubine ist; sondern wenn ein Hebräer auf Verlangen seiner Frau, oder auch ohne ihre Ein-

willigung, eine seiner Mägde als Frau gebrauchte und zu sich in sein Bette nahm, ohne sie durch eine feierliche Hochzeit zu seiner Frau zu machen, so nannte man sie eine Beischläferin oder ein Kebsweib, und die mit ihr erzeugten Kinder waren rechtmäßig und konnten unter gewissen Umständen mit andern erben. Diese Kebsweiber waren aber entweder israelitischer Herkunft, oder sie waren im Kriege erbeutete Sclavinnen. Von beiden macht Moses besondere Gesetze: Wenn ein Herr eine seiner israelitischen Mägde als Beischläferin gebraucht hatte, so war es ihm nicht erlaubt, sie wie die Knechte im siebenten Jahre frei zu lassen. Wollte er sie nicht als Beischläferin behalten, so konnte er nicht verlangen, daß sie in seinem Hause ewig unverheirathet bleiben sollte, sondern er mußte ihr den Weg zum Ehestand erleichtern. Verkaufte er sie, so war ihm verboten, sie unter ein fremdes Volk zu verkaufen. Gab jemand seinem Sohne vor seiner Verheirathung eine Beischläferin, so wurde sie nach seiner Heirath nicht als eine Leibeigene, sondern als eine Tochter vom Hause angesehen. Die Ehe dauerte fort, und es durfte ihr an Unterhalt, an standesmäßiger Kleidung und an dem ihr nach dem Landesgebrauch gebührenden Beischlaf nichts abgehen. Wollte der Sohn sie nicht behalten, so mußte er sie ohne Lösegeld frei geben: wollte jemand eine Sclavin, die im Kriege erbeutet worden war, zur Beischläferin haben, so untersagte es Moses zwar nicht, aber er verordnete gewisse Ceremonien, durch welche die Gefangene gleichsam aus ihrem Volk zu dem israelitischen übergehen sollte. Sie mußte sich Haare und Nägel abschneiden lassen und ein anderes Kleid mit dem, worin sie gefangen war, verwechseln; sie mußte vor Besteigung des Ehebettes einen Monat Zeit haben, ihren Vater und ihre Mutter zu beweinen, und gleichsam ihrem Vaterlande abzusterben. Die jüdische Religion anzunehmen, wurde sie zwar nicht gezwungen, doch durfte sie künftig ihre Götter nicht mehr anbeten und ihnen opfern.

Obgleich Moses verboten hatte, daß ein König von Israel nicht viele Beischläferinnen haben sollte; so wurde es doch so wenig beobachtet, daß Salomo 700 Weiber

zu Frauen und 300 zu Kebsweibern nahm. Solche Beischläferinnen dienten mehr zum Staat, als zum ehelichen Gebrauch. Daher es auch im israelitischen Reiche üblich wurde, daß der Nachfolger die Beischläferinnen seines Vorgängers erbte, und man sahe es als einen Schritt zum Throne an, wenn man eine Beischläferin eines verstorbenen Königs heirathete.

Außer dieser erlaubten Hurerei gab es bei den Israeliten noch eine vierfache Art von unerlaubter; erstlich, wenn ein unverheirathetes oder unverlobtes Frauenzimmer sich der Umarmung einer Mannsperson überließ; zweitens, wenn eine Verlobte dies that; drittens, wenn sie eine öffentliche Hure war und sich jedem feil bot; und viertens, wenn die Hurerei den Göttern zu Ehren geschah. Von den beiden ersten Gattungen, die sich auf den Werth der Jungfrauschaft beziehen, ist am gehörigen Ort schon gehandelt worden.

Daß es in jenem Zeitalter schon jedermann zu Diensten stehende Buhlerinnen gab, die mit ihrem Körper ein lukratives Gewerbe trieben und öffentlich geduldet wurden, dies wird durch folgende Beispiele bewiesen. *Sichem*, ein Kananiter, verliebte sich in Jakobs Tochter *Dina* und entehrte sie. Ihre Brüder, unter dem Vorwand, die Ehre ihrer Schwester zu rächen, mordeten und plünderten Sichem und seine ganze Familie, und als Jakob ihnen ihre Grausamkeit verwies, erwiederten sie entschuldigend: *sollten sie denn mit unserer Schwester als mit einer Hure handeln?*

Aus *Thamars* abenteuerlicher Geschichte sieht man, daß sich die Buhlerinnen damaliger Zeit schon gewisser Kunstgriffe bedienten, um die Mannspersonen in ihr Netz zu locken: sie hielten sich an öffentlichen Oertern auf und verhüllten ihr Gesicht, nicht mit dem im Orient sonst gewöhnlichen Schleier, sondern auf eine andere Art, die sie gleich auf den ersten Blick verriethen. *Juda* fand die listige *Thamar* als eine Hure verkleidet, mit verhülltem Gesicht am Wege sitzend, und sprach sie, ohne sie als seine Schwiegertochter zu erkennen, um ihre Umarmung an, womit sie ihn auch gegen das vorherbestimmte Geschenk eines Ziegenbocks begünstigte. Eine

solche Lebensart führten auch Rahab, bei welcher die Kundschafter einkehrten, die Josua ausgeschickt hatte, um von der Verfassung und den Gesinnungen der Kananiter Nachricht einzuziehen, und Delila, des Simsons Geliebte.

Den auffallendsten Beweis, daß die Hurerei als ein öffentliches Gewerbe weder etwas seltenes noch schimpfliches war und öffentlich geduldet wurde, gibt folgende merkwürdige, unter Salomons Regierung sich ereignete Geschichte. Zwei Huren wohnten in einem Hause beisammen und jede wurde zu einer fast gleichen Zeit mit einem Knäbchen entbunden, wovon aber das eine bald stirbt. Die Mutter des todten Kindes legt dieses in den Arm ihrer schlafenden Mitbuhlerin und nimmt das lebendige. Beide gerathen hierüber in Streit und wenden sich mit dem freien Geständnisse ihrer Lebensart an den Thron des Königs. Dieser, durch den eben so glücklichen als sonderbaren Einfall, das lebendige Kind mit einem Schwert zu zertheilen, erregt bei der einen flehentliches Bitten, das Kind lebendig zu lassen, bei den andern aber die sie als Nichtmutter verrathende Wuth, es zu theilen. Die wahre Mutter ward hierdurch augenblicklich entdeckt, und das weise Urtheil Salomons erscholl in ganz Israel. — Wenn man diese Handlung nicht aus einer reinen Quelle des edelsten Muttergefühls ableiten kann, so ist, bei Ermangelung alles geschichtlichen Aufschlusses über die polizeiliche Verfassung der öffentlichen Buhlerinnen, doch der Grund einer solchen außerordentlichen Begierde nach Kindern selbst bei Buhlerinnen in der israelitischen Staatsverfassung zu suchen, die sich der Erhaltung und Versorgung solcher Kinder mit einem nicht geringen Vortheil für die Mutter angenommen haben muß. Aus diesen und andern Ursachen ist denn auch in dem ganzen mosaischen Gesetzbuche weder die That eines Kindermords noch eine darauf gesetzte Strafe zu finden. Auch war auf die Hurerei überhaupt keine Strafe gesetzt, außer wenn eine Verlobte mit einem andern sich verging, die gleich einer Ehebrecherin gesteinigt wurde, und wenn eine Priestertochter bis zur feilen Buhlerin herabsank, die am Leben gestraft

und nach dem Tode verbrannt wurde, vorzüglich deswegen, weil das Amt ihres Vaters und die Religion selbst dadurch geschändet wurden.

Die Sitten der Moabiter*) und Midianiter fanden bei den Israeliten immer mehr Eingang. Sie unterhielten, gleich wie diese, andern Göttern zur Ehre, in ihren Tempeln geheiligte Mädchen, Kedescha genannt, „die Weiber saßen vor der Kirche mit Stricken und brachten Obst zum Opfer, und wenn jemand vorüber ging und eine von ihnen hinwegnahm und bei ihr schlief, rühmte sie sich wider die andere, daß jene nicht sey werth gewesen, daß ihr der Gürtel aufgelöst worden. Daher werden Abgötterei und Hurerei in der Bibel oft unter einerlei Bedeutung gebraucht. Es waren aber nicht blos Weibspersonen, die zu diesem schändlichen Dienst sich brauchen ließen, sondern auch Mannspersonen, Keschim genannt. Beide Arten von Götzenhurerei will Moses unter seinem Volke nicht dulden. Unter den Töchtern der Israeliten, sagt Moses, soll keine Hure und unter den Söhnen kein Hurer seyn, d. h. Hurenhäuser, in denen entweder Huren oder Mannspersonen zu unnatürlichen Lüsten feil sind, sollen vertilgt werden. Pinehas erstach daher den Simri, einen Israeliten, in eben dem Augenblick, als er die Jungfrauschaft einer Midianiterin dem Baal Peor zu Ehren opferte. Moses wollte nicht einmal erlauben, daß das aus einem solchen Gewerbe verdiente Geld in den Schatz des Tempels gebracht werden sollte: es soll kein Hurenlohn und kein Hundegeld in das Haus deines Gottes kommen. Auch das Geld, welches eine ihre schändliche Lebensart verlassende bekehrte Buhlerin als ein Versöhnungsopfer in den Tempel brachte, sollte nicht angenommen werden. Aber alle diese Verordnungen vermochten der in Laster versunkenen Nation und der Gewinnsucht der Priester nicht Einhalt zu thun. Selbst Väter boten aus Habsucht ihre Töchter einem jedem Kommenden feil. Unter der Regierung Rehabeams wird, unter andern Arten abgöttischer Gebräuche, auch der Häuser der Hurer, d. i. der zur Un-

*) Ein Volk, das nach der Bibel von Loths blutschänderischer Frucht mit seiner ältesten Tochter entsprungen seyn soll.

zucht feilen Knaben gedacht, und vom Josia wird erzählt, daß er die Häuser der Huren, die an dem Hause des Herrn waren, und wo Weiber Gezelte für den Hain webten, zerstört habe. Hier ist die Rede sowohl von Häusern, worin Knaben, als auch von solchen, worin Buhlerinnen sich zur Unzucht feil boten. Nicht nur diesen unnatürlichen Ausschweifungen, sondern auch der Sodomiterei waren schon in Moses Zeitalter die Israeliten ergeben. Auch ist aus mehrern Stellen wahrscheinlich, daß aus dem zu häufigen Genuß des Beischlafs eine bösartige Krankheit entstanden ist; der königliche Psalmdichter und der weise Salomo klagen ausdrücklich über die Krankheiten, die man sich in den Armen der Buhlerinnen erwarb.

Unter den Königen stieg zwar die Nation zu ihrem höchsten Flor, sie neigte sich aber am Ende der Regierung des prachtliebenden und wollüstigen Salomo's zu ihrem Verfall. Vergeblich setzten sich die wenigen Weisen des Volks der zügellosen Lasterhaftigkeit entgegen, die in den Palästen mit frecher Stirne triumphirte, und von hier aus die Hütten der Niedrigen vergiftete. David war Ehebrecher und Mörder, Absalon beschlief öffentlich die Weiber seines Vaters, Thamar, Absalons Schwester, ward von ihrem Bruder geschändet, Herodes war der üppigste Wollüstling, und weil ihm Nathan den Spiegel vorhielt, mußte er den Tanz der königlichen Tochter mit seinem Kopfe bezahlen. — Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit widersetzten sich einige tugendhafte Männer den üppigen Ausschweifungen der Despoten, mit der feurigsten Beredtsamkeit kündigten sie dem lasterhaften Volke die schrecklichen Folgen der herannahenden Verwüstung an. Aber ihre Stimmen verhallten. Die Nation war reif zum Untergange. Sie sank, — eine leichte Beute, unter das Joch assyrischer und babylonischer Eroberer. Die längst geschändete Hure*)

*) Ein ächtbiblischer Ausdruck; S. Hoseas Kap. 2. und 3. vergleiche mit der Apokalypse Kap. 17. folglich auch Hesekiel Kap. 23, wo Juda und Israel mit zwei Huren verglichen wird. Bei letzterem heißt es: es waren zwei Weiber einer Mutter Töchter, die trieben Hurerei in Egypten in ihrer Jugend, daselbst ließen sie ihre Brüste begreifen, und die

Israel empfing für ihre Untreue den verdienten Lohn. — Noch einmal erhob der unter einer fremden Oberherrschaft wieder auflebende Staat sein Haupt, und ward von dem eben so siegreichen als ehrgeizigen Pompejus auf ewig vernichtet. —

Zitzen ihrer Jungfrauschaft betasten. Die große heißt Ahala und ihre Schwester Ahaliba. Und ich (Gott wird hier sprechend aufgeführt) nahm sie zur Ehe, und sie zeugten mir Söhne und Töchter, und Ahala heißet Samaria und Ahaliba Jerusalem. Ahala trieb Hurerei, da ich sie genommen hatte, und brannte gegen ihre Buhlen, nämlich gegen die Assyrer, die zu ihr kamen. Gegen Fürsten und Herren, die in Seide gekleidet waren, und alle junge liebliche Gesellen, nämlich gegen die Reiter und Wagen. Und buhlete mit allen schönen Gesellen in Assyrien, und verunreinigte sich mit allen ihren Götzen, wo sie auf einen entbrannte. Dazu verließ sie auch nicht ihre Hurerei mit Egypten, die bei ihr gelegen waren von ihrer Jugend auf, und die Brüste ihrer Jungferschaft betastet und große Hurerei mit ihr getrieben hatten. Da übergab ich sie in die Hand ihrer Buhlen, den Kindern Assur, gegen welche sie brannte vor Lust. Die deckten ihre Scham auf und nahmen ihre Söhne und Töchter weg, sie aber tödteten sie mit dem Schwert, und es kam aus, daß diese Weiber gestrafet wären. Da aber ihre Schwester Ahaliba sahe, entbrannte sie noch viel ärger denn jene, und trieb der Hurerei mehr denn ihre Schwester, und entbrannte gegen die Kinder Assur, nämlich den Fürsten und Herren, die zu ihr kamen wohlgekleidet, Reiter und Wagen und allen jungen lieblichen Gesellen. Da sahe ich, daß sie alle beide gleicherweise verunreiniget waren. Aber diese trieb ihre Hurerei mehr, denn da sie sahe gemalete Männer an der Wand mit rother Farbe, die Bilder der Chaldäer. Um ihre Lenden gegürtet und bunte Kegel auf ihren Köpfen, und alle gleich anzusehen wie gewaltige Leute, wie denn die Kinder Babel und die Chaldäer tragen in ihrem Vaterland, entbrannte sie gegen sie, sobald sie ihrer gewahr ward, und schickte Botschaft zu ihnen in Chaldäa. Als nun die Kinder Babel zu ihr kamen, bei ihr zu schlafen nach der Liebe, verunreinigten sie dieselbe mit ihrer Hurerei, und sie verunreinigte sich mit derselben, daß sie ihrer müde ward. Und da beider ihre Hurerei und Scham so gar offenbar ward, ward ich ihrer auch überdrüssig, wie ich ihrer Schwester auch war müde worden. Sie aber trieb der Hurerei immer mehr und entbrannte gegen ihre Buhlen, welcher Brunst war wie der Esel und der Hengste Brunst. Und bestelltest deine Unzucht wie in deiner Jugend, da die in Egypten deine Brüste begriffen und deine Zitze betastet worden; darum, Ahaliba, siehe, ich will deine Buhlen, derer du bist müde worden, wider dich erwecken, und will sie rings umher wider dich bringen rc.

Egyptier.

Egypten war unter allen Ländern der alten Welt dasjenige, wo die öffentliche Sittlichkeit am wenigsten geachtet wurde. Wer hat jemals von einer größern Unverschämtheit gehört, als von der des Potiphars Weibe? — Der egyptische König Cheops sah sich in Verlegenheit um eine Pyramide, die größte, die je erbaut worden ist, zu vollenden. Mit der Ueppigkeit des Volks bekannt, gab er seine Tochter einem jeden Preis, der zu diesem ungeheuern Gebäude Materialien herbeischaffte. Die Prinzessin bekam an dieser Art, ihren Namen zu verewigen, so viel Geschmack, daß sie nach Vollendung der Pyramide ihres Vaters eine andere in ihrem eigenen Namen, und zwar bloß von dem Ertrage ihrer Reize zu erbauen sich entschloß. Der König hatte gegen diesen Einfall nichts einzuwenden, und die erhabene Buhlerin gab sich also einem jedem Egyptier hin, der ihr einen Stein zu dem Gebäude lieferte.

Pheron, ein anderer egyptischer König, war blind geworden; ein Orakel befahl ihm, zur Wiedererlangung des Gesichts seine Augen mit dem Harn eines Frauenzimmers zu waschen, die niemals einen andern als ihren eigenen Ehemann zugelassen habe. Er fing seine Versuche bei seiner eigenen Gemahlin an, und setzte sie bei vielen andern Frauen fort, aber alles war umsonst. Endlich fand er eine gemeine Gärtnersfrau, die ihn auf die beschriebene Art glücklich kurirte. Er belohnte diese sehr reichlich und machte sie zu seiner Gemahlin, alle andere, bei denen er vergeblich Hülfe gesucht hatte, ließ er hinrichten. Der fabelhaften Einkleidung dieser und anderer Geschichten ohngeachtet, geben sie uns doch immer einen charakteristischen Abriß der damaligen Sitten.

Ein Priestergebrauch berechtigte die Jungfrauen, die gewissen Gottheiten geheiligt waren, aus der Buhlerei ein Gewerbe zu machen. Der Tempel der Isis war der Mittelpunkt aller Ausschweifungen der Priester. Hier genossen die geheiligten Betrüger im Namen der Götter alle Wollüste, entehrten Mädchen und Frauen, und

wenn die Reize des für den Thebäischen Jupiter bestimmten Frauenzimmers zu verwelken anfingen, so wurde sie mit einem Gepränge religiöser Ceremonien ersäuft.

Ueberhaupt haben in keinem Reiche des Alterthums die Priester eine größere Rolle gespielt, als in Egypten. Mit der Priesterschaft ist es wie mit dem Despotismus. Für Einen Weisen, der den Aberglauben und die unbeschränkte Gewalt zum Wohl der Menschheit benutzt, gibt es tausend Tyrannen, die sich dieser gefährlichen Waffen zur Verwüstung der Erde bedienen. Wie viele Sesostris, Cyrus, Kambysen und Nerone gegen einen Mark Aurel, wie viele geheiligte Bösewichter gegen Einen Weisen von Heliopolis! —

Daher findet man alle öffentlichen Feste der Egyptier durch die schändlichsten Gebräuche geheiligt, zu deren Gemälde selbst Petron seine Feder nicht leihen würde. Wenn sie sich nach Bubastus begaben, um der Diana zu Ehren ein Fest zu feiern, so mußten sich ihre Weiber mit allen andern Weibern, die ihnen auf ihrem Zug begegneten, in unzüchtigen Reden und Geberden in eine Art von Wettstreit einlassen, und sich gleichsam zu den Feierlichkeiten eines Festes vorzubereiten, wobei der Phallus in Procession herumgetragen und zur öffentlichen Anbetung ausgestellt wurde, und wobei überhaupt die gräulichsten Wollüste ausgeübt wurden. Bacchantinnen zu Mendes sollen sich einem geheiligten Bock, und die Weiber des Anthäus gar einem zahmgemachten Krokodill Preis gegeben haben.

Daß bei einer solchen Nation die Buhlerinnen in dem größten Ansehen stehen mußten, ist gar nicht zu verwundern; daß sie aber dieses Ansehen so weit trieben, für die glücklichen Träume, die sie bei ihren Liebhabern erregten, den gewöhnlichen Preis ihrer Umarmung zu fordern, und ihre deßfallsige Klage selbst bis zum Thron der Pharaonen verfolgten, dies würde unglaublich seyn, wenn zuverläßige Schriftsteller nicht folgendes Beispiel davon erzählten. Die Buhlerin Thonis ward von einem vornehmen Egyptier bis zur Raserei geliebt. Dieser erreichte aber die Befriedigung seiner Begierden

nicht, weil er, wie Demosthenes, die Reue zu theuer erkaufen sollte. Endlich ergab sich ihm seine Geliebte im Traume, und mit diesem eingebildeten Genuß verschwand plötzlich sein verliebter Wahnsinn. Als Thonis die Ursache seiner Kälte erfuhr, verklagte sie ihn, und verlangte die Summe, die sie sich von ihren Liebhabern für ihre Gunstbezeugungen bezahlen ließ. Die Sache kam vor das Tribunal des Bocchoris, und dieser König entschied, daß der Beklagte die verlangte Summe vor Gericht auszahlen und sie in einem Becken vor den Augen der Buhlerin hin und her tragen lassen sollte. Dieß hieß eingebildeten Genuß auch mit eingebildetem Preise bezahlen, und ganz Egypten gab der Entscheidung seines Pharao Beifall.

Alle diese Ausschweifungen werden von einer andern Art unnatürlicher Ueppigkeit bei weitem übertroffen, nämlich durch den Mißbrauch der Leichname schöner und junger Frauenzimmer. Als man bemerkte, daß die Balsamirer in dieses abscheuliche Laster verfielen, wurde durch ein Gesetz befohlen, daß solche Leichname nicht eher, als nach drei oder mehrern Tagen den Balsamirern überliefert werden sollten.

Die merkwürdigste und letzte der königlichen Buhlerinnen war die berühmte **Kleopatra**. Durch die sinnreichste Koketterie eroberte sie einen Mann und ein Königreich. Rom hatte das Testament des egyptischen Königs Auletes garantirt, nach welchem seine beiden ältesten Kinder die Krone theilen und der gesetzlichen Sitte zufolge sich heirathen sollten. Die siebzehnjährige Kleopatra vollzog diese Akte mit ihrem dreizehnjährigen Bruder Dionysius. Die Hofkabale streute aber bald den Saamen der Zwietracht unter diese Ehegatten, und Kleopatra mußte nach Syrien entweichen. Jetzt erschien Cäsar als Konsul von Rom und als Schiedsrichter in dieser Sache mit einem fürchterlichen Heere vor Alexandriens Mauern. Der Ruf von Kleopatra's reizender Schönheit, von ihren Geistesgaben konnte diesem Sieger nicht unbekannt seyn; aber auch Kleopatra kannte nur zu gut diesen Cäsar, welchen man in Rom den Mann aller Weiber und das Weib aller

Männer nannte, als daß ihr der Anschlag auf sein Herz mißlingen sollte. Ihre List besiegte die Schwierigkeit, unentdeckt durch die verschlossenen egyptischen Häfen zu kommen. Auf einer Schaluppe gelangt sie glücklich mit Apollodor, ihrem Vertrauten, an die Citadelle von Alexandrien. Apollodor, als Sclave verkleidet, trägt die Königin, wie einen Waarenballen künstlich eingewickelt, auf seinen Schultern durch die egyptischen Wachen in die Wohnung des Cäsars. Mit zerstreuten, ihren reizenden Busen halb bedeckenden Haaren wirft sie sich dem Helden Roms zu Füßen. Ein Strom von Thränen fließt über ihre Wangen; mit jammernder Stimme fleht sie um Gerechtigkeit gegen einen Gemahl, der sie vom Throne verstoßen, gegen einen Gatten, der nach ihrem Leben getrachtet habe. Cäsar, von dieser unerwarteten Scene gerührt, hebt die schöne Unglückliche auf, und kaum ließ't sie in den Blicken des Römers das bewegte Gefühl, so belebt sich allmählig ihre Stimme, und aus ihren Augen blitzet das Feuer der Liebe. Mit so viel unwiderstehlicher Grazie hatte noch nie ein Weib zu Cäsars Herzen gesprochen, und unmöglich konnte dieser zwei und fünfzigjährige Wollüstling den Genuß einer solchen Schönheit seinen gereizten Sinnen versagen. Unter dem Vorwand, sich von ihren Vertheidigungsgründen näher zu unterrichten, behält er sie die Nacht bei sich und macht sie zur Mutter des Cäsarion. — Ohne Mühe gelang es Cäsar, mit seinen furchtbaren Legionen die Feinde seiner Geliebten und selbst den König Dionysius zu demüthigen; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, in diesem Augenblick ganz Egypten dem stolzen Rom zu unterwerfen, aber die Liebe fesselte seine Politik. Er setzte Kleopatra auf den Thron, und gab ihr ihren zweiten jüngern, erst eilfjährigen Bruder zum Gemahl.

Egyptens Ruhe völlig wieder herzustellen diente ihm zum Vorwand, noch einige Monate in Alexandrien zu verweilen, und hier vergaß er in den Armen der eben so wollüstigen als ehrsüchtigen Kleopatra, daß er 40 Jahre daran gearbeitet hatte, sich zum Gebieter der Erde zu machen. — Er riß sich zwar auf den Ruf der

römischen Bürger von ihr los, aber bald erwachte von neuem die heftigste Leidenschaft zu der egyptischen Königin. Er ließ sie nach Rom kommen, nahm sie in seinen Palast auf, und während sclavische Tribunen den Einfall des Diktators, mit Kleopatra durch das Band der Ehe den Scepter der Welt zu theilen, gesetzlich befriedigen wollten, retteten Brutus und Kassius, freilich nur auf einen Augenblick, die sinkende Republik. Nach diesem plötzlichen Tode des Cäsars floh Kleopatra wieder nach Egypten, und da nun kein Mächtiger mehr ihre stolzen Plane befördern half, so war ihr nichts mehr übrig, als zu Giftmischerei und Mord ihre Zuflucht zu nehmen. In ihrem Gemahl vergiftete sie zugleich ihren Bruder, und ihre jüngere Schwester Arsinoe, die nach Kleinasien geflüchtet war und deren Genie und Schönheit ihr gleich gefährlich schien, ließ sie am Altar in einem Tempel der Diana ermorden. — Als nach der Schlacht bei Philippi der Triumvir Antonius sich nach Cilicien begab, um sich dort vom Orient huldigen zu lassen, kam auch Kleopatra mit den Königen von Asien nach Tarsus, um Roms Beherrscher zu ihrem Sclaven zu machen. Am Flusse Cydnus bestieg sie eine Galeere, an deren prachtvollem Bau das Zeitalter Sardanapals mit dem des Alexander vereinigt war; das Hintertheil blitzte von Goldblechen, die Segel waren von Purpur und die Ruder von getriebenem, schön gearbeiteten Silber. Auf dem Verdeck war ein Zelt von Goldstoff aufgeschlagen, unter welchem Kleopatra, als Venus gekleidet, in der wollüstigsten Stellung ruhete. Zu ihren Seiten spielten die schönsten Kinder beiderlei Geschlechts, die ihren Hof ausmachten, die Rolle der Grazien, der Nereiden und der Liebesgötter. Statt der kriegerischen Trompeten spielten hier Flöten und Lyren wollüstige Lieder in zärtlichen Melodien, und wurden in den Pausen durch die abgemessene taktische Bewegung der Ruder unterbrochen. Damit endlich alle Sinne in diesem Tempel der Wollust zugleich vergnügt würden, so standen eine Menge der kostbarsten Gefäße mit brennendem Zedernholz umher, auf denen man wohlriechendes Räucherwerk anzündete. Als sich dieses

Schiff näherte, flog ganz Tarsus ans Gestade. Selbst Antonius, der eben dem Volk Audienz gab, sah plötzlich sein Tribunal verlassen, und seine Lictoren und Sclaven blieben nur bei ihm zurück. Bei der ersten Zusammenkunft des Triumvirs mit dieser königlichen Buhlerin war er ihr Sclave. Sie bot ihr unerschöpfliches Genie auf, durch Schauspiele und Festins den Antonius zu berauschen, die an den Pracht des Krösus und an den Luxus der Sibariten grenzten. Alle Gefässe ihrer Tafel bestanden aus Agath und aus getriebenem Golde. Die Betten, auf denen die Gäste lagen, waren von Zedernholz mit Goldstoff bedeckt. Der Fußboden war mit Rosen bestreut, in einer Jahreszeit, die keine Rosen trug, und gewöhnlich beschenkte sie nach der Mahlzeit die eingeladenen Gäste mit den Bechern, aus denen sie getrunken, den Betten, auf denen sie geruhet, und sogar mit den Sclaven beiderlei Geschlechts, die sie sich zur Bedienung gewählt hatten. Antonius staunte über die bis jetzt ihm unbekannte orientalische Schwelgerei, und da er es ihr hierin gleich thun wollte, so erregte er durch die drückendsten Erpressungen wüthende Empörungen in Asien. Er begab sich endlich mit ihr nach Alexandrien und machte sie öffentlich zu seiner Gemahlin, obgleich Fulvia, seine Gattin, noch lebte. An einem der Hochzeitfeste trug sich die bekannte Anecdote mit der Perle zu. — Kleopatra verließ ihren Geliebten nirgends, sie ging mit ihm auf die Jagd, erschien an seiner Seite bei Audienzen, und nahm's in den zügellosen Orgien mit ihm auf, wo der Triumvir sich allen Ausschweifungen des Weins und der Liebe überließ. Sie verstand die Kunst, seinen Geist und Sinne abwechselnd zu vergnügen. — Es war für Antonius Eigenliebe äußerst kränkend, in Kleopatra's Augen nicht überall ein Günstling des Glücks zu seyn. Er fischte einst an den Ufern des Nils, ohne etwas zu fangen. Schleunig beorderte er einen Matrosen, der unter dem Wasser zu ihm hinschwimmen und einen der größten Fische an seine Angel befestigen mußte, den er nun frohlockend herauszog. Kleopatra's Scharfblick entging diese List nicht, die sie insgeheim den Vornehmen des Hofs

bekannt machte. Ein andermal warf Antonius wieder seine Angel aus. Kleopatra hätte es schon veranstaltet, daß ein Sclave untertauchen und einen von den großen eingesalzenen Fischen, die man nur in den Gewässern des Pontus fängt, an seine Angel hängen mußte. Antonius zog seine Schnur, und ein lautes beschämendes Gelächter erhob sich unter allen Zuschauern. Kleopatra, um ihrer Gegenlist das Kränkende für den stolzen Römer zu benehmen, sagte zu ihm: Freund, überlaß die Angel uns, uns kleinen Beherrschern von Kanopus und Pharos, die Fische, die du fangen mußt, sind die Städte und Königreiche der Welt. — So entnervte sie sein Genie und machte, daß ihm der Scepter der Welt aus den Händen fiel. Zwar entriß er sich ihren Armen, um sich seiner Republik wieder zu zeigen. Er heirathete in Rom nach dem Tode seiner Gemahlin die edle Octavia, eine Schwester Augusts; aber sein durch die gröbsten Ausschweifungen entartetes Herz war eines so reinen und erhabenen Genusses der Liebe, als ihm diese anbot, nicht fähig. Er kehrte wieder zu den Füßen der wollüstigen Kleopatra zurück und beschenkte sie mit mehrern Königreichen. Er ließ sie öffentlich zur Königin der Könige ausrufen, und bestimmte schon die Succession des Cäsarion und seiner mit ihr gezeugten Kinder. Rom fing nun an, den Triumvir zu hassen, und als er des Bubenstücks fähig war, seine tugendhafte Gemahlin Octavia zu verstoßen, so verabscheute es ihn. Um aber seine noch übrigen Freunde nicht vor den Kopf zu stoßen, kündigten der Kleopatra die Römer den Krieg an. So ungeheuer auch die egyptische Flotte war, an deren Spitze Antonius sich befand, so wurde sie doch von den Römern bei Actium geschlagen, und August verfolgte seinen Sieg bis unter die Mauern Alexandriens. Kleopatra sah sich plötzlich von ihrer glänzenden Höhe gestürzt, aber ihr Genie verzweifelte noch nicht. Sie schickte eine Botschaft an August und ließ ihm die Krone von Egypten anbieten, wenn er sie mit seiner Freundschaft beehren wollte. August schlug beides aus, und machte dagegen die grausame Forderung, ihm den Kopf ihres geliebten Antonius zu

schicken. Aber ehe sie dieses that, wollte sie lieber selbst sterben, und nachdem sie mit allen bekannten Giften an den zum Tode verurtheilten Verbrechern Versuche gemacht hatte, fand sie den giftigen Biß der Schlangen für die sanfteste Todesart. Doch erschöpfte sie, ehe sie zu dieser That schritt, alle Künste ihres Geistes, das Herz des Augusts an sich zu reißen oder seiner Eitelkeit wenigstens die Hoffnung zu rauben, sie im Triumph auf das Kapitol zu führen. Sie ängstigte daher seine niedrige Habsucht dadurch, daß sie alle Anstalten machte, sich wie Sardanapal mit allen Schätzen des Reichs zu verbrennen. Der listige Sieger bei Actium erfuhr dies, und schickte den Thyrsus, den schönsten seiner Freigelassenen, an sie, um sie von einem so unglücklichen Vorhaben abzubringen. Die außerordentliche Schönheit des jungen Thyrsus machte ihn bei der Kleopatra mehr zum Agenten der Liebe als der Politik, und sie vergaß des unermeßlichen Abstandes zwischen der Geliebten des Cäsars und einem Menschen, dessen Stirne die Brandmahle der Sclaverei bezeichneten. Der eifersüchtige Antonius ließ diesen Nebenbuhler mit Ruthen peitschen und gefesselt in Augusts Lager zurückschicken.

Die römischen Legionen drangen endlich bis vor Alexandriens Mauern. Als Kleopatra nun alle ihre Hoffnung verschwinden sah, begab sie sich mit einem Verschnittenen und zwei Aufwärterinnen in ihr Mausoleum, um sich zu ihrem Tode zu bereiten. Antonius, der sich nun auch ohne Rettung verloren sah, fühlte noch, daß er ein Mann war und sich schämen müsse, daß ein Weib ihn sterben lehrte. Er stieß sich einen Dolch in die Brust, in eben dem Augenblick, als Kleopatra ihn einlud, in ihren Armen zu sterben. Er ließ seine tödtliche Wunde verbinden und sich zu dem Mausoleum tragen; da dessen Thüren vermauert waren, half selbst Kleopatra ihn an Stricken gebunden hinaufziehen. Sie schloß den nur noch schwach athmenden Antonius in ihre Arme und empfing den letzten Hauch seiner entfliehenden Seele.

Der habsüchtige August, der indeß fürchtete, es möchte mit dem Verbrennen der Schätze Ernst werden, schickte

eine neue Gesandtschaft an die Thüre des Mausoleums, und während einer durch die Ritze derselben sich der freundschaftlichen Aufträge entledigt, steigt ein anderer mit einer Leiter durch das Fenster in das Mausoleum und bemächtiget sich der Kleopatra, die den Leichnam ihres Geliebten noch mit Thränen benetzt. August läßt sie indeß königlich behandeln, erlaubt ihr, den Antonius feierlichst zur Erde zu bestatten, und ist der erste, der nach dem triumphirenden Einzug der Römer in Alexandrien ihr einen Besuch abstattete. Die Königin nimmt in diesem entscheidenden Augenblick alle Künste der raffinirtesten Koketterie zusammen. Sie zeigte August die Bildnisse Cäsars, seines Pflegvaters, lieset ihm einige seiner Briefe vor, die sie immer in ihrem Busen trug, und in dem Augenblick, da sie ihn für gerührt hält, wirft sie sich, um ihren Triumph zu vollenden, halb nackt aus ihrem Bette, unter dem Vorwande, seine Knie zu umfassen, in der That aber, um ihm die unverhüllten Formen eines Körpers zu zeigen, welcher den glücklichsten Idealen der Venus an die Seite gesetzt werden konnte. Aber August, der in den Armen römischer Schönheiten schon genossen und die Ueppigkeit der Wollust kennen gelernt hatte, den hier nur Habsucht und Ehrgeiz blendeten, blieb bei dieser Scene ganz kalt und wies das sich Preis gebende Weib mit kränkender Politesse zurück. Da dieser letzte Kunstgriff fehl schlug, gab sie alles verloren. Sie ließ sich einen Korb mit Früchten bringen, unter welchen eine Natter versteckt war. Sie streckte der Schlange ihren Arm hin, warf sich nach deren Biß auf ein Ruhebette, wo sie bald und ohne Schmerz verschied.

So endigte im 39. Lebensjahre Kleopatra ihre glänzende Laufbahn. — August ließ sogleich alle Statuen des Antonius umstürzen; nur die der Kleopatra wurden verschont, und zwar aus dem Grunde, weil ein Egyptier ihre Schonung von ihm mit 1000 Talenten*) erkauft hatte.

*) Ungefähr 1,300,000 Rthlr.

Babylonier.

Die berühmteste Gottheit Babylons, nach der Sonne, war derjenige Theil der personificirten höchsten Macht, welche die Zeugungskraft vorstellt. Sie war mit dem Wort Milytta bezeichnet, welches Mutter der Wesen bedeutet. Die Venus der Griechen scheint von ihr abzustammen. Aber diese ursprüngliche Venus der Babylonier unterscheidet sich von der griechischen darin, daß sie ein Hermaphrodit war. Um diese Vereinigung der Geschlechter zu bezeichnen, mußten ihr die Priester in Frauenskleidern, die Priesterinnen aber in Mannskleidern opfern. Zur Zeit, als bei den Babyloniern Sittenverderbniß einriß, mißbrauchte man diese philosophische, eine Wesenzeugende Kraft darstellende Idee, und machte aus der Milytta eine Göttin liederlicher Buhlerinnen. Man ordnete ihr zu Ehren Feste an, denen Mädchen ohne den Verlust ihrer Keuschheit nicht beiwohnen konnten.

Bei allen Völkern, wo die Priesterschaft den noch kindischen Volksglauben nach ihrem Gefallen lenken kann, herrscht auch immer die Meinung, daß die Götter sich oft herabließen, sterbliche Weiber mit ihren Umarmungen zu beglücken.

Die Priester des Belus*) scheuten sich nicht, Wollust und Ehebruch zu heiligen, Weiber und Jungfrauen zu schänden, unter der Maske, sie in die Arme des Belus zu führen. In diesem Tempel befand sich ein mit aller orientalischer Pracht geschmücktes Bette, worauf der Gott der Sonne ruhen sollte. Zu gewissen Zeiten führte man mit Pomp das schönste Frauenzimmer in Babylon dahin; sie brachte die Nacht in diesem Bette zu, und Belus stieg vom Olymp herab, um ihre Umarmung zu genießen. Die Priester spielten die Rolle des Gottes immer glücklich, weil das entehrte Frauenzimmer alle Ursache hatte, das Bubenstück zu einem heiligen Wunderwerke zu erheben.

Die der Göttin Milytta zu Ehren verordnete Ent-

*) Belus — so hieß der Tempel des Lichtgottes, welchen die Babylonier verehrten, und auf dessen Sternwarte die Priester astronomische Beobachtungen anstellten.

jungferung der babylonischen Jungfrauen ist bereits erzählt worden.

Die Nation versank endlich in die tiefste Schwelgerei. Sardanapal existirte nur wie unsere asiatischen Sultane für seine Beischläferinnen und Verschnittene. Er schmückte sein Gesicht, salbte seinen Körper mit den kostbarsten Essenzen, und nähete, um die Langeweile auszufüllen, purpurne Kleider mit seinen Beischläferinnen. Er war, wie Sueton und Cäsar sagt, der Mann aller Weiber und das Weib aller Männer. Die Medier, die er zu seinen ihm untergebenen Völkern zählte, empörten sich gegen ihn, und da er nicht Muth hatte, ihnen den letzten Widerstand zu bieten, bestieg er mit seinem ganzen Serail einen Scheiterhaufen, und verbrannte sich verzweiflungsvoll.

Als das babylonische Reich zum zweitenmal von Cyrus zerstört wurde, hatte die Sittenlosigkeit so weit um sich gegriffen, daß die Väter ihre eigene Töchter zur Hurerei vermietheten. Curtius bestätiget dieses nicht nur, sondern setzt hinzu, daß auch Ehemänner ihre Weiber andern für Geld überlassen hätten. Oeffentliche Buhlerinnen sowohl als Damen vom ersten Range nahmen an den schwelgerichen Gastmahlen der Männer Theil. Bei diesen Orgien schmauste man so lange, bis die Sinne gänzlich berauscht waren, und nie wurden sie beschlossen, ohne daß sich nicht die ganze Gesellschaft von allen Gewändern enthüllt, und sich dann dem schamlosesten Genuß der niedrigsten Wollust überlassen hätte.

Meder.

Durch den langen Umgang mit den verfeinerten und entnervten Niniviten und Babyloniern verschwanden sehr bald die rauhen Sitten der Meder. Ihre Serails bevölkerten sie mit den schönsten Frauenzimmern aus Asien, und in allen Künsten der Wollust eingeweihete Buhlerinnen präsidirten bei ihren Mahlzeiten. Um in allem, was sie umgab, das Bild der Jugend zu verewigen, kastrirten sie ihre Sclaven. Die Weiber gehörten bei ihnen nicht einem einzigen Manne, und man sahe diejenige mit Verachtung an, die weniger als fünf Männer hatte.

Die Massageten.

Ein sogenanntes scythisches Volk, schränkten sich zwar jeder auf ein Weib ein; allein sie führten eine Art Gemeinschaft der Weiber unter sich ein, und wenn jemand nach dem Weibe seines Freundes gelüstete, durfte er sie nur nach seinem Wagen oder nach seiner Hütte führen, und so lange sie dort war, einen Köcher aushängen, zum Zeichen, daß man sie nicht stören sollte.

Lydier.

Diese Nation war ihrer Weichlichkeit wegen schon zur Zeit des trojanischen Kriegs berühmt. Die entnervten Großen hatten, um ihren abgestumpften Sinnen einen neuen Reiz zu verschaffen, sich ein gemeinschaftliches Serail zugelegt, worin sie alle Frauenzimmer, die das Unglück hatten, ihnen zu gefallen, zusammen brachten. Die berühmte Omphale war unter dieser Zahl. Sie nahm Jedermann durch die Reize ihrer Bildung ein, und die Eigenschaften ihres Geistes sicherten ihr die gemachten Eroberungen. Der König Tmolus erhob sie aus dem Stande einer gemeinen Buhlerin auf den Thron. Von eben diesem Tmolus erzählt man, daß ihm, als er auf der Jagd gewesen, eine junge reizende Lydierin begegnet wäre, gegen die er augenblicklich von der heftigsten Wollust entbrannt sey. Die Schöne gab aber seinen süßen Worten kein Gehör und floh, um ihre Unschuld zu retten, in den Tempel der Diana. Tmolus, durch den Widerstand nur noch mehr erhitzt, verfolgt sie dahin und schändete sie am Fuße des Altars. Gleich der römischen Lukretia, durchbohrte das entehrte Mädchen, um seine Schande nicht zu überleben, sich das Herz. Sie ward aber auf der Stelle gerächt, indem ein wüthiger Stier mit seinen Hörnern den Tmolus in die Luft schleuderte, und dieser im Herunterfallen auf Pfählen gespießt wurde. — Diese lydische weibliche Tugend wirft wenigstens einigen Verdacht auf die Versicherung des Herodots, nach welcher die lydischen Mädchen keine andere Ausstattung hatten, als den Erwerb durch Ausschweifungen. Eben dieser Geschichtschreiber erzählt, daß

die Lydier in einer Gemeinschaft der Weiber gelebt und ihre Töchter und Anverwandtinnen zur Wollust jedem feil geboten hätten. Die Kinder des Volks wären so lange gemeinschaftlich gewesen, bis sie laufen konnten. Alsdann hätten sie die Mütter in eine öffentliche Versammlung gebracht, und der Mann, den ein Kind zuerst angeredet, hätte es für das Seinige erkennen müssen. — Die berüchtigte Omphale behielt nach dem unglücklichen Tode des Tmolus den lydischen Thron. Man sagt, sie habe, um den Lydiern ein großes Beispiel zu geben, in dem männlichen Serail, welches von ihren Ausschweifungen Zeuge gewesen war, die Töchter der Großen, welche sie verführt hatten, versammelt, und sie den schlechtesten ihrer Sclaven Preis gegeben; dies heißt, Verbrechen gegen die Sitten durch gleiche Verbrechen abbüßen wollen, und man muß dieses Faktum entweder für Unsinn der Omphale oder ihrer Geschichtschreiber erklären. — Bekanntlich wurde der thebanische Herkules an Omphale verkauft. Er befreite ihre Staaten von den Räubern und erhielt ihre Hand zur Belohnung. Während seiner Abwesenheit gab sich die gekrönte Buhlerin allen Fremden Preis, die an ihren Hof kamen, und damit ihre Ausschweifungen nicht bekannt werden möchten, ließ sie dieselben, nachdem sie ihrer genossen hatte, hinrichten. Die Mordthaten wurden endlich ruchbar. Es entstand eine Verschwörung, und Omphale büßte mit ihrem Leben. — Nach einer Legende Herodots war eine andere lydische Königin wegen ihrer übertriebenen Schamhaftigkeit merkwürdig. Es war die Gemahlin des Kandaules, von niedrigem Stande, aber von außerordentlicher Schönheit. Der König, unzufrieden, der einzige Bewunderer ihrer geheimen Reize zu seyn, rühmte seine Gemahlin als den Inbegriff alles, was schön und reizend ist, unaufhörlich gegen seine Hofleute. Er ging endlich so weit, seinen Günstling Gyges aufzufordern, sich mit seinen eigenen Augen zu überzeugen, daß er seine Schilderung nicht übertrieben habe. Gyges weigerte sich Anfangs, diesen Schritt zu thun, mußte aber endlich dem Zudringen des Königs nachgeben und ihm an einen verborgenen Ort folgen, wo er die Königin sich

aus- und ankleiden sah. Zum Unglück erblickte diese den kühnen Beobachter, ließ ihn vor sich kommen und eröffnete ihm, daß sie unmöglich den ihr angethanen Schimpf ertragen könnte; dieses Verbrechen müsse durch seinen eigenen oder den Tod des Königs gerächt werden, damit nicht zwei Männer lebten, die sich rühmen könnten, ihre unverhüllten Reize gesehen zu haben. Der bestürzte Gyges, sagt der Geschichtschreiber, zauderte bei dieser Wahl, aber da die zürnende Schöne mit gezücktem Dolche seinem eigenen Leben drohte, entschied sich sein schwankender Entschluß für den Tod des Königs; er ermordete ihn, und bestieg mit der gerächten Königin den lydischen Thron. Plato erzählt diese Geschichte noch auf eine andere Art. Nach Plutarch aber sind beide Erzählungen Mährchen: Gyges war ein ehrsüchtiger Satrap des Kandaules, gewann einen mächtigen Anhang, entthronte den König und ehelichte dessen schöne Gemahlin.

Perser.

Die zügellose Schwelgerei in allen Gattungen von Wollüsten, welche an den Höfen der persischen Könige schon in den ältesten Zeiten herrschte, übertrifft alle andere Gemälde, welche uns die Geschichte von der ausgelassenen Sittenlosigkeit der Großen aufbehalten hat.

Wenn unter den Gefangenen, welche Parmenio zu Damaskus machte, 277 Köche des Darius, 29 zum Auf- und Abtragen der Speisen bestimmte Sclaven, 17 Mundschenken zum Wasser und 70 zum Wein, 40 Bediente, ihn zu parfümiren, und 66, die nichts anders zu thun hatten, als die Blumenkränze zum Umwinden der Schüsseln zu verfertigen, gezählt wurden, so kann man sich einen Begriff von dem unbändigen Uebermuth dieser stolzen Despoten machen.

Aus allen Provinzen wurden diesen Wollüstlingen die schönsten und reizendsten Mädchen zugeschickt, und in dieser Rücksicht konnte man mit Recht ganz Persien das Serail seiner Könige nennen.

Zwölf Monden mußten sich die königlichen Buhlerinnen vorbereiten, sich mit Balsam, Myrrhen und den besten Specereien salben und schmücken, ehe sie der Sul-

tan der hohen Gnade würdigte, sie zu einer schwelgerischen Nacht einzuladen. Gelang es der Gewählten, in einer solchen Probenacht den abgestumpften Wollustsinn ihres Gebieters zu entflammen und zu genügen, so setzte er ihr am andern Morgen die Krone auf, und ein solches Glück mußten alle hohe und niedrige Sclaven im ganzen Lande, auf seinen Befehl und seine Kosten, durch die ausgelassensten Feste und Gastmahle auf das feierlichste der Welt bekannt machen. Alle übrigen wurden hingegen nach dem Genusse einer solchen elenden Nacht auf ewig in ihren Harem zurückgeschickt.

Die persischen Könige vermählten sich nach Belieben, bald mit ihren Schwestern, bald mit ihren Töchtern. Artaxerxes Memnon entbrannte von wollüstiger Liebe gegen seine eigene Tochter Atossa. Ehe er sich mit ihr vermählte, regte sich ein gewisses Bedenken bei ihm, das aber selbst seine Mutter augenblicklich hinwegräumte, indem sie mit frecher Stirne zu ihm sagte: „Bist du nicht von den Göttern über die Perser gesetzt, als die einzige Richtschnur des Anständigen und Unanständigen, der Tugend und des Lasters?“ — Einem andern Könige antwotteten bei einer ähnlichen Gelegenheit die Priester: „In Persien können wir kein Gesetz finden, das Jemand berechtigte, seine eigene Tochter zu ehelichen; allein unsere Gesetze verstatten einem König alles zu thun, was ihm beliebt.“ Wahrlich, eine Antwort, die diese heuchlerische Zunft aller Zonen und Zeitalter charakterisirt! —

Die Zahl der königlichen Beischläferinnen war so unumschränkt, als die Begierden dieser Sultane. Darius unterhielt ihrer 360, und Artaxerxes zeugte 115 Kinder mit den schönen Bewohnerinnen seines Harems.

Die Einkünfte ganzer Städte und Satrapien wurden auf den Schmuck einer einzigen Lieblingsbuhlerin verwandt; ganze Landschaften führten sogar den Namen des Schmucks, zu dessen Erkauf sie eine schimpfliche Taxe bestimmte. Plato erzählt von einem Gesandten, welcher einen ganzen Tag gebrauchte, um ein Land zu durchreisen, welches man den Gürtel der Königin nannte.

Die persische Sitte, festliche Gastmahle mit dem Genusse der Liebe zu beschließen, erhellet aus folgender

Frauen, denen theils ihre Ausstattung, theils ihre vornehme Verwandtschaft den Vorzug gab. Homer erwähnt sehr häufig dergleichen Beischläferinnen. Achill hatte seine Briseis und hernach die schönwangige Diomede; Patroklus schlief bei der Iphis; Menelaus, Agamemnon, Phönix und Nestor und viele andere hielten sich neben ihrer Gattin eine oder mehrere Bettgenossinnen. Ihre rechtmäßigen Frauen sahen indeß die Freiheit mit neidenden Augen und als einen Eingriff in ihre Rechte an. Laertes nahm daher seine Sclavin Euriklea, die er sehr schätzte und die er für zwanzig Rinder erkauft hatte *), nie mit sich zu Bette, aus Furcht, sich den Unwillen seiner Gattin zuzuziehen. Phönix wird von seiner Mutter beredet, die Beischläferin seines Vaters, Amintors, zu schänden, um sie von einer so lästigen Nebenbuhlerin zu befreien **). Selbst Ulyß, der doch seiner Gattin so innig zugethan war, entzog sich den Umarmungen einer Kalypso und Circe nicht, mit denen er sogar, nach Hesiod, mehrere Kinder erzeugt haben soll. Nach eben diesem Schriftsteller gab es damals schon ein glattzüngiges Buhlengeschlecht; er sagt, wer einem Weibe vertraut, der vertraut Betrügern. Selbst mehrere Beispiele lasterhafter Weiber stellt das Heldenalter auf. Da es der Antea nicht gelang, den Bellerophon zu verführen, so schwärzte sie ihn, als ihren Verführer, bei Prötus, ihrem Gatten an. Epikaste legte sich zu ihrem eigenen Sohne Oedipus. Zwölf von Ulysses Mädchen waren treulos gegen ihre Herrschaft und pflogen mit Penelopens Freiern verbotenen Umgang. Aber selten ließen die Götter dergleichen Schandthaten ungerochen. Epikaste fuhr hinab zu den festen Thoren des Todes, denn sie knüpfte an das Gebälk, in der Wuth der Verzweiflung, selbst das erdrosselnde Seil, und ließ dem Sohne den Fluch der blutgeschändeten Mutter zurück, der, von dem Zorne der Götter verfolgt, mit Kummer belastet umherirrte. Ulyß befahl dem Telemach und

*) Odyss. 430, der höchste Preis für eine Sclavin, dessen Homer erwähnt.

**) Il 454. Einen ähnlichen Versuch in der Politik findet man in der Geschichte Absalons, welchem Ahitophel rieth, bei seines Vaters Kebsweibern zu schlafen.

den beiden Hirten, seine treulosen, wollüstigen Mädchen mit dem Schwerte zu erwürgen; Telemach aber hält ihre Schandthaten für zu groß, als daß sie mit dem reinen Tode des Schwertes sterben sollten, und hängt sie alle neben einander an ein Seil, mit der Schlinge um den Hals, wo sie eines kläglichen Todes sterben. Diese Beispiele beweisen, daß die Sitten der Weiber in dem Heldenalter nicht so verdorben waren, als man gemeiniglich glaubt, und mit Unrecht von Goguet und Meiners, dem neuern Geschichtschreiber des weiblichen Geschlechts, behauptet wird. Auch waren die Weiber bei weitem nicht so eingeschlossen und so hart gehalten, als die von ihren Männern wie Sclavinnen behandelten Weiber des ganzen Orients. Indeß gereicht es den Griechen aller Zeitalter zum Vorwurf, für die Erziehung des weiblichen Geschlechts so wenig oder gar nicht gesorgt zu haben. Unter allen Gesetzen Griechenlands findet man kein einziges, welches die Bildung dieses Geschlechts auf eine positive Art zu fördern bezielte. Man glaubte alles gethan zu haben, wenn man es vor den Nachstellungen der Männer sicherte; selbst Solons Gesetze in dieser Rücksicht zweckten auf weiter nichts ab. Den Grund hievon sollen meine Leser bald erfahren.

Die Männerliebe der Griechen.

Bei einem Volke, wo das Recht des Stärkern noch gilt, wo alles auf persönliche Tapferkeit ankommt, da findet der kriegerische Mann, im Besitz eines treuen Gehülfen im Leben, der zugleich sein unversöhnlicher Rächer im Tode ist, sein höchstes Glück, — da vereinigt sich durch das engste Band der Freundschaft der Mann mit dem Manne zu den gefährlichsten Unternehmungen im Kriege und auf Streifereien gegen Menschen und wilde Thiere, und wechselseitiges Wagniß des Lebens für einander beseelt das muthige Herz eines Jeden. So fand man und findet noch jetzt unter den streitbaren Wilden in Amerika Verbrüderungen und unzertrennliche Bündnisse einzelner Krieger, und aus ähnlichen Ursachen entstand jener Geist in den Ritterzeiten. Nirgends waren diese Männerfreundschaften berühmter

und in der Folge zum reinen Genuß der Liebe veredelter, als bei den Griechen.

Im heroischen Zeitalter bestanden zwischen Chiron und Achill, dem Achill und Patroklus, dem Orestes und Pylades, dem Theseus und Pirithous die edelste Heldenfreundschaften. Plato sagt, ohne jene tugendhafte, zu großen Thaten anfeuernde Bündnisse, würden diese Männer nie die hohen Verdienste um die Menschheit erreicht haben. Achill sey allein wegen seiner edlen Liebe zum Patroklus von den Göttern in die elysischen Gefilde versetzt worden, und alle, die solchen Beispielen von Liebe nacheiferten, hätten ein besseres Schicksal, als andere gute Menschen zu erwarten.

Indeß in den folgenden Zeitaltern beim Verein mehrerer Familien zu Völkerschaften und Staaten, bei Verbesserung des Kriegswesens nicht mehr einzelne Helden in fernen Gegenden kühne Unternehmungen wagten, traten nun Völkerschaften gegen Völkerschaften zum Kampfe auf; die Nation näherte sich einer höhern Kultur, und der Genius der Natur gab jenen Männerfreundschaften eine Mischung von feinerem Gefühl.

Vaterlands- und Freiheitsliebe war der von edlen Ahnen angestammte Stolz der griechischen Nation. In den jugendlichen Seelen den Enthusiasmus des Muths zu entflammen, war das höchste Interesse der griechischen Politik. Das weibliche Geschlecht ward, nach den Begriffen der Griechen, weder großer Tugenden fähig, noch zu so erhabenen Endzwecken bestimmt, als das männliche, und daher sah man es für keinen Bestandtheil der Nation an. Man verschloß Weiber und Jungfrauen in ihre Gynäceen, und die Bildung der männlichen Jugend war der einzige Gegenstand der Erziehung.

Das ganze Talent der griechischen Weiber erstreckte sich auf zeitkürzende Arbeiten und auf die große Kunst des Putzes, wovon ich unten die Luzianische Schilderung einrücken werde. Ohnmöglich konnte ein gedankenloses, sinnliches und eitles Geschlecht auf die zärtliche Liebe und Achtung des fein empfindenden Griechen Anspruch machen. Nur Hang zum körperlichen augenblicklichen Genuß führte den Mann in die Arme des Weibes.

Die Liebe zum weiblichen Geschlecht war in den Augen der Griechen weiter nichts als physisches Bedürfniß, war nur deswegen zu dulden, weil von ihr die Erhaltung des menschlichen Geschlechts abhange; übrigens, sagten sie, habe sie nichts Edles und Seelenerhebendes, bringe weder große Thaten, noch erhabene Tugenden hervor. Die Ehe hielten sie für ein nothwendiges und unvermeidliches Uebel, dem sie sich nur deswegen unterzogen, um die heilige patriotische Pflicht zu erfüllen, dem Vaterlande, statt ihrer, künftige Vertheidiger und Bürger zu hinterlassen. Die Vorsteherin dieser Liebe war die gemeine irdische Venus, deren Tempel und Altäre von denen der himmlischen Göttin der Liebe sehr verschieden waren.

Die Männerliebe nannten die Griechen in der eigentlichsten Bedeutung Liebe. Sie allein, sagten sie, sey die reine, edle, tugendhafte, himmlische Seelenliebe, ein Geschenk der Venus Urania, auf deren Altären ein reineres, heiligeres Opfer brenne, als in den weniger besuchten Tempeln der Venus Pandemos. Sie könne in keinen andern, als keuschen und tugendhaften Seelen wohnen, die in den großen Geheimnissen der himmlischen Venus eingeweihet wären und als ihre geheiligte Priester ein unbeflecktes Leben zu führen sich entschlossen hätten. Sie sey die fruchtbare Mutter und Ernährerin aller Tugenden; sie erweiche das Herz der Harten und Grausamen zum Mitleiden und Wohlthun: öffne die Schätze des Geizigen zur Unterstützung des Nothleidenden: und stähle das Herz des Feigen zu standhaftem Muthe in Gefahren und zu unbesieglicher Tapferkeit: sie reinige endlich die Seelen der Menschen von allen versteckten Lastern und erniedrigenden Gesinnungen. Diese Liebe sey der heiligste Bund tugendhafter Seelen, wodurch sie sich zur Ausübung der größten Thaten vereinigten, und sich gegenseitig ihre Tugend so sehr verbürgten, daß sie eher den schmerzhaftesten Tod, als die Beschimpfung des Liebhabers oder Geliebten durch irgend eine niederträchtige Handlung ertragen würden. Von Tyrannen und feigen Völkern sey sie wie ihre Schwester, die Weltweisheit, stets gehaßt worden; sie

habe sich daher nur unter freien und edlen Völkern gefunden. Sie sey endlich eine nie versiegende Quelle der reinsten und wonnereichsten Vergnügungen, welche die Sterblichen genießen könnten: eine unzertrennliche Begleiterin durch alle Stufen des Alters bis zum gemeinschaftlichen Grabe, wo die Gebeine der Geliebten eben so genau und freundschaftlich, als ihre Herzen in diesem Leben vereinigt würden: ein Vorgenuß, eine Vorbereitung zu den verlornen Seligkeiten, die unsere Seelen vormals in den himmlischen Wohnungen genossen haben, und nach ihrer Entbindung von der zur Erde ziehenden Körperlast Ewigkeiten hindurch genießen werden.

Nicht allein die Weltweisen sprachen mit so feierlichem Ernst über die Männerliebe, als einem der wichtigsten Gegenstände der Philosophie, sondern die größten Gesetzgeber nahmen sie in Schutz, billigten sie, und bestimmten das Verhalten des Geliebten und Liebhabers gegen einander durch Gesetze.

In Kreta war die männliche Liebe seit undenklichen Jahren durch Gesetze geheiligt. Es war sogar schimpflich, wenn ein Knabe keinen Liebhaber fand, weil man es seinen fehlerhaften Neigungen zuschrieb. Die Jünglinge, welche von andern geliebt wurden, erlangten nicht nur den Vorsitz bei allen öffentlichen Schauspielen, sondern wurden auch mit schönen Gewändern geschmückt. Man nannte sie κλεινοὶ, und ihre Liebhaber Φιλήτορες. Sie mußten, wie in Sparta die Mädchen, ihren Eltern geraubt werden. Hatte irgend Jemand auf einen Knaben seine Liebe geworfen, so benachrichtigte er die Anverwandten davon, und bestimmte den Tag, an welchem er ihn rauben wollte. Niemand widersetzte sich dabei im Ernste, sobald der Stand und der Charakter des Liebhabers den Eltern anständig war. War aber dieses nicht, so schlug man die Verabfolgung des Knabens sogleich ab. Im andern Falle begleitete man ihn nur zum Schein in das Haus des Liebhabers, und gab dann seine Einwilligung. Der Liebhaber führte nun den Knaben höchstens zwei Monate herum, nahm ihn überall mit sich hin und sorgte für seine Vergnügungen; dann brachte er ihn zu den Seinigen zurück, beschenkte ihn

aber noch zuvor mit mancherlei Sachen, den Gesetzen aber gemäß, mit einer völligen Rüstung, mit einem Stiere und einem Becher. Bei der Zurückkunft in das Haus ward der Stier geopfert und ein Gastmahl angestellt, wobei der Knabe das Verhalten seines Liebhabers gegen ihn erzählte. War dieses hart und ungestüm gewesen, so konnte der Liebhaber deswegen vor Gericht belangt werden. Die Kretenser hielten diese Seelenliebe für den besten Sporn zur Tapferkeit; sie glaubten, daß ein kalter, frostiger Krieger einem feurigen, von der Liebe entflammten Streiter unmöglich widerstehen könne. Liebhaber und Geliebte wurden nach ihrer Meinung in der Hitze des Kampfs von zwei Göttern, dem Amor und Mars, zugleich angefeiert, wenn andere nur von der Macht eines einzigen, des Kriegsgotts, unterstützt würden. Maximus Tyrius und viele andere bezeugen, daß alles Unanständige von diesem Umgange entfernt gewesen sey.

Unter den Spartern war ein gleicher Ruhm mit der Knabenliebe verknüpft. Lykurg hatte über diese Seelenliebe mannigfaltige Gesetze gegeben und sie als den sichersten Weg zur spartischen Tugend empfohlen, und alle Geschenke, alle unedle Kunstgriffe, Zuneigung zu erwecken, verboten. Unauslöschliche Schande, Ehrlosigkeit und Verlust des Bürgerrechts, oder Todesstrafe sollte den Unwürdigen verfolgen, der statt der Seele eines schönen Jünglings, seinen Körper lieben und mißbrauchen würde. Die Ephoren straften Jünglinge, wenn sie statt eines rechtschaffenen Armen einen unwürdigen Reichen zum Liebhaber erwählten, so wie man es an tugendhaften Männern als Mangel an Patriotismus ahndete, wenn sie gar keine Geliebten hatten und junge Seelen nicht zur Tugend zu gewöhnen suchten. Selbst unter dem weiblichen Geschlecht fand hier eine ähnliche Liebe statt. Zum Beweise der Reinigkeit dieser Knabenliebe führt Plutarch an, daß, wenn selbst mehrere einen Knaben geliebt hatten, so sey doch daraus keine Eifersucht entstanden, sondern man habe sich nur wechselseitig bemühet, den Knaben vollkommen zu machen, und da dies als der Zweck der Knabenliebe angesehen wor-

den sey, so habe man die Vergehungen des Knabens seinen Liebhabern beigemessen, und dieselbe sogar an diesem bestraft. Die Liebe dauerte fort bis zu den Stufen des männlichen Alters, und die geliebten Knaben wurden dann die Vertrauten ihrer Liebhaber, wie Plutarch von Cleomenes und Xenares erzählt.

Eben so allgemein gebilligt war die männliche Liebe unter den Einwohnern von Elis, den Böotiern, besonders aber den Thebanern. Die heilige Schaar der letztern, die aus lauter Geliebten und Liebhabern bestand, erschwerte Philipp den Sieg bei Chäronea über die griechische Freiheit; als er sie alle, mit Wunden in der Brust, in ihrem Blute erschlagen auf der Wahlstatt fand, brach er in die Worte aus: Wahrlich, nur eine schändliche Seele kann glauben, daß unter diesen schändliche Sitten herrschten!

Auch in Athen ward die lange schon bekannte Knabenliebe durch Solons Gesetzgebung bestätiget. Nur den Sclaven verbot er, Knaben zu lieben, damit eine so seelenerhebende Leidenschaft nicht herabgesetzt und tugendhafte Männern davon nicht abgeschreckt würden. Solon selbst soll den Pisistratus geliebt haben. Auch Sokrates und Plato's Liebe zu Knaben ist unläugbar. Man unterschied übrigens die unreine Knabenliebe von der reinen so gut wie in Sparta. Die Jünglinge, welche sich unzüchtigen Liebhabern überließen, wurden für ehrlos erklärt und ihre schamlosen Liebhaber mit dem Tode bestraft.

Nach dem Beispiele jener großen und tugendhaften Männer empfiehlt Plutarch in seiner Abhandlung von der Erziehung die männliche Liebe als das zuverläßigste Mittel, junge Seelen zur Tugend auszubilden.

Ich sagte vorhin, der Genius der Natur gab der griechischen Männerliebe beim Fortschreiten zu höherer Kultur eine Mischung von feineren Gefühlen. Die schon durch den milden Himmelsstrich begünstigte Schönheit im Gebilde der organischen Körper gewann durch die mannichfachen gymnastischen Uebungen der Jugend. Der natürliche Sinn für schöne Formen wurde allmählig gebildeter, ward zum allgemeinen Wohlgefallen, und

stieg endlich bis zum schwärmerischen Enthusiasmus, von dem die Künstler begeistert, die bis jetzt noch nicht erreichten Ideale schufen. In den Schulen der Philosophie zeigten sich oft schöne Jünglingskörper nackend, und Wohlgefallen an schönen Formen knüpfte unter der Jugend das Band der Freundschaft und Achtung. Dieses feine Gefühl erhob sich bis zur geistigen Schwärmerei, als Sokrates und Plato lehrten, daß Schönheit des Körpers nur alsdann einigen Werth habe, wenn er von einer schönen Seele bewohnt werde, daß ein schöner, von einer häßlichen Seele belebter Körper minder liebenswürdig, als ein häßlicher Körper mit einer schönen Seele sey. Ein schönes körperliches Ebenmaß sah man als das Gepräge einer schönen Seele an. Sokrates und Plato suchten sich daher die schönsten Jünglinge zu ihren Schülern aus. Philosophen wurden Liebhaber schöner Seelen, die sie bildeten, und schöne Jünglinge wurden die Geliebten tugendhafter Männer, denen sie die Entwickelung ihrer Geisteskräfte verdankten. Dies war die edle Seelenliebe der Griechen, die zwar im verdorbensten Zeitalter bis zum Untergange der Republik dauerte, aber auch nur in dem engen Zirkel der Schule der Philosophie eingeschlossen war.

So edel das Gemälde der griechischen Knabenliebe auf der einen Seite ist, so schändlich ist ihr Mißbrauch auf der andern, von dem man schon im heroischen Zeitalter Spuren findet.

Die unnatürliche Männerliebe bei barbarischen und verfeinerten Nationen hat nichts weniger als einerlei Ursprung. Wenn der in Kriegen und auf Jagden umher irrende, von Weibern getrennte Barbar aus Noth das Wollustbedürfniß mit seinem Geschlecht befriedigt, so verfällt der gegen stärkere Vergnügungen der Natur stumpfe, durch übermäßigen Genuß bis zur Erschöpfung geschwächte, verfeinerte Wollüstling aus Raffinement auf diesen unnatürlichen Sinn. Jenes war der Ursprung der unreinen Knabenliebe des Jupiter zum Ganymed, des Herkules zum Hyllus in den ältesten Zeiten Griechenlands *), und ist es noch unter den heutigen Ame-

*) Sie war vielleicht auch ein aus Asien nach Griechenland verpflanztes Laster.

rikanern; aus dem zweiten Zustande entsprang dieses Laster in dem üppigen Theben, Athen ꝛc. und entspringt daraus noch jetzt bei den neuern Römern, Parisern und Deutschen. Sinkt eine ganze Nation in eine solche tiefe Entnervung, wie unter den Griechen die Theber und Kreter und die heutigen Asiaten, so greift dies Laster in allen Ständen um sich und wurzelt als herrschende Gewohnheit ein.

Nach dem Ausspruche des Ovid war Orpheus der erste Urheber der Knabenliebe. Zu Anakreons Zeiten war sie wenigstens schon keine Sünde der Finsterniß mehr. Später als in Kreta, Elis und Theben nahm sie in Athen und Sparta überhand. Hier scherzte man eben so öffentlich und ohne Scheu über Knaben- als Mädchenliebe. Man achtete die Strafen nicht mehr, die Solon auf diesen schändlichen Umgang gesetzt hatte*). Junge Wüstlinge, wenn sie ihr väterliches Vermögen verschwendet hatten, übergaben sich andern als Beischläfer, und ließen sich öffentlich, wie Buhlerinnen, unterhalten. Im Zeitalter des Aeschines triumphirte dieses Laster mit der frechsten Stirne; dieser Redner nannte öffentlich die Männer, welche den Timarch geschändet hatten, und sie wurden nicht einmal mit Schande, vielweniger mit Strafe belegt. Liebhaber und Liebende trauten nicht mehr ihrer gegenseitigen Ehrlichkeit oder bloßen Versprechungen, sondern sie machten vor ihrer Verbindung schriftliche Verträge, worin der eine unverbrüchliche Treue angelobte und der andere die Belohnungen für diese festsetzte. Es wurden sogar in Athen schöne Knaben, wie schöne Mädchen, zum öffentlichen Vergnügen unterhalten, und das Kopfgeld, was beide bezahlen mußten, wurde, wie andere Einkünfte, der Stadt verpachtet. Aus dieser schändlichen Quelle entstand Weiberhaß unter den Griechen, so wie unter den Römern und den heutigen Orientalern, und hatte auf die Entvölkerung jener Länder den wichtigsten Einfluß.

Nur der Grieche bei seiner Reizbarkeit, seiner Em-

*) Den Liebenden oder den Verführer belegte Solon mit Todesstrafe, und der Liebhaber, welcher sich mißbrauchen ließ, sollte von allen Ehrenämtern ausgeschlossen bleiben.

pfindlichkeit für schöne Formen, beim Mangel des edlen Genusses weiblicher Liebe, bei seiner republikanischen Staatsverfassung, war eines so erhabenen Schwungs der Männerfreundschaft fähig, aus der, selbst während dem Untergange des Staats, die größten Unternehmungen hervorgingen, die den nachherigen Despoten Griechenlands so gefährlich wurden, daß diese sie ausrotteten, wo und wie sie nur konnten. Man mag diese Empfindungsart erklären wie man will, so wird es doch niemand gelingen, mit allem Aufwande der Beredtsamkeit des schwärmerischen Plato zu beweisen, daß selbst jene tugendhafte Männer bei dieser Seelenliebe immer geblieben sind, und daß die höchste geistige Anspannung nicht zuweilen sehr sinnliche Folgen gehabt habe. „Was ist jene freundschaftliche Liebe? sagt Cicero; warum liebt keiner einen häßlichen Jüngling und einen schönen Greis?“ Wenn auch die Knabenliebe jener, wegen ihrer Tugenden berühmten Männer nicht in einem großen Genuß der Wollust bestand, so hatte doch ein verfeinerter Genuß Antheil daran. Selbst Plato macht den Sokrates verdächtig, wenn er den Alcibiades erzählen läßt, dieser habe einmal eine ganze Nacht mit Sokrates zugebracht und sey ganz unberührt von ihm gegangen. Dies scheint bei den Griechen für einen außerordentlichen Beweis der Enthaltsamkeit angesehen worden zu seyn, so wie es bei uns gelten würde, wenn sich dieser Fall an der Seite eines schönen Mädchens zutrüge. Aelian führt den Sokrates und Alcibiades in einer Parallele mit Platon und Dion auf, und nennt sie geradehin Päderasten. Lucian läßt in seinen Liebesgöttern zwei Personen auftreten, wovon die eine den Sokrates anklagt, die andere ihn entschuldigt. Auch erwähnt er seiner in der Lebensversteigerung, wo er ihn zwar einen Päderasten heißt, aber sogleich hinzusetzt: er war nicht ein Liebhaber des Körpers, sondern einer schönen Seele. Selbst seine fromme Gattin Xantippe hatte ihn wegen seinen Liebschaften im Verdacht. Athenäus sagt bei Gelegenheit der körperlichen Schönheit des Alcibiades, Sokrates hätte bei all seiner Enthaltsamkeit ihr nicht widerstehen können. Nepos und Plutarch berühren

ebenfalls diese berüchtigte Sache, jedoch mit schonender Delikatesse. Indeß können alle diese späteren Schriftsteller ihre Nachrichten aus unreinen Quellen genommen haben; denn selbst seine Feinde, Aristophanes in dem Lustspiel die Wolken, und Melitus in seiner Anklage, thun hiervon nicht die geringste Erwähnung. Wie leicht würde es diesen Menschen nicht geworden seyn, als Organe der Sophisten und Tyrannen, über den Sokrates zu triumphiren, wenn sie diesen Weisen entlarvt und ihn als einen schändlichen Wollüstling dargestellt hätten! — Man beschuldigte ihn zwar, daß er die Jugend verderbe, aber dies bezog sich nur auf die Gesetze der Religion und Staatskunst, gegen welche er die Jugend gleichgültig gemacht haben soll. „Gesetzt auch, sagt Mendelsohn, die damalige Verderbniß der Sitten wäre so weit gegangen, daß man dieses widernatürliche Laster beinahe für natürlich gehalten hätte, so würden seine Feinde diesen Umstand nicht verschwiegen haben, wenn es nicht offenbar unmöglich gewesen wäre, das Muster der Keuschheit und Enthaltsamkeit einer so viehischen Wollust zu beschuldigen.“ — Man lese die strengen Vorwürfe, die er dem Kritias und Kritobul macht; man lese das Zeugniß, das ihm in Platons Tischgesprächen der muthwillige, halbberauschte Alcibiades gibt *); hierzu nehme man das Stillschweigen seiner Freunde und Verläumder hierzu, so werden wir jene Beschuldi-

*) Doch die Charakteristik eines großen Mannes, welche wir aus dem Munde seiner Freunde und Verehrer vernehmen, trägt immer das Gepräge der Partheilichkeit an der Stirne. Der Geschichtsforscher vermag aus ihr allein nichts Glaubwürdiges zu beweisen, und wird ihr höchstens neben reineren Quellen den zweiten oder dritten Rang anweisen können. Sucht man nicht heut zu Tage einen Mann, dem man eine hohe Vollkommenheit des moralischen Charakters beilegen will, gegen den Verdacht, mit dem schönen Geschlecht einen sinnlichen Umgang gehabt zu haben, zu vertheidigen? Und wenn bei den Griechen in der verdorbensten Epoche die Knabenliebe höchstens für eine eben so tadelnswerthe Galanterie, als bei uns die Weiberliebe angesehen ward, würden die Freunde und Schüler des Sokrates es wohl gewagt haben, die sittliche Größe ihres Lehrers mit einer Schwachheit zu beflecken, durch welche in den Augen des Publikums der Glanz ihrer Schule unfehlbar herabsinken mußte!

gungen mehr für verläumderische Erdichtungen, als für gegründete Zeugnisse halten müssen.

Ein neuerer Schriftsteller, der die Reinheit der griechischen Knabenliebe sehr eifrig vertheidigt, doch aber zugibt, daß die äußerliche Bildung nicht ohne große Einwirkung blieb, daß durch sie vielleicht der Anfang der Zuneigung entstand, daß durch den schönen Körper die schöne Seele zuerst wirkte, — dieser will uns die Empfindungsart der Griechen in ihrer Männerliebe durch das Beispiel der Winkelmann'schen Briefe an den Herrn von Berg erklären *). „Die Sprache in den Briefen, sagt er, ist nicht die Sprache der Freundschaft, es ist die Sprache der Liebe. Der ganze Inhalt zeugt von Winkelmanns Reizbarkeit für schöne Formen, für schöne männliche Bildung. Nach langem Studium der schönsten Formen des Alterthums hielt er bekanntlich die männliche Gestalt für schöner, vollkommener als die weibliche. Auch mochte die lebhaftere Theilnahme an seinen Empfindungen ihn mit größerm Enthusiasmus an sein Geschlecht fesseln. Wenn er gleich wenige Männer fand, die sich zu dem Grade der göttlichen Begeisterung ganz heraufzuschwingen vermochten, worin ihn sein Apollo versetzte, so traf er unter ihnen doch mehrere, die ihm einigermaßen nachempfanden, da hingegen das weibliche Auge sich selten an die Schönheit der Statuen gewöhnt, selten die höchste Erhabenheit fühlt. Aber dem sey es wie ihm wolle; wird einer aus diesen Winkelmann'schen Briefen irgend einen entehrenden Verdacht gegen den Verfasser schöpfen?"

Weiberliebe der Griechen.

Schon in Solons Zeitalter griff die Ueppigkeit beider Geschlechter in allen Ständen um sich. Dieser Gesetz-

*) Eigentlich sind es die Briefe an Muzel und Stosch, worin Winkelmann die so heftige Liebe für schöne männliche Bildung verräth. Z. B. Th. I. S. 141. gibt Winkelmann seinem Freunde den Auftrag, sich, wenn es ohne Argwohn geschehen könnte, nach dem Namen und Vornamen des schönen Jungen, welchen er in Florenz gesehen hatte, zu erkundigen, weil er ihm eine italienische Schrift zueignen wollte. Indessen war Winkelmanns Beschreibung von diesem Jüngling so unvollständig, daß sein Freund in Florenz seinem Verlangen nie genügen konnte.

geber wollte wenigstens die Tugend der Eheweiber sichern, und schränkte daher diese noch mehr ein. Er verordnete, daß die Weiber bei Tage nicht anders als geputzt, und des Abends nicht anders als mit Fackeln ausgehen oder ausfahren sollten. Auch durften sie nicht mehr Speise und Getränke, als für einen Obulus gekauft werden konnte, aus dem Hause des Mannes mitnehmen, und keinen größern als kubitalischen Korb tragen. Er schränkte den auch in Athen herrschenden morgenländischen Gebrauch ein, nach welchem die Weiber die Gräber und Monumente verwandter und fremder Verstorbenen häufig und noch lange Zeit nach der Beerdigung besuchten, an denselben wehklagten und Gesicht und Brust sich zerfleischten, und unter diesen Vorwänden Gelegenheit zu mancherlei Ausschweifungen fanden. Um noch auf andere Art der Verführung der Weiber und Jungfrauen und der Knabenliebe vorzubeugen, führte Solon den öffentlichen Dienst der Venus Pandemos in Athen ein, ließ ihr im Ceramikus einen prächtigen Tempel errichten, lud schöne Frauenzimmer als Priesterinnen der Göttin ein, und erlaubte ihnen, den Genuß ihrer Reize einem jeden feil zu bieten. Das Zeitalter fand diese Politik sehr lobenswürdig. „Du bist, spricht Philemon zu diesem Gesetzgeber, gegen alle Menschen wohlthätig gewesen; denn unter allen Sterblichen hast du zuerst wahrgenommen, was dem Staate vortheilhaft und heilsam war, und es ist billig, o Solon, daß ich es sage. Als du die Stadt mit Jünglingen angefüllt sahest, die den unwiderstehlichen Trieben der Natur folgten und unanständige Ausschweifungen begingen, stelltest du an gewisse Orte erkaufte Weibspersonen hin, die allen gemein und bereit waren.“ Damit aber den Ehefrauen bei dieser gesetzlichen Duldung der Buhlerinnen und Beischläferinnen oder Sclavinnen der eheliche Genuß nicht entzogen wurde, befahl Solon den Männern, ihren Gattinnen des Monats wenigstens dreimal beizuwohnen. Ein Gesetz, das in Athen eben so wenig, als im Orient erfüllt wurde.

In den erstern Zeitaltern nach Solon waren die Buhlerinnen den Sitten nicht sehr gefährlich. Es wurde

lange für schimpflich gehalten, die Wohnungen dieser öffentlichen Dienerinnen der Wollust zu besuchen. In Athen herrschte noch ein freier unverdorbener Sinn. Die Nation hatte nicht ganz ohne Mühe die Epoche eines bessern Wohlstandes errungen. Durch Tapferkeit, Muth und Klugheit erfochte sie glänzende Siege über die Perser. Der Tribut der Bundsgenossen und der besiegten Völker floß in Athen zusammen, und das Land selbst öffnete neue Quellen des Reichthums. Aber dieser Ueberfluß ward nicht einzelnen Personen, sondern dem ganzen Staate zu Theil: alle Aeußerungen und Folgen desselben waren öffentlich und nur für den Genuß des Volks bestimmt. Während daß der Privatluxus in engen Schranken blieb, baute man vom Siegesraube der Perser ein schönes Athen. Schon Pisistrat schlug den Weg ein, den alle Demagogen Athens, vor allen der bewunderte Perikles, in der Folge betreten haben; man beschäftigte die Eitelkeit eines unruhigen, leicht beweglichen Volks, das nicht sobald der Gewalt seiner Führer entrann, als es sich allen Ausschweifungen der Faktionen ergab; man verschwendete mit jugendlichem Leichtsinn Millionen, um die Wohnungen der Götter, die öffentlichen Plätze, die Theater und Gymnasien auszuschmücken, und jeder Bürger Athens fühlte sich glücklich und groß in dieser Betrachtung der Werke der Kunst. Dies war das Zeitalter, wo ein erhabener Schwung des Luxus und der Liebe zum Vaterlande aufs innigste sich verband, von welchem Plato sagt, daß es die Zeit der Herrschaft der Gesetze gewesen, daß die Athener zu der Zeit, als sie ihren Feinden am furchtbarsten gewesen, sich vor ihren eigenen Gesetzen am meisten gefürchtet, und als sie über andere Völker am weitesten geherrscht, ihren väterlichen Satzungen am willigsten Gehorsam geleistet hatten.

So bereiteten die Heldengenies, Themistokles, Aristides und Cimon das üppige Zeitalter des Perikles vor. Mit dem glorreichen Cimon'schen Frieden schwang sich Athen auf den höchsten Gipfel seines Glanzes. Bei dem immer anhaltenden, schnellen und starken Zuflusse der Reichthümer war es unvermeidlich, daß

nicht einzelne mächtige und herrschende Häuser mehr Schätze sammelten, als hundert andere unbedeutende Familien zusammen. Unter dem Namen des Reichsten der Griechen lebte Kallias, schon im Zeitalter des Aristides. Aber die meisten Reichen, statt ihre Einkünfte zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit zu verschwenden, verwandten sie zum Vergnügen oder zum Besten des Volks: zur Bekleidung, Ernährung und Beerdigung armer Mitbürger, oder zur Ausstattung ihrer Töchter. —
Im Umgang mit den Persern verschwand indeß die Einfalt der Sitten immer mehr, und der Hang zu feinerm Vergnügen erwachte. Der verfeinerte Athener lernte die Kunst, asiatische Schwelgereien mit attischem Salze zu würzen. —

Perikles vermehrte durch Tribut-Erhöhung die Einnahme der Stadt bis auf tausend Talente, wovon er bis zum Anfange des peloponnesischen Krieges einen Schatz von beinahe zehn tausend Talenten ersparte, und davon vier tausend Talente auf die Verschönerung der Stadt wandte. In diesem Zeitalter machte die Kunst reißende Fortschritte, und schuf, nicht etwa dem Despotismus verewigende Denkmale, wie in Egypten, sondern jene erhabene Ideale der Schönheit, welche die Bewunderung aller Nationen und aller Jahrhunderte geworden sind. Ein Talent weckte das andere, und bei dem öffentlichen Gebrauche ward wechselseitige Ausbildung leicht. Der Philosoph bildete den Redner; von beiden lernte der Dichter; dem Dichter arbeitete der Künstler nach, und nie war zwischen Einbildungskraft und Verstand ein schönerer Bund geschlossen, als in dieser Zeit. Phidias schuf seinen olympischen Jupiter; Myron seine Leben athmende Kuh; Zeuxis und Pharrhasius bezauberte Menschen und Thiere; Sophokles's und Euripides's theatralische Vorstellungen lockten Thränen aus den Augen der Mädchen und Jünglinge, und weckten die feinsten Gefühle in ihren empfindsamen Herzen; dagegen hielt Aristophanes den Pöbel bei lachender Laune und entrunzelte die Stirne des Weisen. Noch jetzt ist man stolz, diese Werke zu besitzen, da man ihnen nichts ähnliches zur Seite setzen kann; noch jetzt bezeichnen die Namen

der Phidias, Praxiteles, Scopas und Polyklet nicht sowohl Namen von Künstlern, als die Kunst selbst. Wäre Griechenland in dieser blühenden Epoche von weisen Gesetzen beherrscht, von herrschsüchtigen Tyrannen und Volksverderbern, wie Perikles, Nicias, Alcibiades u. a. waren, befreit worden, so würde es nie seinen Untergang sich selbst bereitet haben. Aber jene stolze Männer, um nicht von ihrer glänzenden Höhe verdrängt zu werden, sahen sich gezwungen, dem Volke, durch dessen Gunst sie ihre Macht erhalten hatten und allein behaupten konnten, immer mehr zu schmeicheln, und den Staat in die verderblichsten Arten öffentlicher Pracht und Verschwendung zu stürzen.

Zu Perikles Zeiten gab Athen das Schauspiel zusammenhängender Triumphe und Feste. Das Volk vergnügte sich auf Kosten des Staats, und der Staat vergnügte das Volk auf Kosten seiner Provinzen und Bundsgenossen. Die Zahl bezaubernder, öffentlicher Feste ward vermehrt. An denselben frühstückten die Athener und tranken Wein, bevor sie bekränzt ihre Sitze einnahmen; selbst während der Schauspiele wurden ihnen Wein und Leckereien gereicht, und an den Festen des Bacchus waren sie gewöhnlich alle betrunken. Den Armen wurde aus dem öffentlichen Schatze das Geld gegeben, welches sie für ihre Sitze im Theater bezahlen mußten. — So mußte die edelste Nation aus einem immer steigenden Hange zur Pracht und Ueppigkeit endlich erschlaffen und in Muthlosigkeit und Faulheit versinken, bis sie ganz entkräftet ihren Nacken dem sclavischen Joche des Despotismus darbot.

Aus dem Zeitraume von Perikles bis auf den Untergang der Republik werde ich nun meinen Lesern die merkwürdigsten Züge des verfeinerten und üppigen Geschlechtsgenusses darstellen.

Athen vergaß seiner Ahnen hohen Sinn über den Ruhm, das liebenswürdigste Volk der Erde zu seyn. Pracht und Verschwendung in Wohnungen und Meublen, Schmuck in Gewändern, Schwelgerei in den Gastmahlen entnervten den Körper, und weckten unaufhörlich in der Seele neue Begierden nach Sinnengenuß. Asia-

tische Laster mit allen ihren Gräueln herrschten in den Zirkeln der Reichen und Armen. Alles, was Natur und Kunst in Sicilien und Italien, in Cypern und Egypten, in Lydien und Pontus, im Peloponnes u. s. w. hervorbrachte, floß in Athen zusammen. Man aß häufig Speisen, welche den Geschlechtstrieb reizten. — Buhlerinnen und Spaßmacher erschienen bei den Tafeln, um die Sinnen auf alle mögliche Art zu reizen und dem Witz oder vielmehr der frechen Zunge der Tischgenossen Gegenstände darzubieten. Auch Kinder und andere Personen mußten die Gesellschaft durch kühne Sprünge und andere Bewegungen, oder durch pantomimische Dramen unterhalten. — Wohlriechende Blumen und Salben erhöheten die Freuden der Tafel, indem man die Gäste mit dem einen bekränzte und mit dem andern salbete.

Seitdem die Männer anfingen, auf reiche Mitgaben zu sehen, hörten die Weiber zwar auf, Sclavinnen zu seyn; aber nun entzogen sie sich auch allen möglichen häuslichen Arbeiten, ja selbst den Mutterpflichten. Weder durch Unterricht noch Erziehung gebildet, blieben Weiber und Jungfrauen zwar noch immer in den Gynäkonitis mit ihren Mädchen verschlossen. Sie erschienen fast niemals, als an öffentlichen Festen, ihre Freunde sahen sie nie, und nur selten ihre Verwandten und selbst ihre Männer; diesem ungeachtet wuchs doch ihre Eitelkeit, ihr Hang zu allen Arten sinnlicher Genüsse eben so schnell, als die Ueppigkeit der Männer.

Die Beispiele der Griechinnen und der heutigen Morgenländerinnen beweisen, daß der Hang zum Putze nicht immer mit der Begierde, dem männlichen Geschlechte zu gefallen, ab- und zunehme. Der Weiberhasser beim Luzian schildert die Toilette der griechischen Damen auf folgende Art. Sie suchen ihre Häßlichkeit durch künstlichen Putz zu verstecken. Wollte man sie, wenn sie sich aus ihrem Bette erhoben haben, überraschen, so würde man vor ihnen mehr als vor dem häßlichsten Thiere zurückschrecken. Sie sind aber gleich mit Schaaren von Mädchen und alten Weibern umringt, die ihre unglücklichen Gesichter mit allen Arten von Schminke überschmieren. Sie greifen nicht sobald, als sie ihr Haupt

mit reinem Wasser gewaschen und erfrischet haben, ein nützliches und ernsthaftes Werk an; sondern beschäftigen sich erst mit der Zubereitung und Zusammensetzung der Schminke und deren geschickten Auftragung auf ihre häßlichen Gesichter. Mit ihrem Anputze geht es so feierlich wie an manchen großen Festen zu: ein Theil von Aufwärterinnen muß silberne Becken, ein andrer Gießkannen und Spiegel bereit halten. Ein ganzes Heer von Büchschen und Kästchen sind mit unseligen Gegenmitteln wider die Häßlichkeit angefüllt; in einigen liegen verborgene Kräfte, die Zähne zu verschönern, in andern ist Schwärze für das Färben der Augenbraunen aufbewahrt. Die meiste Sorgfalt aber wird auf den Bau der Haare verwandt. Einige vertilgen die natürliche Farbe ihrer Haare gänzlich, und färben sie, wie Schafswolle, mit einem glänzenden Roth: andere zwingen zwar keine Farben hinein; allein diese verschwenden das Vermögen ihrer Ehemänner in köstlichen Salben, so daß man glauben sollte, alle Wohlgerüche Arabiens flößen von ihrem Haupte herab. Sie geben ihren Haaren nicht nur durch brennende Eisen eine künstliche Krause, sondern ziehen sie mit Gewalt bis an die Augenbraunen, so daß für die Stirne nur ein ganz kleiner Zwischenraum übrig bleibt. Hinten wallen die Locken stolz den Nacken hinab. Dann werden bunte Schuhe, die das Fleisch der Füße zusammenpressen, und durchscheinende leichte Kleider angelegt, die ihnen das Ansehen nackter Personen geben. In ihre Ohren hängen sie die kostbarsten Steine, die viele Talente werth sind. Finger und Arme beladen sie mit goldenen Zierrathen, die wie Drachen gearbeitet sind. Um ihren ganzen Kopf windet sich ein Kranz, in welchem indische Edelsteine, wie Sterne, glänzen: ein eben so kostbarer Schmuck hängt vom Halse auf die Brust herab: das unselige Gold steigt von dem Scheitel bis zu den Spitzen der Füße, weil alles, was entblößt ist, mit Golde eingefaßt wird. Wenn sie nun den ganzen Leib mit falschen erborgten Schönheiten bedeckt haben, setzen sie auf ihre unverschämte Wange noch eine rothe Schminke, damit die eckelhafte Weiße ihrer Haut doch etwas belebt werde. — In diesem Putze besuchen sie Feste oder ver-

bächtige Mysterien von Göttern, deren Namen die Männer nicht einmal kennen: oder verderben ihre Gesundheit durch wollüstige Bäder, oder durch Ueberfüllung mit den ungesundesten Leckerbissen, die eine unersättliche Sinnlichkeit erfunden hat. —

Pollux und Clemens von Alexandrien haben uns folgendes Verzeichniß der vornehmsten, bei der griechischen Toilette erforderlichen Werkzeuge hinterlassen: das Scheermesser, die Scheere, das Wachs, der Salpeter, die Haartouren, Fransen, Schnuren, Mitren, Bänder, der Bimsenstein, damit sie die Haut glatt machten, und dessen sie sich besonders an der dicken Haut der Fußsohlen bedienten, die rothe Ochsenzungenwurzel, das Bleiweiß, die Pommade, die Krone, die Decke, die Schminke, das Halsband, die Farben, das galante Nachtkleid, die Rieswurz, der Dreifuß (wohlriechendes Rauchwerk anzuzünden), das Barathrum (wahrscheinlich das heutige Bidet), die kleinen Binden, der Gürtel, die Schnalle, die langen Kleider, die Mantille, Ohrengehänge, Edelsteine, der Schmetterling, das Röschen, die Spangen, die goldnen Ketten, das Siegel, die Schärpen, die Nadeln, Schleier, Ringe, Fälschchen und andere Dinge mehr.

Außer diesen Toiletten-Geschäften machten kleine Hunde aus Malta, sicilianische Tauben und andere Kleinigkeiten nebenbei ihre Liebhabereien, so wie die fadesten Zosen und hirnlose Verschnittene ihre Gesellschafter aus. Besonders beherrschte die griechischen Damen eine rasende Begierde nach dem Besitz seltner und kostbarer Vögel, davon reiche Männer eine Menge unterhielten. Von dem Pyrilampus, einem Freunde des Perikles, erzählt Plutarch, daß er den edelsten Athenerinnen seltne Vögel, besonders Pfauen, als die Preise der ihm erwiesenen Gunstbezeugungen zugeschickt habe.

Statt daß sich die Jünglinge durch körperliche Uebung Stärke und Gesundheit, wie ehemals, erwarben, übten sie sich in unzüchtigen Tänzen und Gestikulationen. Aus den Schulen war alle Sittlichkeit entflohen; als Knaben schändeten sie schon ihre Unschuld, und als Jünglinge entnervten sie sich in den Armen unersättlicher Buh-

lerinnen. Diese waren theils öffentliche Priesterinnen in den Tempeln der Venus Pandemos, theils wohnten sie in ihren eigenen Häusern, wo sie mit allen Freuden des Lebens, Spiel, Tanz rc. ihre liebetrunknen Anbeter bezauberten.

So schändlich indeß der Verfall der Keuschheit für den Staat war, so vortheilhaft für die schönen Künste war die weibliche Schaamlosigkeit. Es war die erwünschteste Gelegenheit für eine solche griechische Schöne, den forschenden Augen der Maler und Bildhauer ihre unverhüllten Reize darzustellen, denen diese statt der höchsten Kunstideale dienten. Es war nicht sowohl ein Dienst, den sie dem Künstler, sondern den sie sich selbst leisteten, denn auf keine bessere Art konnte der Ruhm ihrer Schön in ganz Griechenland verbreitet werden. Besaß sie neben einem vollkommenen Körper noch Vorzüge, so lächelte ihr von allen Seiten das glänzende Glück entgegen; die schönsten Jünglinge wetteiferten um ihre Zärtlichkeit, der Dichter besang sie in einer Ode, der Künstler verewigte sie durch seinen Meißel, oder Pinsel, und der reiche Wollüstling legte sein Gold zu ihren Füßen. Als Sokrates und seine Freunde die Theodota besuchten, stand sie eben einem Maler als Muster und ließ sich durch die Ankunft dieser fremden Männer im geringsten nicht stören *). Ungeachtet es die Griechen für

*) Xenophon. Memor. Socrat. III. 2. Einst rühmte dem Sokrates einer von seinen Schülern die reizende Schönheit der Theodote, einer öffentlichen Buhlerin in Athen. Wir müssen doch einmal hingehen, sagte Sokrates, denn was so unbeschreiblich schön ist, das läßt sich vom Hörensagen allein nicht erkennen. Er ging, und ihn begleiteten Antisthenes, Apollodor, Cebes und Simmias. Ein Maler war eben bei Theodoten und studirte Wellenlinien, Kolorit und Inkarnation. Als Sokrates kam, legte er seinen Pinsel weg und trat zurück, voll Verwunderung, daß der Weise sich so weit mit seiner Sittenlehre wagte.

Sokrates. Nun, meine Freunde, sind wir Theodoten großen Dank schuldig, daß sie uns ihre Schönheit sehen ließ, oder ist sie uns mehr verbunden, daß wir sie beschauten? — Wenn sie dabei gewinnt, daß sie sich uns zeigte, so wird sie uns danken; ist aber ihr Anschauen für uns vortheilhafter, so müssen wir uns bei ihr bedanken.

Antisthenes. Du hast recht, Sokrates!

die größte Verletzung der weiblichen Ehre und Schamhaftigkeit gehalten hätten, wenn ihre Frauen oder Töchter an Gastmahlen, oder nur vor Gastfreunden ihre Gesichter entschleiert hätten; so scheuten sich doch die Kre-

Sokr. Wohl denn, sie gewinnt jetzt unser Lob, und wenn wir dasselbe weiter verbreiten, so hat sie noch größern Vortheil davon. Wir hingegen möchten dem, was wir sehen, wohl gern noch näher kommen. Wir gehen dann mit von Liebe verwundetem Herzen von hier, und wenn wir weg sind, so werden wir mit Sehnsucht nach ihr verlangen, wir werden sie anbeten, und der Gewinn wird auf ihrer Seite seyn.

Theod. Beim Jupiter! wenn das ist, so muß ich euch billig für euern Besuch danken —

Sokrates, der ihren kostbaren Schmuck, ihre Mutter, im schönsten Gewande auf Polstern ruhend, die vielen schönen Sclavinnen und überhaupt das prachtvollste Hausgeräth schweigend bewunderte, fährt nun fort und fragt:

Um Vergebung, Theodote, besitzest du Landgüter?

Theod. O nein!

Sokr. Aber doch ein einträgliches Haus?

Theod. Eben so wenig.

Sokr. Doch wohl einige Künstler, die für dich arbeiten?

Theod. Auch die nicht.

Sokr. Wovon lebst du denn, und zwar auf einem so glänzenden Fuß?

Theod. Die Wohlthaten meiner Freunde sind meine Revenüen.

Sokr. Fürwahr, ein sehr schönes Gut, Theodote! Viel besser ist's, eine kleine Anzahl von Freunden zu haben, als große Heerden von Schafen, Ziegen und Rindern zu besitzen! — Aber, erlaube mir, lässest du es aufs Glück ankommen, ob dir ein Freund wie eine Fliege zufliegt, oder erwirbst du dir denselben durch irgend eine sinnreiche Erfindung?

Theod. Ich wüßte nicht, was ich dazu für eine Erfindung brauchen könnte.

Sokr. Wahrhaftig, dazu bist du ja wohl viel geschickter als die Spinnen. Du weißt doch, wie sich diese ihren Unterhalt verschaffen? Sie machen irgendwo ein dünnes Netz, und was hineinfliegt, dient ihnen zur Speise.

Theod. Du gibst mir also wohl den Rath, auch ein solches Netz zu machen?

Sokr. Ist es denn eine so leichte Sache, Freunde, das Schätzbarste von allem, zu fangen? Weißt du, wie viel Kunst die Jäger bei den Hasen anwenden? Und welch ein Unterschied ist zwischen Freunden! Um die letztern zu fangen, richten sie Hunde ab, welche durch den Geruch ihr Lager ausspüren, sie aufjagen und verfolgen. Manchmal stellen sie auch Netze an den Weg, wohin sie ihre Flucht nehmen, damit sie da sich verwickeln.

toniaden nicht, ihre schönsten Jungfrauen vor dem Zeuxis zusammen kommen und aus ihnen fünf auswählen zu lassen, aus deren entblößten Reizen er ihnen das Ideal weiblicher Schönheit zusammensetzen und in einer

Theod. Mit welchen von diesen Erfindungen sollte ich denn nun meine Freunde auffagen?

Sokr. Wenn du dir, anstatt eines Spürhundes, einen Menschen anschafftest, welcher jungen und reichen Kennern der Schönheit nachspürete, und wenn er sie gefunden hätte, sie in deine Netze zu jagen suchte.

Theod. Aber was hab ich denn für Netze, Sokrates?

Sokr. O du hast ein Netz, Theodote, mit den reizendsten Schlingen! — Diesen Körper, meyne ich, und in demselben deine Seele, die dich lehrt, wie du deine Blicke richten mußt, um zu bezaubern, und was du reden sollst, um Herzen zu fangen. Ich weiß, daß du die Kunst verstehst, nicht nur mit Mädchenzärtlichkeit Liebe zu empfangen, sondern auch mit dem Feuer eines Mannes Liebe zu geben; ich weiß, daß du deine vornehmen Freunde mehr durch gefällige Thaten als schöne Worte zu fesseln verstehst.

Theod. Beim Zeus! die Künste, von denen du sprichst, sind mir fremd.

Sokr. Du verstehst dich doch auf die Kunst, einem Freunde nach seinen Neigungen zu begegnen? denn mit Gewalt wirst du keinen Freund fangen, noch festhalten; nur durch Wohlthun und Vergnügen wirst du ihn fesseln.

Theod. Das ist wahr.

Sokr. Du mußt also von deinen Liebhabern Anfangs nur solche Dinge verlangen, die sie ohne große Mühe erfüllen können, hernach mußt du ihnen auf gleiche Weise wieder gefällig seyn. So wirst du sie immer fester mit dir verbinden. Sie werden dich desto länger lieben und freigebiger seyn. Du wirst den Werth deiner Liebesbezeugungen erhöhen, wenn du dich ihnen zu der Zeit in die Arme wirfst, wenn sie deiner begehren. Du siehst ja, daß die köstlichsten Speisen, wenn man sie nicht verlangt, unangenehm sind, und ist man schon gesättigt, so erregen sie wirklich einen Eckel: kannst du hingegen bei einem Manne Hunger erwecken, so sind auch geringere Speisen willkommen.

Theod. Wie wäre das möglich, daß ich einen Hunger nach mir erweckte?

Sokr. Wenn du ihm nichts anbietest, sobald er satt ist, ja nicht einmal eher daran denkst, bis die Eßlust sich wieder einfindet. Wenn er Lust hat, so erinnerst du ihn durch ein freundliches Gespräch an dich, und gibst zu erkennen, daß du ihm gefällig seyn wollest. Dann entfernst du dich, bis sein Verlangen auf's Höchste steigt.

Theod. Ei, Sokrates, so gefällst du mir! Möchtest du nicht mein Jagdgenosse werden, wenn ich Freunde zu fangen wünsche?

Helena darstellen sollte. Diese Jungfrauen wurden wegen des Preises der Schönheit, den Zeuxis ihnen zuerkannt hatte, von vielen Dichtern besungen, und ihre Namen dauerten länger fort, als das Meisterstück, was Zeuxis nach ihrem Muster verfertigt hatte.

Unter allen griechischen Schönen, welche die Gewalt ihrer Reize geltend machen, erhob sich nie eine auf die hohe Stufe des Ruhms, auf welcher Aspasia glänzte. Sie war zu Milet von vornehmen Eltern geboren und bekam in Athen die vortrefflichste Erziehung. Ehe sie wußte, daß sie schön war, besaß sie schon alle Talente des Geistes und alle Reize des Körpers. Aber die Erziehung, die Griechenland ihr geben konnte, war bald vollendet. Sie selbst gab sie sich, indem sie die leichtsinnige Jugend aus ihrem Umgange entfernte, und solchen vielmehr Männern gewährte, die in der Beredt-

Sokr. O ja, warum nicht, wenn du mich dazu überreden kannst.

Theod. Und wie werde ich dich überreden können?

Sokr. Dies überlasse ich deiner Ueberlegung; du magst sehen, wozu du mich etwa brauchen kannst.

Theod. Sey denn so gut, lieber Sokrates, und besuche mich öfters!

Sokr. Ach, meine gute Theodote, es fällt mir etwas schwer, müßig zu seyn. Meine vielen eignen und öffentlichen Geschäfte erhalten mich immer in Arbeit. Ueberdieß habe ich einige Freundinnen, welche mich weder bei Tag noch bei Nacht von sich lassen wollen. Ich erfreue ihr Herz mit Liebestränken und ergötze sie durch Zauberlieder.

Theod. Auch darauf verstehst du dich!

Sokr. Allerdings. Woher käme es sonst, daß dieser Apollodor und Antisthenes mich nie verlassen? Warum wären Cebes und Simmias fast beständig bei mir? Du weißt wohl, daß dies ohne Liebestränke, Zauberlieder und Lockvögel nicht geschieht.

Theod. Wohl, darum bitte ich dich, Sokrates, daß du mir deinen Lockvogel ein wenig leihest, damit ich ihn zuerst gegen dich gebrauche!

Sokr. Ich will nicht zu dir hingezogen werden, sondern wünsche, daß du zu mir kommen mögest

Theod. Gut, ich will kommen, wenn du mich nur aufnehmen willst.

Die feine Ironie und die Absicht des Sokrates, seine Schüler vor diesem Syrenengeschlechte zu warnen, scheint in diesem Gespräch zu sehr durch, daß es kaum zu bemerken nöthig ist.

samkeit und Staatskunst Meister waren, denn Männer wollte sie einst beherrschen. In diesen Wissenschaften brachte sie es bald so weit, daß sie ihren Lehrern selbst ein Orakel ward. Nur dann erst, als Aspasia ihrer Seele ein hohes Gepräge der Weisheit gegeben hatte, überließ sie sich den Süßigkeiten der Liebe. Da sie das Bild der Sitten weder in den Tempeln noch in dem Schooße der Familien sah, erröthete sie nicht, die Schamhaftigkeit unter die Vorurtheile zu zählen, das verderbliche System des Cynismus in junge Herzen zu pflanzen, und dadurch die Sitten ihres Zeitalters zu vergiften. Und obgleich die Geschichte ihres Frühlings nur die Geschichte einer Buhlerin ist, so zeigt sie sich doch mit einer hohen Würde in den Augen der Vernunft. Ihr feines Gefühl erlaubte ihr nicht, einen schimpflichen, eigennützigen Handel mit ihren Begünstigungen zu treiben. Sie hatte nur Liebhaber, um sich Freunde zu machen. Sie war eine eifrige Republikanerin; der Glückliche, den sie in ihre Arme aufnahm, durfte keine andere Fesseln kennen, als die Fesseln der Natur.

Unter den angesehenen Männern, die sich um diese Zauberin versammelten, befand sich Perikles. Der Glanz dieses Mannes blendete ihre stolze Seele, und das engste Band der Liebe vereinigte beide. Von diesem Augenblick an ward ihr Leben mit der politischen Geschichte ihrer Zeit verwebt. In ihren Armen wurden die Entwürfe angelegt, denen Athen einen Theil seiner Größe und seines Verderbens zu danken hatte. Man erzählt sogar, daß Aspasia eine der berühmtesten Reden verfertigt habe, welche Perikles mit ungemeinem Beifall hielt; z. B. die Leichenrede auf die im samischen Krieg erschlagenen Athener, von welchem Kriege Aspasia eine der ersten Ursachen war. Plutarch bemerkt, daß man ihr den megarensischen Krieg, welcher den peloponnesischen nach sich gezogen, beigemessen habe; es sey nämlich der erste dadurch erregt worden, weil die Megarenser zwei ihrer Buhlerinnen entführt und Aspasia mit dem Namen Hure belegt hätten. Aristophanes erzählt diese Anekdote auf folgende Art: Im Taumel eines Gastmahls reden einige Athener von der Buhlerin Si-

moethe, begeben sich nach Megara und entführen sie mit Gewalt. Die aufgebrachten Megarenser rächen sich und entführten zwei Mädchen im Dienste der Aspasia. Perikles geräth in Wuth, tobt und schimpft gegen die Megarenser, und setzt den ganzen Peloponnes in Feuer und Flammen. Er fertigt Dekrete aus, die wie Tischlieder geschrieben sind, und wäre es nur auf ihn angekommen, so wäre Megara um einiger Mädchen willen von Grund aus zerstört worden. —

Auch Sokrates besuchte oft diese schöne und geistreiche Milesierin, und ihr Umgang lehrte ihn, seine Moral mit jener feinen Urbanität zu schmücken, welche nur bei Völkern, die zugleich civilisirt und verdorben waren, Eingang finden konnte. Fand Sokrates Aspasia nicht zu Hause, so begab er sich mit seinen jungen Freunden in das Zimmer der jungen Griechinnen, die sie erzog. — Nach Plutarch weihete sie diese junge Mädchen in den Künsten der Buhlerei ein und überließ sie gegen gute Bezahlung zum öffentlichen Vergnügen. Sie soll sogar Freigeborne darin zu unterrichten sich erkühnt haben und deshalb vor Gericht verklagt worden seyn. Die vornehmsten Athener scheuten sich wenigstens nicht, dieser berühmten Meisterin in der weiblichen Bildungskunst ihre Weiber und Töchter zuzuführen; und von dieser Zeit an verschwanden immer mehr und mehr Sclaven, Hunde und Riegel vor den Thüren der Gynäceen. Wenn Aspasia ihrer Verbindung mit dem Perikles wegen, wie dieser selbst, von ihren Zeitgenossen allgemein verlästert und jede ihrer Handlungen auf der schimpflichsten Seite vorgestellt wurde *), so läßt sich dieses aus dem bittern Haß erklären, welchen die Griechen allen Tyrannen geschworen hatten. — Perikles zeugte einen natürlichen Sohn mit Aspasia, und heirathete sie endlich, nachdem ihn seine rechtmäßige Gattin aus Verdruß über jenen Umgang verlassen hatte. Sie überlebte ihn, und nahm nach seinem Tode den Lysikles, einen reichen Viehhänd-

*) Die Schauspieler ließen beide oft unter dem Namen Juno und Jupiter auftreten. Auch Omphale und Dejanira nannte man die Milesierin. Cratinus stellte sie geradezu als eine gemeine Hure auf.

ler, zum Vertrauten in ihre Arme auf, den sie bald mit ihrem Geist beseelte und zu einem der ersten Männer der Republik machte. Die Grazien ihres Frühlings verließen sie auch in ihrem Herbste nicht, und ihr hinfälliger Körper ward noch von dem schönsten Geiste bewohnt.

Nicias, und der schönste Grieche seiner Zeit, Alcibiades, folgten dem Perikles zunächst als Demagogen und Heerführer. Alcibiades war der Sohn des reichen Klinias, und setzte durch seine ausschweifende Pracht, Schwelgerei und Ueppigkeit ganz Griechenland in Erstaunen. Er zwang seinen Zeitgenossen und Nachkommen das Bekenntniß ab, daß keine Privatperson ihn je wieder erreicht habe. Er unterhielt mehr Rennpferde, als die reichsten Städte und Könige vor und zu seinen Zeiten je unterhalten hatten, und war so glücklich mit ihnen, den ersten, zweiten und dritten Preis bei Olympia zu erhalten. Er führte zuerst kostbare Bedeckungen von Füßen ein, die von ihm den Namen erhielten, kleidete sich zuerst in Purpur, brauchte zuerst weichere Polster, schmückte sein Haus zuerst mit den Gemälden eines berühmten Meisters, den er mit Gewalt zwang, für ihn zu arbeiten, und führte auf allen seinen Kriegszügen mehrere berühmte Buhlerinnen mit sich. Wenn er als Feldherr von den Athenern ausgeschickt wurde, so brauchte er vier der reichsten verbündeten Städte als Dienerinnen seiner Pracht, und ließ sich von allen übrigen zweimal so viel geben, als sie vorher atheniſchen Feldherren je gegeben hatten. Er bezahlte für Hunde und seltene Vögel ungeheure Preise. Seine Ausgelassenheit ging so weit, daß er ein Vergnügen daran fand, den Gesetzen seines Vaterlandes und den guten Sitten der Vorfahren öffentlich Hohn zu sprechen. Er wischte eine Anklage aus, die schon niedergeschrieben und angebracht war, und prügelte die vornehmen Männer des Staats, den Hipponikus und Taureas, nicht in der Heftigkeit des Streits, sondern aus bloßem Muthwillen. In seiner Jugendblüthe buhlten die reichsten Bürger Athens um seine Begünstigung; und in den Jahren seiner Mannbarkeit warben die angesehensten Weiber um seine Liebe. Er fand in Athen ein großes Serail,

wo er, gleich einem morgenländischen Despoten, ohne Zwang genießen konnte; und als der Mißbrauch des Vergnügens den Reiz seiner Organe abgestumpft hatte, warf er die letzten Fesseln des bürgerlichen Wohlstandes ab, und ward wie Cäsar, der Mann aller Weiber und das Weib aller Männer.

Auf seinem Schilde führte er nicht das Wappen seiner Familie, sondern einen blitzwerfenden Amor. Er ließ sich in den Armen seiner Buhlerin Nemea malen und das unzüchtige Gemälde zur öffentlichen Schau ausstellen. Die ganze Stadt ging hin, es zu bewundern und sich über diese Zügellosigkeit zu ergötzen. Das Stillschweigen der Archonten und des Areopags bewies den guten Bürgern, daß Athen unterjocht sey. — So beschleunigten gerade die größten und kühnsten Geister, die den sinkenden Staat retten konnten, seinen traurigen Fall.

Glänzende Rollen spielten zwar manche Courtisanen in neuern Jahrhunderten; aber in keinem Zeitalter, bei keinem einzigen Volke der Erde findet man das Gepräge von Größe, welches sich die Buhlerinnen von Athen, Korinth, Theben ꝛc. zu geben wußten.

Wenn irgend eine, der pandemischen Liebe geweihete Priesterin mit körperlicher Schönheit außerordentliche Vorzüge des Geistes verband — die die blühenden Künste und Wissenschaften einer jeden Griechin hätten geben können — so zogen sie gleich den wunderbarsten und seltensten Erscheinungen die Augen von ganz Griechenland auf sich. Sie erregten nicht bloß in der Stadt, wo sie lebten, sondern in allen griechischen Staaten die größten Sensationen. Von den äußersten Enden des Peloponnes bis zu den Grenzen Macedoniens erscholl ihr Name von Mund zu Mund. Die zärtlichsten Gattinnen konnten ihre Männer nicht mehr fesseln, und die gebieterischen Mütter vermochten ihre Söhne nicht mehr im Zaum zu halten. Man wallfahrte zu ihnen, wie zu Göttinnen. Man richtete ihnen goldne Statuen neben den Heiligthümern Griechenlands und den Denkmälern der größten Männer in Delphi auf. Kurz, man sah die ganze Nation zu den Füßen einer Aspasia, und ganz Griechenland in den Fesseln einer Lais. —

Kaum gelang es Aspasia, den Geschlechtsumgang auf einen feinern Ton zu stimmen, als ihre Schule die Kunst, Männer zu bezaubern, sich in ganz Griechenland verbreitete. Kein Wunder, daß der jovialische Grieche auf seiner höchsten Stufe der Kultur zu einem ihm bis jetzt unbekannt gebliebenen höhern Genuß in der Liebe um so unwiderstehlicher in die Arme jener Grazien hingezogen wurde, da er diesen bei dem ehrbarern Theile des schönen Geschlechts, bei den freigebornen aber geistlos erzogenen Griechinnen, nicht finden konnte, wenn ihm auch nicht ohnehin der freiere Umgang mit diesen versagt gewesen wäre. Das Gewerbe der Mädchen, von dem Ertrage ihrer Reizungen zu leben, die Kunst, zu gefallen und Vergnügen zu machen, ward nun als ein eigentliches Studium getrieben, und die jungen Hetären*) wurden darin, wie die Jünglinge in der Weltweisheit oder Beredtsamkeit unterrichtet. Sie machten, wie ihre Professionsverwandtinnen in Venedig, Paris und London, eine eigene Klasse aus, und die Göttin der Liebe warf natürlicherweise einen gewissen Glanz auf den Orden dieser guten Freundinnen des Publikums dadurch, daß sie ihnen die nicht geringe Ehre erwies, zu Athen und zu Ephesus den Beinamen Hetäre zu führen.

Man nannte diejenigen, welche den Freudenmädchen diese physische Erziehung gaben, Andrapodotapäloi, eine Art Sclavenhändler, die für das Vergnügen reicher Wollüstlinge junge Sclaven aufzogen, denen sie dann gewaltsamerweise mit Bändern und Schnüren die Hüften einengten, um ihre Taille zu verschönern. Verschiedene Naturforscher haben bemerkt, daß im südlichen Griechenland, auf den Inseln des Archipelagus und in Kleinasien das Frauenzimmer einer außerordentlichen Ausdehnung der Geschlechtstheile unterworfen ist, und

*) Hetäros hieß bei den Griechen, was bei uns ein guter Freund oder Kamerad heißt, und Hetära ist das Femininum davon. Diese Hetären — eine Benennung, aus welcher der den Anstand und die Euphemie liebende Geist des griechischen Volkes hervorblickt, muß man nicht mit den niedrigern Priesterinnen der Venus Volgivaga vermengen, die ihre Gunstbezeugungen um einen Obol verkauften.

Kamper hat entdeckt, daß in einem Frauenzimmerscelette, das man ihm aus der Levante geschickt hat, dieser sonderbare Naturfehler sogar die Bildung der Knochen angriff. Jene Künstler konnten daher die Verbesserung einer solchen Organisation nur dadurch erreichen, daß sie die Mädchen fasten ließen, um die nothwendige Wirkung der Nahrungssäfte zu vermindern. Und dennoch versichert Dioskorides, daß man oft zusammenziehende und eisenartige Pulver gebrauchen mußte, um der zu großen Schwellung des Busens zuvorzukommen, unterdeß der Körper unter den Rippen äußerst zusammengepreßt war.

Unter den übrigen Griechen zeichneten sich die korinthischen Weiber durch vorzügliche Schönheit, die Männer durch zügellose Ueppigkeit und Gewinnsucht aus. Wahrscheinlich hatten sich in dieser bevölkerten und reichen Handelsstadt Buhlerinnen von Asien aus am frühesten niedergelassen. Hier stiegen sie in der Folge zu einer Stufe des Ruhms und der religiösen Würde, worauf sie sich in andern Städten Griechenlands nicht zu erheben vermochten. Sie wurden als Priesterinnen der Venus verehrt, beteten ihre eigene Gottheiten an, feierten ihre eigene Feste und besuchten ihre eigene Tempel. — Hier hatte man so hohe Begriffe von der Allgewalt der Göttin Liebe über die Herzen der Sterblichen, daß ein altes heiliges Herkommen befahl, dieser öffentliche Buhlerinnen zu weihen, welche sie um ihre Huld anrufen mußten, wenn ein feindseliges Schicksal die Republik bedrohte. Von welcher höhern Macht hätte wohl der an zarten Bildern der Phantasie reiche Grieche mehrere Unterstützung erwarten können, als von der Herzenslenkerin Aphrodite, die alle Wesen beherrschte, der Götter und Menschen huldigten, die mit dem Waffen schmiedenden Vulkan vermählt war und mit dem rauhen Mars verstohlner Liebe pflog! —

In jenen gefahrvollen Zeitpunkten wohnten daher ihre Priesterinnen den Opfern bei und wallfahrteten mit den Bürgern, heilige Hymnen singend. — Als Xerxes in Griechenland einfiel, versammelten sich die Hetären hau-

fenweise in dem Tempel ihrer Göttin auf das dringende Bitten der erschrocknen Korinther; sie beseelten die Krieger mit Muth, und, um ihren feurigen Patriotismus im höchsten Glanze zu zeigen, gelobten sie allen den Sieg überlebenden, zurückkommenden Soldaten, ihre zärtlichsten Umarmungen zu weihen. —

Nach Xerxes Vertreibung ward ein Gemälde verfertiget, welches diese andächtigen Schönen, die Göttin der Liebe um Hülfe flehend, vorstellte, und worunter sich Verse von Simonides befanden, die ihren kräftigen Fürbitten allein den Ruhm zuschrieben, Korinth und das übrige Griechenland von seinem Untergange gerettet zu haben. Ein so schöner, glorreicher Triumph mußte der Vermehrung dieses Ordens überaus günstig seyn und ihn zur glänzendsten Höhe erheben. Selbst bei den Unternehmungen der einzelnen Bürger Korinths ward nun nichts gewöhnlicher, als deren glücklichen Ausgang durch das Versprechen zu assekuriren, der Göttin eine gewisse Zahl von Dienerinnen zu heiligen, die man vorzüglich in Samos, Cypern und Jonien für Geld ohne Mühe aufbrachte.

In Korinth zählte man über tausend solcher feilen Schönen, und doch hatten sie, ihrer Menge ungeachtet, unter allen andern den Ruf einer besondern Delikatesse und Laune in der Wahl ihrer Liebhaber. Sie verkauften ihre Gunstbezeugungen nur um hohe Preise und an reiche und angesehene Männer. Fremde Kaufleute waren gewöhnlich ihre beste Beute; sie wußten solche durch List an sich zu locken, und entließen sie nach einigen Tagen nie anders aus ihren Armen, als aller ihrer Habseligkeiten entladen. Daher entstand das Sprichwort: Nicht Jedem glückt die Reise nach Korinth*).

*) Aristophan. In Pluto Act. I. Sc. 2. sagt, die korinthischen Buhlerinnen achten denjenigen gar nicht, der mit leerem Beutel zu ihnen kommt, aber den Reichen geben sie alles Preis. Hierauf zielt das Sprichwort des Horaz: Non cuivis homini contingit adire Corinthum. Einige haben dieses blos auf die Lais deuten wollen, die nur um Talente feil war; andere auf die Fahrt nach Korinth, die wegen der vielen verborgenen Klippen im Meere sehr gefährlich war.

Die Lais in Korinth verdunkelte durch ihre idealische Schönheit alle ihre Nebenbuhlerinnen. Sie war in Sicilien geboren, und da der athenische General Nicias ihre Vaterstadt plünderte, als Sclavin nach Korinth, dem günstigsten Wohnort für ihre künftige Lebensart, gebracht. Nach dem Athenäus war Apelles der erste, welcher, von ihrer Schönheit bezaubert, ihren jungfräulichen Kranz der Venus weihete. Er hatte sie von ungefähr gefunden und mit nach Hause geführt, gerade zu einer Zeit, da er einige Freunde, im Geschmacke unserer Parties fines, zu bewirthen hatte. Diese verlachten ihn seiner Bonhommie wegen, daß er, statt einer geweiheten Priesterin der Liebe, ein in den Künsten der Buhlerei unerfahrnes Mädchen mitbringe. Seyd versichert, sagte er zu ihnen, ehe drei Jahre vergehen, soll sie die vollkommenste Meisterin in ihrer Kunst seyn. Wahrscheinlich besaß Apelles etwas von der Divinationsgabe, denn diese Prophezeihung traf so richtig ein, daß Lais in der Folge Könige und Priester, Athleten und Philosophen verführte. Plutarch sagt, ganz Griechenland entbrannte aus Liebe gegen sie, zwei Meere stritten um sie, und ein ganzes Heer von Liebhabern stand ihr zu Befehl.

Selbst Demosthenes reiste absichtlich und insgeheim nach Korinth, um eine von Lais Nächten zu genießen. Aber die große Summe, welche sie für eine einzige Umarmung forderte, schreckte ihn zurück: Nein, sagte er, das hieße eine Reue zu theuer erkaufen *).

Daß niedriger Eigennutz nicht immer Lais Neigung bestimmte, beweist ihre rasende Liebe zu dem Cyniker Diogenes, der nichts in der Welt besaß, als seine Laterne und Tonne. — Weniger glücklich war Aristipp, der unermeßliche Summen verschwendete, um ihre Launen zu befriedigen.

Lais hatte eine so hohe Meinung von der Gewalt ihrer Reize, daß sie bei dem kältesten Manne das Feuer der Liebe zu erregen glaubte: sie wettete sogar, über

*) Poenitere tanti non emo, oder wie es im Griechischen heißt: eine Reue, die auf 10,000 Drachmen, oder 100 Minen (9000 Liv., über 22500 Thlr) zu stehen kommt, mag ich nicht kaufen.

die Keuschheit des enthaltsamen Xenokrates zu siegen. Unter dem listigen Vorwand, als wäre sie von Mördern verfolgt, betrat sie die Wohnung dieses Philosophen und flehete um Aufnahme. Sie brachte die Nacht bei ihm zu, und Xenokrates — blieb unbewegt bei seinen Büchern sitzen. Als sie den folgenden Tag die Wette bezahlen sollte, antwortete sie: sie habe bloß gewettet, über einen Menschen, aber nicht über eine Statue zu triumphiren.

Gegen die ihr hierdurch zugezogene Spöttereien entschädigte sie sich an dem siebenzigjährigen Miron, dessen reiche Anerbietungen sie verachtete. Er schob die Schuld dieses mißgünstigen Geschicks auf sein Alter, und erschien eines Tages in dem jugendlichsten Anzuge, mit braungefärbten Haaren, im Tempel dieser Göttin. Unsinniger! rief Lais ihm entgegen, wie kannst du heute etwas von mir fordern, das ich gestern deinem Vater abschlug.

Lais liebte den Hippolochus so heftig, daß sie ihm nach Thessalien folgte. Hier wurden die Weiber so eifersüchtig auf ihre Schönheit, daß sie sie in dem Tempel der Venus mit Steinen todtschlugen. Am Flusse Peneus wurde ihr ein prächtiges Grabmahl errichtet *).

Fast in demselben Zeitalter lebte Phryne, zu Thespia am Abhange des Helikon geboren. An keiner Schönheit in ganz Asien hatte die Natur so viel Reize verschwendet, als an Phryne. Durch diese hatte sie so ungeheure Reichthümer zusammengehäuft, daß sie sich erbot, Theben wieder aufzubauen, wenn man auf eins der Thore die Inschrift setzen lassen wollte: Alexander zerstörte Theben, und Phryne, die Buhlerin, ließ es wieder aufbauen.

Sie verstand die Kunst, den Anblick ihrer Reize nicht zur Unzeit zu entweihen. So wie die Künstler und

*) Man las darauf folgende Inschrift:

Hujus aliquando magnanima et fortitudine invicta
Graecia, forma deabus comparanda victa et in servitudinem redacta est
Laidis Amoris filiae, alumnae Corinthi,
Quae in nobilibus Thessaliae sita jacet.

Kämpfer ihre Stärke und Talente bei Olympia zeigten, so machte sie das ganze versammelte Griechenland am Feste des Neptuns bei Eleusis zum Zeugen ihrer idealischen Schönheit: sie stieg nackt und mit aufgelösten Haaren in das Gewässer des saronischen Meerbusens. Als sie sich an das Ufer erhob, schrien alle: Seht, die Venus steigt aus dem Meere! Appelles und Praxiteles waren unter der Zahl der staunenden Bewunderer: beide beschlossen, nach diesem Muster die Geburt der Venus darzustellen. Der erste malte nach nach ihr die Venus Anadyomene, der andere arbeitete ihre Statue aus Gold, die in Delphi auf einer Säule von pentheliſchem Marmor aufgestellt wurde und die Krates das Denkmal der Ueppigkeit der Griechen nannte. Man glaubte zu sehen, wie sich der Marmor an dieser Statue bewegte; man glaubte ihn sprechen zu hören — die Täuschung war, wie Luzian sagt, so groß, daß wer die Statue betrachtete, zuletzt seine Lippen auf die Lippen der Göttin drückte. — Von diesem Augenblick an ward der Sieg der Bildhauerkunst über die Malerei auf immer entschieden.

Phryne opferte alle ihre Liebhaber dem Praxiteles auf, nicht weil er ein schöner Mann, sondern weil er Praxiteles war. Dieser liebte sie bis zur Schwärmerei, und gestand, daß er nie eine vollkommenere Schönheit gefunden hätte. Sie verlangte von ihm, zum Beweis seiner unbeschränkten Liebe, das vornehmste Werk seiner Kunst. Praxiteles bewilligte es ihr mit der Bedingung, daß sie sich es selbst wählen sollte. Aber wie sollte sie ihre Wahl beim Anblick so vieler Meisterstücke bestimmen? Während sie mit ihrem Entschluß zögert, gewinnt sie heimlich einen Sclaven, welcher voll Bestürzung seinem Meister die schreckliche Nachricht bringt, daß Feuer in seiner Werkstatt eben ausgebrochen wäre und den größten Theil seiner Statuen schon zerstört habe. Ich bin verloren, rief Praxiteles, wenn man den Amor und Satyr nicht rettet! — Fasse dich, sprach Phryne lächelnd zu dem erschrocknen Künstler, ich habe dich durch diese falsche Nachricht nur nöthigen wollen, mich über meine Wahl zu behelligen. — Sie nahm die Sta-

tue des Liebesgottes, ein Meisterstück der alten Kunst, welche sie — nicht etwa in ihrem Schlafgemach, sondern in einem Tempel ihrer Vaterstadt aufstellen ließ.

Phryne ward vor dem Tribunal der Heliasten als Verderberin der Jugend und als Verrätherin der eleusinischen Geheimnisse angeklagt, — vielleicht von Männern, deren Liebe sie verschmäht hatte. Hyperides übernahm ihre Vertheidigung mit eben dem Feuer, mit welchem er sie schon längst geliebt hatte. Es muß ein interessanter Anblick gewesen seyn, wie dieser berühmte Redner, von einer Menge neidischer Nebenbuhlerinnen, von einem Haufen junger Wollüstlinge, von Anklägern und Sachwaltern umgeben, vor den Richterstuhl des Opferkönigs hintritt und alle seine Beredtsamkeit aufbietet, das schönste Weib in ganz Griechenland zu retten. Alle seine Kunst war vergeblich. — Schon spricht Euthias, einer ihrer heftigsten Verfolger, von verwirkter Todesstrafe. Hyperides wagt nun das Letzte; er läßt seine Klientin näher vor die Augen der Richter treten und zerreißt plötzlich das Gewand, welches Phrynens Busen bedeckte. Welch ein Frevel, ruft er aus, diese Priesterin der Venus zum Tode zu verurtheilen! — Die Richter, von religiöser Furcht ergriffen, noch mehr aber von den unverhüllten Reizen dieser seltenen Schönheit geblendet, sprachen Phryne los *).

Thais hatte schon lange die athenische Jugend verführt, ihre Körper und Seelen entnervt, als Alexander in ihren Armen manchen seiner Städte und Länder verwüstenden Entschlüsse vergaß. Sie begleitete ihn auf seinen eroberungssüchtigen Feldzügen, und verewigte sich, gleich wie Herostrat, da sie einst im Taumel eines Gastmahls Alexandern aufforderte, Persepolis in Asche zu verwandeln. Der Tyrann fand diesen Einfall der augenblicklichen Ausführung werth, und sprach: Auf! laßt uns Griechenland rächen und Persepolis verbrennen.

*) Ihr Gegner war über diesen Triumph so aufgebracht, daß er schwur, nie wieder eine Sache vor Gericht zu vertheidigen; und es wurde hierauf das Gesetz gegeben, daß kein Fürsprecher sich künftig unterstehen sollte, seine Klientin zur Erregung des Mitleids vor die Richter zu führen.

Er sprang plötzlich vom Tische auf und warf zuerst eine brennende Fackel auf den königlichen Palast. So verdankte diese persische Hauptstadt, die ein Eroberer mit den Waffen in der Hand verschont hatte, ihren plötzlichen Untergang den Launen einer Buhlerin. Sie überlebte den Alexander und heirathete den Ptolomäus. Man sagt, als Königin von Egypten habe sie sich es angelegen seyn lassen, durch Wohlthaten die Opfer ihres jugendlichen stolzen Uebermuths zu versöhnen. —

Lamia hatte sich der Musik gewidmet, und war in ihrer frühern Jugend eine berühmte Flötenspielerin. Auch bei den Griechen war dies eine Lebensweise, die geraden Wegs in den Tempel der Venus führte. Bald erhob sie sich aber über den gemeinen Orden ihrer Mitschwestern, und ward die Bettgenossin des Königs Ptolomäus I., und endlich die Geliebte des Demetrius, des schönsten Mannes seiner Zeit. Lamia hatte nichts von der edlen Seele einer Leontium und Aspasia; sie trieb einen niedrigen Handel mit dem Genuß ihrer Liebe, und verlangte, daß man einer Buhlerin sogar die glücklichen Träume, welche sie erregte, bezahlen sollte. Als man ihr das Urtheil der Thonis erzählte, fand sie es sehr ungerecht. Es ist gar kein Verhältniß, sagte sie, zwischen dem Genuß des Egyptiers und der Bezahlung, die er der Thonis anbietet; denn der Schatten von Wollust stillte seine Begierden, nicht aber der Schatten des Geldes die Begierden seiner Geliebten. — Athen und Theben vereinigten sich, diese Buhlerin nach ihrem Tode zu vergöttern, und das erstere hatte sich gefallen lassen, auf Befehl des Demetrius ihr 250 Talente Nadelgeld zu bezahlen. Man erbaute ihr einen Tempel unter dem Namen der Venus Lamia, und ihre ehemaligen Liebhaber wurden ihre Vergötterer. Eigentlich thaten diese weiter nichts, als durch diesen Weihrauch die stolze Seele des Prinzen Demetrius zu berauschen. — Ein Beweis, wie sehr Alexanders Eroberungen schon den Geist dieses Jahrhunderts gebeugt hatten.

Die Zahl der sich dem Dienste der Venus weihenden Mädchen hatte sich schon nach dem Zeitalter des Solons so stark vermehrt, daß sie die Aufmerksamkeit der Re-

publik erregten. Ein berühmter Finanzier *) machte das Projekt, den Buhlerinnen den Schutz des Staats zu versprechen, unter der Bedingung, daß sie ein Kopfgeld bezahlten, welches jährlich, wie andere Abgaben des Staats, verpachtet werden sollte. In dem Augenblick, wo man sich schmeichelte, dieser neue Finanzzweig werde die Einkünfte der Republik merklich vermehren, bewies ein Philosoph dem Senat und dem Areopag, daß diese Auflage, ohne für diejenigen schimpflich zu seyn, welche sie bezahlen sollten, dem Staate, der sie einnähme, ein ewiger Schandfleck seyn würde. Sie sey, sagte er, von Finanzbedienten erdacht worden, welche die ersten Regeln der Staatsrechenkunst nicht kennen; denn die Taxe, die ihr auf die Weiber dieser Klasse gelegt habt, ist im Grunde eine Taxe, die auf die Athener selbst fällt. Man wird euch mit eurem eigenen Gelde bezahlen. Am Tage werdet ihr euch für reich halten, und des Nachts werdet ihr weit ärmer seyn. Ueberhaupt, fuhr er fort, ist es unsinnig, Handelsleuten, sie mögen seyn von welcher Gattung sie wollen, eine Kopfsteuer aufzulegen, denn sie erhöhen in diesem Falle sogleich den Preis ihrer Waaren, und am Ende findet sich, daß es eigentlich der Käufer ist, der die Steuer des Verkäufers bezahlt. Diese Demonstration half aber nichts; die athenischen Finanziers konnten unmöglich eine so schöne Auflage fahren lassen. Sie war noch zur Zeit des Demosthenes in ihrer völligen Kraft, wie man aus der berühmten Klage wider die Neära sieht, welche man gewöhnlich diesem Redner, aber mit Unrecht, zuschreibt.

Diese Kopfsteuer veranlaßte unstreitig die athenischen Buhlerinnen, sich selbst zu taxiren und am Eingange ihrer Zimmer die Dauer der Zeit und die Art des Genusses ihrer Reizungen tarifmäßig zu bestimmen.

Ehe ich das Gemälde der athenischen Weiberliebe in diesem Zeitalter endige, muß ich meine Leser noch mit einigen berühmten philosophischen Buhlerinnen bekannt machen.

*) Einige Stoiker behaupten, daß es Solon selbst war, der diese Auflage festsetzte. Die Stelle aus dem Athenäus, die sie citiren, beweist dies aber nicht.

Er sprang plötzlich vom Tische auf und warf zuerst eine brennende Fackel auf den königlichen Palast. So verdankte diese persische Hauptstadt, die ein Eroberer mit den Waffen in der Hand verschont hatte, ihren plötzlichen Untergang den Launen einer Buhlerin. Sie überlebte den Alexander und heirathete den Ptolomäus. Man sagt, als Königin von Egypten habe sie sich es angelegen seyn lassen, durch Wohlthaten die Opfer ihres jugendlichen stolzen Uebermuths zu versöhnen. —

Lamia hatte sich der Musik gewidmet, und war in ihrer frühern Jugend eine berühmte Flötenspielerin. Auch bei den Griechen war dies eine Lebensweise, die geraden Wegs in den Tempel der Venus führte. Bald erhob sie sich aber über den gemeinen Orden ihrer Mitschwestern, und ward die Bettgenossin des Königs Ptolomäus I., und endlich die Geliebte des Demetrius, des schönsten Mannes seiner Zeit. Lamia hatte nichts von der edlen Seele einer Leontium und Aspasia; sie trieb einen niedrigen Handel mit dem Genuß ihrer Liebe, und verlangte, daß man einer Buhlerin sogar die glücklichen Träume, welche sie erregte, bezahlen sollte. Als man ihr das Urtheil der Thonis erzählte, fand sie es sehr ungerecht. Es ist gar kein Verhältniß, sagte sie, zwischen dem Genuß des Egyptiers und der Bezahlung, die er der Thonis anbietet; denn der Schatten von Wollust stillte seine Begierden, nicht aber der Schatten des Geldes die Begierden seiner Geliebten. — Athen und Theben vereinigten sich, diese Buhlerin nach ihrem Tode zu vergöttern, und das erstere hatte sich gefallen lassen, auf Befehl des Demetrius ihr 250 Talente Nadelgeld zu bezahlen. Man erbaute ihr einen Tempel unter dem Namen der Venus Lamia, und ihre ehemaligen Liebhaber wurden ihre Vergötterer. Eigentlich thaten diese weiter nichts, als durch diesen Weihrauch die stolze Seele des Prinzen Demetrius zu berauschen. — Ein Beweis, wie sehr Alexanders Eroberungen schon den Geist dieses Jahrhunderts gebeugt hatten.

Die Zahl der sich dem Dienste der Venus weihenden Mädchen hatte sich schon nach dem Zeitalter des Solons so stark vermehrt, daß sie die Aufmerksamkeit der Re-

publik erregten. Ein berühmter Finanzier *) machte das Projekt, den Buhlerinnen den Schutz des Staats zu versprechen, unter der Bedingung, daß sie ein Kopfgeld bezahlten, welches jährlich, wie andere Abgaben des Staats, verpachtet werden sollte. In dem Augenblick, wo man sich schmeichelte, dieser neue Finanzzweig werde die Einkünfte der Republik merklich vermehren, bewies ein Philosoph dem Senat und dem Areopag, daß diese Auflage, ohne für diejenigen schimpflich zu seyn, welche sie bezahlen sollten, dem Staate, der sie einnähme, ein ewiger Schandfleck seyn würde. Sie sey, sagte er, von Finanzbedienten erdacht worden, welche die ersten Regeln der Staatsrechenkunst nicht kennen; denn die Taxe, die ihr auf die Weiber dieser Klasse gelegt habt, ist im Grunde eine Taxe, die auf die Athener selbst fällt. Man wird euch mit eurem eigenen Gelde bezahlen. Am Tage werdet ihr euch für reich halten, und des Nachts werdet ihr weit ärmer seyn. Ueberhaupt, fuhr er fort, ist es unsinnig, Handelsleuten, sie mögen seyn von welcher Gattung sie wollen, eine Kopfsteuer aufzulegen, denn sie erhöhen in diesem Falle sogleich den Preis ihrer Waaren, und am Ende findet sich, daß es eigentlich der Käufer ist, der die Steuer des Verkäufers bezahlt. Diese Demonstration half aber nichts; die athenischen Finanziers konnten unmöglich eine so schöne Auflage fahren lassen. Sie war noch zur Zeit des Demosthenes in ihrer völligen Kraft, wie man aus der berühmten Klage wider die Neära sieht, welche man gewöhnlich diesem Redner, aber mit Unrecht, zuschreibt.

Diese Kopfsteuer veranlaßte unstreitig die athenischen Buhlerinnen, sich selbst zu taxiren und am Eingange ihrer Zimmer die Dauer der Zeit und die Art des Genusses ihrer Reizungen tarifmäßig zu bestimmen.

Ehe ich das Gemälde der athenischen Weiberliebe in diesem Zeitalter endige, muß ich meine Leser noch mit einigen berühmten philosophischen Buhlerinnen bekannt machen.

*) Einige Stoiker behaupten, daß es Solon selbst war, der diese Auflage festsetzte. Die Stelle aus dem Athenäus, die sie citiren, beweist dies aber nicht.

Seit Aspasiens Zeiten war der Geschmack der Buhlerinnen auf den Ton der Philosophie gestimmt. Es war zur herrschenden Mode geworden, daß sie die Hörsäle der Philosophen öffentlich besuchten und sich der Erlernung der Mathematik, der Beredtsamkeit, Philosophie und anderer Wissenschaften widmeten *). Buhlerinnen machten sogar, nach Art der Weltweisen, Gesetzbücher, in welchen sie das Betragen ihrer Liebhaber gegen sich, besonders bei der Tafel, bestimmten. Sie erwarben sich als Schriftstellerinnen und witzige Köpfe glänzende Namen. Sie wurden zugleich Gegenstände der Geschichte, indem ihre Abenteuer und lustigen Einfälle von mehrern bekannten Männern aufgezeichnet und zur Toiletten-Lektüre aller galanten Griechen gemacht wurden.

Leontium war eine Schülerin und Geliebte des Epikur. Sie philosophirte am Morgen nach einer wollüstigen Nacht über die Natur der Wollust; sie wußte zu gleicher Zeit Glückseligkeit zu geben, zu genießen und zu analysiren. Durch ihre Reize unterjochte sie die ganze Schule des Epikur. Sie schrieb gegen den Theophrast ein philosophisches Werk, welches Cicero selbst wegen seines Atticismus lobt.

Nikarete theilte ihre Stunden zwischen der Mathematik und der Liebe, und es war schwerer, durch Gold als durch Auflösung einer algebraischen Formel sich Zugang zu ihr zu verschaffen. Der Philosoph Stilpo genoß ihre Gunst, und aus Erkenntlichkeit weihete er sie in allen Kenntnissen der Dialektik ein. Eine Buhlerin zur Schülerin und Geliebten zu haben, war damals ein sicheres Mittel, seine Sekte auszubreiten.

Hiparchia trieb ihren philosophischen Cynismus so weit, daß sie den Schleier, den die Schamhaftigkeit um den zeugenscheuen Genuß der Liebe zieht, zerriß; sie schämte sich nicht, die Stoa zu ihrem Hochzeitbette zu machen, und hier ihre Vermählung mit dem Krates öffentlich zu vollziehen.

Die reichen Buhlerinnen sprachen nicht durch stolze

*) Durch solche Schülerinnen gewann die Sekte der Philosophen vorzüglich Ruf und Ausbreitung. Sie wurden dann von diesen in mehr als einer Rücksicht geschätzt.

Pracht den Sitten des Vaterlandes Hohn. Wenn der Geschmack sie zu großem Aufwande hinriß, so trug dieser selbst ein Gepräge von Größe, welches ihn verzeihlich machte. Statt ihre Köpfe mit kostbaren Edelsteinen zu beladen, erbauten sie Tempel; statt prunkvolle Schlafgemächer anzulegen, führten sie Pyramiden auf.

Ihre Häuser, die allen berühmten Männern offen stunden, wurden die Heiligthümer der Künste und Talente. Apelles lernte bei der Phryne seine aus dem Meere emporsteigende Venus malen, Epikur bei der Leontium das Wesen der Glückseligkeit bestimmen, Perikles bei der Aspasia Athen regieren, und Sokrates bei der Diotima über die Natur der Liebe philosophiren. —

Es war nichts seltenes, bei Buhlerinnen große patriotische Züge von Tapferkeit anzutreffen. Leäna wußte um das Geheimniß der Verschwörung gegen die Söhne des Pisistrats. Ein Tyrann, welchem äußerst viel daran gelegen war, es zu entdecken, ließ diese Buhlerin auf die Folter spannen. Leäna hielt mit unerschütterter Standhaftigkeit die ersten Versuche dieser grausamen Inquisition aus. Als sie aber besorgte, die Heftigkeit des Schmerzes möchte sie verleiten, die Freunde des Vaterlandes, die zugleich die ihrigen waren, zu verrathen, biß sie sich die Zunge ab und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht. — Die Löwin ohne Zunge, welche Athen zum Andenken dieser Begebenheit am Eingange seiner Citadelle errichtete, beweist, daß die berühmte Stadt nicht erröthete, ihren Ruhm mit dem einer Buhlerin zu vermischen.

Man kann nicht läugnen, daß viele von den griechischen Schönen, welche sich entschlossen, ihr Leben der Wollust zu widmen, dabei gewöhnlich einen Zweck der Ehrsucht hatten, welcher ihren Schwachheiten zur Entschuldigung diente. Sie erhoben sich weit über die egyptischen und chaldäischen Buhlerinnen, die sich dem ersten besten, der sich ihnen mit Geld und Begierden darbot, preis gaben. Bei den griechischen Hetären ging der Geschmack dem Genuß vorher, und folgte ihm nach. —

Aus diesem kurzen Sittengemälde der griechischen Weiber sieht man, daß ihr verdorbener Zustand aus meh-

tern Quellen entsprang. Verderbter Geschmack der Männer, Mangel an Erziehung der Weiber, Nationaltemperament unter den Einflüssen falscher Religionsbegriffe, plötzlicher Zufluß von Reichthümern, mit übertriebener Kleidertracht und üppiger Lebensart gepaart, führten allmählig diese schöne Menschenhälfte an den Rand des Abgrundes.

Eine der wichtigsten von diesen Ursachen, die unmittelbar auf die physische Natur des weiblichen Geschlechts wirkten, war unstreitig der unmäßige Genuß der feurigen griechischen Weine, die bei den Weibern die heftigsten Wallungen hervorbrachten.

Athenäus übertreibt die Sache, wenn er die Weiber als in eine Art von beständiger Trunkenheit vorstellt, ob es gleich gewiß ist, daß die Schwelgerei und Wuth der Bacchanten und Mänaden nicht ausschließlich die Laster des niedrigen Pöbels waren.

Jupiter hatte seine Altäre zu Olympia und Apoll die seinigen zu Delphi; allein Bacchus hatte deren allenthalben. Er war die höchste Gottheit der Griechen; er begeisterte die Männer und fachte in dem von Natur zur Liebe geneigten Temperament der Weiber die heftigsten Affekten an.

Die griechischen Bacchanten bereiteten sich durch eine gewisse, ihnen ganz eigene Trinkart, Amystis genannt, zur Feier der Bacchanalien. Wenn sie einige Amphoren (große Flaschen) von diesem Weine ausgeleeret hatten, dann liefen sie von den äußersten Grenzen des attischen Gebiets bis zu dem Gipfel des Parnasses und setzten das ganze Land in Schrecken. Auf diesem Berge versammelten sie sich zu großen Haufen, so wie die Mänaden aus Lakonien auf dem Taygetes. Die Begeisterung des Weins, der heftige Tanz, das wilde Geschrei, die Nacht, die Nacktheit, entflammten ihre Sinne zu einem Grade, der an die unverschämten und ausgelassenen Erscheinungen einer förmlichen Nymphomanie gränzte.

Auch wurde der Charakter dieser sinnlichen und so reizbaren Nation durch die Zügellosigkeit der Maler verdorben, welche sich nicht scheuten, die üppigsten Grup-

pen öffentlich darzustellen. Diese Arten von Gemälden waren so häufig, daß selbst die Dichter, die doch zu den strengen Moralisten nicht gezählt werden können, sich über die Frechheit der Künstler beklagten, welche, wie sie sagten, das Feuer der Natur mit so vielen Flammen vermehrten, daß die Natur davon verzehrt würde. Unter Parrhasius Pinsel, eines der größten Maler aus der athenischen Schule, im Zeitalter des Sokrates, arteten die wollüstigen Situationen in schmutzige, eckelhafte Scenen aus: er stellte die Atalanta vor, wie sie sich den schändlichsten, von allen lesbischen Weibern verschrienſten Ausschweifungen überläßt. Der Kaiser Tiberius fand dieses Stück der Aufnahme in seine Sammlung würdig.

Der berühmte Weiberfeind Euripides deklamirte auf öffentlichem Theater ohne alle Schonung gegen das schöne Geschlecht. Euer böser Geist, sagt er zu ihnen, die euch angeborne Verderbtheit, eure von Grund aus verkehrte Seele sind es, welche nicht zulassen, daß die Griechen unter die beglückten Völker auf der Erde gezählt werden können. Es wäre zu wünschen, setzt er hinzu, daß die Natur ein neues Mittel erfände, das menschliche Geschlecht ohne eure Hülfe fortzupflanzen. Die Menschen würden auf einmal von allen ihren Uebeln befreit seyn. — Fast in allen Fragmenten der griechischen Komiker trifft man ähnliche Klagen und Vorwürfe an. —

Der Umgang mit Buhlerinnen war in eine allgemeine Gewohnheit übergegangen und gleichsam gesetzmäßig geworden. Männer von gewissen Jahren, Jünglinge, die erst in die Welt eintraten, Magistratspersonen, Feldherren und Philosophen, und fast alle, die ein gewisses Einkommen hatten, verschwendeten ihre Zärtlichkeit und alle Aufmerksamkeit bei solchen Geliebten. Sie brachten ganze Tage an ihrer Seite zu, und diese unterließen dagegen nicht, ihren Liebhabern das Leben angenehm zu machen und sie alle Stufen der sinnlichen und geistigen Wollust hindurch zu führen. Chabrias und andere Befehlshaber nahmen, ohne das geringste Aergerniß zu geben, Buhlerinnen und Sängerinnen sogar auf ihren Feldzügen mit.

Die Denkungsart des damaligen Zeitalters wird nicht besser, als durch jene Stelle des Demosthenes charakterisirt, wo er die Bestimmung einer Wollustdirne in die Sättigung der Wollust, das Geschäfte einer Beischläferin in die Bedienung und Pflege des Körpers, den Beruf einer Frau in die Erzeugung freigeborner Kinder und die Besorgung des Hauswesens setzt.

Jetzt war Griechenland zu seinem Falle reif. Durch seine weit ausgebreitete Herrschaft über fremde Nationen hatte es vergiftende Sitten unter den schönen attischen Himmel verpflanzt. Geiz und Habsucht, Weichlichkeit und Verschwendung, diese unzertrennlichen Gefährten und Tyrannen des Reichthums, entnervten die Jugendkraft des blühenden Staats.

Redner, von eigennützigen Privatabsichten beherrscht, boten alle Kunstgriffe der Sophisterei auf, die Wahl des leicht beweglichen Volks bei den Vorschlägen der Prytanen nach ihren Wünschen zu lenken und seiner Freiheit die sanftesten Fesseln anzulegen. Sie bestachen es sogar mit öffentlichen Geldern oder dem Vermögen der Reichen, um an der Beute Theil zu nehmen. Sie schmeichelten seiner Eitelkeit, um es desto sicherer plündern oder andern verkaufen zu können. Und so wie diese Rathgeber des Volks seine gefährlichsten Verräther und Tyrannen waren, so war der Pöbel der Tyrann der Reichen.

Von Faktionen und innern Kriegen zerrüttet, von herrschsüchtigen Führern geblendet, wogten die tapfersten Staaten Griechenlands auf den gefährlichsten Abgründen. Der wüthende peloponnesische Krieg entbrannte in allen seinen Provinzen. Um eine Chimäre opferten Athen und Sparta neun und zwanzig Jahr hindurch das Blut ihrer besten Bürger, die sich zu Piraten erniedrigten und die Sittenmilde vollends vernichteten.

Vergeblich bot Sokrates, der Weiseste der Griechen, seine ganze Kraft auf, den republikanischen Enthusiasmus in die Herzen der Nachkommen der Miltiades und Themistokles zurückzurufen. Er lehrte eine reinere Religion, eine bessere Staatskunst, als die Sophisten und Tyrannen, und ward von diesen angeklagt, er verführe die Jugend und mache sie gegen Religion und Staatsgesetze

gleichgültig. Mit der edelsten Freimüthigkeit riß er seinen Feinden die heuchlerische Larve ab, und hörte mit unerschütterter Standhaftigkeit sein Todesurtheil. Seine sclavischen Mitbürger, zum Beweis, wie tief sie gesunken waren, vernahmen es mit schändlicher Gleichgültigkeit. Er büßte mit dem Leben. Der Genius der Nation verhüllte sein Gesicht und entfloh auf ewig. —

Gehäufte Privatschätze zeugen in allen Staaten stolze Egoisten und niedrige Sclaven. Ihre Form sey, welche sie wolle — diese gefährlichen Feinde führen sie alle, früh oder spät, an den Rand ihres Sturzes. So wie die Aufmerksamkeit eines Menschen, wenn äußere Gegenstände ihn nicht mehr anziehen, sich auf sein Inneres, sein eigenes Ich richtet, so verschwindet in den Augen des Bürgers das Interesse des Staats, wenn er von der Theilnahme aller öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen ist. Er sieht sich nicht mehr als einen Bestandtheil des Ganzen an, weil er den Einfluß seines Eifers nicht mehr bemerkt. Das rege politische Leben nimmt ab; die Vaterlandsliebe stirbt — sie kann den nicht begeistern, der kein Vaterland, sondern einen Herrn hat.

Athens kriegerischer Geist war dahin. — Man gab ein Dekret, nach welchem, bei Todesstrafe der Widersetzung, der Kriegsfond zur Unterhaltung der Schauspiele bestimmt wurde. — Feile Miethlinge, vertriebene Fremdlinge, die nicht an den Staat gebunden waren, fochten statt der athenischen Bürger für das Vaterland, erschöpften die Schatzkammer des Staats und plünderten Freunde und Feinde.

Man sah öffentlich die Satrapen Kleinasiens Athen und Theben zur Zwietracht erkaufen. Was der asiatische Despotismus lange mit Gewalt, aber vergeblich und mit Schande versucht hatte, über Europens Grenzen zu dringen, das gelang ihm nun durch Bestechung feiler Griechen. Durch die Schlacht bei Chäronea stürzte die Nation von ihrer glänzenden Höhe.

Der Oberfeldherr der Griechen ward bald ihr Herr. — Nur einigemal noch regte sich der schlummernde Freiheitssinn, aber niemals unbestraft. Eine noch tiefere Knechtschaft folgte jedem Versuch. Die noch übrigen

wenigen großen Patrioten wurden mit unerbittlicher Grausamkeit hingerichtet. Der Rest der Freiheit ließ der Nation noch so viel Kraft, um sich selbst aufzureiben, und man sah in Susa des Themistokles unwürdige Nachkommen um den Beistand der Könige betteln.

Die edleren Blüthen des Geistes fühlten den Hauch des Despotismus, welcher von Macedonien aus über Griechenlands Fluren wehte, und der die Quellen des Wohlstandes nicht weniger als die Quellen des Geistes, welche die Gärten der Grazien befruchtet hatten, versiegen machte. Die Aufmunterung der Könige vermochte nicht den entflohenen Geist der Nation wieder zurückzurufen. Der Beifall eines Einzigen konnte unmöglich das hervorbringen, was der Beifall eines ganzen Volks zur Zeit der Republik bewirkte. — Alexandrien war den verwaisten Musen zum Asyl und der Politik zum Wirkungskreise eröffnet; aber die letzten Töne jener verhallten unter dem Waffengeklirre des stolzen Roms, und ganz Griechenland war ein Raub dieser despotischen Weltbeherrscherin.

Phrynen und Aspasien waren nun verschwunden, allein die Zahl gemeiner und raubsüchtiger, der Venus Volgivaga geweiheter Dienerinnen hatte in eben dem Maaße zugenommen, als die Nation unter dem Druck des Despotismus erschlaffte und Unwissenheit und Unmoralität in allen Ständen um sich griffen. —

Spartische Weiberliebe.

Unter allen Gesetzgebungen ist die Lykurgische unstreitig die vollendetste und, gegen ihren eigenen Zweck gehalten, ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Kein Gesetzgeber hat je einem Staat jene Einheit, jenes Nationalinteresse, jenen Gemeingeist gegeben, den Lykurg dem seinigen gab. Dieses alles erreichte er dadurch, daß er die Thätigkeit seiner Mitbürger in dem Staat auf einen Punkt zu leiten wußte, und ihnen alle andere Wege verschloß, die sie hätten davon abziehen können.

Eine einzige Tugend — die Vaterlandsliebe, war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde. Diesem künstlichen Triebe wurden die natür-

lichsten, schönsten Gefühle der Menschheit — Vater-, Mutter-, Gatten- und Geschwisterliebe zum Opfer gebracht, und auf Unkosten aller Moralität wurde das politische Verdienst errungen und die Fähigkeit dazu ausgeübt.

Lykurg begriff wohl, daß es nicht damit gethan sey, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen; er mußte auch Bürger für diese Gesetze erschaffen.

In der Wiege war der Sparter schon zu dem, was er seyn sollte, gestempelt. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich dem spartischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Dies geschah im Schooße des Staats, und alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Sein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieses ersten Eindrucks.

Sobald ein Kind geboren war, gehörte es dem Staate. Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aeltesten besichtiget. War es stark und wohlgebildet, so übergab man es einer Wärterin. Schwächliche und mißgestaltete Kinder stürzte man in den Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die spartischen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen und mit Kindern seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beschwerlichkeiten Trotz bieten und durch Leibesübungen eine Herrschaft über seine Glieder erlangen. Erreichten sie die Jünglingsjahre, so hatten die Edelsten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachsenen zu erhalten, die durch eine begeisterte Liebe an sie gebunden waren *); daher ward ein sonst braver Bürger gestraft, weil er keinen Jüngling liebte, und ein anderer, weil sein junger Freund während einem Gefecht aus Zaghaftigkeit geschrien hatte. Die Ephoren waren bei ihren gymnischen Spielen zugegen und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn sie sich satt essen wollten, so mußten sie die Lebensmittel dazu stehlen, und wer sich ertappen ließ, hatte eine harte

*) S. oben über die Knabenliebe der Griechen.

Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurg wählte dieses Mittel, um sie frühe an List und Ränke zu gewöhnen. Eigenschaften, die er für den kriegerischen Zweck, zu dem er sie bildete, eben so wichtig glaubte, als Leibesstärke und Muth.

Die Körper der Jungfrauen wurden auf gleiche Weise durch Tanzen, Singen und Ringen abgehärtet, um starke und gesunde Kinder leicht zu gebären. Ihre Kleidung war leicht, schmucklos, und der gymnischen Uebungen wegen auf beiden Seiten unter dem Gürtel offen. Es stand in ihrer Gewalt, bei der geringsten Bewegung die reizendsten Formen zu enthüllen, wenn bei dieser Erziehung Koketterie der spartischen Schönen zu vermuthen gewesen wäre. Bei gewissen Spielen kämpften Jünglinge und Mädchen nackt miteinander, und nur dem Hagestolzen ward das Zuschauen untersagt. Die Mannspersonen heiratheten in ihrem dreißigsten, die Mädchen im zwanzigsten Jahre. Man brachte die mannbaren Jungfrauen an einen finstern Ort zusammen, und die Jünglinge mußten ihre Bräute nehmen, welche ihnen das Glück in die Hände spielte. Die jungen Ehemänner durften ihre Weiber nur des Nachts und verstohlen besuchen. Dadurch blieben beide in den ersten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und ihre Liebe blieb neu und lebendig. Aus der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue, das Heiligthum der Ehe, auf, um starke Kinder für den Staat zu gewinnen. Alte und kraftlose Männer, die keine oder eine schwächliche Nachkommenschaft zu erzielen hoffen durften, führten selbst junge Männer in die Arme ihrer Weiber, und ein tapferer, wohlgebildeter Sparter durfte keinen Korb fürchten, wenn er sich die Frau eines andern einige Nächte ausbat, um dessen Familie mit seinem Blute zu veredeln *).

*) Die Lacedämonier hatten einen eidlichen Bund geschlossen, nicht eher in ihr Vaterland zurückzukehren, als bis sie den Tod ihres Königs Teleklus, welcher, als er zu Messena opferte, erschlagen wurden, gerächt hätten. Die spartischen Damen, der langen Abwesenheit ihrer Männer überdrüssig, sandten Abgeordnete an die Armee, mit der dringendsten Vor-

Um den Sparter durch keine Privatsorge von der Arbeit, oder durch die Freude an häuslichen Geschäften seinen Geist von dem Interesse des Vaterlands abzuziehen, wurden die Aecker und das Haus durch Sclaven, Heloten genannt, besorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden.

Lykurg hatte das ganze Land in gleiche Theile unter die Bürger vertheilt, und den Unterschied zwischen Reichen und Armen aufgehoben. Auf eine gleiche Art konnte er mit den beweglichen Gütern nicht verfahren; aber was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, erreichte er durch Umwege: Er führte statt goldner und silberner Münzen eiserne ein; einem großen Stück Eisen gab er einen sehr geringen Werth. Und um es zu jedem andern Gebrauche untüchtig zu machen, ließ er es vorher glühend in Essig löschen.

Durch diese Entziehung aller Mittel zur Ueppigkeit rückte der Gesetzgeber seinen Mitbürgern zugleich alle Gegenstände derselben aus den Augen, die sie dazu hätten reizen können. Sparta's eiserne Münzen konnte kein fremder Kaufmann brauchen; und eine andere hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten, verschwanden jetzt aus Lakonien. Kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen; kein Abenteurer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen; kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschatzen, denn sie konnten nichts mit sich hinweg nehmen, als eiserne Münzen, die in allen Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte, die Sitten blieben rein und unverdorben, weil jeder der Natur getreu blieb.

stellung, die Männer möchten die Sorge für ihre Nachkommenschaft nicht ganz und gar vergessen, und sobald als möglich nach Hause kommen. Nach gehaltener Berathschlagung über diese Aufforderung fiel der Entschluß dahin aus, daß man fünfzig junge rüstige Männer abschickte, und ihnen den Auftrag gab, das Fortpflanzungsgeschäft mit allen Weibern und Mädchen in Sparta auf das fleißigste zu betreiben, welches dann auch, wie Strabo L. VI. und Justinus III. bemerken, sehr pünktlich erfüllt wurde.

Nicht weniger gewann Lykurg für seinen Zweck durch die Verordnung, daß alle Bürger an verschiedenen Tafeln öffentlich mit einander speisen, und dieselbe vorgeschriebene Kost mit einander theilen mußten *). Hierdurch ward alle Schwelgerei verbannt und Ordnung und Mäßigkeit eingeführt. Uebrigens hatte diese gleiche Lebensweise den wichtigsten Einfluß auf die gleiche Stimmung der Gemüther.

Nur dann war es den jungen Spartern erlaubt, ihre Haare, Kleider und Waffen zu schmücken, wenn sie ins Schlachtfeld zogen. Ein feiner Kunstgriff des Gesetzgebers, etwas Lachendes und Festliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden, und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Im Kriege wurde von der strengen Disciplin etwas nachgelassen, die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und daß sie sich darauf wie auf ein fröhliches Fest freuten.

So fand der Sparter nur im Schooße des Staats Beschäftigung, Ergötzung, Ehre und Belohnung; so umschlang das Band der Vaterlandsliebe die ganze Energie, die Kraft aller einzelnen Bürger des Staats, und schuf einen Gemeingeist, der nie eine andere Nation bis zu einem solchen Grad von Stärke entflammte.

Alles, was außer dem politischen Interesse Menschen fesseln und Leidenschaften entzünden kann, war durch die lykurgische Gesetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Sparter. Unwissenheit mit rau-

*) Die schwarze Suppe war auf allen Tafeln das Hauptgericht der Spartaner. Meursius Miscell Lacon. L. I. c. 12. et 13. vermuthet, daß sie aus Saft von Schweinefleisch, mit Essig und Salz zubereitet, bestanden habe. Dionys, der Tyrann von Syrakus, wollte seine Tafel mit diesem Gericht bereichern. Er ließ einen spartischen Koch kommen. Die Suppe ward aufgetragen, der König kostete und ließ sie mit Unwillen augenblicklich hinwegbringen. Es fehlt noch ein wesentliches Gewürze, sagte der Sclave zu ihm. Und welches ist dieses? fragte der König. Eine starke Leibesübung vor der Mahlzeit, antwortete der spartische Koch.

dem Nationalstolz verbunden, waren unübersteigliche Mauern, welche aufklärende Wissenschaften und Künste so wie vergiftende Sitten von Lakoniens Gränzen zurückwiesen.

Vier Jahrhunderte hindurch blieb die lykurgische Verfassung in Ansehen; Sparta blieb bei seiner Armuth, Einfalt der Sitten, bei seiner Gleichheit oder vielmehr Gemeinschaft der Güter, und war glücklich *). Ein

*) Glücklich — wenn man seine politische Existenz gegen den Zweck hält, den Lykurg bei seiner Gesetzgebung bezielte. Er wollte nämlich einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat schaffen. Politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er strebte, und dies hatte er so weit erreicht, als es unter seinen Umständen möglich war. Hält man aber den Zweck, welchen Lykurg sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß man ihn eben so sehr mißbilligen, als den Zustand der Lacedämonier für sehr unglücklich schätzen. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann; und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung der Kultur. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln, hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen seyn. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann viel mehr zum Vorwurf als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie. Hieraus fließt die unumstößliche Maxime: Eine Staatsverfassung, nach ihren politischen oder Religionsgesetzen betrachtet, ist nur dann gut und lobenswürdig, wenn sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung leitet und die Fortschreitung der Kultur befördert. Fesselt sie hingegen eine einzige Kraft des menschlichen Geistes, legt sie ihm in irgend etwas einen Stillstand auf, so wird sie nie vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft, ihre Absicht sey welche sie wolle, gerechtfertigt werden können — sie ist ein Attentat gegen die Menschheit. Sparta war daher nur so lange blühend, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, als keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff. Aber eben dadurch, daß der Fortschritt der Zeit an der Form der Gesetze nichts verändern, daß der Geist des Volks nicht von der Stelle rücken durfte, worauf er bei Gründung der Verfassung stand, ohne augenblicklich das ganze Gebäude zu stürzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es stehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen hatte; eben dadurch war Sparta der unglücklichste Staat. Mag immerhin die Lykurgische Gesetzgebung als Riesenschritt des

Fremdling, der sich mit dem spartischen Bürger Geradatus über die Gesetzgebung Lykurgs unterredete, wunderte sich darüber, daß Lykurg keine Strafe auf den Ehebruch gesetzt habe, und fragte daher, wie man den Ehebrecher zu bestrafen pflege? Hierauf antwortete der Lacedämoner: Wie sollten in Sparta Ehebrecher seyn, wo Reichthum, Prachtliebe und Begierde, sich zu putzen, für entehrend, Schamhaftigkeit hingegen, Bescheidenheit und Gehorsam gegen die Gesetze allein geachtet und bewundert werden. — Weder die Entweihung der Ehen, noch der befohlne Diebstahl konnte den politischen Schaden anrichten, den sie in jedem andern Staate zur Folge haben würden. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war sie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen. Da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthum ruhete und fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigenthums kein so wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf, besonders wenn der Staat ihn selbst lenkte und Absichten dadurch erreichte, kein bürgerliches Verbrechen.

Aber der blendende Glanz einer Staatsverfassung, die die ganze Moralität Preis gab, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth haben kann, die den gesetzlichen Grundsatz predigte, Menschen als Mittel, nicht als Zwecke zu betrachten, verschwand plötzlich; der menschliche Geist zerbrach die schändlichen Fesseln, unter denen alle sittliche Freiheit erstorben war; die hochgerühmte Freiheit der Sparter und Sparterinnen verwandelte sich in unbändige Frechheit, und ward die Mutter der scheußlichsten Laster und Verbrechen, die jemals den Busen der Menschheit durchwüthet haben. Dieser Zeitpunkt begann im peloponnesischen Kriege.

Die erste Veranlassung zu den weiblichen Ausschweigen war unstreitig die lange Abwesenheit der Männer während ihren oft entfernten Feldzügen, die sich dann

menschlichen Geistes, als glänzender Versuch des jugendlichen Weltalters in der schwersten aller Künste merkwürdig seyn, so muß sie doch der Kosmopolit mit seiner tiefsten Verachtung belegen.

bei ihrer Zurückkehr über den Verfall ihres häuslichen Glücks durch den Glanz ihrer Trophäen eben so wenig getröstet fanden, als die Helden der Iliade.

Schon im ersten messenischen Kriege wurden die meisten lacedämonischen Jungfrauen Mütter außer dem Ehestande und ohne Gemahl. Man sah mitten im Staate ein ganzes Volk entstehen, dessen Väter niemand kannte. Dies sind jene Kinder, die man seitdem Parthenier nannte; ein Ausdruck, womit die Griechen bloß diejenigen bezeichneten, welche unverheirathete Jungfrauen zu Müttern hatten. Strabo und Justin beschuldigen zwar die Spartaner, sie hätten dieses Verderben selbst befördern helfen, und sagen, es wäre mit ihrer Bewilligung geschehen, daß man die Stärksten der Armée hinschicke, um mit den lacedämonischen Jungfrauen das Begattungsgeschäft zu betreiben; allein mit diesem nothgedrungenen Mittel der Bevölkerung stimmt die Nachricht nicht überein, daß die Parthenier, welche niemand für seine Kinder annehmen wollte, sich gezwungen sahen, ihr Vaterland zu verlassen und eine Kolonie zu Tarent, 707 Jahr vor unserer Zeitrechnung, anzulegen.

Die Belustigungen im Theater schränkten sich bei den Lacedämoniern auf Mimen- und Possenspiele ein, wobei man die Geberden und Sprache des verworfensten Pöbels nachahmte; und hierzu ließen sich die vornehmsten Wittwen gebrauchen.

Selbst die Königinnen von Sparta errichteten, der Wachsamkeit der Ephoren ungeachtet, in der Stadt des Mars unzählige Altäre zur Ehre der Venus.

In unaufhörliche Kriege mit den verdorbenen Griechen, Persern und Barbaren verwickelt, von dem Wirkungskreise der vaterländischen Gesetze und ihrer Aufseher entfernt, verschwand die Reinheit und Einfalt ihrer Sitten. Der edle kriegerische Charakter verkehrte sich in eine unersättliche Eroberungs- und Raubsucht. An die Stelle der Armuth und Frugalität, die einzigen Stützen ihrer Verfassung, trat Habsucht und Schwelgerei, und ihre politische Größe sank auf ewig dahin.

Der ehrbegierige Lysander hatte zuerst die rauhe Strenge

der lacedomänischen Sitten zu den feinen Künsteleien des Luxus geformt; er erfocht glänzende Siege in Attika und Kleinasien, und dieses war genug, dem schwachen Handhaber der spartischen Gesetze die Augen zuzudrücken. Er hatte in kurzer Zeit, da er von Athen siegreich zurück kam, eine Summe von beinahe 2000 Talenten an Gold und Silber nach und nach in Sparta zusammengebracht. Das Tribunal der Ephoren widersetzte sich zwar den gefährlichen Reichthümern, aber Lysander sagte, ich habe sie nicht für die Bedürfnisse der Bürger, sondern für die der Republik bestimmt, und das Tribunal schwieg.

Die Keime der Verderbniß, die durch Lykurgs Gesetze in die Herzen der Weiber gepflanzt waren und bisher geschlummert hatten, brachen nun mit unwiderstehlicher Gewalt hervor. Frauen und Jungfrauen entehrten sich selbst, und ihre Männer und Väter verdarben Jünglinge und Mitbürger. Es bedurfte in Sparta nur der Begierde, um des Genusses sicher zu seyn.

Eine spartische Königin entbrannte von der heftigsten Leidenschaft gegen den Alcibiades, und dieser verwiesene, herumirrende Abenteurer, der in der Welt nichts besaß als seinen Kopf und seine Schönheit, bestieg das Ehebett der Herakliden. Obgleich die Ephoren die Königinnen nie aus den Augen ließen, damit das Geblüt ihrer Regenten sich nicht mit dem eines Sclaven oder eines Priesters, oder eines Eselstreibers vermische, so sagten doch zwei Könige eidlich aus, daß sie nicht Väter der Kinder wären, die ihre Gemahlinnen geboren hätten.

Im Zeitalter des Aristoteles war Ehebruch so allgemein, daß daraus fast eine völlige Gemeinschaft der Weiber entstand, und eben deswegen so wenig entehrend, daß alle Sparterinnen ein ehebrecherisches Weib und einen schönen und tapfern Ehebrecher beneideten, so wie die Sparter selbst diesen aufmunterten, seine Verbindung nur fortzusetzen, um dem Staate gleiche Söhne zu schenken. Chelidonis, eine vornehme Sparterin, lebte mit dem schönen Jüngling Akrotatus in einem so offenbaren Ehebruch, daß der Mann des untreuen Weibes, Kleonymus, aus Verzweiflung sein

Vaterland verließ, und in der Absicht, sich zu rächen, zum König Pyrrhus überging, der Lacedämon bekriegte. Als dieser Sparta selbst angriff, zeichnete sich Akrotatus vor allen andern durch seine Tapferkeit aus. Indem er blutig aus dem Gefechte zurückkehrte, schien er den spartischen Weibern liebenswürdiger als jemals, sie beneideten ihre Mitbürgerin um einen so schönen und muthigen Liebhaber. Selbst die Sparter riefen dem Jüngling zu: fahre fort, Akrotatus, die Chelidonis zu umarmen, und schenke dem Vaterlande Söhne, die deiner würdig sind.

Die ungebildeten Seelen der spartischen Weiber waren von der Leidenschaft der wollüstigen Liebe so tyrannisch beherrscht, daß weder Schamhaftigkeit ihnen Zurückhaltung einflößte, noch Weisheit sie einige Mäßigung lehrte. Die Griechen belegten solche Weiber, bei denen das Bedürfniß der physischen Liebe in eine völlige Raserei (Nymphomanie, Mutter- oder Manneswuth) ausbrach, mit dem Namen Andromanen.

Die Lacedämoner waren mit den Ursachen und Wirkungen der Natur unbekannt genug, um fremde Marktschreier und Wunderdoktoren kommen zu lassen, die die Ausbrüche solcher heftigen Begierden ihrer Gemahlinnen durch Arzneimittel oder durch Sühnopfer mildern sollten, und sie hatten die Einfalt, zu glauben, daß dem Betrüger Bakis wenigstens einmal eine Kur glückte, die in aller Rücksicht so schwer war.

Ich kann vor der ganzen Welt gestehen, sagt Galen, daß ich gegen meine eigene Mutter einen unaussprechlichen Haß gefaßt hatte, denn sie war so gewaltthätig und fürchterlich, daß sie in ihren Anfällen von Wuth ihre eigenen Sclavinnen wie ein wildes Thier biß, so daß ihr das Blut stromweise aus dem Munde floß. — Dieses Beispiel beweist, daß es unter allen Ständen Adromanen gab, denn Galens Mutter gehörte zu einer vornehmen griechischen Familie und hatte eine gewisse Erziehung genossen.

Plutarch behauptet, daß nicht selten die Weiber Lakoniens von jenem heftigen Feuer der Liebe verzehrt wurden, das im Busen der Sappho brannte, und

dessen schreckliche Symptome diese selbst in ihren Gedichten schildert.

Von dieser berühmten lesbischen Dichterin will ich hier meinen Lesern das Merkwürdigste erzählen. Sie lebte in der zwei und vierzigsten Olympiade. Nach dem Tode ihres Gatten entsagte sie der Ehe, aber nicht der Liebe. Ihr feuriges und reizbares Temperament riß sie zum ausschweifendsten Genuß der Wollust hin. Sie überließ sich jeder Art derselben, selbst der, welche sie bei ihrem eigenen Geschlecht fand. Vergeblich hat man den schändlichen Umgang läugnen wollen, den sie mit ihren Freundinnen unterhielt, von denen Suidas drei namentlich bekannt macht*). Außer diesen und andern glaubwürdigen Zeugnissen verrieth sie selbst nur allzusehr in ihren zärtlich schmachtenden Versen die unnatürliche Leidenschaft einer Tribade. Zu Ovids Zeiten war man so überzeugt, daß Sappho die Weiber geliebt hatte, wie diese die Männer lieben, daß er sie selbst das Geständniß davon ablegen läßt. Horaz behauptete dasselbe von ihr.

Wenn Sappho durch diesen Umgang die andere Menschenhälfte entbehren zu können glaubte, so hatte sie sich sehr geirrt; denn sie ward von der heftigsten Liebe zu dem Phaon hingerissen. Aber die schöne Dichterin war nie ein schönes Weib gewesen; sie war jetzt Wittwe und auf der Rückkehr ihres Lebens. Während ihrer Wittwenschaft war sie übel berüchtiget worden, und die Liebe verliert selbst bei dem nur wenig delikaten Manne ihren Reiz, wenn sie aufgedrungen wird. Es sey nun aus Entkräftung oder Gleichgültigkeit, ihr geliebter Phaon ward ihrer überdrüßig und verließ sie. Man lese, was sie ihm durch Ovids Feder schreibt. Vergeblich wendete sie alles an, ihren Geliebten wieder zurückzubringen. Verzweiflungsvoll, weder mit ihm noch ohne ihn glücklich zu seyn, unterlag sie dem doppelten Gewicht jenen Seele und Körper zerrüttenden Leidenschaften. Sie nahm ihre Zuflucht zum leukadischen

*) Sie hießen Atthis, Telesippa und Megara.

Sprunge *) und fand in den albanischen Wellen das Ende ihrer Qual.

Eines der beliebtesten Lieder bei den spartischen Mädchen waren Sappho's Klagen an die Schutzgöttin der Jungfrauen, welche sie in ihrem fünfzehnten Jahre verfertiget hatte und wovon wir nur folgenden Anfang besitzen: „Jungfrauschaft, Jungfrauschaft, wohin fliehest du, mich verlassend?" Diese antwortete: „Ich kehre nicht wieder zu dir, ich kehre nicht wieder" ꝛc.

Unter den wenigen, auf uns gekommenen Fragmenten von dieser Dichterin theile ich hier noch folgendes schöne Gedicht, nach der freien Uebersetzung des Abbé de Lille verdeutscht, mit:

„O selig, gleich den ewigen Göttern, wer bei dir seufzet, wer deines zaubervollen Blicks, deines schmelzenden Tons, und ach! deines zärtlichen Lächelns einziger Gegenstand ist!"

„Erblickt dich mein Auge, so schleicht plötzlich von Ader zu Ader ein verzehrendes Feuer in mein Herz.

*) Auf dem Vorgebirge von Leukate stand ein dem Apollo geweiheter Tempel. Am Feste dieses Gottes ward alle Jahre ein Verbrecher von der Spitze des Felsen in's Meer gestürzt, weil man glaubte, hierdurch sich der Gunst des Apollo's zu versichern. Strabo erzählt, die Priester des Tempels hätten, um den Sturz minder gefährlich zu machen, dem zu diesem Sprunge Verurtheilten Federn und lebendige Vögel angeheftet, und am Fuße des Abgrundes Kähne in Bereitschaft gehalten, um ihn den Wellen zu entreißen.

Aber der Sprung vom leukadischen Felsen brachte noch eine andere Wirkung hervor: er befreite die unglücklichen Liebenden von ihrem heftigen Feuer. Diese bedurften keiner Federn; sie wurden auf den Flügeln der Liebe getragen. Der Ursprung dieses Gebrauchs war in folgende Fabel gehüllt. Venus suchte ihren Gemahl, den schönen Jüngling Adonis. Sie fand ihn endlich zu Argos, auf der Insel Cypern, todt, im Tempel des Apoll. Sie entdeckte diesem Gotte ihre heftige Leidenschaft und bat um Linderung ihrer Qual. Apoll führte sie auf den leukadischen Felsen und befahl ihr, sich herabzustürzen. Sie that's, und ward plötzlich von ihrer Liebe geheilt. — Selbst Jupiter, wenn seine Liebe zur Juno zu heftig wurde, kam oft auf diesen Felsen und kühlte sein Feuer. — Die Priester des Apollo behaupteten, diese Art zu baden besänftige die erotische Wuth der Männer und Weiber; denn bei heftigen Krankheiten, sagten sie, muß man auch heftige Mittel gebrauchen.

Mein Geist verliert sich in betäubender Verwirrung; die Worte ersterben auf meinen Lippen."

„Ich höre nichts um mich her; mein Gesicht ist in Nacht gehüllt. Ich träume — sinke in ein süßes Schmachten. Ich bin athemlos, mein Bewußtseyn verläßt mich — ich zittre — ich sterbe." —

Außer diesen wüthenden Leidenschaften der griechischen Weiber überhaupt entsprang die Zügellosigkeit der Sparterinnen aus einer andern Ursache, nämlich den unermeßlichen, beweglichen und unbeweglichen Reichthümern, die sie während den Kriegen den männlichen Stämmen entrissen und zusammengehäuft hatten. Wenn eine Universalerbin oder Epiklere heirathete, behielt sie, selbst während ihrer Ehe, das Recht, mit ihrem Vermögen willkührlich zu schalten. Mit diesen Ansprüchen verbanden sie eine unumschränkte Herrschaft über ihre ausgearteten Männer, die sich von ihren Weibern, wie von ihren Begierden und Lastern, unterjochen ließen, und man fing an, sie nicht nur Herrinnen zu nennen, sondern ihnen auch als Herrinnen zu begegnen. Die übrigen Griechinnen priesen sie wegen dieser Gewalt glücklich und beneideten sie. Als einst eine Fremde dieses nicht undeutlich merken ließ, erhielt sie von einer stolzen Sparterin die demüthige Antwort: Wir allein sind werth, über Männer zu herrschen, weil wir allein Männer zur Welt bringen. Dies Weiberregiment in Sparta war der sicherste Beweis, daß Sclaven der Weiber einer Herrschaft über Männer nicht mehr werth waren. Keine Stadt im europäischen Griechenland war in einem so orientalischen Geschmack verziert und kündigte eine so übertriebene Pracht und Verschwendung an, als Lacedämon mit seinen Tempeln, Tribunälen, dem Pöcilum und andern öffentlichen Privatgebäuden.

Athenäus versichert, daß man unter der Regierung des Königs Akrotatus in den zu den öffentlichen Mahlzeiten bestimmten lacedämonischen Sälen immer nur mit den köstlichsten Weinen, den angenehmsten Wohlgerüchen und dem ausgesuchtesten Dessert aufwartete. Die Teppiche und Bettkissen, mit Flaumfedern der Schwäne aus Amiklä

gestopft, waren mit so vielen Stickereien und Kostbarkeiten bedeckt, daß Fremde, die an eine solche asiatische Pracht nicht gewöhnt waren, sich scheueten, darauf zu sitzen, aus Furcht, so prächtige Sachen zu beschädigen.

So erblickte man die Beute von geplünderten Völkern und Provinzen überall, wo sich das Auge hinwand; nur in dem äußern Ansehen ihrer Kleider glichen sie den heutigen Aristokraten von Bern und den stolzen Edeln von Venedig, die öffentlich in einer elenden finstern Tracht erschienen, und in Zimmern schlafen, die mit Gold und Silberstoff bedeckt sind.

Die öffentlichen Mahlzeiten, statt Liebe zur Mäßigkeit und Genügsamkeit einzuflößen, arteten nun in Schwelgerei und Unmäßigkeit aus. Als die Lacedämoner die Insel Cocyra plünderten, war der Gaumen der Krieger schon so üppig, daß sie keine andere, als wohlriechende Weine trinken wollten, welches man als den äußersten Grad eines königlichen Luxus betrachtete. Kleombrotus, der die Sparter in der Schlacht bei Leuctra anführte, hatte sich mit allen seinen Officieren betrunken, und in diesem Taumel des Rausches faßte er den Entschluß, den Epaminondas anzugreifen. Der Verlust von Messenien und der Umsturz des ganzen Staats folgte auf diesen unglücklichen Angriff.

Entartung des Geschlechtstriebes der Römer.

Beinahe sechs Jahrhunderte hindurch hatte Rom in einer ununterbrochenen politischen und militärischen Thätigkeit um seine bürgerliche Existenz gekämpft, und bei seinen Siegen über benachbarte, mehr tapfere als reiche und verdorbene Völker, blieb es der Sitteneinfalt seiner Voraltern getreu.

Aber die raschen Schritte des römischen Kriegsgeistes drangen bald in die entferntesten Provinzen. Macedonien, Syrien, Griechenland und das stolze Carthago waren besiegt. Rom hob sein Haupt empor, und da es rund umher über gebeugte und unterjochte Völker hinwegsah, und bei diesem, seinem despotischen Geiste erfreulichen Anblick, die Größe seiner Thaten erwägte,

Verbrechen aus ihrem Vaterlande waren vertrieben worden. Es war der Sitz des Müssiggangs, der Bosheit und aller Laster; es war der Zufluchtsort aller Taugenichtse, die von den Bestechungen der Magistratspersonen, denen sie sich geweihet hatten, lebten. Dieser arme, hungrige, leicht zusammenlaufende Pöbel, der die öffentliche Privatverschwendung als seine Pfründe ansah, war so zahlreich, daß Cäsar, als Dictator, dreihundert und zwanzigtausend Bettler vorfand, die auf Unkosten des Staats gefüttert wurden und monatlich für sich und ihre Familie Getreide empfingen. Sie verkauften sich dem Meistbietenden, um neue Zerrüttungen anzurichten. Dieser feile Pöbel haßte und mißhandelte den Kato, als er den Versuch machte, die schändlichen Bestechungen und niederträchtigen Bewerbungen aufzuheben, und begünstigte hingegen den Katilina, weil dieser ein Feind des Staats und aller Rechtschaffenen, und hingegen der Anführer und Beschützer aller Ruchlosen und Bösewichter war. Durch den bestechlichen Pöbel stürzten Klodius, Pompejus Crassus die Freiheit der Nation; und hätte Cäsar nicht den größten Theil des Pöbels durch Bestechungen gewonnen und seine Kreaturen zu den ersten Würden erhoben, so würde er sich nie so lange als despotischer Alleinherrscher erhalten haben. Er erlaubte übrigens, so wie Sulla, seinen Soldaten alle ersinnliche Ausschweifungen, und sagte, daß sie von Salben duftend, noch gute Schlachtgewinner wären.

Die Vervielfältigung der Bedürfnisse der Tafel stieg zu einer ungeheuren Verschwendung. Ein einziges Abendmahl, das Lukull dem Pompejus und Cicero gab und wozu diese sich erst den Morgen vorher eingeladen hatten, kostete über zehntausend Thaler. Man kann an die Völlerei und Gefräßigkeit dieser thierischen Schwelger unmöglich ohne Eckel denken. Im Zeitalter des Cicero gehörte es zu den Pflichten der Höflichkeit eines Gastes, sich durch ein Brechmittel zu einem Gastmahle vorzubereiten. Noch allgemeiner war diese Gewohnheit, den überfüllten Magen gleich nach aufgehobener Tafel durch ein Vomitiv zu erleichtern. Die Gastmähler, sagt Ci-

cero, gleichen Schlachtfeldern, wo einige weggetragen werden, die meisten aber ohne Bewußtseyn liegen bleiben. Es war rühmlich, als ein tapferer Trinker berüchtigt zu seyn. Antonius schrieb ein Werk über seine eigene Trunkenheit, und machte sich nichts daraus, als er in einer öffentlichen Volksversammlung von den Wirkungen eines nächtlichen Bacchanals überfallen wurde und sich im Angesichte der Römer übergeben mußte.

Sulla war der erste, der, um die Freuden der Tafel zu erhöhen, ganze Banden von Sängern und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen unterhielt, welche die Gäste nicht nur mit ihren unsittlichen Künsten, sondern oft auch mit ihren Schönheiten ergötzen mußten. Diese Klassen von Dienern und Dienerinnen der Sinnlichkeit waren den römischen Wollüstlingen so unentbehrlich, daß sie dieselben auf allen ihren Reisen, und sogar in den Krieg mitnahmen.

Nie haben in irgend einem Winkel der Erde so viele scheußliche Laster zusammen geherrscht, als in Rom zur Zeit des Untergangs der Republik und der Cäsare. Kadix, Antiochien, Alexandrien und andere üppige Städte wetteiferten, in der Kunst zu genießen, etwas Neues zu erfinden, und konnten sicher darauf rechnen, von den zügellosen Schwelgern dieser Weltstadt auf das reichste dafür belohnt zu werden. Spanien schickte seine üppige Tänzerinnen, Egypten, Syrien und das übrige Asien schöne, in den Künsten der Liebe unterichtete Knaben und Mädchen, Gaukler, Wahrsager und Schauspieler; Griechenland die Freigelassenen beiderlei Geschlechts, die als Erzieher und Erzieherinnen der römischen Jugend, als Vertraute und Rathgeber in den Häusern der Großen die erste Rolle spielten.

Der öffentliche Luxus hielt mit dem Privatluxus gleichen Schritt. Die öffentlichen Vergnügungen bestanden in Schauspielen, in festlichen Schmäusen, die man dem ganzen Volke gab, oder in Kämpfen von Gladiatoren, Athleten, Thieren oder Rennwägen, oder in Seeschlachten. Sulla bewirthete nach seinen Siegen das ganze Volk mehrere Tage hintereinander mit den ältesten und theuersten Weinen, und den köstlichsten und leckerhafte-

sten Gerichten, die in einem solchen Ueberflusse aufgetragen wurden, daß man am Ende eines jeden Tags einen großen Vorrath von Speisen in die Tiber warf. Bald nachher gab Crassus ein gleiches Gastmahl, an welchem das Volk an zehntausend Tischen speisete. Diese wurden in der Folge von einem, am meisten aber von Cäsar übertroffen, der das ganze Volk nicht nur viermal mit der größten Pracht bewirthete und ihm die kostbarsten Falerner und griechischen Weine reichen ließ, sondern auch einem jeden Römer 400 Sesterzien, 10 Scheffel Weizen und eben so viel Pfund Oel austheilte.

Unter den Vornehmen, welche während ihrer Aedilität oder nach einem glorreichen Triumph, oder zur Gedächtnißfeier eines verstorbenen Anverwandten dem Volke verschwenderische Schauspiele gaben, zeichnete sich M. Scaurus aus, dessen ungeheurer Aufwand für das Theater eines einzigen Monats, nach Plinius, den Sitten mehr schadete, als die Proscription des Sulla, daß sie selbst nicht einmal durch die wahnsinnige Verschwendung eines Caligula und Nero hätten erreicht werden können. Hierdurch versanken sie in untilgbare Schulden, daß Cäsar selbst sagte, als Prätor, er brauche fünfzehn Millionen, um nichts zu haben.

Die Weiber und Töchter der Vornehmen und Reichen waren eben so leer an Tugend als ihre Männer, Väter und Brüder schamlos. Ihre physische und moralische Erziehung entsprach dem Geiste ihres Zeitalters. Es wurde alles an ihnen ausgebildet, was ihre Schönheit anziehender und die Reize ihres Umgangs verführerischer machen konnte. Die Kunst, schön zu singen, zu spielen und zu tanzen, ihre Muttersprache eben so anmuthig als die Sprache der Griechen zu reden, war das vornehmste Studium einer Dame von gutem Ton.

Viele von ihnen waren in den Geheimnissen der Staatskunst eingeweihet, waren die Rathgeberinnen des Cicero und anderer großen Männer. Aber gewöhnlich waren ihre Herzen so verdorben, daß sie aller Frevel fähig waren. Durch ihre gränzenlose Verschwendung in allen Gattungen der Ueppigkeit waren sie so tief in Schulden versunken, daß sie sich zu Meineiden, Mord und Ver-

giftungen erkaufen ließen. Um ihre Schulden zu tilgen, wucherten sie zwar mit ihren Reizungen, aber ihre Schulden wurden dadurch eben so wenig getilgt, als ihre Begierden gesättigt. Ihre Verzweiflung ging endlich so weit, daß sie nur im allgemeinen Verderben ihre Rettung zu finden glaubten. Katilina fand daher unter dieser Klasse seine thätigsten Mitverschwornen; sie waren bestimmt, die Sclaven in der Stadt aufzuwiegeln, die Stadt selbst anzuzünden, und ihre Männer entweder mit in den Bund zu ziehen oder sie umzubringen.

Vornehme Jungfrauen entbrannten von blutschänderischer Liebe gegen ihre eigene Brüder. Mütter wurden die Nebenbuhlerinnen ihrer eigenen Töchter. Wittwen aus den ersten Geschlechtern unterhielten ohne Scheu junge Liebhaber, und erschienen mit ihnen an öffentlichen Oertern und Privatgesellschaften. Ihr Gang und Kleidung, ihre Sprache und Blicke verkündigten die frechste Buhlerei, und ihre Häuser, Landsitze und Gärten waren die Wohnungen der unzüchtigsten Wollust.

Ehebrüche waren so etwas gewöhnliches, daß sie weder den Ehebrecherinnen Schande, noch den beleidigten Männern Schimpf brachten. Unter den größten Zeitgenossen Cicero's war keiner, der nicht die Weiber mehrerer Männer verführt, oder dem nicht eine oder gar mehrere Gattinnen untreu geworden. Katilina Cäsar, Pompejus, Crassus, Antonius und viele andere Männer vom ersten Range verstanden sich mit ihren besten Freunden sehr gut auf das Vergeltungsrecht, Ehebrecherinnen gingen aus den Armen ihrer Männer, welche sie verlassen oder verstoßen hatten, in die Arme ihrer Liebhaber und Verführer, und solche gekrönte Männer ließen sich dennoch nicht abschrecken, bald wieder andere Genossinnen ihres Ehebetts zu nehmen.

Die Ehe war nicht mehr ein heiliges, von Gesetzen abhängendes Bündniß; sie war eine Verbindung, die man um jeder Phantasie willen trennen könnte. Männer verstießen ihre Weiber und Weiber ihre Männer, ohne die geringste Ursache davon angeben zu dürfen. Hierdurch und durch die schon lange vorher eingerissene unsinnige Prachtliebe wurde die Abneigung gegen den

Die Kriegszucht war ein Paradespiel; der kriegerische Römer hatte sich in einen feigen Orientaler verwandelt, und überließ seine Waffen fremden, feilen Miethlingen. Den Fiskus vergaß kein Gesetzgeber. — Die Gesetzgebung wurde nach den Launen der Messalinen und Ganymeden gehudelt. Die noch übrigen guten Köpfe und edle Republikaner fielen in eine philosophische Verzweiflung: statt des edlen Todes fürs Vaterland, mordeten sie sich selbst. Erst verzweifelte man an dem Vaterlande, und dann an sich selbst. — Das Christenthum ward endlich zur Pest des Staats eingeführt, und die Menschheit erlag unter der Geisel des politischen und kirchlichen Despotismus.

Bei diesem schnellen Staatsverfall war die Erziehung von einem beträchtlichen Einflusse. Die Kinder der Vornehmen wurden verzärtelt und die der Armen verwilderten. Quintilian hat uns hiervon die beste Schilderung hinterlassen. Man hatte den öffentlichen Schulen das Sittenverderbniß vorgeworfen. Hierauf antwortet er: „Wären wir nur nicht selbst Ursach an dem Sittenverderbniß unserer Kinder! durch Ueppigkeit entkräften wir die zarte Kindheit. Die weichliche Erziehung, welche wir Schonung nennen, zerstört alle Spannkraft des Geistes und des Leibes. Wornach wird sich nicht der Erwachsene sehnen, wenn der Säugling schon in Purpur herumkriecht? Noch preßt er kaum die ersten Worte sich aus, und kennt schon Koch- und Austernschmaus. Den Gaumen unterrichten wir früher als die Lippen. Auf Tragsesseln wachsen die Kinder heran; sollen sie den Boden berühren, so hängen sie da an beiden Seiten durch Hände gehalten. Vergnügen macht es uns, wenn sie Unartigkeiten sprechen. Ausdrücke, welche nicht einmal unter den üppigen Alexandrinern erlaubt wären, belohnen wir mit Lächeln und Küssen. Ganz natürlich! So haben wir sie es gelehrt; von uns haben sie es eben gehört, unsere Buhlerinnen und Beischläferinnen haben sie vor Augen. Jedes Gastmahl ertönt von unkeuschen Gesängen, wovon man mit Ehrbarkeit nicht sprechen kann, das geht vor allen Augen vor sich. So wird es erst Gewohnheit, dann Natur. Und diese Unglücklichen

lernen dergleichen, ehe sie noch wissen, daß es recht sey. So regellos und ausgelassen erhalten sie diese Fehler nicht in den Schulen, sondern bringen sie schon mit."

Auch Tacitus, nachdem er ein treffliches Gemälde von der alten römischen Kinderzucht durch Mütter, Tanten rc. bis zum Alter entwirft, wo der junge Römer seine Lebensart erwählte, schildert die entartete Erziehung auf folgende Art: „Jetzt aber wird der Säugling einer griechischen Sclavenzofe überlassen (und in der Zelle einer feilen Amme erzogen), der gemeinhin noch ein anderer, sonst zu nichts Besserm brauchbare, elende Sclavenkerl zugeordnet wird. Der zarte und noch ganz rohe Geist des Kindes saugt ihre Mährchen und Irrthümer ein, und kein Mensch im Hause bedenkt, was er in Beiseyn des Kindes mit der Herrschaft redet oder thut. Selbst die Eltern gewöhnen ihre Kleinen weder zur Rechtschaffenheit noch Anständigkeit, sondern vielmehr zur Ueppigkeit und Ausgelassenheit. Dadurch beschleicht sie unvermerkt Schamlosigkeit und Verkennung fremden und eigenen Werths. So werden die eigenthümlichen Fehler dieser Stadt, Neigung zum Theater und Pferdeliebhaberei, schon in Mutterleibe den Kindern wie angeboren rc." —

Schon zur Zeit des Pompejus war die römische Jugend von einem so weibischen, unkriegerischen Geiste, daß gerade die sechstausend Reiter, die dieser General aus der Blüthe derselben zusammengelesen und auf deren Tapferkeit er die Hoffnung des Sieges bei Pharsalia am meisten gegründet hatte — daß gerade diese sich von einigen Cäsarianischen Kohorten übern Haufen werfen ließen, durch ihre schändliche Flucht das ganze Heer in Unordnung brachten, und den Verlust einer Schlacht nach sich zogen, in welcher der Sieger nicht einmal halb so viel als der Besiegten waren. Daher entstand in der Folge der Mangel und die Seltenheit weiser und tapferer Generale, worüber Cicero so häufig klagt.

Eben so abgeneigt, als die jungen Römer zu den Arbeiten des Krieges waren, so träge waren sie auch zu den ruhigen Künsten des Friedens. Künste und Wissenschaften erreichten zwar ihren höchsten Gipfel im Zeitalter

der Cäsarn, aber sie vermochten sich nicht lange auf den Trümmern der alles dahinter reißenden Sittenlosigkeit zu erhalten. Die Beredsamkeit und Rechtsgelehrsamkeit versanken, und Cicero weissagte, daß das kommende Zeitalter noch weniger große Redner als Feldherren sehen würde.

Völlerei und unbegrenzte Verschwendung, Unterhaltung liederlicher Weibspersonen waren so herrschende Sitten geworden, daß selbst Cicero, einer der strengsten Sittenrichter seiner ausgearteten Zeitgenossen, gestand, man müsse diese Ausschweifungen dem jugendlichen Alter nachsehen und vergeben, so lange es dadurch nicht zu grobe Verbrechen und verruchte Unternehmungen gebracht würde.

Man kann unmöglich einen Blick auf das Gemälde der ehelichen und romantischen Liebe und Sitten werfen, worin sich die gefeiertsten Wollüstlinge des ersten Jahrhunderts nach C. G. herumwälzten, ohne daß man mit dem größten Abscheu gegen diese Schandflecke der Menschheit erfüllt wird.

Unter dem Namen und der Gestalt eines Vaters des Vaterlandes erschlich der listige August mit der geschmeidigsten Heuchelei den Thron und ließ sich feierlich von der Beobachtung der Gesetze dispensiren. — Alle seine Verheirathungen und Ehescheidungen waren Attentate gegen die öffentlichen Sitten. Er verstieß die Scribonia, die Mutter der Julia, an eben dem Tage, da sie mit dieser niederkam, und ehe noch die Sonne, welche diese Schandthat beleuchtete, unterging, raubte er die Livia ihrem Manne, als sie mit dem Tiberius schwanger war. Julia selbst, die Tochter der unglücklichen Scribonia, war vor seiner viehischen Brunst nicht sicher. Fast alle römische Schriftsteller, die vom Ovid reden, behaupten, daß der Dichter keiner andern Ursache wegen in die rauhen Gegenden von Scythien verbannt worden, als weil er den Augustus in Begehung der Blutschande mit seiner Tochter überrascht habe. Kaligula sagte selbst, aus diesem Umgang des August mit der Julia entsprungen zu seyn: er wollte dadurch seine Rechte auf den Thron der Cäsaren behaupten.

Um hinter die Familiengeheimnisse zu kommen, bediente sich August der Ehebrüche. — Seine sclavischen Freunde versorgten ihn täglich mit neuen Genüssen. Alle römischen Damen, sie mochten Hausmütter oder Töchter seyn, wetteiferten um die Ehre, eine Nacht in den kaiserlichen Armen zu schwelgen. Sie mußten sich erst entkleiden und alle ihre Reize und geheime Fehler untersuchen lassen, ehe sie des kaiserlichen Bettes werth geachtet wurden. Dann trug man sie in einer verdeckten Sänfte bis in das Zimmer Augusts.

Als eines Tages die Wahl dieses römischen Sultans auf die Gattin eines vertrauten Freundes des Athenodorus fiel, versuchte dieser Philosoph durch eine dreiste That den Despoten zu bessern. Um seinem Souverain ein Verbrechen zu ersparen, zog er die Kleider der Römerin an, verhüllte sein Gesicht mit einem Schleier, und ließ sich so in den Palast hintragen. Der von Liebe trunkene August zieht begierig den Vorhang der Sänfte auf, und sieht statt der erwarteten Schöne den Athenodor, mit einem Schwerte in der Hand, heraustreten. „Wie, sagte der stoische Weise, und du fürchtest nicht, daß irgend ein geheimer Feind einmal auf den Einfall komme, die List zu gebrauchen, um dir das Leben zu nehmen, die ich jetzt gebrauche, dich zur Tugend zurückzuführen?“ Als August sich von seiner Verwirrung erholt hatte, lächelte er, und dünkte sich ein großer Mann, dem Philosophen — seine Kühnheit zu verzeihen. —

Das ärgste Denkmal der Verderbtheit des August ist das Festin der zwölf Gottheiten. Rom seufzete eben unter einer schrecklichen Hungersnoth, als der Despot den Einfall bekam, in seinem Palaste mit seinen Gästen die bekannten Liebeshändel der griechischen Götter auf die schändlichste Art nachzuahmen.

So machte er seinen Palast zu einem schändlichen Bordell, und vergiftete die Sitten seiner Familie dergestalt, daß in zwei Menschenaltern, trotz aller künstlichen Adoptionen, die Familie der Cäsaren ausstarb.

Und diesen Menschen wagt der kriechende Horaz einen Beschützer und Verbesserer der Sitten und Gesetze zu nennen! — Tacitus schildert diese niedrige, sclavische

Schmeichlerzunft sehr treffend mit einem Zuge, wenn er sagt: „Man muß denen, die einen Gott aus dem August machen, verzeihen; keiner von ihnen hat die Republik gesehen." —

Marcellus, Augusts Schwiegersohn, sah es mit gleichgültigen Augen an, daß seine Gattin, die Julie, eine Messaline wurde. Sein früher Tod entfesselte sie völlig von allen Banden des Wohlstandes. Aber ihr Vater wollte sie durchaus auf den Thron setzen. Er gab sie daher seinem Liebling Agrippa, dem geduldigsten Hahnrei, den je die Sonne beschien. Julie antwortete denen, die sich wunderten, daß ihre Kinder dem Agrippa ähnlich wären: Ich nehme nur fremde Passagiere auf, wenn das Schiff schon volle Ladung hat. Auch diesen überlebte sie, und ward nun dem Tiberius zu Theil. Dieser sah sich genöthigt, sie zu verstoßen, als sie eben schwanger war. —

Julie hatte das feurige Temperament jener Weiber, die durch den Genuß nur mehr gereizt werden. — Ihre Ausschweifungen gingen endlich so weit, daß sie ein allgemeines Aufsehen erregten. Ihr Vater, um den Verdacht der Mitschuldigkeit von sich zu entfernen, strafte sie mit der strengsten Grausamkeit. Seneka sagt, er habe alle Ausschweifungen des kaiserlichen Palastes aufgedeckt und die zahlreiche Liste aller Liebhaber seiner Tochter bekannt gemacht; er habe alle Plätze in Rom angezeigt, wo sie ihren nächtlichen Freuden geopfert hatte. Die merkwürdigsten unter jenen waren die Rednerbühne, die der Vater wählte, um ein Gesetz gegen den Ehebruch zu publiciren, und die Tochter, um einen zu begehen; ferner die Statue des Marsyas, wo Julie aus einer Ehebrecherin eine feile Metze ward, und sich unbekannten Liebhabern gegen einen bestimmten Preis überließ.

August schickte ihr im Namen des Tibers einen Scheidebrief zu, und verwies sie auf eine Insel an der Küste von Kampanien. Hier ward ihr aller Schmuck, und vorzüglich der Genuß des Weins untersagt. Allen Männern war es bei Lebensstrafe verboten, sich ihr zu nähern. — Viele ihrer Mitschuldigen wurden hingerichtet, und der ganze Prozeß der Julie wurde als Verbrechen gegen die Religion und die Majestät qualificirt.

Tiberius, nicht zufrieden, mit dem Leben und dem Eigenthume seiner Unterthanen zu spielen, beleidigte die öffentliche Sittlichkeit mit einer Schamlosigkeit, von welcher man nur in den Serails des alten Sardanapals einige schwache Spuren findet. Es befand sich zu Rom ein durch sein ausschweifendes Leben berüchtigter Greis, welchen August vormals für ehrlos erklärt hatte. Tiberius, der sich beim Antritte seiner Regierung verstellen mußte, machte diesem Bürger in Gegenwart des ganzen Senats über seine Laster Vorwürfe. Aber schon am dritten Tage nachher speisete er des Abends mit ihm, und der Bürger mußte, nach seiner Gewohnheit, von jungen, nackten Mädchen die Gäste bei Tische bedienen lassen.

Die Insel Capreä war Tibers Lieblingsaufenthalt. Hier hatte er alle Künste und Werkzeuge unnatürlicher Lüste vereinigt; hier überließ er sich, von Roms Augen entfernt, dem Strome der schändlichsten Laster. In den zwölf Palästen und den Lustgärten, welche er hier auf das prachtvollste hatte anlegen lassen, waren besondere Kabinette zur Wollust eingerichtet, worin man eine Menge junger Leute beiderlei Geschlechts versammelte, die sich in seiner Gegenwart aller Art Genüssen überließen, um durch diese geile Bilder seine erloschene Einbildungskraft und seine erschlafften Organe von neuem zu beleben. Er ersann sogar neue Wörter, um die unnatürlichen Reizungen, welche die monströsesten Vermischungen verschafften, auszudrücken. Man versichert, daß sogar Kinder in der Wiege zuweilen die Werkzeuge und die Schlachtopfer dieser abscheulichen Wollüste gewesen sind; denn das Ungeheuer, welches immer nach Blut lechzte, wollte es auch mitten im Genuß seiner Lüste fließen sehen. — Er scheute sich nicht, einen Diener des Alters und dessen Bruder während eines Opfers zu schänden; und da diese beiden Unglücklichen ihm das Abscheuliche seines Verbrechens vorwarfen, so ließ er ihnen die Beine zerschlagen. Widersetzte sich eine römische Dame seiner viehischen Brunst, so ließ er sie des Verbrechens der beleidigten Majestät anklagen. So selten zwar das Ausweichen bei solchen Anfällen in dem üppigen Zeitalter Roms gewe-

sen seyn mag, so gab es doch eine Mallonia, die sich in diesem Falle einen Dolch ins Herz stieß.

Voltaire erniedrigt sich zum Lobredner dieses gekrönten Tigers. Er sagt: das Volk war unter seiner Regierung ruhig. Aber auch in Kerkern lebt man ruhig.

Die Natur hatte den Kaligula, wie Seneka sagt, gewählt, um zu zeigen, was ein Ungeheuer auf dem Throne vermag. Er ward schon früh in den Geheimnissen des scheußlichen Serails auf dem kapreischen Felsen eingeweiht. Unter seinen Ganymeden sind vorzüglich Lepidus, der Pantomime Mnester, und der junge Katulus bekannt.

Keine Schöne in Rom blieb von diesem unersättlichen Wollüstling ungenossen. Er hat gewöhnlich die Männer mit ihren Weibern zu Gaste. Vor der Mahlzeit führte er die letztern in ein anstoßendes Kabinet, untersuchte ihre Reize, wie auf den Märkten des Orients — auf das genaueste, und befriedigte augenblicklich seine Begierde. Bei der Tafel war er schamlos genug, sich des empfundenen Vergnügens bei dem Genusse der einen zu rühmen, oder die versteckten Fehler der andern zu erzählen. So unterhielt er die zahlreiche Gesellschaft bei einem Gastmahl von den geheimen Fehlern und von dem Widrigen bei dem Genusse der Valeria *), die er eben entehrt hatte. —

Mit seinen Schwestern, der Agrippina, Livilla, und besonders der Drusilla, trieb er Blutschande. Letztere schändete er schon, als sie kaum über die Kinderjahre hinaus war und als er selbst noch einen Kinderrock trug. Tiberius hatte sie an den Kassius vermählt; aber Kaligula nahm sie, sobald er Kaiser ward, als seine rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich. Sie starb in ihrer Lebensblüthe. Kaligula ließ in dem Wahnsinn seiner Betrübniß die Tribunäle verschließen, und verbot allen Römern bei Todesstrafe, zu lachen, sich zu baden und mit ihrer Familie zu essen.

Kaligula wurde zur Hochzeitfeier des Piso mit der Orestilla eingeladen. Kaum erblickte er diese, als seine

*) Gattin des Valerius Asiatikus, eines der würdigsten Konsularen.

viehische Wollust gegen sie entbrannte. Er schleppte sie nach seinem Palaste und ließ, sich zu rechtfertigen, das freche Edikt ergehen, daß er sich durch den Raub der Orestilla, wie ein zweiter Romulus, zu vermählen geruht habe. Nach einigen Tagen ward er gesättiget. Er verstieß die Unglückliche; und als er erfuhr, daß sie zu ihrem Gatten zurückgekehrt sey, verbannte er sie an die Grenzen des Reichs.

Der feige Memius authorisirte den Tyrannen, seine Gattin Paulina zu heirathen. Aber dieser schickte sie bald wieder fort, mit dem Verbot, nie eines andern Mannes Bette zu beschreiten.

Die weder schöne noch junge Cäsonia war ihres unbändigen Hanges zur Wollust wegen unter allen die einzige, die er mit Beständigkeit liebte. Er fand, wie der alte Kandaules, Vergnügen daran, sie seinen Günstlingen ganz nackt zu zeigen; aber leider war unter allen diesen kein Gyges, der Muth genug hatte, sie, Rom und die ganze Welt zu rächen.

Kaligula ließ sogar, um keine Art von Plünderung zu vergessen, in dem kaiserlichen Palaste ein öffentliches Hurenhaus anlegen. Er ließ nämlich, wie Tiberius, in den Lustgärten von Kapreä abgesonderte Kabinette anlegen, meublirte sie auf das wollüstigste, und bestimmte sie zu den Zusammenkünften der Wollüstlinge und Buhldirnen. Dieses abscheuliche Gewerbe der Majestät brachte ihm unermeßliche Summen ein.

Nie liebkosete er seine Gemahlin oder ein anderes Frauenzimmer, ohne daß er ihr zugleich sagte: Der schöne Kopf muß doch herunter, sobald ich nur will. Auch sagte er zuweilen zu Drusilla: Ich habe beinahe Lust, dich auf die Folter legen zu lassen, um von dir zu erfahren, warum ich dich so sehr liebe.

Vergeblich wird man in der ganzen Geschichte ein weibliches Ungeheuer aufsuchen, das man der Messalina an die Seite setzen könnte. Sie war die Gemahlin des Feigherzigsten aller Despoten, des stumpfsinnigen Klaudius. In den kaiserlichen Palast lud sie, wie in eine Art von Serail, die vornehmsten Römerinnen ein, wo sie sich der scheußlichsten Unzucht Preis

Nebenbuhler, zugleich das Reich abtreten würde. Dies riß dem alten Sultan plötzlich die Binde von den Augen, und er beschloß, das Attentat zu strafen, was er nicht Muth hatte, zu verhindern. In dem Augenblick, als er das Todesurtheil gegen das ehebrecherische Weib unterschrieben hatte, floh er in das Lager der Prätorianer, und den ganzen Weg fragte er immer ängstlich, ob er oder sein Nebenbuhler Kaiser sey?

Während sich dies Ungewitter über Messalinens Haupt zusammenzog, feierte sie ganz sorglos, von der Wonne ihrer neuen Vermählung berauscht, im kaiserlichen Palast und den Gärten der Cäsarn das Fest des Gottes der Weinlese. Silius mit Epheu bekränzt, den Silen vorstellend, und Messalina mit fliegenden Haaren, den Thyrsusstab mit dem nachgemachten Schlangenschwanz in der Hand, waren von einer Schaar vornehmer Buhlerinnen; die, mit Häuten von wilden Thieren bedeckt, wie Bacchanten wild umher rannten, begleitet. Indem alle sich den ausgelassensten Vergnügungen überließen, verbreitete sich auf einmal das Gerücht von der Ankunft des Kaisers. Der Palast verwandelte sich plötzlich in eine Einöde; alles zerstreute sich, und Messalina, die jetzt zum erstenmale erschrack, entfloh in die lukullischen Gärten.

Narciß kannte die Schwachheit seines Souverains zu gut, um mit der Vollziehung der Todesurtheile keinen Augenblick zu säumen. Er ließ Messalinen und viele ihrer Buhler, selbst den Mnester, seines Freibriefs ungeachtet, ermorden. Völlerei und Wollust hatten den Geist des Klaudius dergestalt abrutirt, daß nichts Spuren in seinem Gehirn zurückließ; denn an eben dem Tage, da man ihm den Mord der Messalina gemeldet hatte, frägte er, indem er sich an die Tafel setzte, warum denn die Kaiserin nicht erschiene? —

Tacitus weiß von dieser unerhörten Frechheit der Messalina keinen andern Grund anzugeben, als daß sie die Vermählung mit dem Ehebrecher gerade um der Schande willen begehrt habe, in deren Größe der Mensch in seiner tiefsten Korruption eine Art von neuer Wollust sucht. —

Die Attentate, welche in diesem Zeitalter gegen die

Majestät der Natur begangen wurden, waren so ungeheuer, daß man gern an ihrer Wahrheit zweifeln möchte, wenn sie nicht von mehrern glaubwürdigen Männern wären erzählt und aufgezeichnet worden. Unter ihrer zahllosen Menge, die alle dasselbe scheußliche Gepräge an der Stirne tragen, wähle ich das abscheuliche Bacchanal, bei welchem Nero präsidirte, und welches sein Günstling Tigellin für ihn veranstaltet hatte. Das Gastmahl ward in einem der kaiserlichen Gärten gegeben. Die Tafel auf einer von Gold und Elfenbein glänzenden Galeere angerichtet, deren Ruderknechte alle junge Ganymeden waren, und deren Rang durch den Grad ihrer Infamie bestimmt wurde. Die vornehmsten Römer und Römerinnen und die berüchtigsten Buhldirnen waren zu diesem Feste eingeladen; diese mußten nackt in den schamlosesten Stellungen und Bewegungen wetteifern. Männer mußten zusehen, wie ihre Gattinnen von ihren eigenen Sclaven, und Väter, wie ihre Töchter von Gladiatoren geschändet wurden. Viele vornehme Frauen und Jungfrauen wurden erdrückt oder zerrissen von der Menge der unbändigen Liebhaber aus dem niedrigsten Pöbel, die sich ihrer bemächtigen wollten. Nero, der verderbteste unter dem ganzen abscheulichen Haufen, der nicht mehr wußte, mit welchem Gräuel er seine übersättige Einbildungskraft reizen sollte, vermählte sich als Weib mit einem Griechen, der den Namen Pythagoras führte. Das ganze, durch die Religion des Landes geheiligte Ceremoniel wurde dabei beobachtet, die Auspizien wurden zu Rathe gezogen, die Gesichter der Verlobten mit einem Schleier verhüllt, der Brautschatz festgesetzt und gerichtlich versichert; das Hochzeitbette wurde errichtet, die Fackeln des Hymen angezündet, und er vollzog das öffentlich unter den Augen der ganzen Welt, was die Schamhaftigkeit unter den Schleier der Dunkelheit verbirgt. —

Einige Jahre nachher spielte der römische Sardanapal die entgegengesetzte Rolle. Er ließ einen jungen Menschen, Namens Sporus, so verstümmeln, als ob er ihn weiblichen Geschlechts machen wollte. Er setzte ihm ein Leibgedinge aus, bedeckte ihn mit einem hochzeitli-

chen Schleier, und heirathete ihn, als Mann, mit allen im kaiserlichen Hause gebräuchlichen Feierlichkeiten. Die Heirath gab zu dem Bonmot Gelegenheit: wenn Nero's Vater nur einen Sporus geheirathet hätte, so würde die Welt sehr gut dabei gestanden haben.

Keine Art von viehischer Unzucht läßt sich denken, mit welcher dieses Scheusal sich nicht besudelt hätte. Wenn man dem Suetonius glauben darf, so ersann er eine neue Art unmenschlicher Geilheit, von welcher man vor ihm keine Ideen gehabt hatte. Er ließ nämlich junge Leute, beiderlei-Geschlechts, ganz nackt an Pfähle binden, hüllte sich in die Haut eines wilden Thieres ein, und that, als käme er aus einer Raubhöhle hervor, fiel über seine Schlachtopfer her, und suchte an ihren Körpern abscheuliche Genüsse. Hatte er auf solche Art seine Brunst gelöscht, so beschloß er die Scene damit, daß er sich seinem freigelassenen Doriphorus Preis gab; denn mit diesem hatte er sich eben so wie mit dem Sporus vermählt; und Sueton fügt hinzu, daß er, um seine weibliche Rolle recht natürlich zu spielen, in der Hochzeitnacht die wimmernde Stimme eines Mädchen, dem man Gewalt anthut, nachgeahmt habe.

Der Hang zu einer wilden Liebe war zwar schon während der bürgerlichen Kriege so unbezähmbar und die Knabenliebe so allgemein, daß Horaz von ihrem Genusse als von einem gewöhnlichen Vergnügen reden durfte; aber diese Zügellosigkeit erreichte erst unter den Kaisern, die immer die ersten waren, welche ihre selbst gegebenen Keuschheitsgesetze übertraten, ihre höchste Stufe. Nachdem Tiberius, Kaligula, Nero, Domitian, Kommodus und Heliogabalus eine Ehre darin suchten, sich in Erfindungen und Zurüstungen der Wollust zu übertreffen, so brachen die ungeheuersten Laster in allen Ständen aus, und die größten Greuel wurden öffentlich und ungestraft verübt.

Die vornehmsten Männer und Jünglinge scheuten sich nicht, gleich dem Nero und Heliogabalus mit ihren Geliebten und Liebhabern sich öffentlich zu vermählen und ihre schändlichen Verbindungen durch förmliche Ehepakten zu befestigen. Zahlreiche Schaaren weibischer Kna-

ben und Jünglinge, die man nach Nationen, Farbe, Haaren, Fähigkeiten und Bestimmung abtheilte, gehörten zum standesmäßigen Aufwand eines großen Hauses. Diese glätteten ihren Leib, schmückten, schminkten und kleideten sich nach Art der Frauen, und wurden von besondern Lehrern unterrichtet, wie sie gleich Weibern gehen, reden, singen, sich geberden, und besonders Augen, Hals und Hände bewegen sollten. Die menschenschänderische Lüsternheit der vornehmen Wollüstlinge ging so weit, daß sie unmündige Kinder beiderlei Geschlechts zur Büßung ihrer viehischen Lüste mißbrauchten. Dieser Gräuel schien selbst dem Domitian so entsetzlich, daß er ihn, so wie auch das Verstümmeln von Knaben untersagte; aber beide Verbote wurden gleich wenig befolgt.

Man findet bei mehrern Schriftstellern so scheußliche Gemälde von der Korruption der Wollüstlinge, daß man sich scheuen muß, sie in unserer Sprache zu erzählen. So schildert Seneka z. B. die Ueppigkeit des reichen Hostius, der sich Vergrößerungsspiegel bediente, um während dem wollüstigen Umgang mit Männern und Weibern die Geschlechtstheile und Konvulsionen in einer vergrößerten Gestalt zu erblicken. Es ist ferner unglaublich, was eben dieser Schriftsteller von den Unfläthereien des Natalis und des Bürgermeisters Mamerkus Skaurus erzählt.

Die Weiber waren so schamlos, daß sie sich nackend mit den Fechtern in öffentlichen Kampf einließen. Juvenal sagt, sie wären so gekleidet gewesen, daß man sie auf keine andere Art von den übrigen männlichen Fechtern hätte unterscheiden können, als dadurch, daß sie endlich den Saphium (ovalen Nachttopf) genommen hätten. Die Mädchen wurden so früh entweiht, daß sie sich gar nicht entsinnen konnten, jemals eine Jungfer gewesen zu seyn, und selten, sagt Juvenal, war in Rom ein Mädchen, das nicht mit einer so ekelhaften Krankheit behaftet gewesen wäre, daß selbst der Vater vor seinen Küssen sich scheuen mußte. Die vornehmsten Römerinnen ließen sich bei den Aedilen als öffentliche Buhlschwestern einschreiben, um die Strafe zu vermeiden, welche das Julische Gesetz auf den Ehebruch gesetzt

Schmeichlerzunft sehr treffend mit einem Zuge, wenn er sagt: „Man muß denen, die einen Gott aus dem August machen, verzeihen; keiner von ihnen hat die Republik gesehen.“ —

Marcellus, Augusts Schwiegersohn, sah es mit gleichgültigen Augen an, daß seine Gattin, die Julie, eine Messaline wurde. Sein früher Tod entfesselte sie völlig von allen Banden des Wohlstandes. Aber ihr Vater wollte sie durchaus auf den Thron setzen. Er gab sie daher seinem Liebling Agrippa, dem geduldigsten Hahnrei, den je die Sonne beschien. Julie antwortete denen, die sich wunderten, daß ihre Kinder dem Agrippa ähnlich wären: Ich nehme nur fremde Passagiere auf, wenn das Schiff schon volle Ladung hat. Auch diesen überlebte sie, und ward nun dem Tiberius zu Theil. Dieser sah sich genöthigt, sie zu verstoßen, als sie eben schwanger war. —

Julie hatte das feurige Temperament jener Weiber, die durch den Genuß nur mehr gereizt werden. — Ihre Ausschweifungen gingen endlich so weit, daß sie ein allgemeines Aufsehen erregten. Ihr Vater, um den Verdacht der Mitschuldigkeit von sich zu entfernen, strafte sie mit der strengsten Grausamkeit. Seneka sagt, er habe alle Ausschweifungen des kaiserlichen Palastes aufgedeckt und die zahlreiche Liste aller Liebhaber seiner Tochter bekannt gemacht; er habe alle Plätze in Rom angezeigt, wo sie ihren nächtlichen Freuden geopfert hatte. Die merkwürdigsten unter jenen waren die Rednerbühne, die der Vater wählte, um ein Gesetz gegen den Ehebruch zu publiciren, und die Tochter, um einen zu begehen; ferner die Statue des Marsyas, wo Julie aus einer Ehebrecherin eine feile Metze ward, und sich unbekannten Liebhabern gegen einen bestimmten Preis überließ.

August schickte ihr im Namen des Tibers einen Scheidebrief zu, und verwies sie auf eine Insel an der Küste von Kampanien. Hier ward ihr aller Schmuck, und vorzüglich der Genuß des Weins untersagt. Allen Männern war es bei Lebensstrafe verboten, sich ihr zu nähern. — Viele ihrer Mitschuldigen wurden hingerichtet, und der ganze Prozeß der Julie wurde als Verbrechen gegen die Religion und die Majestät qualificirt.

Tiberius, nicht zufrieden, mit dem Leben und dem Eigenthume seiner Unterthanen zu spielen, beleidigte die öffentliche Sittlichkeit mit einer Schamlosigkeit, von welcher man nur in den Serails des alten Sardanapals einige schwache Spuren findet. Es befand sich zu Rom ein durch sein ausschweifendes Leben berüchtigter Greis, welchen August vormals für ehrlos erklärt hatte. Tiberius, der sich beim Antritte seiner Regierung verstellen mußte, machte diesem Bürger in Gegenwart des ganzen Senats über seine Laster Vorwürfe. Aber schon am dritten Tage nachher speisete er des Abends mit ihm, und der Bürger mußte, nach seiner Gewohnheit, von jungen, nackten Mädchen die Gäste bei Tische bedienen lassen.

Die Insel Capreä war Tibers Lieblingsaufenthalt. Hier hatte er alle Künste und Werkzeuge unnatürlicher Lüste vereinigt; hier überließ er sich, von Roms Augen entfernt, dem Strome der schändlichsten Laster. In den zwölf Palästen und den Lustgärten, welche er hier auf das prachtvollste hatte anlegen lassen, waren besondere Kabinette zur Wollust eingerichtet, worin man eine Menge junger Leute beiderlei Geschlechts versammelte, die sich in seiner Gegenwart aller Art Genüssen überließen, um durch diese geile Bilder seine erloschene Einbildungskraft und seine erschlafften Organe von neuem zu beleben. Er ersann sogar neue Wörter, um die unnatürlichen Reizungen, welche die monströsesten Vermischungen verschafften, auszudrücken. Man versichert, daß sogar Kinder in der Wiege zuweilen die Werkzeuge und die Schlachtopfer dieser abscheulichen Wollüste gewesen sind; denn das Ungeheuer, welches immer nach Blut lechzte, wollte es auch mitten im Genuß seiner Lüste fließen sehen. — Er scheute sich nicht, einen Diener des Alters und dessen Bruder während eines Opfers zu schänden; und da diese beiden Unglücklichen ihm das Abscheuliche seines Verbrechens vorwarfen, so ließ er ihnen die Beine zerschlagen. Widersetzte sich eine römische Dame seiner viehischen Brunst, so ließ er sie des Verbrechens der beleidigten Majestät anklagen. So selten zwar das Ausweichen bei solchen Anfällen in dem üppigen Zeitalter Roms gewe-

sen seyn mag, so gab es doch eine Mallonia, die sich in diesem Falle einen Dolch ins Herz stieß.

Voltaire erniedrigt sich zum Lobredner dieses gekrönten Tigers. Er sagt: das Volk war unter seiner Regierung ruhig. Aber auch in Kerkern lebt man ruhig.

Die Natur hatte den Kaligula, wie Seneka sagt, gewählt, um zu zeigen, was ein Ungeheuer auf dem Throne vermag. Er ward schon früh in den Geheimnissen des scheußlichen Serails auf dem kapreischen Felsen eingeweiht. Unter seinen Ganymeden sind vorzüglich Lepidus, der Pantomime Mnester, und der junge Katulus bekannt.

Keine Schöne in Rom blieb von diesem unersättlichen Wollüstling ungenossen. Er bat gewöhnlich die Männer mit ihren Weibern zu Gaste. Vor der Mahlzeit führte er die letztern in ein anstoßendes Kabinet, untersuchte ihre Reize, wie auf den Märkten des Orients — auf das genaueste, und befriedigte augenblicklich seine Begierde. Bei der Tafel war er schamlos genug, sich des empfundenen Vergnügens bei dem Genusse der einen zu rühmen, oder die versteckten Fehler der andern zu erzählen. So unterhielt er die zahlreiche Gesellschaft bei einem Gastmahl von den geheimen Fehlern und von dem Widrigen bei dem Genusse der Valeria *), die er eben entehrt hatte. —

Mit seinen Schwestern, der Agrippina, Livilla, und besonders der Drusilla, trieb er Blutschande. Letztere schändete er schon, als sie kaum über die Kinderjahre hinaus war und als er selbst noch einen Kinderrock trug. Tiberius hatte sie an den Kassius vermählt; aber Kaligula nahm sie, sobald er Kaiser ward, als seine rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich. Sie starb in ihrer Lebensblüthe. Kaligula ließ in dem Wahnsinn seiner Betrübniß die Tribunäle verschließen, und verbot allen Römern bei Todesstrafe, zu lachen, sich zu baden und mit ihrer Familie zu essen.

Kaligula wurde zur Hochzeitfeier des Piso mit der Orestilla eingeladen. Kaum erblickte er diese, als seine

*) Gattin des Valerius Asiatikus, eines der würdigsten Konsularen.

viehische Wollust gegen sie entbrannte. Er schleppte sie nach seinem Palaste und ließ, sich zu rechtfertigen, das freche Edikt ergehen, daß er sich durch den Raub der Orestilla, wie ein zweiter Romulus, zu vermählen geruht habe. Nach einigen Tagen ward er gesättiget. Er verstieß die Unglückliche; und als er erfuhr, daß sie zu ihrem Gatten zurückgekehrt sey, verbannte er sie an die Grenzen des Reichs.

Der feige Memius authorisirte den Tyrannen, seine Gattin Paulina zu heirathen. Aber dieser schickte sie bald wieder fort, mit dem Verbot, nie eines andern Mannes Bette zu beschreiten.

Die weder schöne noch junge Cäsonia war ihres unbändigen Hanges zur Wollust wegen unter allen die einzige, die er mit Beständigkeit liebte. Er fand, wie der alte Kandaules, Vergnügen daran, sie seinen Günstlingen ganz nackt zu zeigen; aber leider war unter allen diesen kein Gyges, der Muth genug hatte, sie, Rom und die ganze Welt zu rächen.

Kaligula ließ sogar, um keine Art von Plünderung zu vergessen, in dem kaiserlichen Palaste ein öffentliches Hurenhaus anlegen. Er ließ nämlich, wie Tiberius, in den Lustgärten von Kapreä abgesonderte Kabinette anlegen, meublirte sie auf das wollüstigste, und bestimmte sie zu den Zusammenkünften der Wollüstlinge und Buhldirnen. Dieses abscheuliche Gewerbe der Majestät brachte ihm unermeßliche Summen ein.

Nie liebkosete er seine Gemahlin oder ein anderes Frauenzimmer, ohne daß er ihr zugleich sagte: Der schöne Kopf muß doch herunter, sobald ich nur will. Auch sagte er zuweilen zu Drusilla: Ich habe beinahe Lust, dich auf die Folter legen zu lassen, um von dir zu erfahren, warum ich dich so sehr liebe.

Vergeblich wird man in der ganzen Geschichte ein weibliches Ungeheuer aufsuchen, das man der Messalina an die Seite setzen könnte. Sie war die Gemahlin des Feigherzigsten aller Despoten, des stumpfsinnigen Klaudius. In den kaiserlichen Palast lud sie, wie in eine Art von Serail, die vornehmsten Römerinnen ein, wo sie sich der scheußlichsten Unzucht Preis

Nebenbuhler, zugleich das Reich abtreten würde. Dies riß dem alten Sultan plötzlich die Binde von den Augen, und er beschloß, das Attentat zu strafen, was er nicht Muth hatte, zu verhindern. In dem Augenblick, als er das Todesurtheil gegen das ehebrecherische Weib unterschrieben hatte, floh er in das Lager der Prätorianer, und den ganzen Weg fragte er immer ängstlich, ob er oder sein Nebenbuhler Kaiser sey?

Während sich dies Ungewitter über Messalinens Haupt zusammenzog, feierte sie ganz sorglos, von der Wonne ihrer neuen Vermählung berauscht, im kaiserlichen Palast und den Gärten der Cäsarn das Fest des Gottes der Weinlese. Silius mit Epheu bekränzt, den Silen vorstellend, und Messalina mit fliegenden Haaren, den Thyrsusstab mit dem nachgemachten Schlangenschwanz in der Hand, waren von einer Schaar vornehmer Buhlerinnen; die, mit Häuten von wilden Thieren bedeckt, wie Bacchanten wild umher rannten, begleitet. Indem alle sich den ausgelassensten Vergnügungen überließen, verbreitete sich auf einmal das Gerücht von der Ankunft des Kaisers. Der Palast verwandelte sich plötzlich in eine Einöde; alles zerstreute sich, und Messalina, die jetzt zum erstenmale erschrack, entfloh in die lukullischen Gärten.

Narciß kannte die Schwachheit seines Souverains zu gut, um mit der Vollziehung der Todesurtheile keinen Augenblick zu säumen. Er ließ Messalinen und viele ihrer Buhler, selbst den Mnester, seines Freibriefs ungeachtet, ermorden. Völlerei und Wollust hatten den Geist des Klaudius dergestalt abrutirt, daß nichts Spuren in seinem Gehirn zurückließ; denn an eben dem Tage, da man ihm den Mord der Messalina gemeldet hatte, frägte er, indem er sich an die Tafel setzte, warum denn die Kaiserin nicht erschiene? —

Tacitus weiß von dieser unerhörten Frechheit der Messalina keinen andern Grund anzugeben, als daß sie die Vermählung mit dem Ehebrecher gerade um der Schande willen begehrt habe, in deren Größe der Mensch in seiner tiefsten Korruption eine Art von neuer Wollust sucht. —

Die Attentate, welche in diesem Zeitalter gegen die

Majestät der Natur begangen wurden, waren so ungeheuer, daß man gern an ihrer Wahrheit zweifeln möchte, wenn sie nicht von mehrern glaubwürdigen Männern wären erzählt und aufgezeichnet worden. Unter ihrer zahllosen Menge, die alle dasselbe scheußliche Gepräge an der Stirne tragen, wähle ich das abscheuliche Bacchanal, bei welchem Nero präsidirte, und welches sein Günstling Tigellin für ihn veranstaltet hatte. Das Gastmahl ward in einem der kaiserlichen Gärten gegeben. Die Tafel auf einer von Gold und Elfenbein glänzenden Galeere angerichtet, deren Ruderknechte alle junge Ganymeden waren, und deren Rang durch den Grad ihrer Infamie bestimmt wurde. Die vornehmsten Römer und Römerinnen und die berüchtigsten Buhldirnen waren zu diesem Feste eingeladen; diese mußten nackt in den schamlosesten Stellungen und Bewegungen wetteifern. Männer mußten zusehen, wie ihre Gattinnen von ihren eigenen Sclaven, und Väter, wie ihre Töchter von Gladiatoren geschändet wurden. Viele vornehme Frauen und Jungfrauen wurden erdrückt oder zerrissen von der Menge der unbändigen Liebhaber aus dem niedrigsten Pöbel, die sich ihrer bemächtigen wollten. Nero, der verderbteste unter dem ganzen abscheulichen Haufen, der nicht mehr wußte, mit welchem Gräuel er seine übersättige Einbildungskraft reizen sollte, vermählte sich als Weib mit einem Griechen, der den Namen Pythagoras führte. Das ganze, durch die Religion des Landes geheiligte Ceremoniel wurde dabei beobachtet, die Auspizien wurden zu Rathe gezogen, die Gesichter der Verlobten mit einem Schleier verhüllt, der Brautschatz festgesetzt und gerichtlich versichert; das Hochzeitbette wurde errichtet, die Fackeln des Hymen angezündet, und er vollzog das öffentlich unter den Augen der ganzen Welt, was die Schamhaftigkeit unter den Schleier der Dunkelheit verbirgt. —

Einige Jahre nachher spielte der römische Sardanapal die entgegengesetzte Rolle. Er ließ einen jungen Menschen, Namens Sporus, so verstümmeln, als ob er ihn weiblichen Geschlechts machen wollte. Er setzte ihm ein Leibgedinge aus, bedeckte ihn mit einem hochzeitli-

chen Schleier, und heirathete ihn, als Mann, mit allen im kaiserlichen Hause gebräuchlichen Feierlichkeiten. Die Heirath gab zu dem Bonmot Gelegenheit: wenn Nero's Vater nur einen Sporus geheirathet hätte, so würde die Welt sehr gut dabei gestanden haben.

Keine Art von viehischer Unzucht läßt sich denken, mit welcher dieses Scheusal sich nicht besudelt hätte. Wenn man dem Suetonius glauben darf, so ersann er eine neue Art unmenschlicher Geilheit, von welcher man vor ihm keine Ideen gehabt hatte. Er ließ nämlich junge Leute, beiderlei Geschlechts, ganz nackt an Pfähle binden, hüllte sich in die Haut eines wilden Thieres ein, und that, als käme er aus einer Raubhöhle hervor, fiel über seine Schlachtopfer her, und suchte an ihren Körpern abscheuliche Genüsse. Hatte er auf solche Art seine Brunst gelöscht, so beschloß er die Scene damit, daß er sich seinem freigelassenen Doriphorus Preis gab; denn mit diesem hatte er sich eben so wie mit dem Sporus vermählt; und Sueton fügt hinzu, daß er, um seine weibliche Rolle recht natürlich zu spielen, in der Hochzeitnacht die wimmernde Stimme eines Mädchen, dem man Gewalt anthut, nachgeahmt habe.

Der Hang zu einer wilden Liebe war zwar schon während der bürgerlichen Kriege so unbezähmbar und die Knabenliebe so allgemein, daß Horaz von ihrem Genusse als von einem gewöhnlichen Vergnügen reden durfte; aber diese Zügellosigkeit erreichte erst unter den Kaisern, die immer die ersten waren, welche ihre selbst gegebenen Keuschheitsgesetze übertraten, ihre höchste Stufe. Nachdem Tiberius, Kaligula, Nero, Domitian, Kommodus und Heliogabalus eine Ehre darin suchten, sich in Erfindungen und Zurüstungen der Wollust zu übertreffen, so brachen die ungeheuersten Laster in allen Ständen aus, und die größten Greuel wurden öffentlich und ungestraft verübt.

Die vornehmsten Männer und Jünglinge scheuten sich nicht, gleich dem Nero und Heliogabalus mit ihren Geliebten und Liebhabern sich öffentlich zu vermählen und ihre schändlichen Verbindungen durch förmliche Ehepakten zu befestigen. Zahlreiche Schaaren weibischer Kna-

ben und Jünglinge, die man nach Nationen, Farbe, Haaren, Fähigkeiten und Bestimmung abtheilte, gehörten zum standesmäßigen Aufwand eines großen Hauses. Diese glätteten ihren Leib, schmückten, schminkten und kleideten sich nach Art der Frauen, und wurden von besondern Lehrern unterrichtet, wie sie gleich Weibern gehen, reden, singen, sich geberden, und besonders Augen, Hals und Hände bewegen sollten. Die menschenschänderische Lüsternheit der vornehmen Wollüstlinge ging so weit, daß sie unmündige Kinder beiderlei Geschlechts zur Büßung ihrer viehischen Lüste mißbrauchten. Dieser Gräuel schien selbst dem Domitian so entsetzlich, daß er ihn, so wie auch das Verstümmeln von Knaben untersagte; aber beide Verbote wurden gleich wenig befolgt.

Man findet bei mehrern Schriftstellern so scheußliche Gemälde von der Korruption der Wollüstlinge, daß man sich scheuen muß, sie in unserer Sprache zu erzählen. So schildert Seneka z. B. die Ueppigkeit des reichen Hostius, der sich Vergrößerungsspiegel bediente, um während dem wollüstigen Umgang mit Männern und Weibern die Geschlechtstheile und Konvulsionen in einer vergrößerten Gestalt zu erblicken. Es ist ferner unglaublich, was eben dieser Schriftsteller von den Unfläthereien des Natalis und des Bürgermeisters Mamerkus Skaurus erzählt.

Die Weiber waren so schamlos, daß sie sich nackend mit den Fechtern in öffentlichen Kampf einließen. Juvenal sagt, sie wären so gekleidet gewesen, daß man sie auf keine andere Art von den übrigen männlichen Fechtern hätte unterscheiden können, als dadurch, daß sie endlich den Saphium (ovalen Nachttopf) genommen hätten.

Die Mädchen wurden so früh entweiht, daß sie sich gar nicht entsinnen konnten, jemals eine Jungfer gewesen zu seyn, und selten, sagt Juvenal, war in Rom ein Mädchen, das nicht mit einer so ekelhaften Krankheit behaftet gewesen wäre, daß selbst der Vater vor seinen Küssen sich scheuen mußte. Die vornehmsten Römerinnen ließen sich bei den Aedilen als öffentliche Buhlschwestern einschreiben, um die Strafe zu vermeiden, welche das Julische Gesetz auf den Ehebruch gesetzt

hatte. Um desto länger ihre jugendliche Schönheit zu erhalten, vermieden sie Schwangerschaften und Niederkunften so viel als möglich, oder wenn ihnen dieses mißlang, so ließen sie häufig die empfangene Frucht in ihrem Schooße tödten. Sehnte sich ein Ehemann nach einem Erben, so stellte sich die Frau schwanger an, und schob dem betrogenen Vater ein von armen Eltern erkauftes Kind unter. Dieser Abscheu vor Schwangerschaft wurde so allgemein, daß die Heirathen mit Verschnittenen so häufig und so erlaubt, als im Orient waren. Plinius berichtet, die Hermaphroditen wären zu seiner Zeit sehr gesucht worden.

Keuschheit war mehr ein Vorwurf, als Ehebruch eine Schande. Man heirathete nur, um durch den Mann die Liebhaber zu reizen, und diejenige, die nicht wußte, daß die Ehe weiter nichts als ein ununterbrochener Ehebruch sey, wurde als ungenießbar und leer von aller Kenntniß der schönen Welt angesehen *). Eine Dame, die sich nur mit einigen Liebhabern begnügte, und nicht damit alle Tage, ja selbst alle Stunden wechseln konnte, wurde für elend oder häßlich gehalten. „Der wird, sagt Seneka in einer andern Stelle, für einen ungeschliffenen Bauer und Abgünstingen gehalten und ist den Damen ein Greuel, wer seiner Ehefrau verbietet, sich in einer Tracht, welche den Augen nichts verbirgt, auf offnem Palankin austragen zu lassen. Wer sich nicht durch eine Maitresse oder Buhlschaft mit der Frau eines andern Mannes einen Namen macht, den halten unsere Damen für niederträchtig, für einen Menschen, dessen Begierden niedrigen Schmutz verrathen und der für Sclavinnen gut genug ist. Die Verlobung geschieht nach der Mode durch Ehebruch. Man verabredet erst Wittwenschaft, und so gibts keine Heimführung ohne Entführung.

Wenn eine Frau nicht gern einen Theil ihres Heirathsguts einbüßen wollte, oder Schwierigkeiten bei der

*) Juven. Sat. VI. 276. vergleicht die römischen Ehemänner mit den Grasmücken, die nach Aristoteles (Lib. 6. de nat. avium.) die vom Guckuk in ihr Nest gelegten Eier ausbrüten und die Brut als die ihrige erziehen

Ehescheidung fürchtete, so nahm sie ihre Zuflucht zu heimlicher Vergiftung, womit die Römerinnen ihre Männer eben so häufig als ihre Kinder aus der Welt schafften. Manche Eheleute aßen deßwegen nie mit einander, weil jede Parthei fürchtete, daß die andere ihr zuvorkommen möchte.

Die Nachsicht der Männer gegen ihre ausschweifenden Weiber war eine natürliche Folge der Gesetzverfassung und ihrer eigenen Sittenlosigkeit. Wenn die Männer von einer Reise zu Hause kamen, pflegten sie ihre Ankunft erst durch einen Abgeordneten melden zu lassen, damit sie ihre Weiber nicht überraschen möchten. Galba schlief aus Gefälligkeit ein, als er das Liebäugeln zwischen seiner Gemahlin und dem Mäcenas merkte; und als ein Sclave die auf dem Tische befindlichen Gefässe antastete, sagte er, siehst du nicht, Schlingel, daß ich nur dem Mäcenas zu Liebe schlafe.

Aber selbst die unbegränzte Zahl von Liebhabern, der beständige Wechsel von Ehebrechern befriedigte die geile Ueppigkeit der Römerinnen nicht. Sie entbrannten von eben den unnatürlichen Lüsten, die von jeher in den morgenländischen Harems geherrscht, und leider häufig genug in den europäischen weiblichen Klöstern geübt werden*).

*) Juvenal Sat. VI. 302. etc. schildert die rasende Geilheit, wozu Wollust und Wein die Weiber bei dem Feste der Bona Dea hinrissen. Sie trieben eine häßliche Art von Unzucht mit dem Munde, tranken aus Pokalen, die als große männliche Glieder gestaltet waren, ritten auf einander ꝛc. Und wenn ihnen der Genuß mit weiblichen Wesen nicht mehr genügte, so warfen sie sich in die Arme eines jungen, als Sängerin verkleideten Mannes †) oder eines Sklaven, oder eines Wasserträgers ††); und wenn's an allen diesen fehlte — einnem submittit asello.

†) Bei der Versammlung der Priesterinnen der Bona Dea sollten keine Männer zugelassen werden. Aber Juvenal l. c. sagt: sed nunc ad quas non Clodius aras? Er zielt hier auf die schöne Schwester des Publius Klaudius, die Cäsar schändete. Um diesen Schimpf zu rächen, schlich er sich, als eine Harfenspielerin verkleidet, in den Palast des Cäsars, wo das Fest der Bona Dea gefeiert ward, und that der Gemahlin des Cäsars eben das, was jener seiner Schwester gethan hatte.

††) Die Sclaven, welche den Damen das Wasser in die Bäder zutrugen, waren die ersten Kuppler.

Die Zahl der feilen Mädchen und Pathiker*) vermehrte sich unter den Kaisern immer mehr, und die Gräuel wollüstiger Ausschweifungen erreichten unter dem Kommodus Heliogabalus und dem Alexander Severus ihre höchste Stufe. Kommodus begnügte sich nicht damit, gleich dem Kaligula, seine Schwestern erst zu entehren und dann zu tödten, und alle Frauen und Jungfrauen, die ihm gefielen, zu schänden; sondern er unterhielt einen Harem von dreihundert Beischläferinnen und eben so viel schönen Knaben. Es war ihm nicht genug, alles das zu leiden und zu thun, was damals die ruchlosesten Wollüstlinge thaten und litten, sondern er wollte auch, daß auch dieses das ganze Volk wisse. Er zeigte sich daher öffentlich in weiblichen Kleidern, ließ bei einem Triumph seinen Liebhaber, den er zu wiederholtenmalen liebkosete, hinter sich auf den Triumphwagen steigen, und befahl, daß alles dieses in die öffentlichen Jahrbücher eingetragen werde**). —

Heliogabalus wollte alle seine Vorgänger an Schandthaten, und am meisten durch die unglaubliche Unverschämtheit übertreffen, womit er alle seine Lüste

*) Cinädie und Pathik war eine Art schändlicher Unzucht, die die Männer mit einander trieben. Daher hießen Cinädier, Pathiker die Scheusale von Menschen in Rom, die sich dazu durch Ausraufung der Haare am ganzen Leibe, Glättung und Weichmachung der Haut zu qualificiren suchten.

**) Seine Begierde, den Göttern nachzuahmen, ging so weit, daß er einst eine große Anzahl Menschen, die ihre Füße verloren hatten, zusammenbringen und ihnen die Kniee so umbinden ließ, als wenn sie mit Schlangen umwunden wären. Diese mußten Riesen darstellen, und mit Schwämmen, anstatt der Steine, auf ihn werfen, worauf er sie alle mit einer Keule todtschlug. Dergleichen Heldenthaten verrichtete er mit einer solchen Miene, daß die Anwesenden sich zuweilen des Lachens nicht enthalten konnten. Dio erzählt, die Rathsherren hätten fürchten müssen, daß Kommodus, wenn er solches gewahr werde, sie hinrichten ließe. Er selbst (Dio) hätte die Lorbeerblätter aus seinem Kranze gerissen und gekauet, um das Lachen zu verbeißen. Er ließ einem Koloß den Kopf abschlagen und das Bild des seinigen darauf setzen, demselben eine Keule in die Hand geben und einen Löwen zu Füßen legen, mit der Ueberschrift: Primus pugnator inter secutores qui solus sinistra manu vicit hominum duodecim millia. —

und Laster zu öffentlicher Schau trug. Er legte sich den Titel eines Pontifex Maximus bei, und verheirathete sich mit einer vestalischen Jungfrau, um, wie er sagte, göttliche Kinder zu zeugen. Er verstieß sie aber bald wieder, und nahm den Sclaven Hierokles, einen Fuhrmannsknecht, zum Ehemann. Er machte sich eine Ehre daraus, wenn man sagte, er wäre geschändet worden; daher bot er sich, nach Art der liederlichsten Metzen, öffentlich feil, und rühmte sich, daß er viel Geld dadurch verdiene. Hierokles mußte diese Untreue mit Scheltworten und Schlägen an ihm rächen, weil, wie er sagte, seine eheliche Liebe zu ihm dadurch von neuem gereizt würde. Sein ganzer Hof bestand aus Elenden, die vorher auf dem Theater oder auf dem Circus, oder auf der Arena geglänzt, und die sich ihm durch gewisse sichtbare Naturgaben empfohlen hatten. Er verkaufte und verschenkte alle Ehrenstellen und Provinzen an die nichtswürdigsten Buben, und hatte sogar die Absicht, die erste und wichtigste Würde, die Präfectur der Stadt, mit Hurenwirthen zu besetzen. Er fragte mit schamlosem und spottendem Muthwillen die ehrwürdigsten Greise, ob sie in ihrer Jugend alles das gethan hätten, was er thue, und wenn jemand erröthete, rief er lachend aus: Erubuit, salva res est. Die Römer, und selbst die, welche sich Philosophen nannten, waren sclavisch genug, sich wie weibische Weichlinge zu kleiden und zu schmücken, um die Gnade des Kaisers zu erlangen. Er ließ sich nicht blos, wie Nero, Königin und Frau nennen, sondern er trug weibliche Kleider und Putz, spann und wünschte durch Hülfe der Kunst in ein Weib umgeschaffen zu werden. Sehr oft ließ er alle öffentliche Weibspersonen aus der ganzen Stadt zusammenkommen, sprach mit ihnen von allen Geheimnissen ihrer Kunst, und redete sie als seine Mitstreiterinnen mit eben dem Worte, nämlich Commilitones an, womit die Feldherren ihre Heere und Krieger anredeten. Dieses Scheusal des Throns und des Menschengeschlechts suchte, wie Tacitus von der Messalina sagt, in der höchsten Schande die größte Ehre. Er war in seinem achtzehnten Jahre,

als, er von seinen Soldaten ermordet, nackt über die Straßen geschleppt und in die Tiber geworfen wurde.

Aus langer Weile ging das Volk ins Schauspiel, zur Thierhetze, zum Seiltanz, Fechterplatz, und war vergnügt, wenn der Regent nur Brod und Freischauspiele (Panem et Circenses) geben ließ.

Zu den Schauspielen kamen die häufigen Badstuben, welche beide Geschlechter gemeinschaftlich besuchten, und die die Erschlaffung und die Krankheiten unendlich vermehrten. Mit Vermehrung dieser wuchs die Zahl der Aerzte. Diese waren größtentheils Sclaven und Freigelassene, selten Römer, meist Griechen, Asiaten, Charlatane, Geheimnißkrämer, Hexenmeister, und keine kunstgerechte Kenner der wahren Heilkunde. Plinius nennt ihre Kunst die Pest der Lebensart, und rechnet dahin den Gebrauch glühender Bäder als Verdauungsmittel, die häufigen Tränke bei nüchternem Magen, die Brechmittel, den Gebrauch indischer und arabischer Mittel bei dem kleinsten Anstoß. Diese Praxis trug in Rom Tonnen Goldes ein, bis endlich ein gewisser Charmis aus Marseille die bisherigen Kurmethoden verwarf, seine Kranken in eiskaltes Wasser steckte, und Beifall erhielt.

Die Bedürfnisse der luxurirenden Schwächlinge hatten sich schon unter den ersten Kaisern so vermehrt, daß Privatpersonen Verschnittene als Sclaven unterhielten. Diese Halbmenschen wurden in der Folge bei den römischen Kaisern so bedeutend, als sie jetzt bei den türkischen Großsultanen sind.

Durch die üppige Lebensart der Großen, welche die Geringern überall nachahmen, sank der große Haufen in die schimpflichste Faulheit. Durch Arbeiten den Körper abhärten, den Muth stählen, dem Geiste Ordnung angewöhnen, war nicht mehr die Sache des gemeinen Römers. Man wollte ohne Mühe gewinnen. Daher die häufige Hurenwirthschaften, Kuppelei und andere Dienstleistungen für üppige Verschwender; Mäklerei, geheime Ordens, Geldschneidereien, greulicher Wucher u. dergl.

Obgleich Alexander Severus eine Menge der öffentlichen Buhlerinnen aus Italien weggeschafft hatte,

so war ihre Zahl doch noch so ansehnlich, daß er aus dem Kopfgelde, was diese ehrlose Klasse von Menschen zahlte, alle zum öffentlichen Vergnügen des Volks bestimmte Gebäude konnte erneuern lassen*).

Der Ergiebigkeit dieser Finanzquelle wegen, mußten alle öffentliche Buhlerinnen bei den Aedilen sich einschreiben lassen. Sie wurden hierauf in einem H—hause untergebracht, und ihr Name und der Preis ihrer Begünstigung ward an die Thüre ihrer Wohnung geschrieben. Auch sah man oft ihr Bildniß daran hängen. Hatten sie einen Liebhaber bei sich, so las man an der Thüre: Occupata est. Trieben sie ohne Privilegium diese Profession und ließen sich ertappen, so wurden sie scharf gestraft. Die gemeine Klasse wohnte gewöhnlich an den Ufern und abgelegenen Oertern der Stadt, und wurde nach dem Namen dieser benannt, z. B. Suburranae und Summoenianae, weil sie unter den Ringmauern wohnten; Alicariae, die ihren Erwerb in der Gegend der Stampfmühlen suchten; die Bustuariae Moechae standen an den Gräbern und Monumenten. Sie hießen ferner Prostibula, Prosedae, Nonariae, und zur Verachtung nannte man sie Scranciae, Blitidae, Diobolares, diobolaria scortilla etc.

Unter den der Venus geheiligten Festen waren die Aphrodisien und Floralien für die lüsternen Weiber und Buhlerinnen sehr wichtig, bei deren Feier sie sich, der Religion zu Ehren, der abscheulichsten Unzucht überließen. Die letztern wurden im Mai gefeiert. Man tanzte nackend nach Hörnern, und suchte durch Worte und Mimik alles auszudrücken, was die geile Lüsternheit der Geschlechtslust zu erregen vermag.

Man kann sich schwerlich ein stärkeres Gemälde des höchsten Grads von Sittenverderbniß vorstellen, als Tacitus bei dem Eindringen der Flavianer in Rom von dessen Bewohnern entwirft. Eine solche Nation konnte nur so lange durch die Schwäche ihrer Feinde bestehen. —

*) Lamprid. in Vit. All. Sev. c. 24. 34. Wenn Befehlshaber von Provinzen keine Frauen hatten, so wurden ihnen außer den Kleidern und dem Geräthe, die der öffentliche Schatz ihnen reichte, zu ihrem Vergnügen auch Beischläferinnen zugegeben.

Ein Volk, das in solch eine entnervende Ueppigkeit versunken ist, dessen Staatskörper der Despotismus zerrüttet und in alle seine Adern ein tödtendes Gift verbreitet hat, dessen angeborne Tapferkeit sich in feige Muthlosigkeit verwandelt hat, und bei dem alle Stacheln des Nationalstolzes und der Freiheit abgestumpft sind, vermag sich nie wieder aufzurichten. — Tyrannen hatten den alten römischen Geist in einen Todesschlummer begraben. — Sich durch Redlichkeit und Muth erheben, galt für Hochverrath; Schmeichelei aber und dem Despotismus dienen, machte beliebt und schaffte Ehrenstellen. Das Edle und Große war sowohl aus dem öffentlichen Leben der Bürger als aus den Schriften der Dichter, Geschichtschreiber und Redner verschwunden. — So sind unter allen despotischen Regierungen große Fähigkeiten verhaßt und sterben ungebildet und ungenutzt ab!

Die Schwelgerei und Prachtliebe der Vornehmen wurde zwar vom dritten Jahrhundert an durch die erschöpften Kräfte des Reichs und der großen Familien etwas eingeschränkt; allein ihre Ueppigkeit, ihre Unfähigkeit und Unlust zu allem Guten nahm, wie die Feigheit, Trägheit und Nichtswürdigkeit der Niedern, mit jedem Jahrhundert zu.

Barbarische Völker unter römischen Heeren zur Kriegszucht gewöhnt, zerstückten das Reich, und was zur Erhaltung desselben dienen sollte, beförderte seinen Untergang. Das arme, entkräftete Italien, statt des Kaisers, von einem Bischof geleitet, fällt in die Hände einer nordischen Nation. —

Ausartung der Geschlechtslust unter den Völkern des Mittelalters.

So verheerend das Schwert der Deutschen bei ihren Einbrüchen in die römischen Länder war, so sehr der aus ihren Verwüstungen entstandene Mangel und seine stete Begleiterinnen, die Seuchen, die alten Einwohner entweder dem Tode übergab, oder sie zur Flucht nöthigte,

so wurden sie doch nicht alle ausgerottet. Viele Römer in großen und kleinen Städten unterwarfen sich den deutschen Siegern, verbanden sich mit ihnen, und theilten ihnen durch Verführungen und Beispiele das Gift ihrer asiatischen Laster mit.

Wenn die Bedürfnisse befriedigt sind und der Mensch mehr erwirbt, als er zur Nothdurft braucht, so erwacht der Trieb zum Vergnügen, zum sinnlichen Genuß. Dies war der Fall bei den Deutschen, als sie sich in Italien niederließen, und als hier nicht mehr Klima, Mühe und Noth ihnen den Weg von der Begierde zum Genuß verlängerten und erschwerten, als sie sich plötzlich in dem kleinmöglichsten Kreis von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zur Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde bewegten. Ihre edlen Tugenden mußten um so schneller der asiatischen Ueppigkeit Platz machen, da sie kaum die Stufe der Barbarei verlassen hatten, da ihre Vernunft, noch im Alter der Kindheit, den Forderungen einer aufgeregten Sinnlichkeit sich willig Preis gab.

Der Verfall der politischen Freiheit, der Verlust des kriegerischen Muths dieser Völker war eine natürliche Folge ihrer moralischen Verderbniß. Bald riß die Geistlichkeit und der hohe Adel die gesetzgebende Gewalt an sich, die vorhin in den Händen des ganzen Volks war. Der Mittelstand, oder der Stand der Freien, verschwand oder sank in die natürlichen und schimpflichen Fesseln der Knechtschaft, und nachdem unter einer ausgelassenen Geistlichkeit, die sich von der weltlichen Macht unabhängig gemacht hatte, unter der Uebermacht eines unbändigen Adels, dessen Würden und Besitzungen als Herzöge, Grafen 2c. unter schwachen Königen erblich wurden, Freiheit und Gefühl der menschlichen Würde gänzlich erstorben war, und durch Zügellosigkeit der Kreuzbrüderschaft und deren Bekanntschaft mit den Lastern der Morgenländer die Nation in die tiefste Verderbniß versank, so wurde endlich im fünfzehnten Jahrhundert der Despotismus der Könige und Fürsten gesetzmäßig, und die Lehre vom unbedingten Gehorsam, vom göttlichen Ursprunge der königlichen Würde ward ein allgemeiner Glaubensartikel, und Zweifel dagegen todeswürdige Ketzerei. —

Die traurigen Folgen dieser Ausartung und Unterdrückung des edlen deutschen Menschenstamms offenbarte sich zuerst in den Vandalen und Gothen. Kaum hatten sich die erstern in Afrika niedergelassen, so fingen sie an, gleich den Römern, warme und heiße Bäder zu gebrauchen und ihre Tafel mit den ausgesuchtesten Leckereien zu besetzen. Sie kleideten sich in Gold und Seide, und verbanden mit den Vergnügungen der Jagd alle unter den Römern bekannte Ergötzungen des Theaters und Cirkus. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war in Lustgärten, worin sie die schwelgerischsten Gastmahle feierten und sich allen Ausschweifungen der Liebe überließen. Mit ihrer Unschuld entfloh auch ihre alte Tapferkeit, und mit dieser ihr ehemaliges Glück. Sie wurden von einer Handvoll fremder Krieger unter Belisars Anführung vernichtet.

Je größer und zahlreicher die Laster der Gothen in Italien wurden, desto entkräfteter wurden ihre Körper, desto schwächer ihr Geist und Muth. Durch schändliche Feigheit wurden sie ein Raub von sieben tausend elenden Griechen.

Obgleich die Franken sich weniger mit den überwundenen Römern vermischten, als die Vandalen und Gothen, und genauer mit ihrem alten Vaterlande verbunden blieben, und aus diesem deutsche Krieger, Frauen und Jungfrauen erhielten, so waren doch Ehebruch, Vielweiberei und Konkubinat, Raubsucht und Meuchelmord, Treulosigkeit, Völlerei und Schwelgerei die gemeinsten Laster aller Stände, Geschlechter und Alter. Die blutgierigsten Ungeheuer von Königen beherrschten und vernichteten dieses Volk.

Chlotar, einer von den wollüstigen Söhnen des grausamen Chlodewigs, liebte unter seinen Weibern oder Beischläferinnen die Jugunde am meisten. Sie bat ihren Gemahl, daß er doch ihre Schwester Aregunde mit einem tüchtigen Manne verbinden möchte. Chlotar versprachs ihr, und reiste heimlich auf das Landgut, wo die Aregunde wohnte. Er fand Wohlgefallen an der Jungfrau und heirathete sie auf der Stelle. Als er wieder zu seiner Gemahlin zurückgekehrt war, sagte er zu ihr: Ich habe die Bitte erfüllt, welche du, meine Liebe,

an mich gethan hast, und deiner Schwester einen reichen und klugen Gemahl ausgesucht. Aber ich konnte keinen finden, der besser gewesen wäre, als ich selbst. Wisse also, daß ich sie zu meiner Gemahlin genommen habe, und ich hoffe, daß du nichts dawider haben werdest. Was meinem Herrn wohlgefällt, sagte die schlaue Jugunde, das kann er mit Recht thun. Nur bitte ich, daß deine Magd fernerhin die Gnade des Königs genieße.

Chilperich hatte schon ein Serail und in demselben die berüchtigte Fredegunde. Er war treulos genug, die Schwester der schönen Brunehild, die Glassunita, unter dem Versprechen zu heirathen, seine Beischläferinnen abzuschaffen. Allein er hielt sein Wort nicht, und da er seine neue Gemahlin und die Fregunde nicht mit einander vereinigen konnte, so wurde die Glassunita erdrosselt.

Fregunde, Rigundis, Brunehild und andere Frauen und Töchter der fränkischen Könige, Herzöge, Grafen und Herren waren die schamlosesten und zugleich die blutgierigsten und unmenschlichsten Weiber gegen ihre Gatten, Kinder, Nebenbuhlerinnen, Geistliche und Laien, und scheuten nichts, wenn sie ihrer Rache Opfer bringen wollten.

Die Bischöfe und Priester, Mönche und Nonnen lebten in eben der Völlerei und Lasterhaftigkeit, wie die Laien. Die Diener der Gottheit, sagt Gregor, brachten die meisten Nächte mit Trinken und Schmausen zu. Wenn sie endlich von Wein und Müdigkeit überwältigt wurden, so schliefen sie auf weichen Betten in den Armen ihrer Buhlerinnen bis in die dritte Stunde des Tages, erfrischten sich durch ein Bad, und setzten sich zu Tische.

Die Nonnen in Poitou empörten sich gegen ihre Aebtissin, begaben sich in die Kirche des heiligen Hilarius, versammelten alle Diebe, Räuber, Mörder und Ehebrecher um sich her, drangen mit diesen in ihr Kloster ein, und führten ihre Aebtissin nackt, als einen Gegenstand des öffentlichen Spotts, umher. Die heiligen Väter suchten diese wilde Empörerinnen zu beruhigen, machten aber bald die Entdeckung, daß ihre keuschen Himmelstöchter sich meistens in gesegneten Leibesumständen befanden.

Die Kapitularien der fränkischen Könige sind eben so viel Denkmale der Lasterhaftigkeit ihrer Völker. Man findet darin eine Menge von neuen Verbrechen, die man vergeblich in den salischen und ripuarischen Gesetzen sucht; eine Menge von Strafen gegen die ungeheure Zügellosigkeit der Domherren, Mönche und Nonnen, deren Völlerei, Liederlichkeit und Habsucht mit fürchterlichen Farben geschildert werden, die überzeugend beweisen, daß keine Sünde des Fleisches unter den ausgearteten Römern verübt worden ist, deren sich nicht auch die Franken schuldig machten.

Karl der Große sagt in einem Kapitular: Es ist uns eine schreckliche Nachricht zu Ohren gekommen, die wir nicht ohne Schauder und Abscheu wiederholen können, daß sehr viele Mönche in Unzucht und andern Unreinigkeiten, ja sogar in unnatürlichen Sünden betroffen worden. Wir untersagen dieses auf das ernstlichste, und machen hiemit bekannt, daß wir diejenigen Mönche, die sich solchen Fleischsünden überlassen werden, so hart strafen wollen, daß es keinem Christen in den Sinn kommen wird, sich auf eine ähnliche Art zu vergehen. Wir gebieten zugleich, daß Mönche nicht mehr, wie bisher, außer ihren Klöstern umherschwärmen, und Klosterfrauen sich nicht mehr der Unzucht und Völlerei ergeben sollen. Wir dulden es nicht mehr, daß sie Hurer, Diebe, Mörder ꝛc. seyen, daß sie schwelgerische Feste feiern und unzüchtige Gesänge singen. Priester sollen nicht mehr in allen Wirthshäusern und auf allen Märkten umherlaufen, um Weiber und Töchter zu verführen *).

Unter Ludewig dem Frommen und dessen Söh-

*) Alle diese Drohungen fruchteten nichts. Der strenge, die menschliche Natur völlig unterdrückende Orden der Karthäuser war vielleicht am längsten der einzige, dem man nicht die Vorwürfe der schrecklichen Verbrechen machen kann, die alle übrige treffen. — Sobald ein solcher Orden sein Daseyn erhielt und sich eine Zeitlang durch die Reinigkeit der Sitten auszeichnete, so wirkte das Aufsehen, welches er erregte, so vortheilhaft für ihn, daß jeder sich beeiferte, Antheil an seiner Verpflegung und Unterstützung zu nehmen. Dadurch wurde er plötzlich reich, und mit dem Reichthum verschwand zugleich die Sittlichkeit der Lebensart. Dies ist die Geschichte aller Mönchsorden.

nen stieg das Elend und die Sittenverderbniß des gemeinen Volks und die Zerrüttung des fränkischen Reichs, in Verhältniß mit den Gewaltthätigkeiten und Lastern der Vornehmen, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, auf den höchsten Grad. Meuchelmorde, Ehebrüche und Verletzungen der jungfräulichen Ehre, Vielweiberei und Konkubinat rc. waren unter Personen von der königlichen Familie bis zum niedrigsten Pöbel gleich häufig. Die gewöhnlichen Fragen der Beichtväter waren: ob nicht der Beichtende jemanden umgebracht, einen falschen Eid geschworen oder Ehebruch begangen rc. habe? Und bei den weiblichen Sünderinnen erkundigten sie sich: ob sie nicht ein Kind umgebracht hätten? rc.

Der K. Lothar, um von seiner Gemahlin getrennt und mit der Waldrada wieder vereint zu werden, wandte sich an Günthern, Erzbischof von Köln, und versprach seine Nichte zu heirathen, wenn er ihn von der Thietberga befreien würde. Günther fand sich sehr bereitwillig hiezu, und zog andere Bischöfe und vornehme Geistliche in sein Interesse. Er berief hierauf eine Synode nach Metz zusammen, und klagte die Königin öffentlich vieler großen Verbrechen, und unter andern einer mit ihrem eigenen Bruder begangenen und von ihr selbst eingestandenen Blutschande an. Auf diese einseitige Anklage wurde die unverhörte und unschuldige Königin sogleich durch die versammelten Bischöfe von ihrem Gemahl getrennt. Bald hierauf bewies Lothar auf einem abermaligen Concilium zu Regensburg den heiligen Vätern, daß er sein jugendliches, feuriges Blut nicht bezähmen könnte, und daß man ihm erlauben möchte, wieder zu heirathen. Die Mitglieder der Synode antworteten, daß sie ihrem glorreichen König wegen seiner Beschützung der Kirche rc. um desto weniger eine zweite Heirath versagen könnten, da der Apostel selbst gesagt habe: daß es besser sey, zu heirathen, als Brunst zu leiden. Als nun Günther dem Könige die versprochene Nichte als Gemahlin zuschickte, so hatte Lothar die Unverschämtheit, der Betrogenen ihre Ehre zu rauben, und sie dann unter allgemeinem Gelächter dem erbitterten Oheim zurückzusenden. Er nahm dagegen

die Waldrada zur Gemahlin. Von diesem einzigen Zug kann man leicht auf den Zustand der Sitten der übrigen Söhne Ludwigs des Frommen schließen.

So wie die Despoten des Morgenlandes Banden von Tänzerinnen unterhielten, so waren um die abendländischen Könige ganze Haufen von öffentlichen Weibspersonen versammelt, die unter besondern Marschällen standen. Diese folgten den Königen auf Heereszügen, und es fanden sich unter andern in dem Lager eines französischen Königs fünfzehn hundert Personen dieser Gattung, deren Schmuck von einem unschätzbaren Werth war, und die nicht weniger prächtig, als die vornehmsten Damen des Hofs gekleidet, sich unter diese selbst bei öffentlichen Feierlichkeiten mischten und die Königin einst verführten, daß sie einer solchen Weibsperson, die sie für eine vornehme Dame hielt, den Kuß des Friedens, wie den edlen Frauen und Jungfrauen, gab.

Ungleich verdorbener waren im zehnten Jahrhundert die Sitten in Italien. Die Laster und Ränke der italienischen Könige, die Schamlosigkeit der vornehmsten Fürstinnen übersteigt allen Glauben. Der Pabst Johannes, den Otto der Große nachher entsetzte, wurde durch die Künste der Theodora, seiner Buhlschwester — ein würdiges Gegenstück zu Messalina — erst Erzbischof von Ravenna, und dann das Haupt der Christenheit. Die beiden Töchter dieser Theodora, die eine Zeitlang Rom beherrschte, traten ganz in die Fußstapfen ihrer Mutter, und eine derselben zeugte mit dem Pabst Sergius den nachherigen Pabst Johannes. Der Liebhaber der Theodora ward angeklagt, daß er den heiligen Palast in ein Hurenhaus verwandelt, daß er Ehebruch, Blutschande und andere Greuel der Unzucht getrieben, daß er geistliche Würden verkauft und Priester in Pferdeställen ordinirt habe. Einige Jahre vorher erwarb sich die Wittwe des Markgrafen Adalbert, gleich einer unumschränkten Beherrscherin, einen mächtigen Einfluß in ganz Italien blos dadurch, daß sie sich nicht nur allen Fürsten und Herren, sondern auch allen Gemeinen, die nur von einiger Bedeutung waren, Preis gab. — Der König Hugo hatte

neben seiner Gemahlin eine Menge Beischläferinnen, unter welchen er die Bezola, die Rosa und Stephania so vorzüglich liebte, daß er die erste mit dem Namen Venus, die andere Juno und die dritte Semele belegte. Aber weit gefehlt, daß diese Mätressen sich mit ihrem Gebieter allein hätten befriedigt, überließen sie sich einem Jeden, der sie um ihren Genuß ansprach. — Der Pabst Sixtus IV., im fünfzehnten Jahrhundert, war der erste Kuppler in Rom. Er ließ auf seine Kosten ein noble Bordell bauen. Jede Bewohnerin, die sich darin den Umarmungen der Männer Preis gab, mußte wöchentlich eine gewisse Summe bezahlen, wodurch die Einkünfte des Pabstes jährlich um zwanzigtausend Dukaten vermehrt wurden. — Sixtus war ein so ungeheures Scheusal der Menschheit, daß er unter die Bittschrift der Familie des Kardinals St. Lucia, welche um die Erlaubniß ansuchte, wärend den heißen Sommermonaten Juni, Juli und August Sodomie treiben zu dürfen, um die durch den gewöhnlichen Genuß in dieser Jahreszeit abgestumpfte Sinne zu reizen, ohne weiteres Bedenken sein Fiat, wie gebeten, schrieb. Der Poet Mantuan läßt ihm in der Hölle durch den Teufel sagen, daß ihn weder seine Pabstmütze noch sein kahles Haupt hindern würden, ihm den verdienten Lohn für seine viehischen Lüste, worin er sich Tag und Nacht herumgewälzt hatte, zu bezahlen. Man erinnere sich an einen Ludewig Sforza, einen Pabst Alexander VI. und dessen Bastard Cäsar Borgia, an die beiden Arragonesen, Ferdinand und Alphonsus, von Neapel, oder man lese das schwarze Register der unmenschlichen Verbrechen dieser gekrönten Ungeheuer, die nicht bloß zur Büßung ihrer viehischen Lüste sich der Weiber und Töchter ihrer Unterthanen und Vasallen bemächtigten, sondern diesen auch ihr Vermögen und Leben raubten, so wird man von der tiefen Lasterhaftigkeit der Italiener in diesen Jahrhunderten das schauderhafteste Gemälde vor sich sehen, die sich von der Verdorbenheit der übrigen europäischen Völker nicht bloß dadurch auszeichnete, daß sie größer und allgemeiner, sondern, daß sie auf Grundsätze der Religion und der

Staatskunst gebaut war. Die unnatürlichen Lüste der Knabenliebe waren so allgemein, daß der Kardinal de la Case in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ein Lobgedicht auf dieses die Menschheit entehrende Laster herausgab.

Die Sachsen wurden zwar später als ihre übrigen deutschen Brüder von den fränkischen Königen bezwungen, daher auch später als diese verdorben; aber schon im Anfange des elften Jahrhunderts war mit den übrigen Tugenden auch die Keuschheit, welche der heilige Bonifacius so sehr an den Sachsen gepriesen hatte, von ihnen entflohen. „Die Weiber, sagt Ditmar, zeigen ihren Liebhabern alles öffentlich, was an ihnen feil ist. Da eine solche unsittliche Art, sich zu kleiden, dem Herrn ein Greuel ist und dem ganzen Zeitalter zur Schande gereicht, so gehen nichts desto weniger jene schamlose Weiber dem ganzen Volke zur Schau umher, den Tugendhaften zum Hohn und den Bösen zum Beispiel." Adam sagt von den Einwohnern in Bremen, sie beflecken die Festtage durch Unzucht. Ehebrüche, Blutschande und andere schändliche Lüste sind unter ihnen so allgemein, daß sie von niemand getadelt werden. Die meisten, fährt er fort, haben zwei, drei, oder unzählige Weiber und Beischläferinnen. Wenn ihr Bischof Adalbert über ihre Laster eiferte, so belachte man seinen heiligen Eifer; daher beschloß dieser, einem solchen halsstarrigen Volk Zaum und Gebiß in das Maul zu legen, und nahm ihnen bei der ersten Gelegenheit ihr ganzes Vermögen und begleitete diesen Raub mit dem Hohnlachen, daß der Verlust ihrer Güter zur Reinigung von ihren Sünden diene. Die Vögte dieses Bischofs befolgten das Beispiel ihres Herrn uneingeschränkt, und überschritten im Rauben und Plündern alles Maaß und Ziel. — Unter Philipp II., König von Frankreich, zeichneten sich im gelobten Lande die jungen Krieger, welche die Leibwache des Königs ausmachten, noch mehr durch ihre Ausgelassenheit, als durch ihre Tapferkeit aus. Ihr Name Ribauds oder Ricaldi wurde bald der Name aller derer, welche sich den gröbsten und schimpflichsten Ausschweifungen überließen. Das Haupt dieser Ribauds,

welches den Titel Roi de Ribauds führte, hatte die Aufsicht über die andern, und ertheilte die Erlaubniß zu allen Arten von Spielen, die am Hofe gespielt wurden. Er erhielt von allen Logis de Bourdeaulx et des femmes bourdelières wöchentlich zwei Sols, und jede Ehebrecherin mußte ihm fünf Sols bezahlen. Der Name dieses Amtes wurde unter Karl VII. unterdrückt, das Amt selbst aber dauerte unter dem Titel des Grand Prévôt de l'hôtel auch in der Folge noch fort.

In England waren die Sitten im zwölften Jahrhundert nicht besser als in dem übrigen Europa. Heinrich I. und II. und Richard I. lebten gleich ihren übrigen fürstlichen Zeitgenossen in einer offenbaren Vielweiberei, und hatten mehr natürliche als rechtmäßige Söhne und Töchter. Der eben so schwache als bösartige Johann raubte dem Grafen de la Marche seine verlobte und schon übergebene Braut Isabella, und vermählte sich mit ihr, ungeachtet seine eigene Gemahlin noch lebte. Als Heinrich II. verlangte, daß ein Geistlicher, der die Tochter eines Edelmanns geschändet und den Vater ermordet hatte, dem weltlichen Arm ausgeliefert werden sollte, so weigerte sich der Erzbischof Bekket, dieses zu thun, weil er den Verbrecher schon durch Entsetzung gestraft habe, und ein Schuldiger wegen desselben Verbrechens nicht zweimal gestraft werden könne. Eduard IV. lebte in ununterbrochener Ueppigkeit und auf die vertrauteste Art mit den Londoner Frauen und Jungfrauen, bei denen ihn schon seine Schönheit und Galanterie ohne die königliche Würde empfohlen haben würde.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war in ganz Europa das Sittenverderbniß am größten. Obgleich Ludewig der heilige keine Tugend höher schätzte als die Keuschheit, und seinen Kriegern und Dienern bei Verlust ihrer Stellen untersagte, Bordelle und Spielhäuser zu besuchen, und nicht gestatten wollte, öffentliche Weibspersonen in Privathäusern aufzunehmen, so mußte er doch auf seinem heiligen Kreuzzuge die Kränkung erfahren, daß mehrere seiner Hofleute nahe an dem königlichen Zelte Bordelle anlegten, und geringe und vornehme Weiber und Töchter schändeten.

Im Jahre 1314 wurden die Gemahlinnen der drei Söhne Philipps des Schönen auf einmal Ehebruchs wegen angeklagt. Zwei derselben wurden öffentlich vor dem Parlamente ihres Verbrechens überführt und zu einem ewigen Gefängnisse verdammt. Die dritte ward zwar von ihrem Gemahl für unschuldig erklärt; allein die Nation glaubte, daß Gnade dem Recht vorgegangen sey. Auch Karls VI. Gemahlin lebte mit dem Herzoge von Orleans in einem öffentlichen Ehebruch, der um so schändlicher und empörender war, da die Königin die erpreßten Schätze liederlich verschwendete, die Kinder ihres Gemahls darben, und ihren Gemahl selbst in dem eckelhaftesten Schmutze beinahe verfaulen ließ.

Zu Froissarts Zeiten herrschte die sonderbare Sitte, daß man die Bräute von Königinnen und anderer vornehmen Personen vor der Vermählung auf das genaueste besichtigte, um durch den Augenschein von Kennerinnen zu erfahren, ob die Jungfrau auch fruchtbar und ohne Gebrechen sey. Wahrscheinlich war dies eine Nachahmung einer griechischen Sitte. Die Gesandten des griechischen Kaisers, welche um die Tochter des Grafen von Tripoli warben, fragten auf das genaueste über die Beschaffenheit der verborgenen Theile des Körpers.

Wenn man das Gemälde lies't, welches Aeneas Silvius von den deutschen Höfen und Städten, der Vornehmen und Geringen, der Laien und Geistlichen im fünfzehnten Jahrhundert entwirft, so kann man es kaum für möglich halten, daß das Sittenverderben einen noch höheren Grad hätte erreichen können. Geizige Fürsten hatten Wohlgefallen an Personen, die ihnen Schätze zusammenscharren halfen: Wollüstige an solchen, die ihnen Mädchen und Frauen verkuppelten: Trunkenbolde an Saufgesellen, und Grausame an blutgierigen Dienern, welche ihrer Grausamkeit fröhnten. Die Wohnungen der Könige und Fürsten erschollen unaufhörlich von den schändlichen Reden der lasterhaften Buben, die sich rühmten, Jungfrauen geschändet, Weiber entehrt, Widersacher beraubt oder getödtet zu haben. Unter allen Höfen war aber in diesem Jahrhundert keiner verdorbener, als der Hof des Kaisers Sigismund und seiner Gemahlin

Barbara, die ohne Scheu alle Gesetze der Ehrbarkeit und des Wohlstandes übertraten. Sigismund buhlte mit allen schönen Mädchen und Weibern, die er antraf, und scheint auf eine gewisse Art das ganze heilige römische Reich als seinen Harem angesehen zu haben. Die Weiber behandelten ihn als einen lustigen Bruder, oder wie die Zeitgenossen sagten, als einen fröhlichen, schimpflichen Herrn. Als dieser Kaiser im J. 1414 nach Straßburg kam, besuchten ihn am Morgen nach seiner Ankunft einige lustige Weiber, um sich mit ihm zu erlustigen. Sigismund fand so vielen Gefallen an dem Muthwillen seiner schönen Freundinnen, daß er einen Mantel umwarf, und mit ihnen am hellen Tage durch die Straßen der Stadt tanzte. Als der tanzende Kaiser und die Straßburgischen Tänzerinnen in die Kürbergasse kamen, so kauften die letztern dem Beherrscher des deutschen Reichs ein paar Schuhe für sieben Kreuzer; nachdem der Kaiser die ihm geschenkten Schuhe angezogen hatte, tanzte er so lange fort, bis er ganz ermüdet in seine Wohnung zurückkehrte. Sigismund erlaubte der Kaiserin Barbara ihren unersättlichen Lüsten eben so ungehindert zu folgen, als er den seinigen nachhing. Er betroff sie sehr oft im Ehebruch, ohne den ihm angethanen Schimpf zu ahnden. Barbara erklärte, daß es gar kein anderes Gut für den Menschen gäbe, als sinnliches Vergnügen, und besonders das Vergnügen der thierischen Liebe, daß es höchst thöricht sey, nach diesem Leben noch Vergnügungen oder Schmerzen zu erwarten, weil mit dem Tode des Leibes alles aus sey. Sie spottete der heiligen Jungfrauen, die freiwillig den Freuden entsagt hatten. Sie wartete nicht einmal, bis Jünglinge und Männer ihr Anträge machten, sondern sie lockte dieselben oder nöthigte sie zur Befriedigung ihrer Wollust. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sie nach Königsgrätz, wo sie sich bis in ihr hohes Alter einen männlichen Harem unterhielt und in den schändlichsten Lüsten ihr Leben beschloß.

Durch die ausschweifende Sittenlosigkeit der Höfe verbreitete sich das Verderben unaufhaltsam unter die Bewohner der großen und kleinen Städte. In Wien war

die Zahl der öffentlichen Mädchen ungeheuer, und wenige Frauen waren mit einem Manne zufrieden. Fast alle Bürger hielten Trinkstuben, wo sie Saufbrüder und liederliche Dirnen hinriefen. Die Edelleute machten häufig Besuche bei schönen Bürgerfrauen, wurden von den Männern gut bewirthet, und dann mit der Frau allein gelassen. Gefiel irgend einem Bürger dieser Umgang mit seinen Frauen und Töchtern nicht, so wurde er mit Gift oder auf eine andere Art aus dem Wege geräumt.

Wenn die Gerichtsverfassung und die Polizei in den städtischen Republiken besser war, als in den fürstlichen Städten, so waren doch die Sitten der Reichsstädter eben so ausgelassen, als die der fürstlichen Unterthanen. In allen großen Reichsstädten des südlichen und nördlichen Deutschlands waren bis in die letzte Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts privilegirte Häuser des öffentlichen Vergnügens, und allenthalben machten öffentliche Weibspersonen eine geduldete und von der Obrigkeit geschützte Klasse von Menschen aus. In Genf, Nürnberg und andern Städten wählten die Dienerinnen der gemeinen Venus jährlich ein Oberhaupt oder eine Vorsteherin, welche den Namen der Bordellkönigin erhielt und der Obrigkeit den Eid der Treue leistete. Selbst in Nürnberg machten sie eine sogenannte ehrbare Gilde aus, welche ein ausschließliches Recht zu Betreibung ihres Gewerbes hatte, und diejenigen als Bönhasen verfolgte, die dasselbe ohne Erlaubniß trieben. — Das Besuchen der öffentlichen Häuser und Weiber war so wenig schimpflich, daß sogar in London die Gläubiger von angesehenem Stande, welche ihre Schuldner zum Einlager (Verhaft) brachten, angehalten wurden, diesen wöchentlich zweimal Frauengeld zu reichen. In allen Städten waren öffentliche Bäder, in welchen beide Geschlechter gemeinschaftlich badeten, und in welchen öffentliche Weibspersonen zum Vergnügen der Badgäste unterhalten wurden. Die Zügellosigkeit in den Bädern war, nach Paggi, in Baden in der Schweiz so groß, daß Bekannte und Unbekannte jede Frau im Bade besuchen, mit ihr reden und sie berühren durften, ohne daß Ehemänner oder Andere Eifersucht oder das geringste Aergerniß blicken ließen.

Geistliche hatten nicht bloß so häufig Beischläferinnen, daß alle unächte Kinder den Namen der Pfaffenkinder erhielten, sondern man zwang sie sogar in vielen Gegenden, besonders in Frankreich, in der Schweiz und in Friesland, daß sie Konkubinen halten mußten, damit sie die Frauen und Töchter der Einwohner nicht schänden möchten. Mönche und Nonnen besuchten die öffentlichen Bäder, und waren in dem Scheußlichen der unnatürlichsten Lüsten schamloser und frecher, als die üppigen Kinder der Welt. Die große Zahl von öffentlichen Weibern brachte reiche und fromme Menschen auf den Gedanken, Stiftungen zu machen, in welche liederliche Mädchen, wenn sie ihren sträflichen Wandel verlassen wollten, aufgenommen würden und Buße thun könnten. Daher entstanden die sogenannten Beguinenhäuser, deren Bewohner aber häufig ihr altes Gewerbe fortsetzten, oder wenn sie dazu zu häßlich und alt waren, das Handwerk von Kupplerinnen ergriffen.

Die geringere Geistlichkeit wetteiferte mit der höhern nicht nur in Unwissenheit, sondern auch in Unsittlichkeit. Wirthshäuser halten und besuchen, Saufen, Huren, Ehebrechen, Spielen, Schreien und Schlagen machten das gewöhnliche Leben der Seelenhirten aus. Viele Pfarrer waren Köche oder Verwalter, oder andere Bediente von vornehmen Herren und Frauen; und wenn einer oder der andere nicht alles mitmachen wollte, was seine übrigen Amtsbrüder thaten, so verspottete man solche als Verschnittene oder Sodomiten. Die Sitten der Ordensgeistlichen, und vorzüglich der Bettelmönche, waren nicht besser, als die der Weltgeistlichen, und auch unter jenen wurden alle diejenigen, welche fromm, keusch und mäßig leben wollten, Heuchler genannt. Nonnenklöster hielt man so allgemein für Bordelle, daß eine Jungfrau einkleiden und ihre Ehre öffentlich Preis geben, als eine und eben dieselbe Handlung betrachtet wurde.

Selbst die gottesdienstlichen Feste, mit dem Stempel der rohen Denkart des Zeitalters bezeichnet, arteten in die zügellosesten Ausschweifungen aus. Dahin gehören der geistliche Tanz, das Eselsfest, das Narrenfest rc., welche zur Ehre der Religion erfunden und zur

Schande der menschlichen Vernunft und der Gottheit gefeiert wurden. Der Tanz oder eine schnelle Bewegung durch die Luft war bei den alten heidnischen Völkern eben so gut ein Reinigungsmittel, als das Baden im Wasser oder Springen durchs Feuer. Dieser religiöse Tanz wurde von den Christen sehr frühzeitig nachgeahmt. Die Bischöfe und die Geistlichkeit tanzten auf dem Chor, die Gemeine in der Kirche oder auf den Kirchhöfen. Jedes Geheimniß, jeder Festtag hatte seine Tänze. Da diese Tänze zum Theil des Nachts gehalten wurden, so verwandelten sie sich bald in die schändlichsten Orgien, und die Kirche mußte sie untersagen. Das Eselsfest war mit gleichen Ausschweifungen verbunden*). Das Narrenfest wurde von den Christen statt der römischen Saturnalien eingeführt, und ward vom elften bis in das sechzehnte Jahrhundert durch Spanien, Frankreich, England und einen Theil von Deutschland am Rhein in den ersten Tagen nach Weihnachten gefeiert. Nicht blos liederliche und muthwillige Laien, sondern selbst Geistliche tanzten nackt auf den Straßen und in den Kirchen, unter Absingung der schändlichsten Lieder und mit den üppigsten Stellungen.

In Frankreich herrschten vom Zeitalter Karls IX. bis auf Heinrich IV. nicht nur Prachtliebe, gränzenlose Verschwendung, Spielsucht, Meuchelmord und unersättliche Raubgier unter beiden Geschlechtern**) all-

*) Es wurde eigentlich zum Andenken der Flucht Jesu nach Egypten gefeiert. Man setzte ein reich geputztes Mädchen auf einen Esel, führte sie in feierlicher Procession, unter Absingung eben so lächerlicher als gotteslästerlicher Lieder, in die Kirche und vor den Altar, wo man ein Hochamt hielt, bei dem der Esel mit der Gemeinde knieen gelernt hatte. Nach dem Gottesdienst sprach der Priester nicht den Segen, sondern wieherte dreimal als ein Esel, und die Gemeinde antwortete ihm auf eben die Art.

**) Man erinnere sich an die Katharina von Medicis, die unschuldige Personen im Gefängnisse erwürgen ließ, um ihre Güter an Günstlinge verschenken zu können; an Karl IX, der am Tage der Bluthochzeit auf seine eigenen Unterthanen schoß, und Stricke an seine Hofleute austheilte, diejenigen, welche er ihnen zeigen würde, zu erdrosseln, u. v. a. Könige und ihre Lieblinge verschleuderten Millionen eben so schnell, als sie solche zusammengeplündert hatten. Der Marschall

gemeiner und in viel höhern Graden als in Deutschland, sondern auch Ehebruch und Unzucht waren hier ohne Vergleichung schamloser. Das Neue und Unerhörte der üppigen Ausschweifungen des französischen Hofes unter Heinrich II.*), Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. bestand gar nicht darin, daß alle Königinnen, Prinzessinnen und andere vornehme Damen öffentlich ihre Liebhaber hatten und nach Belieben mit ihnen wechselten, daß sie öffentlichen Ehebruch und Unzucht für ehrenvoll, ja selbst für eine Tugend hielten, daß Ehemänner von dem Könige an bis zu den gemeinsten Hofbedienten aus Eigennutz und Hang zur Ungebundenheit ihren Frauen mit der Erlaubniß, die sie sich selbst nahmen, zuvorzukommen suchten, weil sie durch diese Nachsicht anstatt einer Frau, hundert erhielten **); sondern das Unterscheidende der französischen Ausgelassenheit bestand vielmehr darin, daß die Weiber die Männer aufsuchten und angriffen, daß Königinnen die ersten und allgemeinen Kupplerinnen waren, daß die vornehmen Hofdamen es für eine große Gnade schätzten, wenn ihre Gebieterinnen sie als feile Metzen zur Verführung dieses oder jenes wichtigen Mannes brauchen wollten. Katharina von Medicis hatte stets, besonders wenn sie auf wichtige Negotiationen ausging, eine Schaar von gefälligen und schönen Frauen und Mädchen bei sich, um durch die Reize ihrer vornehmen Buhldirnen die Herzen der Männer zu gewinnen. Dieses erhabene Beispiel der Mutter ahmte nachher die Tochter, die Köni-

von Bassompierre ließ sich ohne Geld ein Kleid verfertigen, wovon der Stoff und die 50 Pf. Perlen, die hineingestickt wurden, 14000 Thlr., und die Arbeit allein 700 Thlr. kostete.

*) Dieser machte sich zuweilen das königliche Vergnügen und ließ nach dem Beispiele der Italiener eine große Menge von öffentlichen Lustdirnen an den Hof kommen, dann tanzend kleiden und auf Ochsen setzen.

**) Doch dachten nicht alle Männer so. Im Jahr 1579 wurde ein Edelmann aus Anjou hingerichtet, weil er seine Frau und ihren Liebhaber ermordet hatte. Als man ihm sein Todesurtheil vorgelesen hatte, sagte er ganz laut: Que tous ses juges portaient des cornes, et qu'ils ne le faisaient mourir, que parce qu'il n'en voulait porter, come eux.

gin Margaretha von Navarra, Heinrichs IV. Gemahlin, nach. Die Hofdamen der Katharina von Medicis und ihrer Tochter ließen sich in jeder Rücksicht als Lustdirnen brauchen. Wenn der König es verlangte, so warteten sie in männlicher Kleidung halb nackt und mit fliegenden Haaren bei Tische auf. Es gingen bei den unaufhörlichen Festen Dinge vor, welche selbst ein Bordell hätte verrufen können. Eben so beispiellos, als die Frechheit der Weiber, war die öffentliche, zärtliche Liebe Heinrichs III. gegen seine Mignons, die man weniger wegen ihrer schändlichen Lüste*), als wegen ihres empörenden Stolzes, ihrer Verschwendung und weibischer Weichlichkeit verabscheute. Sie waren sehr oft wie Weiber gekleidet und geschmückt, und verübten allen Muthwillen und alle Bosheiten der ausgelassensten Polissons. — Das Lustspiel, und besonders die italienische Komödie, war nichts als eine Schule von Unzucht und Ehebrüchen. Das Parlament untersagte sie als sittenverderbend; der König hingegen befahl ausdrücklich, daß sie in dem Hotel de Bourbon fortgegeben werden sollten. Väter schändeten ihre Töchter, und Mütter setzten ihre neugeborne Kinder aus oder tödeten sie, und das Gefühl der Ehre und Moralität erstarb gänzlich in allen Herzen. Unter allen war Heinrich IV. der größte Verführer der Unschuld und Zerstörer der ehelichen Treue und Glückseligkeit. Er war unverschämt genug, von seinen treuesten und besten Dienern zu verlangen, daß sie ihm Weiber oder Geliebten überlassen sollten, und wenn sie sich weigerten, so warf er einen tödtlichen Haß auf sie und überlieferte sie den Händen der Klopffechter und Meuchelmörder. —

Bei dem Einzuge Ludwigs XI., im Jahr 1461, suchten die Einwohner von Paris die schönsten Mädchen ihrer Stadt aus, und ließen diese ganz entkleidet als Syrenen allerlei Schäferstücke zur Ergötzung des Königs singen. — Bei der Ankunft der Prinzessin Anna von Bretagne trieb man die Aufmerksamkeit so weit, daß man in gewissen Entfernungen Personen mit Nachttöpfen hinstellte, die den Damen der Königin bei Eintretung eines

*) Der Hang zu diesen Lüsten kam aus Italien.

dringenden Bedürfnisses zu Befehl stehen sollten. — Man trug lange zerhauene Hosen, oder solche Beinkleider, die auf die unehrbarste Art aufgeschlitzt waren, und das entblößten, was Adam schon im Paradiese bedeckte, und die überdies noch mit Priapen verziert waren.

Wenn den kirchlichen Festen die unzüchtigsten Gebräuche sich beigesellten, so kann man sich leicht denken, wie es bei den öffentlichen und häuslichen bürgerlichen Feierlichkeiten zuging; die Ausgelassenheit gränzte hier an morgenländische Schamlosigkeit. Es galt für einen sehr verzeihlichen Ausbruch von Munterkeit, ein Mädchen mit Fleiß so fallen zu lassen, daß sie ganz entblößt wurde. Man trieb die Polissonnerie endlich so weit, daß man alle Kleider abwarf und nackt tanzte.

Ungeachtet sich die jungen Ritter bei ihrer Aufnahme durch einen Schwur verbinden mußten, gegen das schöne Geschlecht hülfreich und ehrerbietig zu seyn; ungeachtet sie in Gefahr waren, wegen Beleidigungen, die sie Frauen und Jungfrauen zugefügt hatten, auf das schimpflichste von den Turnieren abgewiesen zu werden; ungeachtet sie den Damen bei allen öffentlicheu Festen und Ritterspielen die schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen erwiesen und oft in den Regionen metaphysischer Liebe schwärmten, so war doch nirgends wahre Liebe und Achtung der weiblichen Ehre zu finden. Das Ganze bestand in einem lächerlichen und übertriebenen Prunk, in leerem Wortgepränge. Es war unter allen Mitgliedern der Ritterschaft nichts gemeiner, als Konkubinat und Vielweiberei, Ehebruch und Blutschande. Man betete aus Gewohnheit das schöne Geschlecht an; man verführte und verachtete, und kämpfte aus Eitelkeit bis auf den Tod für die Ehre einer Dame, von der die ganze Welt wußte, daß sie keine mehr zu verlieren hatte.

Schon im zwölften Jahrhundert brachte die mit der Ritterschaft und den Turnieren entstandene Galanterie gegen die Damen, die geschäftslose Muse und häufigen Feste der Fürsten, Herren und Ritter, und besonders die Erfindsamkeit der Troubadours*), die sogenannten

*) Der mit Religionsschwärmerei vermischte romantische Geist des Ritterwesens erzeugte diese von ihren poetischen Erfin-

Gerichtshöfe der Liebe (Cours d'amour, Parlemens d'amour, de courtoisie et Gentillesse) hervor. Diese Gerichtshöfe hatten nicht bloß Präsidenten, welche fast immer Könige, Fürsten oder berühmte Prinzessinnen waren, sondern sie waren überhaupt wie die ersten Parlamente der Nation organisirt. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach sollten sie eigentlich nur über die Proben der Liebe sprechen, die sich Liebende einander aufgelegt hatten. Aber ihre Gerichtsbarkeit erweiterte sich allmählig so weit, daß sie über die Rechte der Männer und Weiber entschieden, neue Gewohnheiten einführten, und andere als Mißbräuche abschafften; insbesondere aber beschäftigten sie sich damit, die Natur und das Wesen der Liebe, die Vollkommenheiten und Gebrechen der Schönen, die Rechte, Verbindlichkeiten und Aufopferungen der Liebenden mit einer Spitzfindigkeit und Feinheit zu untersuchen, die selbst den geübtesten Dialektikern Ehre gemacht hätte, und die als eine Wirkung der scholastischen Philosophie angesehen werden kann. Die Fragen, die in dieser Absicht aufgeworfen wurden, nannte man Tensons oder Tenzen, und die darüber entstandenen Processe Jeux-mi-Partis. Als Beispiel einer solchen Unterredung kann der Streit angeführt werden, der darüber entstand: Ob ein eifersüchtiger Liebhaber, der durch den geringsten Anlaß beunruhigt wird, oder ein zuversichtlicher, der gar kein Mißtrauen in seine Geliebte setzt, eine wärmere Liebe gegen diese hege? — Die Aussprüche dieser Gerichtshöfe wurden Arrêts d'amour oder Arresta amorum genannt, und hatten das unverdiente Glück, im 16. Jahrhundert von berühmten Rechtsgelehrten mit der größten Ernsthaftigkeit kommentirt zu werden. Eine Nachahmung von diesen Cours d'amour war die vom Kardinal Richelieu errichtete Akademie der Liebe, deren lächerliche Be-

dungen sogenannte Dichter, die, mit Pfauenfedern geschmückt, sich oft an den Höfen der Großen in poetische Wettstreite einließen, und die bald in Ritterromanen oder Epopäen die Thaten tapferer Ritter besangen, bald in kleineren Liedern ihre eigenen Empfindungen, die ihnen die Reize des schönen Geschlechts einflößten, schilderten. Beide Gattungen hatten aber immer die lebhafteste Schilderung des weiblichen Geschlechts mit einander gemein.

schäftigungen und fade Weisheit, so wie jene, bald unter der Geisel der Satire von selbst aufhörten. — Je mehr man in diesem Zeitalter von Liebe schwatzte und je pomphafter man darüber stritt, desto weniger wahre Liebe wurde empfunden; und St. Palaye sagt, daß die Verliebten ihre Sprache und ihren Witz weniger aus dem Plato, als aus der Schule des Scotus genommen hätten, und daß Ehebruch und unsittlicher Umgang mit Frauen und Jungfrauen unter den Rittern eben so gemein und wohl noch häufiger als bei den andern gewesen wäre.

Eine eben so genaue als lächerliche Nachäffung dieses Cours d'amour war gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts der sogenannte verliebte Hof, Cour amoureuse, der aus eben solchen hohen und niedern Bedienungen wie jener bestand, die mit Marschällen, Kammerherren, vornehmen Damen, Domherren, Doktoren, Advokaten, Jägern 2c. besetzt waren; dieser unförmliche Haufen zeigte die Verdorbenheit eines rohen Zeitalters an, wo man nicht einmal die leichte Kunst verstand, mit einem gewissen Anstande lasterhaft zu seyn. An solchen Höfen der Liebe redete man von nichts, als von Qualen und Seligkeiten der Liebe, und pries nichts als die Tugenden, Eigenschaften und Liebenswürdigkeiten der Schönen. Ein jeder hatte eine unbeschränkte Gebieterin seines Herzens und seiner Gedanken (dame souveraine de leurs pensées). Diese erhob er in den übertriebensten Ausdrücken, wenn er sie gleich nicht einmal gesehen, sondern nur von ihr gehört hatte; dieser widmete er sein Herz und seine Dienste; dieser schwur er ewige Treue; dieser klagte er seine unerträglichen Leiden; und bei allen diesen platonischen Schwärmereien waren die Liebenden nie einander untreuer und begehrten nie mit heftigerer Liebe nach dem ovidischen Genuß der Liebe, als zu eben dieser Zeit. Man begleitete diese mündlichen Betheuerungen mit unaufhörlichen Verbeugungen, Niederfallen auf die Kniee, und selbst Niederwerfen zur Erde, und schloß endlich diesen lächerlichen Pomp von Ceremonien mit den kindischsten Spielen. Mitten unter diesen Anbetungen erlaubten sich die Ritter die schmutzigsten Anspielungen und Scherze,

und in den Gedichten der Troubadours waren die größten Unanständigkeiten mit den größten Andächteleien vermischt, und machten so wie in der Denk- und Handlungsweise der Ritter einen lächerlichen Kontrast. Es gehörte zur Gastfreundschaft der Ritter und Ritterfrauen, einem edlen, fremden, bei ihnen einkehrenden Ritter ein hübsches Mädchen beizulegen, womit sie sich die Nacht über die Zeit vertreiben konnten *). Die Ritter sahen die Kammerfrauen und Zofen ihrer Gemahlinnen und die in ihren Gynäceen arbeitenden Mädchen als Genossinen ihres Harems an. Sie gingen nie auf die Jagd, ohne eine oder mehrere von diesen gefälligen Schönen mitzunehmen, um jedes Lustwäldchen in einen paphischen Hain verwandeln zu können. Aber alle diese Kourtoisie wird bei weitem von den ausgelassenen Orgien, Bällen und Schmausereien übertroffen, womit man die Turniere beschloß, und zu deren Schauplätzen man selbst die heiligsten Klöster wählte, wo unter den schamlosesten Tänzen und Attituden in Gegenwart des Königs Jungfrauen entkränzt und geduldige Männer bekrönt wurden **). Im Taumel der wilden Freude wagten die Ritter alles, und die vornehmsten Damen schlugen nichts ab. — Man traue daher, sagt St. Palaye, ja den Lobeserhebungen nicht, die ein Jahrhundert dem andern gab oder zu geben pflegt. Die alte zärtliche, beständige und reine Liebe, die man als einen Vorzug unserer Vorfahren anzusehen pflegt, war von jeher das Muster, was die Sittenrichter eines jeden Zeitalters ihren Zeitgenossen vorhielten, und so wie Marot über den Verlust der Liebe der guten, alten Zeit klagte, so klagten schon Dichter, die drei bis vier Jahrhunderte vor ihm lebten. Hugue Brunet, einer der ersten Troubadours, bejammerte es schon, daß die Liebhaber seiner Zeit durch ihre Ungeduld das Reich der

*) Palaye T. II. p. 69. Hier läßt ein alter Dichter die Dame, die nicht eher einschlafen konnte, als sie einem solchen Gast das schönste und der Liebe am meisten ergebene von ihren Mädchen zugeschickt hatte, das Geständniß machen, daß sie sich selbst an ihre Stelle setzen würde, wenn ihr Gemahl schon eingeschlafen wäre.

**) St. Palaye II. p. 68., wo ein frommer Mönch solche zu St. Denys verübte Gräuel beweint.

Liebe zerstört hätten, da sie jetzt gleich die höchsten Belohnungen derselben verlangten, die ehemals nur die Frucht einer langen Beständigkeit gewesen wäre; daß man jetzt den blumenreichen Pfad der Liebe, welcher zur wahren Glückseligkeit führte, nicht mehr kenne, und daß man die Freuden der Liebe, die sonst den feurigsten Liebhaber drei Monate lang befriedigt hätten, jetzt verschwenderisch in einem Tage genöße. „Ich habe noch die Zeit erlebt, sagt dieser Dichter, wo ein Band, ein Ring, ein paar Handschuh eine hinlängliche Vergeltung für alle Beweise von Liebe und Ehrfurcht war, die ein Liebhaber seiner Göttin während eines ganzen Jahres gegeben hatte. Heut zu Tage ist alles verloren, wenn man nicht gleich auf der Stelle erhält, was man verlangt. In jenen glücklichen Zeiten hingegen, die nicht mehr sind, wollte man das höchste Gut lieber hoffen als besitzen, und warum? Weil der zu bald befriedigte Liebhaber die süßen Stacheln des Verlangens, welches ihn reizte, zu schnell würde verloren haben. Warum? ich wiederhole es noch einmal, weil die höchste Gunst, welche die reine und keusche Liebe vorenthält, tausendmal süßer ist, als diejenige, welche die unreine Liebe verschwendet.“ Obgleich jeder Greis die Zeiten seiner Jugend parteiisch zu loben gewohnt ist, und jedes Menschenalter glaubt, daß Ordnung, Zucht und gute Sitten erst mit dem vorhergehenden ausgebrochen sey, so ist doch in den ersten Zeiten der Ritterschaft der freilich schnell vorübergegangene Zeitpunkt zu suchen, wo die Damen keusch und die Ritter treu und bieder waren, was sie in der Folge nur scheinen wollten.

Einer der enthusiastischen und albernsten Ausbrüche, welche der Geist des Ritterwesens im vierzehnten Jahrhundert nahm, war der Orden der verliebten Leidenschaft, von welcher der Ritter de la Tour als Augenzeuge redet und sie unter dem Namen der Galois und Galoises beschrieben hat. Die Ritter und Knappen, Frauen und Jungfrauen, die sich zu diesem Orden vereinigten, erhoben die Liebe zu ihrer Gottheit, und die Pflichten und den Dienst der Liebe zu einem wirklichen Gottesdienst. Die Ordensbrüder und Ordensschwestern suchten einander in den Proben ihres Eifers für die Gott-

heit, die sie verehrten, und besonders in den Proben der Standhaftigkeit zu übertreffen, womit sie die Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeiten ertrugen. Männer und Weiber machten aus Sommer Winter, und umgekehrt. Im Sommer trugen sie die wärmsten Kleider, die dicksten Pelze, und heizten ihre Zimmer. Im Winter hingegen hüllten sie sich in die dünnsten Gewänder, schliefen unter den leichtesten Decken, bekränzten ihre Kamine mit Laubwerk und Blumen, und hielten es für eine Schande, bei der strengsten Kälte Feuer anmachen zu lassen, oder sich daran zu wärmen. Wenn ein Ordensbruder eine verheirathete Ordensschwester besuchte, so entfernte sich der Mann augenblicklich, und kehrte nicht eher in sein Haus zurück, als bis der Ordensbruder wieder weggegangen war, woraus eine Gemeinschaft der Weiber entstand. Diese Schwärmer kamen vor Kälte um, und starben, wie der gute Ritter de la Tour nicht zweifelt, in ihren Ordensübungen als wahre Märtyrer der Liebe. Auf diese Art war bald die ganze Sekte verschwunden.

Unter den Schriften dieses Zeitalters zeichnete sich besonders das Werk des Gaiarts über die Kunst zu lieben aus, welches an unzüchtigen Stellen bei weitem den schlüpfrigen Ovid übertraf. Bei allem diesem, setzt St. Palaye hinzu: wage man es nun noch, uns die Jahrhunderte der Unwissenheit und Barbarei zu loben. —

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts waren die Sitten der Höfe und Städte, der Layen und Geistlichen in Deutschland noch eben so verdorben, als in den vorhergehenden Zeiten. Luther kannte selbst die besten Fürsten seiner Zeit genau und pflegte von ihnen zu sagen: Ein Fürst ist Wildpret im Himmel; und an einem andern Orte: Gemeiniglich regieren nur Bösewichter und Tyrannen. Ihre strengsten Verordnungen gegen die Hurerei und das Zutrinken fruchteten nichts, weil ihre eigene Beispiele und immer ihre Gesetze schändeten. Auf dem Reichstage zu Worms 1521 tranken sich noch viele Fürsten und Herren zu Tode, und alle Straßen waren, wie ein Augenzeuge bei Pütter berichtet, mit Män-

bern und Mördern, mit schönen Frauen und feilen Dirnen angefüllt. — In den Städten dauerten Bordelle und gemeinschaftliche Bäder beider Geschlechter, wilde Völlerei und Schwelgerei bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gesellschaftsschmäusen, unehrbare Kleidungen und Tänze ꝛc. noch lange nach der Reformation fort; länger in den protestantischen Provinzen als in katholischen, länger in Deutschland als in Frankreich, fort *). Selbst in Wittenberg war noch kurz vor Luthers Tode die Prachtliebe der Weiber so ausschweifend, ihre Kleidung so unehrbar und die Zudringlichkeit der Mädchen so schamlos, daß der etwas grämliche Reformator diesem Unfug nicht länger zusehen konnte, sondern plötzlich wegging, und auch seiner Frau befahl, das neue Sodom zu verlassen. Es war freilich nicht möglich, durch die große Revolution in der Religion und Denkungsart vieler deutschen Völker das lebende verdorbene Geschlecht auf einmal umzuschaffen.

Die Synodalschlüsse der Bischöfe und die häufigen Strafgesetze gegen die Säufer und Wollüstlinge (potatores et hircones) des geistlichen Standes, wider das Tragen unehrbarer und schamloser Kleider **), wider das Sehen und Aufführen schändlicher Schauspiele, wider das Unterhalten und Besuchen der Beischläferinnen und öffentlichen Weiber ꝛc. sind eben so viele Beweise von der fortdauerndern Zügellosigkeit des Priesterthums in diesem Jahrhundert. Im Jahre 1562 setzte ein Gesandter des baierischen Hofes die versammelten Väter durch seine freimüthigen Urtheile über den geistlichen Stand in die größte Verlegenheit. „Alle Verbesserungen sind unnütz, sagte er, wenn man nicht vorher die Sitten der Geistlichkeit bessert. Unter hundert Priestern findet man kaum drei oder vier, die nicht in einem öffentlichen oder heimlichen Konkubinat leben und ungestraft die infamsten und unnatürlichsten Handlungen begehen, die ich nicht erzählen kann, ohne die keuschen Ohren meiner Zuhörer zu beleidigen.

*) In Frankreich wurden 1550 Bordelle und gemeinschaftliche Bäder aufgehoben.

**) Die Geistlichen verrichteten die ehrwürdigsten gottesdienstlichen Handlungen ohne Beinkleider und in so kurzen Röcken, daß man, wenn sie sich bückten, die nackten Schenkel sah.

Ich bitte daher um die Errichtung guter Schulen und Akademien, auf welchen tüchtige Priester gebildet werden, und um die Aufhebung des Cölibats, der keine göttliche Einrichtung ist; denn ohne die Priesterehe wird die Besserung der Geistlichkeit unmöglich bleiben.

Folgende Betrachtungen können meine Leser auf die Quellen dieses so allgemeinen Mangels aller Moralität bei den Völkern des Mittelalters aufmerksam machen und reichen Stoff zum weitern Nachdenken darbieten.

Staatsverfassung und Erziehung sind die beiden großen Schöpferinnen des moralischen Charakters einer Nation. Durch sie allein können die Menschen eben so leicht zu dem erhoben, wozu sie die Natur bestimmte, als durch deren Unwerth und Mangel in den tiefsten Abgrund herabgestürzt werden. — Ein Volk, das in dem einfachen Stande der Natur lebt, hat Nationaltugenden, Kinder seiner freien, von keinem äußern Joch niedergedrückten Denkart, und des Gefühls der Gleichheit und Unabhängigkeit, Stärke der Seele, Ueberzeugung von seinem persönlichen Werthe, freudigen Muth für die Seinigen, für Eigenthum, Freiheit und Vaterland sein Leben zu wagen und selbst hinzugeben. Ein Volk, das in Arbeitsamkeit ohne drückende Nahrungssorgen, in Genügsamkeit ohne Mangel lebt, bei welchem Unschuld, Eintracht und häusliche Freuden in den Hütten, Freiheit und Gerechtigkeit im Volke wohnen, das keine andere Gesetze erkennt, als die es sich selbst gegeben, keinen andern Führern und Richtern gehorcht, als die es sich selbst gewählt hat: — ein solches Volk kann ohne Künste und Wissenschaften, ohne Aufklärung glücklich seyn, — und ein solches Volk waren die alten Germanier, als sie die Kohorten der stolzen Römer rächten und sich in ihren Provinzen niederließen. —

Wenn aber eine Nation mit den Bedürfnissen, Gütern und Lüsten größer, reicher und verdorbener Völker bekannt wird, wenn es seine Unabhängigkeit, und, ehe es einen gewissen Grad von Aufklärung erreicht hat, in die Fesseln der politischen und Religions-Tyrannei geworfen wird, so sinkt es in den verderbtesten Zustand, dessen die menschliche Natur fähig ist.

Dies war der Fall in jenen unglücklichen Zeiten, als schnell um sich greifendes Sittenverderbniß den Weg zum Despotismus bahnte, als aus der Mischung der römischen Knechtschaft und des unnatürlichen Lehnsystems Adelsregierungen entstanden, welche die ursprüngliche Freiheit der deutschen Nation unter das Joch einer aristokratischen Tyrannei beugten, und sie aller Mittel beraubten, auf irgend einem Wege zum mindesten Grad von Kultur fortzuschreiten *), wo daher überall Verbrechen verübt wurden, vor welchen die Menschheit erschrickt.

Die Erziehung der Vornehmen machte sie mit den Grundsätzen, die den Menschen zu der Ausübung seiner Pflichten gegen den Menschen bewegen, nicht bekannt, der Abstand zwischen ihm und seinen Unterthanen zeigte ihm denselben von Jugend auf als ein Geschöpf, das er ungestraft mißhandeln und zum Gegenstand seiner Launen, seiner Wollüste und seiner Grausamkeit machen dürfte. Gegen seine Standesgleichen machte ihn das Gesetz der Selbstrache rauh, empfindlich, und bei dem mindesten Gefühl überlegener Kräfte übermüthig. Der beständige Krieg gewöhnte ihn an die Scenen des Jammers, machte ihn gefühllos gegen fremde Noth und Klagen, und kaltsinnig bei dem Anblick des schauderhaftesten Elends. Die gänzliche Muße, wenn er nicht im Kriege begriffen war, und der Ueberfluß leiteten ihn zur Schwelgerei und zu Ausschweifungen aller Art, die sich immer mehr von den Wohnsitzen der Höheren in die Hütten der Niederen verbreiteten.

Noch weniger Sittlichkeit kann man von dem gemeinen Mann erwarten, wenn er aller moralischen Bildung beraubt ist, wenn in ihm der schwächste Funken von Vernunft gänzlich unterdrückt wird. Er bestand in jenen unglücklichen Zeiten aus einem Haufen elender, aller Menschenrechte, selbst aller Forderung an dieselben beraubter Geschöpfe, die sich bald unter der Peitsche krümm-

*) Aufklärung und Verfeinerung bringt selbst bei einem völlig unterdrückten Volk ein Gefühl des Wohlstandes und des Schicklichen hervor, welches häufig die Stelle der Tugend vertritt, und den Menschen von wilden Ausbrüchen der Leidenschaften und frecher Begehung großer Laster zurückhält.

[illegible]

[illegible] hingehalten würden, [illegible]

[illegible] Thatsache, daß das christliche [illegible] Ursprung an darauf kalku- [illegible], das menschliche Geschlecht völlig von Priester- herrschaft abhängig zu machen, — ihm ein Joch auf- zulegen, daß die Menschen um so weniger abschütteln könnten, je mehr sie in dem Wahn hingehalten würden, durch Erduldung desselben ihre zeitliche und ewige Glück-

*) Eine der wichtigsten der Aufklärung im Wege stehenden Hindernisse war die Unmöglichkeit, durch Schriften zu wirken, theils wegen Mangel oder Theurung des Pergaments und des Papyrus, theils auch, weil nur äußerst wenige [illegible]. Die europäischen [illegible] [illegible]

seligkeit allein erhalten zu können; — seine Sinnlichkeit von allen Seiten zu fesseln, sie wechselseitig mit Furcht zu schrecken*), mit Hoffnung zu schmeicheln und mit Pracht zu ergötzen, — ihm die schwere Mühe zu erlassen, sein Herz zu bessern, seine Leidenschaften zu bekämpfen und die Wuth seiner Lüste zu besiegen; — ihm dagegen Büßungen aufzulegen, wodurch er der Gottheit seine Sünden, so oft er es für gut fände, abkaufen könne. Zu verwundern ist, wie Leute, die so großen Mangel an Geisteskräften und Kenntnissen darlegen, mit so vieler arglistigen Klugheit ein Lehrsystem erfinden konnten, das auf eine so bequeme Erreichung der Absichten, — nicht auf Anstrengung, Fleiß und Arbeit, sondern auf den Beistand eines **Heiligen**, eines Untergottes verweiset; das dem üppigen Wollüstling, dem reichen Schlemmer, wenn er erkrankt, nicht sagt: lebe keusch und mäßig, sondern ihm Amulete, Segenssprüche und Weihwasser darbietet, um ihn zu heilen — die selbst den letzten Geistesfunken, der den Schlangenbiß der Reue in dem beunruhigten Gewissen des bangen Sünders weckt, dadurch erstickt, daß sie ihm sagt: der ernste strenge Gott werde durch die Fürbitte seiner schwachen, leichter zu besänftigenden Mutter überredet, dem Bösewicht die Strafe zu erlassen, wenn nur die Buße durch Geschenke an Kirchen und Klöster bewiesen werde. — Eine solche Religion, die nicht durch Ueberzeugung, sondern durch Wunderwerke bekehrt, die anstatt der Untersuchung

*) Es ist ein elender Einwurf, wenn man sagt: **Religiöse Furcht kann der praktischen Tugend nicht hinderlich seyn.** Man bedenke nur, welchen Einfluß jene Sühnungen und Büßungen auf den Charakter des Menschen haben. Wird wohl derjenige, der frei von allem Aberglauben, blos nach den Grundsätzen einer reinen Moral handelt, eher ein Bösewicht werden, als der Furchtsame, der sein eigenes Gewissen zu bestechen sucht, und in dem Wahne steht, er könne sich, so lasterhaft auch seine Handlungen sind, Vergebung erkaufen? Gewiß wird der letztere immer eher geneigt seyn, Uebelthaten zu begehen, als der erstere. Das Gewissen spricht zwar in beiden gleichlaut, aber in dem einen Falle wird es durch die Hoffnung zur Vergebung eingeschläfert, da es hingegen in dem andern seine natürliche Stärke behält, und dem Menschen, wenn er unrecht handelt, unablässig Vorwürfe macht.

ken und seufzend erlagen, bald wie wüthige Tiger aufsprangen und ihren Wütherich zerrissen.

Die Bemerkung bestätiget sich überall, daß die größte Sittlichkeit unter dem wohlhabenden Mittelstande zu finden ist, daß zügellose Befolgung der Einladungen der Sinnlichkeit sie eben so oft aus den Palästen der Großen verscheucht, als Mangel an Erziehung und zum Unrecht verleitende Noth ihr den Zutritt zu den Hütten der Armen verwehrt. Dieser Mittelstand war aber gänzlich verschwunden, und alles war Herr oder Knecht.

Was große und kleine Despoten nicht thaten, die Menschen unter ihre Würde herabzusetzen, das vollendete der geistliche Stand von seiner Seite. Er trug alles dazu bei, um vollends den menschlichen Geist mit schimpflichen Fesseln zu bestricken, weil er zu viel Ursache hatte, das selige Dunkel, das in diesen Zeiten ganz Europa bedeckte, nicht aufhellen zu lassen. Der Unterthan würde das eiserne Joch der Aristokraten abgeworfen haben, sobald man ihn belehrt hätte, er sey Mensch; und die Herrschaft der Kirche würde vernichtet worden seyn, sobald man den Trug eingesehen hätte, worauf ihre Lehren gebaut waren *).

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß das christliche Religionssystem von seinem Ursprung an darauf kalkulirt war, das menschliche Geschlecht völlig von Priesterherrschaft abhängig zu machen, — ihm ein Joch aufzulegen, das die Menschen um so weniger abschütteln könnten, je mehr sie in dem Wahn hingehalten würden, durch Tragung desselben ihre zeitliche und ewige Glück-

*) Eine der wichtigsten der Aufklärung im Wege stehenden Hindernisse war die Unmöglichkeit, durch Schriften zu wirken, theils wegen Mangel oder Theurung des Pergaments und des Papyrus, theils auch, weil nur äußerst wenige lesen konnten. Die europäischen Völker empfingen das Papyrus, als ein minder theures Schreibmaterial, aus Egypten; als aber dieses Land im 8. Jahrhundert von den Arabern erobert wurde, ward der Handel fast gänzlich abgebrochen, und man fiel nun auf das unselige Hülfsmittel, von andern Pergamentbüchern, die vielleicht einem frommen Dummkopf von Mönch unnütz schienen, die Schrift abzuschaben, um eine Heiligen-Legende darauf zu schreiben. Wahrscheinlich war dies unter andern auch das Schicksal des Tacitus und des Livius.

seligkeit allein erhalten zu können; — seine Sinnlichkeit von allen Seiten zu fesseln, sie wechselseitig mit Furcht zu schrecken*), mit Hoffnung zu schmeicheln und mit Pracht zu ergötzen, — ihm die schwere Mühe zu erlassen, sein Herz zu bessern, seine Leidenschaften zu bekämpfen und die Wuth seiner Lüste zu besiegen; — ihm dagegen Büßungen aufzulegen, wodurch er der Gottheit seine Sünden, so oft er es für gut fände, abkaufen könne. Zu verwundern ist, wie Leute, die so großen Mangel an Geisteskräften und Kenntnissen darlegen, mit so vieler arglistigen Klugheit ein Lehrsystem erfinden konnten, das auf eine so bequeme Erreichung der Absichten, — nicht auf Anstrengung, Fleiß und Arbeit, sondern auf den Beistand eines Heiligen, eines Untergottes verweiset; das dem üppigen Wollüstling, dem reichen Schlemmer, wenn er erkrankt, nicht sagt: lebe keusch und mäßig, sondern ihm Amulete, Segenssprüche und Weihwasser darbietet, um ihn zu heilen — die selbst den letzten Geistesfunken, der den Schlangenbiß der Reue in dem beunruhigten Gewissen des bangen Sünders weckt, dadurch erstickt, daß sie ihm sagt: der ernste strenge Gott werde durch die Fürbitte seiner schwachen, leichter zu besänftigenden Mutter überredet, dem Bösewicht die Strafe zu erlassen, wenn nur die Buße durch Geschenke an Kirchen und Klöster bewiesen werde. — Eine solche Religion, die nicht durch Ueberzeugung, sondern durch Wunderwerke bekehrt, die anstatt der Untersuchung

*) Es ist ein elender Einwurf, wenn man sagt: Religiöse Furcht kann der praktischen Tugend nicht hinderlich seyn. Man bedenke nur, welchen Einfluß jene Sühnungen und Büßungen auf den Charakter des Menschen haben. Wird wohl derjenige, der frei von allem Aberglauben, blos nach den Grundsätzen einer reinen Moral handelt, eher ein Bösewicht werden, als der Furchtsame, der sein eigenes Gewissen zu bestechen sucht, und in dem Wahne steht, er könne sich, so lasterhaft auch seine Handlungen sind, Vergebung erkaufen? Gewiß wird der letztere immer eher geneigt seyn, Uebelthaten zu begehen, als der erstere. Das Gewissen spricht zwar in beiden gleichlaut, aber in dem einen Falle wird es durch die Hoffnung zur Vergebung eingeschläfert, da es hingegen in dem andern seine natürliche Stärke behält, und dem Menschen, wenn er unrecht handelt, unablässig Vorwürfe macht.

Glauben verlangt, die war nicht geschickt, wie Orpheus Mysterien, rohe und verwilderte Menschen zu bessern und durch die Allgewalt einer aufgeklärten Vernunft auf richtigere Wege zu leiten. Sie hatten nichts von dem Guten angenommen, welches den heidnischen Religionen eigen war; aber sie ahmte alle ihre Fehler nach, wozu auch das gehörte, daß sie ihre Tempel und Klöster zu Freistätten jedes Bösewichts machte und ihn gegen die Verfolgung der Obrigkeit schützte. So verschwand aus dem Bilde des Menschen seine hohe Würde, seine moralische Vernunft, ohne die er unmöglich auf den Rang eines freien vernünftigen Wesens Anspruch machen kann. — So waren die Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Menschenliebe Begriffe und Pflichten, die er nie kennen lernte, und an deren Statt man ihm eine thöricht pünktliche Beobachtung äußerlicher Ceremonien, Bereicherung der Geistlichen, Kasteiungen und Büßungen des Körpers anbefahl. —

Zustand der Geschlechtsliebe unter verwilderten, emporsteigenden und aufgeklärten Nationen.

Sibirische Völker.

In den Augen des Barbaren ist die Befriedigung der Geschlechtsliebe das erste Bedürfniß eines menschlichen Wesens. Daher ist es in Sibirien eine Pflicht der Gastfreundschaft, Fremdlingen oder einkehrenden Bekannten Weiber oder Töchter anzubieten. Der sibirische Ehemann hat ein uneingeschränktes Recht, mit den Reizungen seiner Frau zu wuchern, und sie, wie seine Rennthiere oder Hunde und Schlitten, gegen ein Aequivalent auf eine Zeitlang abzutreten. Er sieht es als eine Beeinträchtigung seines Eigenthumsrechts an, wenn seine Frau sich andern, und besonders Einheimischen, ohne sein Wissen übergibt; allein er läßt sich leicht befriedigen, wenn ihm ein Schaf zur Entschädigung angeboten wird. Wünscht jemand die Frau seines Nachbars zu besitzen, so ist nichts leichter, als deßfalls ein Abkommen

zu treffen. Man tauscht entweder Weib gegen Weib, oder der Liebhaber erhandelt sie für eine Blase voll Thran. Aber noch mehr als diese schamlose Bereitwilligkeit, mit welcher sich die sibirischen Weiber einem Jeden in die Arme werfen, beweist ihre tiefe Sclaverei, daß selbst Frauen, wenn ihre jugendlichen Reize und ihre Fruchtbarkeit zu verschwinden beginnen, ihren Männern jüngere Weiber zuführen, und als Sclavinnen derselben alle schwere Arbeiten des Hauses verrichten.

Von allen sibirischen Weibern unterscheiden sich ihre Schwestern in Kamtschatka auf das auffallendste dadurch, daß sie nicht allein in einer weit geringern Abhängigkeit von ihren Männern leben, sondern sogar eine gewisse Herrschaft über diese ausüben. Der Vater verheirathet seine Tochter nicht ohne ihre Einwilligung; der Mann theilt alle Lasten des häuslichen Lebens mit seiner Frau, und so lange diese noch seine Ehegenossin ist, muß er seine verliebten Abenteuer sorgfältig vor ihr verbergen, wenn er sich nicht, wie durch andere Versündigungen gegen das Hausregiment der Frau, der ehelichen Umarmungen und des Tabacks, unentbehrliche Genießungen für jeden Kamtschadalen, auf eine Zeitlang beraubt sehen will. Dieses Bedürfniß und die Gunstbezeugungen ihrer Weiber erzwingen sie etwa nicht mit Gewalt, sondern durch die demüthigsten und anhaltendsten Bitten und Liebkosungen. Steller setzt den Grund dieser Herrschaft in den Vorzügen des Körpers und des Geistes, wodurch sie sich von allen übrigen sibirischen Weibern auszeichnen, und wodurch sie um so leichter ein Ascendant über ihre Männer gewinnen, da diese durch einen unmäßigen Hang zur sinnlichen Liebe an ihre Weiber gefesselt werden. Aber diese Weiber werden selbst, wie alle ihre übrige sibirische Schwestern, von einer solchen heftigen Geschlechtsbegierde beherrscht, daß sie sich öffentlich den Umarmungen ihrer Männer und Liebhaber überlassen, und, so wie ihre Männer, selbst vor den Augen der Kinder die unnatürlichsten Lüste ausüben und ohne Scham öffentlich niederkommen. Ihre Sinnlichkeit ist so thierisch und unwiderstehlich, ihre Treue so geringe, daß sie sich einem jeden Manne Preis geben, und daher von

Steller die Weiber aller Männer, so wie die Männer die Beischläfer aller Weiber genannt werden. Wegen ihrer unersättlichen Wollust ziehen sie die stärkern und mannhafteren Kosaken und Russen ihren schwächern Landsleuten weit vor*), und sie waren es daher auch, die den fremden Eroberern fast alle Verschwörungen ihrer Väter, Männer und Brüder verriethen. Bei dem ersten Eindringen ins Land erbeuteten die Kosaken oft einen Harem von zehen, zwanzig, dreißig Mädchen und Weibern, die sie, wie andere Waaren, aufs Spiel setzten. Manches Mädchen wurde drei- oder viermal an einem Abend verspielt und von den Gewinnern sogleich in Besitz genommen. Sie schätzten die kosakischen Liebhaber so hoch, daß sie, wenn sie von ihnen verschmähet wurden, voll Verzweiflung davon liefen und sich selbst umbrachten. Zu Stellers Zeiten konnte man keine Kamtschadalin durch andere Versprechungen und Belohnungen bewegen, für Jemanden zu nähen, zu waschen, oder andere kleine Dienste zu verrichten, als durch thätige Liebesbezeugung, die man keiner bewies, ohne daß sie sich dieser Ehre im ganzen Dorfe gerühmt hätte.

Amerikaner.

Bei allen übrigen sibirischen und vielen russischen Völkern, so wie bei den meisten Wilden der neuen Welt herrscht die Gewohnheit, die Kinder, noch ehe sie geboren sind, zur Ehe zu versprechen, und besonders ihre Töchter schon in der frühesten Kindheit um eine gewisse Dienstzeit oder gegen gewisse Geschenke zu verkaufen, und Fremdlingen ihre Weiber und Töchter anzubieten, ohne alle Feierlichkeiten zusammen zu laufen und sich wieder zu trennen. Wenn sich der Amerikaner auch in seiner Hütte mit einem Weibe begnügt, so findet sich doch in allen Gegenden und Dörfern Gelegenheit, seinen Hang zur sinnlichen Liebe zu befriedigen.

*) Steller leitet den Grund des Vorzugs, welchen die Kamtschadalinnen den Russen und Kosaken über die Eingebornen einräumen, aus der allgemeinen auffallenden Disproportion der männlichen Zeugungstheile mit den weiblichen her, und bemerkt, daß sie den Defekt der Natur der letztern bei den Kosaken reichlich ersetzt finden.

da allenthalben die Eltern ihre Kinder, die Männer ihre Frauen, und die Weiber und Mädchen sich selbst für eine Kleinigkeit einem Jeden anbieten. Viele Wilden haben zwar zu gleicher Zeit nur eine Frau; allein diese Frau jagen sie mit ihren Kindern weg, sobald es ihnen einfällt, und wechseln, wie Dobrizhofer sagt, ihre Weiber häufiger als die Europäer ihre Hemden. Werden die Weiber nicht weggeschickt, so müssen sie sich gefallen lassen, den jüngern Weibern als Sclavinnen zu dienen. — Auch in Neuengland gehört es zur Gastfreiheit, daß die Frau oder Tochter des Hauses ihr Bette mit dem Fremden theilt. Amburey fand in seinem Quartier unweit Cambridge nur zwei Betten. Er fragte, in welchem er schlafen sollte? „Unser Jonathan und ich, antwortete ihm eine alte Frau, wollen in diesem schlafen; für Sie und unsere Jemina ist jenes." Der englische Officier dankte für diese Ehre, und sagte, er wolle die Nacht aufbleiben. Jonathan aber erwiederte sogleich: O bewahre, Herr Fähndrich, sie werden nicht der erste Mann seyn, mit dem Jemina in einem Bette geschlafen hat! Nicht wahr, Jemina? Nein, Vater, antwortete diese schalkhaft, bei vielen schon, aber noch bei keinem Britannier. Amburey gesteht, daß ein solches niedliches schwarzäugiges Mädchen, wie die Jemina, eine harte Prüfung für die Enthaltsamkeit sey, und versichert, daß er sich — nicht zu ihr gelegt habe. Labat sah unter den amerikanischen Negern Kinder unter acht Jahren Versuche im Werke der Liebe anstellen. Er tadelte dieses gegen einen Alten, der diesen Spielen mit Vergnügen zusah, und wunderte sich, daß man es ungestraft zulasse. Der Alte antwortete ihm, daß das Geschäft der Begattung eben so erlernt werden müsse, wie jedes andere Metier, und daß eine frühe Uebung dazu gehöre, um einst ein guter Arbeiter zu werden. Denjenigen, der in einer unfruchtbaren Ehe lebt, sehen sie daher als einen solchen an, der in seiner Jugend nichts gelernt hat. Zur Zeit der Eroberung von Peru waren die Bewohnerinnen dieses Landes in eine solche üppige Wollust versunken, daß ihnen ihre Männer nicht mehr Genugthuung leisten konnten. Um die Extasen zu ver-

mehren, waren sie auf das sonderbare Mittel gefallen, die männliche Ruthe mit Ringen zu umgeben, welche sie aus einem weichen elastischen Harze verfertigten. Als sie die Kraft der Europäer kennen lernten, ward ihre Leidenschaft zu ihnen so heftig, daß sich dreihundert Weiber des Inka Atabalipa den spanischen Siegern auf dem Schlachtfelde Preis gaben, und ihnen hernach in Ermordung ihrer eigenen Landsleute die beste Hülfe leisteten. Von andern südamerikanischen Weibern erzählt man, daß sie in gleicher Absicht durch Anlegung giftiger Insekten das männliche Glied zu einer so ungeheuern Größe anschwellen zu machen gewußt hätten; da sie aber diese giftigen Stiche nicht heilen konnten, so wurden ihre Männer langsame Opfer des Todes. Aus dieser Krankheit haben viele, selbst Hr. Girtanner, den Ursprung der venerischen Seuche, aber ohne allen Grund, herleiten wollen.

In einem Lande, welches Mangel an Lebensmitteln hat, ist es dem Interesse wilder Völker nicht zuträglich, in großen Gesellschaften zu leben; in einzelne Familien getrennt, erwerben sie leichter ihre Subsistenz, weil aus ihrer Vereinigung und gemeinschaftlicher Bemühung ein Vortheil für alle erwächst, welches bei großen Gesellschaften roher Menschen nicht möglich ist *). Daher ist es unter mehrern Nationen, z. B. unter den Karaiben **) Sitte, daß Männer ihre eigene Mütter, Töchter und Schwestern zu Weibern nehmen. Daher sind alle Mitglieder von Gesellschaften wilder Menschen nahe Blutsverwandte. Verschwindet der gegenseitige Vortheil, das einzige Band ihrer kleinen Gesellschaft, so trennt sich von der alten eine neue Familie, und sucht eine andere Gegend zu ihrem Aufenthalt. — Roger berichtet, daß es unter den Amerikanern Männer gibt, welche auf ihre Weiber sehr eifersüchtig sind und ihre Untreue mit der härtesten Strenge bestrafen, und daß andere behaupten, es sey unter der Würde eines Mannes, die Keuschheit eines Weibes in Zweifel zu ziehen. Ueberhaupt herrscht

*) Unter einem günstigen Himmelsstrich und bei civilisirten Nationen ist der Fall umgekehrt.

**) Die Nation ist jetzt meistentheils zusammengeschmolzen.

unter den Bewohnern der neuen Welt, welche im Verhältniß gegen ihre ungeheure Größe unbevölkert genannt werden kann, die größte Verschiedenheit in Rücksicht der körperlichen Bildung, der geistigen und sittlichen Anlagen. — Noch bis jetzt hat es keiner von den despotischen Eroberern dieser Welt der Mühe werth geachtet, den natürlichen Weg ausfindig machen zu lassen, auf welchem die Menschen aus der Barbarei zur Gesittung geleitet werden müssen. Man sieht sie als Wesen an, die zu weiter nichts tauglich sind, als sie als Mittel zu gebrauchen, die schändlichen Absichten der Habsucht zu befriedigen. Höchstens entschließt man sich zu dem Unsinn, diese Menschen durch die christliche Religion zu bessern und der Hölle zu entreißen, ohne zu bedenken, daß die sittliche Erziehung des Menschen und dessen Rechtschaffenheit aus keiner Glaubensformel hergeholt werden, daß die Sittlichkeit überhaupt einzig und allein der Moral zukommt, die von der Religion nichts als eine höhere Sanction erhalten kann.

Afrikaner.

Die Afrikaner und unter diesen die Neger sind an körperlicher Gestalt und geistigen Anlagen eben so verschieden als das Klima, welches sie bewohnen. In dem innern Afrika unter den Negern auf der Westküste gibt es Menschenfresser, Nationen, die auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen. Weit gesittener sind die Nordafrikaner, und unter den Negervölkern trifft man ganze Nationen an, deren moralischer Charakter gut und sanft ist und die weibliche Keuschheit bei ledigen und verheiratheten Frauenzimmern schätzen. Das heiße Klima schwächt die geistigen Fähigkeiten und gibt der Sinnlichkeit ein überwiegendes Gewicht. Die Neger leben in den heißesten Ländern der Erde; die auffallendsten Wirkungen des mächtigen Einflusses des Klima zeigen sich selbst in solchen organischen Theilen der Neger, die mit dem Trieb der sinnlichen Liebe in dem genauesten Verhältnisse stehen. Die aufgeworfene Lippe, welche man bei diesen Nationen antrifft, wird auch bei weißen Menschen für das Zeichen eines sehr sinnlichen, so wie ein

feiner Purpurfaden derselben für das Merkmal eines feinen und kalten Geschmacks gehalten. Ein Negerkind wird weiß geboren; die Haut um die Brustwarzen und die Geschlechtstheile färben sich zuerst. „Die Natur, sagt Herder sehr richtig, hätte kein Afrika schaffen müssen, oder in Afrika mußten auch Neger wohnen.“ Unter dieser glühenden Zone mußte daher, bei der ölreichen Organisation der Neger, ihr Geschlechtstrieb sehr heftig seyn. — Die Neger nehmen so viel Weiber als sie ernähren können. Jede wohnt abgesondert und besucht den Mann in ihrer Woche, oder in ihrem Monat, um die Freuden der Ehe zu genießen und die Küche des Mannes zu besorgen. Unter gewissen Negervölkern erhält diejenige Frau, welche der Mann zuerst gewählt oder die den ersten Sohn geboren hat, vor den übrigen Weibern und Beischläferinnen den Vorzug, daß sie drei Nächte beim Manne schläft, wenn die übrigen Weiber dies Glück nur eine Nacht genießen. Manche Neger haben nicht weniger als hundert Weiber; Moore fand einen Flecken bei Brukoe, in dem Niemand wohnte, als ein Mann mit seinen Weibern, Kindern und Sclaven. Hundert Kinder sind für den Neger eine Kleinigkeit, und jener Alte bedauerte mit Thränen, daß er deren nur siebenzig habe. In Guinea gibts Neger, die sehr eifersüchtig sind, die die Untreue ihrer Weiber mit Verstoßung oder mit dem Tode bestrafen, oder sie in Sclaverei verkaufen. Alle unverheirathete Negerinnen genießen dagegen hier ein so unbeschränktes Recht über die Befriedigung ihrer physischen Liebe, daß sie sich selbst bei der Ueberraschung ihrer Eltern gar nicht stören lassen. Der Mißbrauch dieser Freiheit bringt ihnen mehr Ehre als Schande. Sie sind stolz darauf, von einem Europäer geschwängert zu werden, und die Neger sind begierig, ein Mädchen zu heirathen, das schon öftere Proben seiner Fruchtbarkeit abgelegt hat; sie sind froh, eine Braut zu finden, die sich durch ihre Buhlerei ein Vermögen erworben hat, welches sie für den dem Schwiegervater zu leistenden Brautpreis entschädiget. Anderswo sind die Männer der Buhlerei ihrer Weiber und deren heftigen Begierden wegen zu den Umarmungen der Eu-

ropäer weniger eigensinnig, und bieten selbst ihre Weiber und Töchter den Fremdlingen an. Besonders geschieht dies unter allen denen, die mit Europäern in Bekanntschaft leben und durch deren Handelsgeist und Laster so verdorben sind, daß sie gegen die Lockspeisen der europäischen Produkte, besonders gegen ein Glas Branntwein, alles verkaufen und zu allem zu bereden sind. Viele Negerköniginnen und auch die Priesterinnen der großen Schlange in Whida haben das Recht, sich so viel Männer zu nehmen als ihnen beliebt, und keiner darf diese Aufforderung ausschlagen. Ihre Männer müssen es ohne Murren ertragen, daß diese geheiligten Metzen sich allen Ausschweifungen überlassen, und dürfen es bei Lebensstrafe nicht wagen, nur ein anderes Frauenzimmer anzublicken. — Bei so vielen genauen, von unpartheiischen Beobachtern uns mitgetheilten Nachrichten, kann es wohl Niemand wagen, dieser zum Theil so ausgearteten Menschenraçe alle Anlagen und Kräfte zum Fortschritt zu einer höhern Kultur abzusprechen. Wer kann läugnen, daß die äußern Verhältnisse der Neger nur allein die Schuld ihrer traurigen Beschränktheit tragen! — Sind sie nur einmal den schimpflichen Fesseln der Sclaverei, den unmenschlichen Behandlungen der aufgeklärten europäischen Barbaren entrissen, fehlt es ihnen nur nicht an Unterricht und Gelegenheit, ihre natürlichen Talente zu entwickeln, so wird man gewiß bald ganze Negernationen auf der Stufe sehen, worauf sich schon jetzt viele Individuen unter ihnen befinden, so ungünstig auch übrigens das Klima der Geistesverfeinerung ist. Wir sind durch eine Menge großer, edler und tugendhafter Negerhandlungen überzeugt, daß der Neger von Natur eben so wohl als weiße Europäer jeder moralischen Verbesserung und selbst der erhabensten Tugenden fähig ist. Selbst der hohe Grad von üppiger Verfeinerung, wozu es mehrere Negerinnen im Genuß der Liebe gebracht haben, bestätigt diese Wahrheit. Hiervon will ich folgendes, von Brue erzähltes Beispiel einer galanten Negerin in Senegambien anführen.

Sie war in den Künsten der Koketterie und Buhlerei so erfahren und geübt, als es eine europäische Heldin dieser Art nur immer seyn kann. Sie nannte sich Sig-

nore Beliguera, war groß, schön und wohlgebildet, besaß viel Witz und Verstand und noch mehr Schlauheit: sprach und schrieb sehr gut französisch, englisch und portugiesisch und wußte sehr angenehm zu unterhalten. Sie war die Tochter eines Negerkönigs und die Wittwe eines Portugiesen. Sie besaß beträchtliche Reichthümer, ein schönes wohl meublirtes Haus und viele Bediente. Sie hatte ihre Kunst, Männer zu bestricken, schon an manchem Europäer erprobt, und Manchem waren ihre Reize gefährlich worden. Damals hatte sie den Negerkönig von Barra in ihrem Netze und wußte ihre Gewalt über denselben sehr wohl zu benutzen; darum bewarben sich die Europäer um ihre Gunst. Auch Hr. Brue machte ihr aus solchen politischen Gründen seine Aufwartung. Sie empfing ihn in einem großen Saale, der nach portugisischer Art auf drei Seiten Thüren hatte und mit Vorhängen und Stühlen versehen war. Die Mittagsmahlzeit, die sie ihm vorsetzte, war nach europäischem Geschmacke zubereitet und auf einer mit sauberem Leinenzeug bedeckten Tafel gesetzt. Treffliches Obst, fettes Geflügel und schmackhafte Braten waren die vorzüglichsten Speisen, und das Getränke bestand aus Palmwein und Punsch. Die Negerdame trank aber während der Mahlzeit nichts als Wasser, und zu Ende derselben etwas Punsch. Sie unterhielt die Gesellschaft sehr angenehm, und an ihr lag die Schuld nicht, wenn sie keine Eroberungen machte. Sie trug ein feines Mannshemde mit goldnen Knöpfen an Hals und Armen; über dasselbe hatte sie nach portugiesischer Mode einen Leibrock von Atlas, und ihr Unterrock war aus einem feinem Stücke vom grünen Vorgebirge. Ihr Kopfschmuck war nach Art eines Turbans von weißem Nesseltuche mit Gold besetzt, der sich über der Stirne etwas in die Höhe hob. Sie hatte eine Halsschnur von goldnen Kugeln mit andern von Ambra und Korallen vermischt, und fast an allen ihren Fingern schöne Ringe. Diese Kleidung trug nicht wenig bei, ihr einnehmendes Ansehen zu verschönern. Brue machte ihr ein schönes Geschenk, und war vergnügt, daß er bei einem so gefährlichen Frauenzimmer noch so wohlfeil davon kam.

Im Lande Gutto, in Abyssinien, verbindet die Etikette den fremden Gast, bei einer nahen Verwandtin des Wirths zu schlafen. Brue bekam die Schwester eines vornehmen Mannes zur Beischläferin und hatte nicht Ursach, sich über sein Loos zu beklagen. Die Abyssinier kennen keine eheliche Verbindungen; sie trennen und vereinigen sich, so oft es ihnen gefällt. Wenn sie sich bei ihren kannibalischen Gastmahlen mit dem von einem lebendigen Vieh stückweise abgelöseten Fleisch gesättiget haben, so ist es in ihren Augen eine höchst gleichgültige Sache, mitten in der Gesellschaft nun auch das Bedürfniß der sinnlichen Liebe zu stillen. Es geschieht weiter nichts, als daß zwei Mannspersonen ihr Obergewand statt einem Schirm vorhalten. Ist das Duodram vollendet, so trinkt die Gesellschaft auf die Gesundheit des glückliches Paars, unterdeß ein anderes denselben Act wiederholt. Bei diesen und vielen andern rohen Sitten haben die Abyssinier die religiöse Wuth, ihre Vergehungen dadurch gut zu machen, daß sie Kirchen erbauen oder Vermächtnisse dazu hinterlassen. Daher findet man in keinem Lande der Welt mehr Kirchen und in Verhältniß mit diesen weniger Sittlichkeit als in Abyssinien.

Südländer.

Der größte Theil der Südseeinsulaner, besonders die Bewohner der günstigen Zonen, haben eine gewisse Kultur. Sie treiben einigen Handel mit Cokosöl, Kleidungsstücken und Papageienfedern. Die Vornehmen sind einigem Luxus ergeben. Durchgehends ist bei ihnen die Monogamie eingeführt, und die Ehen werden ziemlich rein gehalten, außer bei den höhern Ständen. Vor der Ehe sind die Mädchen nicht gewissenhaft im Umgange mit ihren Liebhabern. Es ist eine Art von Unehre für die Mädchen, noch nicht männbar zu seyn. Daher werden sie, sobald eine Anzeige davon hervorgeht, sogleich an den Lenden mit schwarzen breiten bogenförmigen Streifen tättowirt*).

*) Die Priester haben das ausschließende Recht, diese Operation zu verrichten, welches mit einem Instrument in Form eines engen Kammes geschieht, das in eine Vermischung von Was-

Die Weiber von Neuseeland sind munter und tanzen viel. Dennoch scheinen sie Schamhaftigkeit zu haben. Eine Seeländerin bezeugte einem von Cooks Matrosen Gefälligkeit. Dieser forderte mehrere Proben auf Kosten ihrer Keuschheit; von diesem Augenblicke an litt sie ihn nicht mehr um sich. Die Ehe legt den Weibern eine unbestechliche Treue auf. Ledige Frauenzimmer überließen sich hingegen den Matrosen des Cook; indeß befragten sie immer erst die Männer, als ihre unumschränkte Gebieter. Sie erhielten ihre Einwilligung gegen ein Geschenk, und ließen sich von ihren Liebhabern ein anderes geben. Viele überließen sich ihnen mit Widerwillen, und würden ohne Befehl und Drohungen der Männer die thierischen Begierden der Europäer nicht befriedigt haben. Die tyrannische Herrschaft der Männer über die Weiber in Neuseeland ging so weit, daß sie ihre Töchter und Schwestern ins Schiff schleppten, und sie, ihrer Thränen und Klagen ungeachtet, in den finstern Gemächern des Schiffs der viehischen Begierde eines Jeden ohne Unterschied Preis gaben. Sie glaubten, ihrer unwiderstehlichen Begierde nach, außerordentliche Sachen, eiserne Werkzeuge u. dergl. nicht wohlfeiler einhandeln zu können.

Auf Taheiti, den Societäts- und Freundschaftsinseln herrscht zwischen beiden Geschlechtern weit mehr billige Gleichheit, und die Achtung, die man hier den Weibern bezeugt, ist ein unumstößlicher Beweis, daß diese Insulaner an Kultur jenen weit vorstehen. Die Bildung der taheitischen Schönen, ihr holdes Lächeln, ihr sanfter und feuriger Blick, vereint mit aufgeweckter Laune, lebhafter Einbildungskraft, mit ungewöhnlich reizbarem Gefühl, Sanftmuth und Gefälligkeit, mit Einfalt und Offenherzigkeit, dies alles macht keinen geringen Eindruck auf das Herz der Männer, und sichert dem Frauenzimmer einen gewissen Einfluß in öffentliche und

ser und Ruß getaucht wird. Wirft man einem Mädchen vor, daß sie diese Zeichen noch nicht besitze, so leidet es ihre Ehre nicht, den Spötter bei seiner irrigen Meinung zu lassen, sie muß ihn tunica velata recincta durch den Augenschein von dem Gegentheil überführen. S. R. Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 374.

häusliche Geschäfte, wodurch einige Reisende zu dem Irrthum verleitet worden sind, die Männer für Sclaven der Weiber zu halten. — Die Wollust der Taheitier ist unstreitig die schlechteste Seite ihres Charakters. Der gastfreie Taheitier achtet es für seine Pflicht, den Fremdling in seiner Hütte, worin nicht etwa ein verborgener Winkel ist, jede Hauptbestimmung seines physischen Daseyns erfüllen zu lassen. Man sieht hier Palmenwälder in amathusische Myrthenhaine sich verwandeln, wo Einheimischen und Ausländern jede Gunst gewährt und sogar geboten wird. Ist ein Kind die Folge, so wird aus einem Liebeshandel eine ordentliche Ehe; wo nicht, so fällt doch auf das Mädchen kein Vorwurf, sondern sie ist nach wie vor eine annehmliche Parthie. Die verehelichten Weiber sind hingegen wahre Muster der Treue. — Es scheint, daß sich bei diesem Volke, das unter einer der glücklichsten Zonen des Erdkreises, unter einem immer milden und heitern Himmel lebt, dem die Natur die schönsten und herrlichsten Früchte freiwillig darbietet, die sinnliche Liebe, als der höchste Genuß seiner Glückseligkeit, seinen Gebräuchen beigemischt habe. Cook und seine Reisegefährten sahen in Gegenwart vieler anderer Menschen, daß ein beinahe sechs Fuß großer Jüngling und ein Mädchen von ohngefähr elf bis zwölf Jahren öffentlich der Venus ihre Liebe opferten, ohne dabei die mindeste Idee oder ein Gefühl von Unanständigkeit blicken zu lassen. Unter den Zuschauern befanden sich auch viele angesehene Frauenzimmer, und insbesondere die Königin Oberea, die bei dieser Ceremonie den Vorsitz führte, indem sie dem Mädchen Anweisung gab, wie es sich dabei verhalten sollte; allein dieses, ob es gleich noch sehr jung war, bedurfte dieser Anweisung nicht. Sie thaten es, wie es schien, blos um sich nach einer Landessitte zu richten, und nicht, um eine geheiligte Ausschweifung zu begehen. — Die Königin Oberea hatte nicht nur Schaaren von Liebhabern um sich, sondern überließ sich auch ohne Scheu den Engländern, ohne sich in den Augen ihrer Unterthanen zu entehren oder diesen ein Aergerniß zu geben. Auf Taheiti, den Freundschaftsinseln und andern benachbarten In-

Nacht. Schon in der frühesten Jugend überläßt sich das schöne Geschlecht den zügellosesten Ausschweifungen, und in allen ihren Gesängen und Schauspielen, welche sie mit den schlüpfrigsten Tänzen begleiten, athmet Begierde nach Wollust.

Asiaten.

Wenn man die Chinesen und Japanesen ausnimmt, so achten alle übrige Völker des südlichen Asiens und alle Bewohner der ostindischen Inseln die Ehre der weiblichen Keuschheit so wenig, daß sie den Europäern ihre Weiber und Töchter anbieten, und sie sogar zwingen, sich den Fremdlingen Preis zu geben. Dieses thun nicht bloß Gemeine sondern die Vornehmsten, die es sich, wie die Neger, zur Ehre und zum Glück anrechnen, wenn in ihren Familien Kinder von weißen Vätern geboren werden. Die Chinesen übertreffen alle Südasiaten an Eifersucht; sie erlauben ihren Weibern gar keine Besuche von Männern, und lassen sie auf Reisen in festen, mit eisernen Gittern verwahrten Gehäusen tragen; daher bleiben sie eben so roh, als sie aus den Händen der Natur hervorgegangen sind. Die gemeinen Lustdirnen und Tänzerinnnen werden in China für unehrlich gehalten und bloß geduldet. Da sie öfters zu Unruhen Gelegenheit geben, so wird ihnen nirgends erlaubt, innerhalb der Stadtmauern zu wohnen oder ihre eigene Häuser zu haben. Demungeachtet belief sich die Zahl der öffentlichen Buhlerinnen, welche in den Vorstädten von Peking *) wohnten, auf fünf und zwanzig tausend. Gewisse Männer, die wieder unter einem Oberbefehlshaber stehen, führen die Aufsicht über diese Klasse von Menschen, und müssen für alle Unordnungen stehen. Dieser Befehlshaber ist verpflichtet, die fremden Gesandten alle Nacht mit frischen Bettgenossinnen frei zu halten. In Japan ist hingegen der öffentliche Genuß der wilden Liebe privilegirt; und da die Chinesen dieses Land besuchen, um die in ihrem Reiche mehr eingeschränkte Lust zu genießen, so hat Japan den Namen des chinesischen Hurenhauses bekommen. Man findet in

*) Diese ungeheure Stadt hat 24 deutsche Meilen im Umkreise.

Japan eine Menge weibliche Klöster, deren schöne Bewohnerinnen ihre frommen Wünsche den zärtlichen Umarmungen feuriger Mönche weihen. In Nagasacki, wo es die schönsten Menschen in ganz Japan gibt, besteht der schönste Theil der Stadt aus Häusern für Freudenmädchen. Arme Leute können ihre wohlgebildeten Töchter nicht besser anbringen, als daß sie solche in ihrer frühen Jugend einem Menschen verkaufen, der, nach seinen Umständen, zwanzig bis dreißig in seinem Hause aufnimmt, und ihnen durch Unterricht im Tanzen, in der Tonkunst, im Briefschreiben und andern die Liebe verfeinernden geheimen Künsten die reizendsten Talente verschafft, wodurch sie Männer und Jünglinge bestricken und zu Grunde richten. In Tunkin, Pegu, Siam u. a. O. kommen selbst die reichsten Mandarinen an Bord und fragen einen jeden Anlandenden, ob er keine Freundin oder Beischläferin brauche. Will sich Jemand während seines Aufenthalts im Lande ein Mädchen miethen, so schließt er den Preis mit der Familie ab. Wenn der Liebhaber abreist, kehrt sie in das väterliche Haus zurück, und es fehlt alsdann nicht an Jünglingen, die sich um ihre Hand bewerben. Kommt er zum zweitenmal wieder ins Land, so darf er seine ehemalige Schöne selbst von ihrem Manne zurückfordern, und dieser nimmt sie bei der Abreise des Fremden ohne Bedenken wieder auf. Dampier u. a. versichern, daß diese Beischläferinnen ihren europäischen Liebhabern viele Treue beweisen, und sie oft durch frühzeitige Warnung gegen die verrätherischen Anschläge der meuchelmörderischen Asiaten sichern.

So wie die Natur jedem menschlichen Wesen Kraft gibt, die seine Freiheit beschränkende Fesseln zu tragen, so hat sie ihm auch Kraft und ein ewiges, nie ermüdendes Streben gegeben, diese Fesseln zu zerbrechen. Man findet daher auch beim weiblichen Geschlechte, sobald wir es aus Eifersucht tyrannisiren und unbefugterweise einschränken, Hang zu Liebesintriguen und Ausschweifungen. Dieser muß um so stärker seyn, je mehrere äußere Ursachen vorhanden sind, welche der Sinnlichkeit eine überwiegende Macht über den schwachen Verstand sichern. Dieser Hang

muß dann wieder zur Entschuldigung der Fortdauer des Zwanges dienen. So wird die Wirkung wieder zur Ursache, und wenn die Weiber aufhören, selbst die Wächterinnen ihrer Ehre zu seyn, so gewinnen sie durch Bewahrung derselben eben so wenig an Achtung, als sie durch den Verlust der Ehre in ihren eigenen Augen verlieren. Dies ist die Lage des schönen Geschlechts bei allen morgenländischen Völkern. Die Männer entschuldigen ihre Strenge mit den ausschweifenden Neigungen und dem listigen Charakter ihrer Weiber und Beischläferinnen, ohne sich einfallen zu lassen, daß sie die schöne Menschenhälfte gerade hiedurch in ein tieferes Verderben stürzen. Die Lust eines Weibes, heißt es in den Gesetzen der Hindus, kann eben so wenig befriedigt oder gesättigt werden, als ein verzehrendes Feuer durch brennbare Materien, die man hineinwirft, oder als das Weltmeer durch die Flüsse, die sich darein ergießen, oder als das Reich der Todten durch die Menschen und Thiere, die davon verschlungen werden. Das Weib, fährt der Geist der indischen Gesetzgebung weiter fort, hat sechs Untugenden: zuerst eine unordentliche Begierde nach kostbaren Kleidern und Schmuck und nach seltenen Leckereien; zweitens, einen unmäßigen Hang zum sinnlichen Vergnügen; drittens, eine unnatürliche Reizbarkeit gegen Beleidigungen; viertens, eine tiefe und versteckte Nachbegierde; fünftens, eine angeborne Bösartigkeit, vermöge deren alles Gute in andern Menschen als etwas Böses erscheint, und sechstens, eine Neigung zu allen lasterhaften Handlungen. — Da die Hindus, Perser, Türken und andere Morgenländer den Weibern keine Anlagen zur Tugend, keine Fähigkeiten zu Kenntnissen zutrauen, und solche auch gar nicht von ihnen verlangen, so schätzen sie dieselben nur nach dem Grade des sinnlichen Vergnügens, welches sie geben können; daher hat eine gewisse Rundheit und Fettheit an dem Frauenzimmer in ihren Augen einen größern Werth, als die vollkommenste Schönheit, oder als die glänzendsten Talente und die edelsten Tugenden. Bei diesem gänzlichen Mangel aller wahren Liebe läßt es sich leicht begreifen, zu welchem hohen Grade das glühende Klima und der

wollüstige Asiate die Sinnlichkeit der geistlosen Weiber entflammt. Die schönsten Mädchen werden in ihrer frühesten Jugend aufgekauft und zu Tausenden in die Harems der Könige und Großen versammelt. Durch die träge und geschäftslose Ruhe, in welcher sie leben, durch die erhitzenden Nahrungsmittel und Leckereien, die sie genießen, müssen nothwendig ihre schon ohnehin heftigen Triebe zu einem verzehrenden Feuer angefacht werden, und da diese Triebe in den wenigsten auf eine natürliche Art befriedigt werden, so entstehen die scheußlichsten Ausbrüche unnatürlicher Lüste, Leidenschaften und Laster. Dies ist nicht die einzige Peinigung, wovon diese bejammernswerthe Menschenklasse gefoltert wird; Neid und Eifersucht gegen glücklichere Nebenbuhlerinnen, Entwürfe der Rache, diese zu vernichten, und endlich die Gewaltthätigkeiten ihrer Herren und Gebieter, die schimpflichsten Mißhandlungen von Verschnittenen vollenden das tiefe Elend, wozu diese unglücklichen, der ersten Menschenrechte beraubten Geschöpfe verdammt sind. Wenn man um eines einzigen nichtswürdigen Despoten willen so ein namenloses, unabsehbares Unheil über einen so großen Theil des Menschengeschlechts gebracht sieht; wenn man diese Nationen schon seit Jahrtausenden auf derselben Stufe der Kultur stehen, in der Moralität aber immer tiefer sinken sieht, so muß in dem Busen jedes Menschenfreundes der heiße Wunsch erwachen, daß nun endlich die lang genug geduldete, verachtete, darnieder gedrückte Natur sich ermannen und jenen wohlthätigen Genius der Menschheit in diesen paradiesischen Gegenden der Erde wecken möchten, der den eisernen Scepter des Despotismus in den Händen der Sultanen und Kalifen zertrümmere.

Eine kleine Beschreibung des königlichen Harems in Persien, dem alle übrigen im Orient ziemlich ähnlich sind, wird hier nicht am unrechten Orte stehen und die Neugierde meiner Leser befriedigen. Für diesen Harem werden die schönsten Jungfrauen aus Georgien, Cirkassien und aus dem ganzen persischen Reiche zusammengesucht. Wenn man hört, daß sich in irgend einer Stadt oder in irgend einer Familie ein Mädchen von ausge-

zeichneter Schönheit findet, so bitten die königlichen Bedienten sich dieses ohne weitere Umstände für den Harem des Königs aus, und die Eltern geben ihre Töchter gerne her, oder suchen sogar durch allerlei Wege sie in den Harem des Königs zu bringen, weil sie alsdann eine mit dem Glücke ihrer Töchter steigende Pension empfangen, und überdem hoffen können, andere Beweise von der Gnade ihres Königs zu erhalten. Sobald die neuen Schlachtopfer in den Harem des Königs eingetreten sind, so sehen sie außer ihrem Gebieter kein männliches Gesicht mehr; denn in dem Harem werden alle Handwerke, alle Hofdienste und Wachen, selbst alle gottesdienstlichen Verrichtungen von weiblichen Personen vollzogen. Nicht einmal weiße Verschnittene dürfen sich dem Harem nähern, damit ihr Anblick die eingeschlossenen Mädchen nicht lehre, daß es noch andere ihrem Könige ähnliche Männer gebe. Nur die häßlichsten und ältesten Neger aus Afrika oder von der Küste Malabar, denen man alle Zeichen und Ueberbleibsel von Mannheit gänzlich geraubt hat, nur diese dürfen in den Harem kommen, und einer derselben ist der oberste Aufseher der Weiber, vor welchem selbst die Günstlinge des Königs zittern müssen, indem er, wenn er es nöthig findet, geißeln und tödten kann. Eine jede Bewohnerin des Harems hat ihr abgesondertes Zimmer, oder höchstens wohnen zwei in demselben Gemach, eine junge und eine alte. Keine darf ihre nächste Nachbarin oder ihre nächste Freundin besuchen, ohne vorher Erlaubniß erhalten zu haben. Eine jede erhält täglich ihr Essen, und zu gewissen Zeiten so viel Kleider und Gehalt, als ihr ausgesetzt sind. Auch wird eine jede von ihren besondern Sclaven und Sclavinnen bedient, unter welchen die erstern nicht nur entmannt, sondern unter zehn oder über fünfzig Jahre sind. Ihre einzigen Beschäftigungen sind Gesang und Tanz vor dem Könige und einige Stickereien; die meisten aber bringen ihr Leben in einem gänzlichen Müssiggange zu. Auf weichen Sophas hingestreckt, rauchen sie vom Morgen bis an den Abend Taback, und lassen sich von ihren Sclaven und Sclavinnen reiben, worin eins der vorzüglichsten Vergnügungen der Asiaten besteht. Unter allen Schö-

nen, die dem Könige gefallen, hat nur allein diejenige, die so glücklich ist, den ersten Sohn zu gebären, Ursache, ihr Schicksal zu segnen, weil sie hoffen kann, einst den Rang und das Ansehen der Königsmutter zu erhalten, die neben dem obersten Verschnittenen die größte Gewalt im Harem und außer demselben ausübt. Sie vergibt nicht nur die Würden, zu welchen man im Serail erhoben werden kann, wählt nicht nur diejenigen, die verheirathet werden sollen, und hat nicht nur das Leben der Beischläferinnen des Königs in ihrer Hand, sondern sie steht auch immer mit den Ministern in Verbindung, die ihrem Willen meistens eben so blindlings, als dem Willen des Königs gehorchen. Alle übrigen Beischläferinnen, die nach der Erscheinung des erstgebornen Sohnes Kinder zur Welt bringen, werden in abgesonderte Theile des Harems gesteckt, wo sie viel strenger als die übrigen bewacht werden, und in unaufhörlicher Gefahr schweben, sammt ihren Kindern von dem regierenden Könige oder von dessen Nachfolger hingerichtet zu werden. Unter allen Weibern, die Kinder am Leben oder geboren haben, oder die nur schwanger sind, hat keine jemals Hoffnung, herauszukommen und an vornehme Staatsbediente verheirathet zu werden, welches der sehnlichste Wunsch von allen ist. Besonders werden sie nach dem Tode des Königs, dessen Beischläferinnen sie waren, in ein entferntes Quartier des Harems verschlossen, wo sie auf ewig von dem Harem und von der übrigen Welt getrennt sind. Um der Gefahr dieser rettungslosen Sclaverei zu entgehen, weichen alle Schönen des Harems den Umarmungen des Königs so viel als möglich aus, oder suchen wenigstens Schwangerschaften und Geburten durch alle Arten von bösen Künsten zu verhüten; hierin liegt der Grund der häufigen Fruchtabtreibungen in den Harems der Könige. Die schönsten Mädchen brauchen allerhand Vorwände, am häufigsten den Vorwand der monatlichen Unpäßlichkeit, um die Begierden des Königs zu vereiteln, auf welche Täuschungen aber die grausamsten Strafen folgen, wenn sie entdeckt werden. Abbas der zweite, König von Persien, ließ ein Mädchen, das sich seiner Liebe entzogen hatte, in einem Schor-

stein festbinden und durch unten angezündetes Holz langsam verbrennen. Ungeachtet die Weiber des Harems ihren Aufenthalt als einen Verdammungsort und die Liebe des Königs als ihr größtes Unglück ansehen, so beneiden und verfolgen sie sich doch gegenseitig auf das feindseligste, sie mögen die Hoffnung, aus dem Harem herauszukommen haben, oder nicht haben. Die Veranlassungen dazu sind bald größere oder häufigere Gunstbezeugungen des Königs, und besonders reichere Geschenke; bald das ehrgeizige Streben nach höheren Würden, bald die Begierde, vor den andern außerhalb des Serails vermählt zu werden; bald verzehrende Eifersucht der Tribaden unter einander. Die Morgenländerinnen buhlen um die Gunst von schönen Mädchen mehr, als um die von Männern, und lieben sich unter einander feuriger, als sie ihre Männer und Gebieter lieben. Diese unnatürliche Neigungen bringen Haß gegen das männliche Geschlecht hervor, so wie die unnatürliche Liebe der Männer Gleichgültigkeit gegen Weiber hervorbringt. Hieraus entstehen unaufhörliche Verläumdungen und Vergiftungen, und diese ziehen beständige Untersuchungen, schimpfliche Geisselungen oder fürchterliche Todesstrafen nach sich. Einige werden in die entlegensten Theile des Harems verwiesen und zu den niedrigsten Arbeiten verdammt; andere werden mit Ruthen gepeitscht, und noch andere erdrosselt, verbrannt oder lebendig begraben. Durch alle diese harten Strafen aber kann der mächtigste König es nicht verhüten, daß ihm nicht bald ein geliebtes Weib, und noch öfter seine Kinder durch Gift oder auf andere Art getödtet werden. Die Königin Mutter läßt von Zeit zu Zeit mehrere Kinder ihres Sohnes ersticken, wenn die Zahl beschwerlich groß zu werden anfängt. Die Könige wissen dieses, ohne es zu verhindern, und wenn sie es verhindern wollten, wie könnten sie die Wege der Bosheit in dem labyrinthischen und unermeßlichen Harem entdecken? Nur selten aber sind die Harems der Morgenländer sehr kinderreich; denn wenn die Männer sich auch nicht so früh erschöpften, wenn sie sich auch nicht so oft in die Arme von Buhlerinnen würfen oder der unnatürlichen Liebe opferten, als sie es wirklich thun,

so ließe es sich schon aus dem Drucke und der Feindschaft der eingeschlossenen Mädchen und Weiber erklären, warum die Morgenländer im Durchschnitte weniger Kinder aufbringen als die Europäer, die sich mit einem geliebten Weibe begnügen. Die Mütter verderben schon die Frucht ihres Leibes, noch ehe man es erfährt, daß sie empfangen haben. Wenn sie aber auch glücklich gebären, so werden sie oft durch heimliches Gift, oder den Befehl einer hartherzigen Großmutter im ersten Augenblick ihrer Geburt vernichtet.

Der Harem in Konstantinopel ist eben so wie der in Ispahan eingerichtet. Selbst Ricaut hörte noch, daß, wenn der Kaiser in seinen Harem komme, alsdann alle Schönen in eine Reihe gestellt würden, damit er diejenige aussuchen und durch ein zugeworfenes Schnupftuch bezeichnen könne, welche ihm in der nächsten Nacht Gesellschaft leisten solle. Allein neuere Nachrichten erklären dieses alte, allgemein verbreitete Gerücht für ungegründet. Der Sultan ist durch ein Gewohnheitsgesetz seines Serails mehr als seine Unterthanen eingeschränkt; er kann nämlich nur an hohen Festen seine bisherige Beischläferin gegen eine andere vertauschen. Chardin versichert auch von den Königen in Persien, daß sie gewöhnlich lange an eine Beischläferin gefesselt blieben. In den Harems der Großen sind zwar nicht so viel Verschnittene und so viel Weiber, als in denen der Könige; sonst aber herrschen darin eben die Gewaltthätigkeiten, Leidenschaften und Laster als in diesen.

Der listige Unternehmungsgeist der Morgenländerinnen ist eine natürliche Folge ihrer von der Eifersucht der Männer entstehenden Einschränkung. Weiber sind im Orient fast ohne Ausnahme der verführende und angreifende Theil. Weil sie selten oder niemals schreiben können, so haben sie eine besondere Zeichensprache erfunden, wodurch sie ihren Geliebten ihre Wünsche und Entwürfe bekannt machen. Sie binden entweder Blumen auf eine gewisse Art in einen Kranz, oder sie legen Brod, Stroh, Salz, Holz und andere Kleinigkeiten in ein Schnupftuch zusammen, und lassen den einen oder das andere durch eine treue Sclavin in sichere Hände überliefern. Auf

diese Art machen sie ihren Geliebten die Zeit und den Ort bekannt, wo sie dieselben sehen wollen. Solcher Gelegenheiten, wo die Weiber des Mittelstandes ihre Liebhaber sehen können, gibt es mehrere. Entweder lassen sie dieselben in weiblicher Kleidung als Freundinnen oder als Kaufmannsfrauen zu sich kommen, oder sie entziehen sich bei dem Besuchen der Gräber heimlich auf eine kurze Zeit der Aufmerksamkeit ihrer Aufseher und Aufseherinnen, die auch nicht immer unbestechlich sind, oder sie wechseln im Bade die Kleider, und gehen dann vermummt an die Oerter, wohin sie ihre Liebhaber bestellt haben. Oft fallen sogar Haufen von üppigen Weibern Fremdlinge an, denen sie an einsamen und abgelegenen Orten begegnen, und zwingen sie, ihre Wünsche zu befriedigen.

Unter Völkern, deren Könige und Großen zahlreiche Haufen von Mädchen und Weibern in ihren Harems versammeln, muß die Zahl der Frauenzimmer vermindert, und folglich zugleich ihr Werth erhöht werden. Oeffentliche Lustdirnen und vorübergehende Verbindungen mit gemietheten Weibern müssen daher hier viel unentbehrlicher seyn, als da, wo keine Vielweiberei herrscht. Eben deswegen ist das Miethen von Mädchen und Weibern auf eine Zeitlang in allen morgenländischen Reichen als eine besondere Art von Ehe erlaubt, und wird, wie die wahre Ehe, öffentlich und von denselben obrigkeitlichen Personen geschlossen. Aus eben diesem Grunde findet man in allen großen asiatischen und afrikanischen Reichen Gesellschaften von Tänzerinnen, die eine besondere Zunft, Stand oder Schwesterschaft ausmachen, und für den Schutz, den ihnen gewisse Obrigkeiten gewähren, einen bestimmten Tribut erlegen.

Die Bajaderen in Hindostan sind junge Mädchen von zehn bis siebzehn Jahren, die tanzen, singen und kleine Schauspiele aufführen lernen. Sie stehen unter der Aufsicht einer Matrone, die sie in allen weiblichen Künsten und namentlich in der Kunst zu gefallen unterrichtet. Diese wählt sich aus den niedrigsten Volksklassen die schönsten Mädchen in einem Alter von sieben bis acht Jahren, läßt sie zur Erhaltung ihrer Bildung

inokuliren, und führt sie dann zu den Kenntnissen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an; dessen Zweck und Bemühung auf nichts anders gerichtet ist, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhaltung und sinnliches Vergnügen zu verschaffen. Anfänglich wenigstens mag blos dieß ihr Zweck gewesen seyn; allein in der Folge ist es zugleich ein Gegenstand des Luxus geworden, wie denn Sinnlichkeit fast überall zu Verschwendung leitet. Nicht an den Hoflagern regierender Herren werden gewöhnlich jeden Abend zur Unterhaltung des Hofes Schauspiele und Tänze von solchen Bajaderen aufgeführt, sondern es gibt auch in jeder Stadt mehrere dergleichen Trupps von jungen Mädchen, die bei Gastmahlen reicher Privatpersonen, bei Familienfesten, bei Empfang und Bewirthung eines Fremden, kurz bei der geringsten Veranlassung erscheinen, um die Gesellschaft durch ihre Künste und Reizungen zu vergnügen. Für ein Mädchen der besten Art erhält die Matrone, der sie angehört, für die Unterhaltung eines Abends hundert Rupien (oder Gulden), und oft werden zur Musik bei der Tafel zu kleinen Zwischenspielen und Tänzen zwanzig solcher Personen erfordert, das ist dann eine reine Ausgabe von zwei tausend Gulden für einen Abend! Bei gesellschaftlichen Zusammenkünften erscheinen die Bajaderen gleich zu Anfang in dem Versammlungszimmer, begrüßen jeden ankommenden Gast mit Tanz, und überreichen ihm im Namen des Wirthes auf einem silbernen Teller Betel*), Rosenwasser, Erfrischungen, auch wohl Geschenke, die der Wirth den Gästen macht; dann singen, spielen und tanzen sie wechselsweise, bis die Gesellschaft auseinander scheidet. Hat einer oder der andere Lust, die Talente einer von diesen Bajaderen näher kennen zu lernen und sie zu dem Ende bis zu dem folgenden Morgen bei sich zu behalten, so kostet es ihm gemeiniglich nur einen Wink. Die Matrone, welcher die Bajadere angehört, rechnet den Werth der Unterhaltung,

*) Der Betel oder die Areka-Nüsse, welche die Indier beständig kauen, sind ihnen eben so ein Bedürfniß, wie den Europäern das Tabaknehmen.

die ein solches Mädchen die Nacht hindurch mit jener, welche sie den Abend über gewährt, zu gleichem Preise; eins wie das andere gilt hundert Rupien*), davon bekommt aber das Mädchen nichts, sondern der, dem sie zu Gebot gewesen, muß ihr am Morgen noch ein besonderes Geschenk machen, und das besteht, je nachdem sie seine Erwartungen mehr oder weniger befriedigt hat, oder je nachdem er weniger freigebig oder reich ist, in einer Juwele oder einem Stück reichen Zeuges. Gastfreiheit und gute Lebensart gehen in Indien so weit, daß der Wirth dem Gaste, den er aus der Fremde bei sich beherberget und dem er eine gute Aufnahme beweisen will, die Bajadere, welche demselben am besten gefallen hat, ins Schlafzimmer schicken, und nicht nur die Matrone dafür bezahlen, sondern auch dem Gaste des Morgens beim Aufstehen das Geschenk zuschicken muß, das dieser seinem Mädchen, der Gewohnheit zu Folge, zu überreichen verbunden ist. Ungeachtet die Matrone dem Mädchen nichts als Unterhalt und Kleider gibt, die freilich schon an sich kostbar sind, so gelangen die letztern doch durch die sogenannten freiwilligen Geschenke oft zu beträchtlichem Reichthum. Es ist nichts seltenes, eine Bajadere der ersten Klasse zu sehen, die für zwanzig und mehr tausend Rupien Juwelen an sich trägt; denn sie sind gleichsam damit behangen. Solche Tänzerinnen und Sängerinnen gibt es indeß auch von geringerer Gattung, sogar welche auf Verdienst im Lande umherziehen, die dann aber auch nicht kostbar sind. Nach dem siebzehnten Jahre, wenn die ersten verblühet sind, pflegen die Bajaderen nicht mehr als Schauspielerinnen ihre Reize öffentlich feil zu bieten, sondern sich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz eines Braminen zu begeben: doch nicht, wie in Europa, um aus Buhlerinnen alte Betschwestern

*) In Persien ist ein Toman oder fünfzehn Thaler der geringste Preis des Genusses einer Tänzerin. Ihr Werth steigt aber bis zu fünfzig Tomans hinauf. Nach diesem Preise werden sie zugleich benannt, z. B. die zehn Tomans ꝛc. Wenn sie an ihren Reizen so viel verloren haben, daß man sie für einen Toman nicht mehr verlangt, so werden sie aus der Gesellschaft gestoßen.

zu werden, sondern ihre vorige Lebensart fortzusetzen. Was sie im Tempel mit ihren Reizungen gewinnen, gehört den Braminen, die ihnen dafür einen Aufenthaltsort und Unterhalt geben. Für unanständig wird übrigens dies Gewerbe in Indien weder für die Bajaderen, die es treiben, noch für Personen, welche Genuß daran haben, gehalten; denn die Mädchen tanzen den Götzen zu Ehren vor ihren Bildnissen in den Tempeln an Festtagen und bei feierlichen Processionen. Man glaubt, daß die Götter an den schamlosen Tänzen öffentlicher Weiber ein eben so großes Wohlgefallen, als die Könige und Großen finden, und selbst die feurigen und wollüstigen Braminen, die diese Mädchen in den geheimen Künsten der Liebe vollends einweihen, stehen im Rufe besonderer Heiligkeit.

Alle Reisebeschreiber versichern, daß diese bezaubernden Tänzerinnen die ungeheure Ueppigkeit der Morgenländer und den schleunigen Untergang ganzer Familien befördern, die so lange der Raubsucht der großen und kleinen Despoten entgangen sind. Sie richten nicht blos Jünglinge, sondern die vornehmsten Männer häufig zu Grunde; sie verstricken selbst Könige, geben ganzen Völkern nicht selten künftige Regenten, und reizen durch ihre wollüstigen Tänze und Schauspiele die Sinnlichkeit der Orientalen bis zur Wuth. Chardin kannte viele vernünftige Männer, die einer oder der andern Tänzerinnen so ergeben waren, daß sie es selbst für unmöglich hielten, sich ihren Fesseln zu entreißen. Diese unglücklichen Neigungen entschuldigten sie damit, daß sie von ihren Geliebten bezaubert seyen. Solche Sclaven der Liebe werden an den Brandmahlen, die sie am ganzen Körper, besonders an den Armen und in den Seiten haben, erkannt. Die Perser machen solche mit einem glühenden Eisen, und zwar um desto mehrere und tiefere, je verliebter sie sind, und je mehr sie ihre Gebieterinnen von ihrer Leidenschaft überzeugen wollen. Alle Reisebeschreiber haben mit dem größten Erstaunen die Stärke und Zauberkraft des Spiels dieser Buhlerinnen und die Heftigkeit der durch sie erregten Begierden gesehen. Oft erscheinen sie ganz unbekleidet bei ihren pantomimischer

dürfen. — Doch vielleicht sind wir diesem Ziele näher, als es scheint. An Europas Horizont bricht die Morgenröthe des schönsten Tages hervor. Der menschliche Geist erhebt sich immer mehr aus dem Staube, worin er in jenen finstern Jahrhunderten vergraben lag. Er lernt seine Rechte und seine Kräfte kennen. Das Denken verbreitet sich unter dem großen Haufen; der Aberglaube verliert allmälig seine Gewalt, das Vorurtheil seine Herrschaft, die Religion ihr Blendwerk, und der Mensch gewinnt seine verlorne Substanzialität wieder. Zwar drücken noch Pfafferei, große und kleine Desspoten mancherlei Art das emporsteigende Menschengeschlecht zu Boden, der Nebel der Unwissenheit umhüllt es noch vom Tajo bis zur Dwina. Aber es ist reif, die Lasten abzuwerfen, es bereitet sich in der großen Schule allmälig vor, es ermannt sich im Getümmel, und die Unordnung, die ihm Verderbniß droht, muß seinen Aufschwung befördern.

Die Grenzen meines Plans erlauben mir nur allgemeine Bemerkungen über das Charakteristische der Geschlechtsneigung unter den größeren Nationen in Europa aufzustellen, und dieselbe durch merkwürdige Züge aus der Verfassung der Hauptstädte in ein helleres Licht zu setzen. Zwar kann man von dem Sittenzustand der Hauptstädte nie auf den Charakter einer ganzen Nation schließen; allein je größer Ueppigkeit und Ausschweifungen in den Hauptstädten sind, desto schneller muß sich die Ansteckung in der Provinz verbreiten, und desto häufiger wird man in den Provinzialen Kopien städtischer Originale wieder finden.

Russische Weiberliebe.

Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden vornehme Russinnen und deren Töchter so sehr eingeschlossen, daß sie nur die Kirche und die nächsten Anverwandten besuchen durften. Diese Sclaverei hat sich zwar sehr vermindert, und der Umgang des schönen Geschlechts mit dem männlichen ist wenigstens jetzt so frei, daß ein Fremder nicht mehr eine Ohrfeige befürchten darf, wenn er einem russischen Fräulein die Hand küßt; allein noch

immer stellen sich Damen, als wenn sie vornehmen Herren die Hand küssen wollen, welcher Aeußerung morgenländischer Ehrerbietigkeit man dadurch zuvorkommt, daß man der Schönen einen Kuß auf den Backen gibt. — Die Sitten der Vornehmen beiderlei Geschlechts haben zwar einen gewissen Anstrich von Ehrbarkeit, aber der Genuß der Liebe unter diesem nordischen Himmel, besonders in großen Städten, ist eben so mannigfaltig und ausschweifend, als überall, wo fremde Sitten, Luxus und Schwelgerei sich einschleichen. — Der gemeine Russe sieht das Weib noch immer als ein Lastthier an, das zu nichts als zur Arbeit und zur Befriedigung seiner thierischen Liebe da ist. Die gemeinen Weiber müssen unaufhörlich arbeiten, müssen sich die verderblichste Lebensart und die gröbsten Mißhandlungen von den Männern gefallen lassen, und sind noch immer an die Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten ihrer Herren so sehr gewöhnt, daß sie sehr selten deswegen Klagen führen. Die gemeinen Russinnen lieben zwar nicht Schläge um ihrer selbst willen, oder sehen sie nicht unbedingt als Zeichen der Liebe ihrer Männer an; allein wenn der Mann aufhört, seine Frau zu prügeln, so ist dieses ein sicheres Zeichen, daß er entweder die Frau als unheilbar aufgegeben, oder daß er sich ganz an andere Weibspersonen gehängt habe, ohne sich um seine Frau und seine Haushaltung weiter zu bekümmern, und in diesen Rücksichten," bemerkt Weber, könne eine Russin immer sagen, daß ihr Mann sie nicht mehr liebe, wenn er sie nicht mehr, entweder in wüthender Trunkenheit, oder um ihrer Unarten willen, zu züchtigen pflegt.

Obgleich der Umgang mit dem schönen Geschlecht in Petersburg sehr frei und der außereheliche Genuß einer wilden Liebe überhaupt in Rußland gesetzmäßig erlaubt ist, so findet man hier doch keine privilegirte Häuser für Lustdirnen, außer an den Häfen, wo die Matrosen einkehren, und ein Paar andere unbedeutende Ausnahmen abgerechnet. Eben so wenig gibt es hier privilegirte Mädchen, die unter der Polizei stehen oder sich durch einen äußerlichen Anzug auszeichnen; und doch ist hier die Anzahl solcher unglücklichen Geschöpfe im

Verhältniß so groß, als in jeder andern volkreichen Stadt. Sie wohnen zerstreut in der Stadt, meistentheils in der vierten Etage, wo sie ungehindert Besuche annehmen und sie Niemand stört, so lange sie sich ruhig verhalten. Treiben sie es in der Verführung junger Leute oder Ehemänner so weit, daß Klage gegen sie entsteht, so werden sie aus der Stadt hinausgeschafft. — Die Courtisanen von der höheren Klasse werden unterhalten und machen zuweilen ein glänzendes Glück, aber niemals gelangen sie zu dem Rufe und dem Einfluß, wodurch diese Töchter der Freude in andern Hauptstädten oft so interessant und so merkwürdig werden. Der größte Theil der Entretenues ist aus der niedrigsten Klasse; bei sehr eingeschränkten Talenten sind ihre Ansprüche dennoch sehr groß. Ohne Grazie, ohne die Kunst zu gefallen, von allen höhern Reizen entblößt, machen sie ungeheure Forderungen, die ihnen auch wegen des Mangels besserer Mitwerberinnen gerne zugestanden werden. Ein Mädchen, welches ihren Liebhaber hier tausend und mehrere Rubel kostet, würde in Paris kaum den Geschmack eines Kohlenbrenners befriedigen. Es gibt hier Buhlerinnen, die sich Equipage und Bedienten halten und die ihre Begünstigungen für mehre tausend Rubel verkaufen. — Ein gewisser polnischer Fürst entbrannte gegen eine solche Priesterin und erkaufte ihre Gunst für hundert tausend Rubel. Unglücklicher Weise befand er sich beim ersten Besuch in dem kläglichen Zustande des Unvermögens. Er wurde von seiner Schönen verhöhnt und nach einigem Wortwechsel zum Hause hinausgeworfen. Das Geld war vorloren, denn er schämte sich, sie zu verklagen. Indeß wurde die Sache ruchbar, die Polizei wollte dem beschimpften Fürsten Genugthuung verschaffen, und verbannte das Mädchen aus der Stadt. — Nicht selten bringen vornehme Herren ihre Gefährtinnen aus fremden Ländern mit; aber selten gelingt es ihnen, sie zu fesseln. Es wird diesen nicht schwer, sobald sie nur die Vorzüge ihres Werths und die vortheilhafte Sphäre, worin sie leben, zu schätzen wissen, sich über ihr Schicksal zu erheben und vortheilhafte Heirathen zu machen. Die Lustdirnen von der gemeinsten Gattung, die sich dem Dienst des

ganzen Publikums widmen, leben in einer Kraypule, von der man sich schwerlich einen Begriff machen wird, und die auch den lüsternsten Menschen, wenn er nur einiges Gefühl besitzt, von ihrer Huldigung zurückschrecken kann. Ohne den mindesten Anspruch auf natürliches erworbenes Talent, zu gefallen, treiben sie ihr Gewerbe mit dem Eigennutz eines Wucherers und mit der gefühllosen Gleichgültigkeit eines Pferdevermiethers.

Illyrien, die Wallachei, Moldau und Dalmatien.

Boden und Klima stehen überall mit dem Zustand ihrer Bewohner in dem genauesten Verhältnisse. — So wie Unverdorbenheit, Freiheit und Betriebsamkeit nackte, rauhe Felsen in Paradiese umschaffen; so verwandeln Sclaverei, Trägheit und Lasterhaftigkeit die glücklichsten Gegenden der Erde in Wildnisse, verpestende Sümpfe, unwegsame Gebirge und unbebaute Steppen. Dies ist der Fall in Illyrien, der Wallachei und Moldau, jenen einst so blühenden und fruchtbaren Ländern der Erde, deren Bewohner unter dem Joch des Despotismus ihr ehemaliges Glück verloren haben. Sie sind fast alle Knechte der Edelleute oder der Geistlichkeit, vor welchen sie auf die Erde niederfallen, und nicht eher wieder aufstehen dürfen, als bis sie den Befehl dazu erhalten.

Der Zustand der Weiber ist eben so elend, als der der Männer. Die Bräute werden an den Meistbietenden verkauft, und wenn nach bereits geschlossenem Kauf ein anderer Freier nur einen Eimer Racky oder Branntwein mehr bietet, so wird die Braut dem letzteren zugeschlagen. Da die Weiber wie Sclavinnen gekauft werden, so müssen sie auch wie Sclavinnen arbeiten, während daß die Männer müßig in ihren Hütten liegen. Es ist allen Männern erlaubt, neben den Frauen sich noch Beischläferinnen zu halten. Die Weiber dürfen sich, nach morgenländischer Sitte, mit ihren Männern nicht zu Tische setzen, sondern müssen diese während dem Essen bedienen. Die Edelleute in Dalmatien halten es unter ihrer Würde, mit ihren Weibern in einem Bette

zu schlafen, und diese müssen vor dem Bette ihrer Gebieter auf der bloßen Erde ihr Nachtlager nehmen. Die Illyrier sind beim Mangel aller wohlwollenden Gefühle der Völlerei und der Wollust im höchsten Grade ergeben. Unkeuschheit ist unter den unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechts nicht weniger gemein, als Ehebruch unter den Verheiratheten, und gewöhnlich ist der Vater der ehebrecherische Nebenbuhler seiner eigenen Söhne. Noch vor nicht langer Zeit arteten nicht selten Nonnenklöster in Hurenhäuser, und Mönchsklöster in Schlupfwinkel von Räubern aus. — Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen baden in gemeinschaftlichen Bädern zusammen, ohne eine Empfindung von Schaam zu haben. Die allgemeine Leichtigkeit und Gefälligkeit der Eheweiber, ihre eckelhafte Ausgelassenheit in schmutzigen Reden, und die noch viel scheußlichere Lockungen und Künste der Buhldirnen, die in den Saufhäusern unterhalten werden, sind keiner näheren Schilderung werth.

Engländer.

Ohne manchen edlen Eigenschaften des brittischen Nationalcharakters zu nahe zu treten, darf ich mit Recht behaupten, daß die Begierde, sich durch Ueberfluß ein bequemes Leben zu verschaffen, ein Hauptzug in dem Charakter der Engländer ist, daß er dieses für die Hauptabsicht des Daseyns des Menschen hält, und daß dieser Hang desto stärker ist, je mehr Nahrung er in irgend einer Berufssphäre, wie z. B. in dem weitgetriebenen Handlungsgeiste, findet. Außer andern sich im Gefolge dieser überwiegenden Neigung befindlichen Lastern, wovon ich hier nur eins der gelindesten, die ungeheure Spielsucht, bemerke, steht Schwelgerei und raffinirte Wollust an der Spitze. London bietet hiervon eine Menge Beispiele mannigfaltiger Art dar. Zwar hat dieser Charakterzug bei den Landbewohnern wegen Mangel an Reichthümern eine ganz andere Modifikation. Allein seitdem die Reichen und Vornehmen in den entferntesten Theilen des Königreichs Wohnplätze aufgeschlagen haben und dahin ab- und zugehen, so müssen sich die Thorheiten und Laster der Hauptstadt immer

mehr in den Provinzen verbreiten. — Dem englischen Frauenzimmer muß man bei seinen hervorstechenden Vorzügen der Schönheit zum Ruhme nachsagen, daß sie gute Mütter sind, daß die meisten die Reinlichkeit lieben, daß sie bei weitem nicht das affektirte und steife Wesen an sich haben, und daß sie daher weit einnehmender als anderwärts sind. Indeß bemerkt man bei den städtischen Schönen einen gewissen Mangel von Schamhaftigkeit, der bei der sonst berühmten Delikatesse des Ohrs und der reinen Phantasie der Engländerinnen einen seltsamen Kontrast macht, und eben kein vortheilhaftes Licht auf ihre weiblichen Tugenden wirft. Ich will die unschuldige Nationalsitte, die den Männern die so angenehme Freiheit, die Schönen des Landes, selbst in Gegenwart ihrer Ehemänner, zu umarmen und zu küssen, nicht verrufen. Allein das kann doch eben nicht als ein Beweis der Keuschheit angesehen werden, daß das englische Frauenzimmer im Schauspiel obscönen Witz mit der größten Gelassenheit anhört und belächelt; daß Damen von hohem und niederem Stande sich selbst durch Gunst und Geld den Zutritt zu den Verhören von Delinquenten zu verschaffen suchen, wo, wenn Verhöre von Nothzüchtigungen vorkommen und die Geschändete in Gegenwart des Deliquenten öffentlich abgehört wird und verpflichtet ist, auf alle Fragen mit den allereigentlichsten und klaresten Worten zu antworten und den Vorfall nach allen gehabten Empfindungen zu erzählen, sie der Erinnerung der Schamhaftigkeit, dem Ersuchen des Richters, sich zu entfernen, keinesweges Gehör geben, sondern unbeweglich sitzen bleiben, und höchstens zum Fächer oder Schnupftuch ihre Zuflucht nehmen. Die Tugenden und Sitten der ländlichen Bewohnerinnen mögen zwar reiner und unverdorbener seyn; allein die Originale zu Richardsons Tugendheldinnen wird man hier überall eben so vergeblich suchen, als in andern Ländern. Von einer gewissen Klasse von Weibern in England kann man mit Recht sagen, daß sie ihren Männern weiter nichts sind als Werkzeuge der Wollust und Aufseherinnen in ihren Häusern. Ein noch stärkerer Beweis von der Verachtung der Weiber ist die barba-

rische Sitte, sie für eine Kleinigkeit zu verkaufen. Ein gewisser Herzog kaufte die Frau eines Stallknechts und lebte glücklich mit ihr. Nie war dieser Handel gemeiner in England als in neuern Zeiten *). Die elende Gesetz- und Regierungsverfassung der sogenannten freien Britten ist unstreitig die Hauptquelle von der ungeheuren Ueppigkeit, worin London mit allen übrigen größern Städten in Europa um den Vorrang streitet **).

*) Ein Arbeitsmann in Oxford verkaufte seine Frau an einen Maurer für fünf Schillinge; er führte sie auf den Marktplatz, und zwar wie gewöhnlich an einem Strick, den er so lange in der Hand behielt, bis er das Geld eingesteckt hatte, da er ihn denn dem neuen Ehemann überreichte und ihm viel Glück wünschte. Ein gleiches geschah in Essex, wo ein Mann seine Frau zugleich mit zwei Kindern für eine halbe Krone verkaufte. Die Ceremonie geschah mit Musik, und die Mutter mußte dreimal mit dem Strick um den Hals um den Marktplatz zu Matchin Green wandern. Zu diesem Mittel schritt auch ein Zimmergesell in London; ein anderer Zimmergesell war der Käufer, der wenig Wochen nachher die Freude hatte, daß seiner neuen Frau eine unerwartete Erbschaft von 1500 Pf. St. zufiel. In Nottingham verkaufte ein Mann seine Frau schon drei Wochen nach der Hochzeit; ein Nagelschmidt erstand sie für einen Schilling. Ein unweit Thame in Oxfordshire wohnender Landmann hatte seine Frau vor einigen Jahren verkauft, aber ohne alle Formalitäten. Seine Nachbarn sagten ihm, daß der Kauf deshalb nicht gültig sey, daher er sich zu dieser Ceremonie entschloß, seine vorige Frau abholte, und sie an einem Strick sieben Meilen weit bis nach Thame führte, wo sie abermals für eine halbe Krone regelmäßig verkauft wurde. Das Merkwürdigste dabei war, daß er für diese Frau, so wie für ein Kaufthier, vier Pence Zoll bezahlen mußte. Ein Eseltreiber verkaufte in Westmünster seine Frau sammt seinem Esel für dreizehn Schillinge und zwei Kannen Bier an einen andern Eseltreiber, worauf sie alle drei in ein Bierhaus gingen und das Geld versoffen. Diese eine kultivirte Nation schändende Sitte wurde im Februar 1790 in Burton sogar von den Kirchspielvorstehern zu Swadlincote ausgeübt. Ein Mann war von seiner Frau entwichen, die daher als eine Verlassene von dem Kirchspiel unterhalten wurde. Um sich dieser Last zu entledigen, sandten sie die Vorsteher zum Verkauf auf den Jahrmarkt zu Burton, wo sie ein Käufer für zwei Schillinge erstand. Der Kauf wurde umständlich in die Zollbücher eingetragen, wobei man auch nicht einmal den Werth des Stricks vergaß. S. Archenholz Annalen der Britt. Geschichte B. V. S. 329.

**) Den Beweis, wie sehr durch den Unsinn der englischen Gesetze alle grobe und feine Ausbrüche der Lasterhaftigkeit z. B.

— Nach Archenholz*) übersteigt die Anzahl der feilen Buhlerinnen, ohne die Mätressen, 50,000. Sie wohnen theils in eigenen Häusern**), theils in öffentlichen Tavernen unter Anführung von Matronen, welche sie mit Kost und Kleidern versehen. Die Wohnungen der erstern sind durchaus zierlich, oft auch prächtig meublirt. Sie haben Kammer- und Dienstmädchen, viele auch Livreebediente, manche sogar eigne Equipagen. Eine große Anzahl derselben hat Leibrenten, die sie von ihren reichen Verführern erhalten, oder von freigebigen Liebhabern in den Augenblicken des Taumels erhaschen. Diese Renten sind aber nicht hinreichend, einen glänzenden Aufwand zu machen, daher nehmen sie Besuche, doch nur von solchen an, die ihnen gefallen. Archenholz rühmt die Schamhaftigkeit dieser Mädchen, und will solches durch das Beispiel eines seiner Freunde beweisen, der vergeblich alle Liebkosungen und Geschenke aufbot, ein dürftiges Mädchen, nachdem sie bereits alles bewilligt hatte, zu bewegen, einen gewissen Antrag — (vermuthlich sich ganz zu entkleiden) einzugehen. Die Schöne fand denselben nicht nur überhaupt sehr unanständig, sondern erklärte sich am Ende: ich würde es vielleicht thun, wenn der Herr ein Engländer wäre, allein ein Ausländer, welchen niedrigen Begriff würde er sich von uns Mädchen machen***)? Man hat in London der-

Diebstahl, Raub, Ehebruch, Betrügereien aller Art rc. begünstigt werden, findet man in allen Schriften über England. Daß die Menge der Fremdlinge, Seefahrer, Matrosen rc. in London eine Ursache der Sittenlosigkeit mehr ist, als in andern Städten, gebe ich übrigens gerne zu.

*) Archenholz England und Italien, Th. II. S. 246. Schütz in seinen Briefen über London S. 215 setzt ihre Zahl auf 40,000, und entschuldiget deren nähere Bestimmung mit seinem dasigen kurzen Aufenthalt.

**) Im einzigen Kirchspiele Marybonne, dem größten in ganz England, zählte man früher dreizehn tausend Buhldirnen, von denen siebzehnhundert ganze Häuser für sich bewohnten.

***) Wenn die historische Glaubwürdigkeit des Hrn. von Archenholz sich nicht schon zu oft verdächtig gemacht hätte, um seine Meinung ohne Prüfung nachzubeten, so kann man doch nie aus dem Charakterzug eines Individuums über alle übrige zu gleichem Zweck sich bestimmende Mitglieder eines Ordens absprechen; wenn derselbe ferner vorgibt, daß die Verworfensten

gleichen Priesterinnen gesehen, die gleich einer Aspasia bei einem hohen Grad von Schönheit hervorstechende Talente des Geistes besaßen, wie die ehemalige Schauspielerin Bellamy, deren Haus ein Bureau d'Esprit, ein Sammelplaz von allen vornehmen und gelehrten Männern und selbst Damen vom ersten Range war; oder wie Miß Fisher, die sich eine eigene Art der Liebe zu opfern berühmt machte, die den Preis einer Nacht auf hundert Guineen sezte, ohne durch diese ungeheure Summe abzuschrecken. Als einst der Bruder des Königs, der Herzog von York, ihr für den Genuß einer Nacht eine Banknote von fünfzig Pfund Sterling gab, weil er nicht mehr bei sich hatte, so fand sich Miß Fisher so beleidigt, daß sie sich seine ferneren Besuche verbat, und die Geringschäzung seines Geschenks dadurch bekannt machte, daß sie die Banknote in eine Pastete backen ließ und zum Frühstück verzehrte. — Sobald die Nacht einbricht, findet man auf allen Straßen und öffentlichen Pläzen eine unglaubliche Menge Mädchen von der niederen Gattung, die auf Männerjagd ausgehen. Sie erwarten den Angriff, oder bieten ihre Dienste in einem scherzhaften Tone an; andere bringen ihre Gunstbezeugungen mit Gewalt auf, und wetteifern zu fünf und mehreren um den Vorzug, daß man Mühe hat, sich von ihnen loszureißen. Selbst Weiber aus entfernten Gegenden der Stadt mischen sich aus Hang oder aus Noth unter diese Zahl. Schüz führt noch eine Art solcher Mädchen an, welche er die Tanzenden nennt, und die wirklich vor

dieser Klasse nur mit großer Mühe und vielem Gelde dahin bewegt werden können, als Modell zu sizen, und der Hr. von Schüz ausdrücklich behauptet, daß er die von Archenholz gerühmte Schamhaftigkeit an den Londner Buhlnymphen nicht habe bemerken können, daß man vielmehr durch auffallende Beispiele ihren Vorrang an Frechheit beweisen könne; wenn endlich aus dem ganzen Gemälde des unbändigen Hangs zu diesem Genuß der höchste Grad von Verderbniß hervorgeht, so möchte die gepriesene Schamhaftigkeit sehr unbedeutend seyn, und höchstens als eine seltne Erscheinung in dem ohnehin kontrastirenden Charakter der Engländer angeführt werden können, dessen wiedersprechende einzelne Sonderbarkeiten aber nicht als gemeine Züge einer ganzen Menschenklasse, sondern als Eigenheiten von Individuen aufgestellt werden müssen.

den Vorübergehenden einhertanzen und durch Singen und Springen ihre Reize geltend zu machen suchen. Um Mitternacht verlieren sich die Mädchen von den Straßen, und alte Bettelweiber von sechszig und mehrern Jahren gehen aus ihren Winkeln hervor, um betrunkenen Menschen zu dienen, die von ihren Gelagen taumelnd zurückkehren. Die Unsittlichkeit geht so weit, daß auch Mädchen von acht bis neun Jahren auf den Straßen herumziehen, besonders vor den Schauspielhäusern reihenweise stehen und ihre Dienste anbieten.

Die mittlere Gattung dieser Priesterinnen der Venus leben unter der Aufsicht wohlhabender Matronen und besuchen in Equipagen die theuersten Belustigungsörter, denn eine jede solcher Matronen hält ihre eigene Equipage und Livreebediente. Ihre Tempel sind alle Nächte angefüllt, ohngeachtet der hohe Preis, welcher mit dem Eintritt verbunden ist, eine große Menge zurückhält. Außer diesen gibt es noch eine besondere Art Häuser, die man Bagnios nennt, und die eigentlich Bäder seyn sollten; ihre wahre Bestimmung aber ist, Personen beiderlei Geschlechts Vergnügungen zu verschaffen. Diese Häuser sind prächtig, ja manche fürstlich meublirt. Alles, was die Sinne nur reizen kann, ist entweder vorhanden oder wird verschafft. Es wohnen nie Mädchen in denselben, sondern diese werden auf Verlangen in Portechaisen geholt. Keine als solche, die sich durch Ton, Kleidung und Reize auszeichnen, haben die Ehre, daher sie auch ihre Addressen zu Hunderten den Bagnios zusenden, um sich zu empfehlen. Ein Mädchen, die geholt wird und nicht gefällt, wird ohne Geschenk wieder zurückgeschickt. Alte und entnervte Personen werden hier auf Verlangen mit Ruthen bedient, wozu alle Anstalten getroffen sind.

Zum Beweis der unverzeihlichen Schlafsucht der Londoner Polizei bei dem zügellosen Hang zu Ausschweifungen können die Namenverzeichnisse der öffentlichen Dienerinnen der Venus angeführt werden, welche die Tavernen-Wirthe drucken lassen, worin sie Gesichtsbildung, Gestalt, Manieren, Talente u. s. w. der Mädchen, die ihr Haus besuchen, wie sich denken läßt, sehr

partheiisch beschreiben. Eine solche List of Ladies wird so begierig gekauft, daß eine Auflage von acht bis zehn tausend Exemplaren in wenigen Tagen vergriffen ist.

Der Abscheu der Engländer gegen die Pederastie ist bei ihrem entschiedenen Hange zum Genuß der Weiber so groß, daß selbst das Volk in seiner öffentlichen Rache einer solchen Brutalität keine Grenzen kennt. Nach den Gesetzen steht die Pilori und die Gefängnißstrafe von einigen Jahren darauf, wenn nur ein Versuch geschehen ist; auf die wirklich begangene That aber ist der Galgen gesetzt. Diese Bestrafungen sind aber sehr selten, nicht wegen der geringen Anzahl der dasigen Pederasten, sondern weil sie bei Befriedigung ihres Geschmacks die größte Vorsicht gebrauchen. Dagegen ist man nachsichtsvoller gegen die Ueppigkeit solcher Frauenzimmer, die dem männlichen Geschlechtsgenuß entsagen und ihre Wollust mit ihres Gleichen befriedigen. Solche Tribaden formiren auch kleine Societäten, die man Alexandrinische Gesellschaften heißt.

Spanien.

Unter Spaniens verdorbenem Staatsruder schlummern die Bewohner seiner paradiesischen Gegenden in Faulheit und Schwelgerei. Weder Ackerbau noch Handlung, noch andere anziehende Beschäftigungen zerstreuen die Verdrossenheit des Spaniers und geben seinem Geiste Thätigkeit und Aufschwung. Wenn bei einem solchen Volke und unter einem solchen Klima eine korrupte Religion dem Hang zur Sinnlichkeit reiche Nahrung gibt, wenn man überdieß in diesem Volke das Bild des alten Rittergeistes verewigt findet; so darf es uns nicht wundern, hier die Liebe als ein so ernsthaftes Geschäft behandelt zu sehen, als wir sie bei keinem einzigen Volke dieses Erdtheils finden. Während daß der kalkulirende Britte oder der beschäftigte Franzose, von seiner Tagesarbeit entlastet, zu einem hübschen Mädchen hinauf steigt, um den Rest des Abends mit ihr und einigen Freunden angenehm zu verbringen, schleicht der Spanier vor dem Fenster seiner Schönen herum, kratzt auf der Guitarre und seufzt ein zärtliches Liedchen. Bewegt sich irgend ein

Vorhang, oder läßt sich ein kleines Händchen blicken, oder zeigt man ihm gar ein Paar schwarze feurige Augen, so ist kein Mensch auf Erden glücklicher. Eben so läßt das schöne Geschlecht in der Neigung zum Gigantischen, Abenteuerlichen und Romanhaften, in dem Hang für Schwierigkeiten und in der Art, den Geliebten zu strafen, zu belohnen, die Haltung des alten Rittergeistes blicken. — Aber die unter einem heißen wollüstigen Himmelsstrich lebende Spanierin kann unmöglich ihren Liebhaber so lange schmachten lassen, als die kältere nordische Jungfrau. Die Bedürfnisse des spanischen Liebhabers erstrecken sich über Kuß und Händedruck hinaus; das erste Gesetz der Liebe ist — Genuß. Die Prätensionen der spanischen Schönen auf unwandelbare Treue machen einen zu großen Theil ihres Glücks aus, und sie wissen zu gut, daß sie auf diesen ohne jenen Genuß nicht rechnen können, als daß sie erst nach langem Ausharren den Minnesold geben sollten. Ja, die Spanierin selbst würde sich einen andern Liebhaber suchen, wenn der jetzige nicht Feuer genug hätte, alles zu fordern, was sie nur geben kann. Ein Romanschreiber oder Schauspieldichter, wenn er anders sein Glück an der Toilette der Damen machen will, muß daher, sobald er seine Liebenden zusammen gebracht hat, den Vorhang niederfallen lassen, denn nach dem Geschmack der spanischen Weiber ist nichts unnützer und unausstehlicher, als die langen zärtlichen Dialogen eines liebenden Paars. Ihre feurige, dem Genuß zu schnell zuvoreilende Phantasie läßt zu feinen Empfindungen keinen Raum, und ihre Erwartung sinkt plötzlich da, wo sie bei andern Nationen gespannt wird. Was daher in unserm Norden Laster ist, macht der Süd zur Tugend. Nur Untreue nach dem Genusse ist wider Gewissen und Pflicht. Eben so glühend als der Spanier seine Gebieterin liebt, wird er wieder geliebt. Beide sind der größten Aufopferungen, der gewagtesten Unternehmungen fähig, wenn es auf die Heiligkeit ihrer Schwüre ankommt. Kein europäisches Weib gibt so leicht alles, Ehre, Familie, Reichthum und Bequemlichkeiten hin, um ihre Leidenschaft zu befriedigen, als eine Spanierin. — Das Gewissen einer spanischen

Frau ist gefällig genug, ihr einen Liebhaber, selbst neben dem Gemahl, zu erlauben; aber mehrere zugleich zu begünstigen oder ohne hinreichende Ursache zu wechseln, ist das größte Verbrechen. Die glücklichen Sterblichen, die die schönen Spanierinnen zu fesseln der Mühe werth achten, heißen Kortejos, sie sind weniger uneigennützig, als die italiènischen Cicisbeen. Indeß der Mann sich mit seinen Geschäften zerstreut, läßt sich die Frau Gemahlin von einem Kortejo unterhalten. Man fordert von ihm völlige Aufopferung; er muß seine Huldgöttin zum Spaziergange, zum Schauspiele, sogar bis an den Beichtstuhl begleiten.

Vergehungen in der Wollust und Weichlichkeit können sich mit keiner Religion so leicht abfinden, als mit der römischen, und dieser Vorzug gebührt ihr in keinem Lande mehr als in Spanien. Außer daß ihr Luxus und Reichthum an Ceremonie und äußere Pracht mit verdoppelter Macht auf die glühende Phantasie wirkt, ist sie die gefälligste Dienerin, das Gewissen eines jeden zu beruhigen. Der Beichtstuhl wäscht alle Schulden ab, und gewisse kleine Temperamentsschwachheiten scheinen nur darum zu Sünden gemacht zu seyn, daß man sie darin vergeben könne. In den ihr geweiheten Tempeln finden Verliebte Gelegenheit zu ihren Zusammenkünften. Man kniet vertraulich neben einander und spricht aus dem Gebetbuch über Rendezvous. Die Kirchen haben mehrere Thüren, und oft läßt eine wohlverschleierte Dame vom ersten Range ihren Pagen am Eingange zurück, während sie durch eine andere Thüre hinausgeht. —

Das Ohr der Spanierin ist eben so wenig schamhaft und delikat, als ihre Phantasie rein. Sie verzeihen gern Zweideutigkeiten, Spielereien des Witzes, und Gemälde, woran die Sittsamkeit in andern Ländern erröthen würde. Die freie Art, womit sie sich über gewisse Dinge sogar im Detail äußern, ohne sie auch nur in einen dünnen Flor zu hüllen, müssen einen Fremden, der es gewohnt ist, von so etwas nur versteckt zu sprechen, in Erstaunen setzen. Die nächste Ursache dieser Schamlosigkeit im Konversationstone scheint in einer gänzlich vernachläßigten Erziehung zu liegen. Diese ist fast ganz, selbst in

den angesehensten Häusern, den Dienstboten überlassen, in deren Gesellschaft die Jugend bei ihrer noch zu wenig imponirenden Würde mit den ungezogensten Redensarten schon früh vertraut wird. Eine Menge von Sagen und Mährchen abenteuerlicher Begebenheiten gehen überall von Ohr zu Ohr, und füllen den Kopf einer jungen Spanierin mit so viel Liebe, daß sich alle ihre Ideen um diesen einzigen Punkt kreisen. Ihre von Zoten ertönenden Schauspiele, ihre Musik, ihre Lieder, ihre Tänze, die etwas mehr als Wollust athmen und den Zuschauer gar nichts mehr zu errathen übrig lassen, geben vollends ihrem Hang zur sinnlichen Liebe ein überwiegendes Gewicht. Man kann sich keine ausdrucksvollere Einladung zur Wollust denken, als in jenem berühmten Nationaltanz, dem Fandango, herrscht, den besonders die Andalusierinnen mit einem hinreißenden Zauber tanzen. Ein Ausländer mag bei dessen Anblick erröthen oder sich ärgern, er vermag nichts gegen seinen unwiderstehlichen Reiz. Der Fandango nimmt nach den Orten, wo er getanzt wird, verschiedene Charaktere an. Das Volk verlangt ihn oft von den Schauspielern, und er beschließt fast immer die Privatbälle. In diesen Fällen drückt er seine Absicht nur obenhin aus. Allein wenn eine kleine Gesellschaft sich damit vergnügen will, so wird auf alle Bedenklichkeiten Verzicht gethan. Das Blut des Jünglings und des Mädchens entglühet dann von Wollust, und die abgestumpften Sinne des Greises empfangen neues Leben. Der Fandango wird immer nur von zwei Personen getanzt, die sich niemals mit der Hand berühren. Wenn man aber sieht, mit welchen verführerischen Lockungen sie sich einladen, wie sie sich einander allmälig nähern und wieder entfernen, wie die Tänzerin in dem Augenblicke, da sie in schmachtende Wollust hinzusinken scheint, plötzlich von neuem erwacht, dem Sieger entschlüpft; wie dieser sie, und sie dann ihn verfolgt, wie sich die verschiedenen Empfindungen, die sie beide durchglühen, in all ihren Blicken, Geberden, Stellungen und in der ganzen Haltung ihres Körpers ausdrücken, — wenn auch der strengste Moralist dies alles sieht, so müssen ihm unwillkührlich seine Sinne zerrinnen. Die Zu-

schauer, denen Alter oder Stand, Würde und Gravität befiehlt, können sich kaum enthalten, ihn mitzumachen. Ein Beispiel von seiner alles besiegenden Macht gibt folgender Vorfall. Der römische Hof ward einst verdrüßlich darüber, daß man in einem der Reinigkeit seines Glaubens wegen bekannten Lande nicht schon lange den gottlosen Fandango abgeschafft habe; er beschloß, denselben förmlich in den Bann zu thun. Ein Konsistorium versammelt sich und der Prozeß des Fandango wird in den Weg Rechtens eingeleitet. Schon soll ihm der Bannfluch zuerkannt werden, als auf einmal einer von den Richtern sich gravitätisch erhebt und die Bemerkung macht: man müsse keinen Verbrecher ungehört verurtheilen. Das Kollegium billigt diese Erinnerung. Sogleich erscheint ein spanisches Paar unter einer zauberischen Musik, die Grazien des Fandango seinen Richtern zu zeigen. Die Strenge der Archonten hält diesen Beweis nicht aus. Ihre finstern Gesichter erheitern sich, sie stehen von ihren Sitzen auf, ihre Knien und Arme bekommen ihre Jugendkraft wieder, der Saal des Konsistoriums wird ein — Tanzsaal, alles tanzt mit, und der Fandango wird — losgesprochen. Nach einem solchen Triumphe kann man wohl denken, daß er jetzt alle Vorwürfe der Sittsamkeit verlacht. —

Das öffentliche Freudengewerbe der paphischen Göttin ist zwar in Madrid nicht privilegirt und wird auch nicht mit der Schamlosigkeit wie in andern Ländern getrieben. Ihre Priesterinnen dürfen, so wie alles zu Fuß gehende Frauenvolk, nicht anders als in weißen Schleiern erscheinen, und müssen stets eine alte Begleiterin bei sich haben. Die Polizei gestattet ihnen keine öffentliche Tempel, nöthigt sie, solche im Verborgenen anzulegen, und verfolgt oft die feile Wollust bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel. Der Nationalhang zur sinnlichen Liebe, die Menge der Cölibatärs, worunter besonders die Gardes du Korps, die alle unverheirathet bleiben müssen, machen indeß die Existenz der Buhlerinnen nothwendig. Während der Spanier mit einer solchen seine Schäferstunde hält, läßt er seinen Degen vor der Thüre stehen, zum Beweis, daß die Vakanz besetzt ist. — Die galanten Krankheiten sind in

Madrid sehr gewöhnlich, und es ist hier, außer andern Hospitälern, das Krankenhaus der barmherzigen Brüder ganz eigentlich für diese Krankheit bestimmt.

Ich hätte beinahe dieses Gemälde geschlossen, ohne von der reizenden Gestalt des spanischen Frauenzimmers etwas gesagt zu haben. Wer nur Geschmack an dem blendendweißen Teint der nordischen Schönen findet, der muß in Spanien seine Göttin nicht suchen, wer aber einen Sinn für jene zauberische Grazie hat, die aus der ganzen Haltung des Körpers, aus dem Gange und aus allen Bewegungen hervorblickt; — wer einen fein und schlank gebildeten und trotz einer gewissen Magerkeit zur Wollust gebauten Körper zu schätzen weiß, und gegen ein Paar große, schwarze, schmachtende, das ganze Feuer der Seele ausdrückende Augen nicht gleichgültig ist, der wird gewiß nicht mit unverwundetem Herzen aus den Kreisen der spanischen Schönen zurückkehren. — Die Reize einer schönen Spanierin haben der Toilette wenig zu verdanken; sie schminkt ihr Gesicht nie mit einem geborgten Teint, und ersetzt die Farbe nicht, die ihr die Natur versagte, indem sie sie unter einer brennenden Zone geboren werden ließ; aber sie hat ihr den Mangel einer blühenden Farbe durch hundert andere Annehmlichkeiten vergütet.

Frankreich.

Nie sah die Welt den Despotismus mit einem so hohen Grade von Kultur vereinigt, als in Frankreich; — aber auch nie sah man in neuern Zeiten eine Nation auf einer höheren Stufe der raffinirten Immoralität als die französische. — Die ungeheure Masse von Thorheit und Laster legte der Revolution das furchtbarste Hinderniß in den Weg, und wäre allein hinreichend, das Mißlingen derselben vollkommen begreiflich zu machen. Allein weder die Weisheit noch die Thorheit einer Nationalversammlung hat den in Lüsten erschlafften hohen Klerus und den mark- und hirnlosen Adel vernichtet, sondern die tiefe Lasterhaftigkeit, die gänzliche Unfähigkeit dieser beiden Gesammtheiten hat sie gestürzt *).

*) Fehlte noch ein Beweis, zu welchem Uebermaaße von Verderbniß das alte Regierungssystem die vornehmsten Klassen

Statt die französische Staatsumwälzung als das Resultat der menschlichen Klugheit anzusehen, ist sie vielmehr ein Werk der Gerechtigkeit der Natur; und diese wählt oft selbst das verächtlichste Werkzeug, ihre unergründlichen Gerichte zu vollstrecken und die Rächerin der beleidigten Menschheit zu seyn. Ein solcher, siecher, seiner Auflösung nahe gebrachter Staatskörper konnte nicht durch gewöhnliche Mittel hergestellt werden; er bedurfte einer schauderhaften Kur. Die Menschlichkeit bot den Balsam der Reform dar; allein die Vernunft erklärte den Schaden für unheilbar, und bei diesem Ausspruch schwang sie das tödtende Schwert und begann den furchtbaren Kampf. —

Alle großen Städte in Frankreich waren mehr oder weniger durch Schwelgerei entnervt und Paris ein Pfuhl von Lastern und Gräueln, vor denen die Menschheit schaudert. Wenn die ungeheure Menschenmasse in dieser Stadt plötzlich innerhalb wenig Tagen den Grundsätzen der Vernunft gehorchte, so war es nicht möglich, sie eben so schnell, wie durch einen Zauberschlag, den Grundsätzen der Moral zu unterwerfen. — Die Quellen einer allgemeinen Verderbtheit, die Spuren jener Krebssäule des schwelgenden Despotismus liegen zu tief in dem moralischen Charakter der Nation; als daß sie solche bei fortdauernder Krisis, bei aller Anstrengung ihrer politischen Kräfte, zu vertilgen vermöchte. Erziehung allein nähert den Menschen dem Ziele seiner Bestimmung, aber die Früchte von dieser sind nicht das Werk eines Augenblicks; Jahre in dem Leben eines einzelnen Menschen sind bei einer ganzen Nation nur Augenblicke. — Wo Luxus und Ueppigkeit ihr schleichendes Gift in

der bürgerlichen Gesellschaft gebracht habe: wo wäre er überzeugender, als in dem Betragen der ausgewanderten Prinzen und ihrer Anhänger in Deutschland? Diese waren den größten Gefahren ausgesetzt, standen im Begriff, alles, was ihnen in diesem Leben für das Theuerste galt, auf ewig zu verlieren; gleichwohl war es ihnen nicht möglich, die menus plaisirs des alten Hofs zu vergessen. Koblenz war ein kleines Versailles. Sinnlicher Genuß, kleine Serails, Intriguen, Zänkereien über Maitressen waren der Mittelpunkt, um den sich alle Beschäftigungen dieser Menschen kreißten, bei denen alles zu verlieren auf dem Spiel stand.

alle Adern des Staatskörpers verbreiten, da muß eine Nation allmählig in die tiefste Sittenverderbniß versinken, da nehmen die Männer die Weichlichkeit der Weiber, und die Weiber die Frechheit der Männer an. Athen, Sparta, Rom und unser verfeinertes Jahrhundert stellen uns hiervon das Beispiel auf.

Das Gemälde der Damen nach der großen Welt sieht sich, einige kleine Nüancen abgerechnet, in allen civilisirten Reichen von Europa so ziemlich ähnlich. Die erste Kunst unserer Weiber ist die große Kunst des Putzes, das erste Talent, das Talent zu gefallen; alle übrigen sind nur Nebendinge und werden wie Kleinigkeiten behandelt. Sich an der Toilette schmücken, einige Stunden am Spiegel üben, seine Wenigkeit kraftlos herumschleppen, die Zerstreute spielen, alle Vergnügungen kosten und keines genießen, einen Moderoman durchblättern, — darin bestehen die Beschäftigungen unserer Damen von Stande und Erziehung. Sie kennen die Liebe nicht, welche Herzen, sondern nur die, welche Körper vereinigt. Immer voll Leidenschaft und ohne Empfindung, stets mit glühender Einbildungskraft und kaltem Herzen, flößen sie statt Liebe Begierden, statt Zärtlichkeit Wollust ein. Indem sie bald schmeicheln, bald liebkosen, bald abschlagen, bald ihre Anreizungen verstärken, verstehen sie die Lebhaftigkeit ihrer Pläne zu verbergen; in dem Augenblick, wo das Feuer ihrer eigenen Begierden sie hinreißt, geben sie ihren Gunstbezeugungen noch das Ansehen von Gefälligkeit und Aufopferung. Sie halten sich für starke Geister, weil sie über ihre Laster lachen können, für zärtlich, weil sie galant sind, dem Scheine nach für geachtet, weil man sie ihres Einflusses wegen fürchtet, und sie selbst in den Seelen nicht alle die Verachtung lesen können, die sie einflößen. Man hört sie, sich über Mangel an Tugend bei Männer beklagen, und doch schätzen sie nichts weniger als ihr Daseyn. Sie werfen sich einem Manne in die Arme, nicht um die Süßigkeiten, — sondern die Freiheiten der Ehe zu genießen. Im Schooße ihrer Familie ist den Empfindungen der Natur kein Zugang geöffnet. Aber öffentlich vergessen sie nicht, ihren Männern Liebkosungen zu beweisen, um bei andern ge-

üble Behandlung, durch Treulosigkeit hintergangene Liebe, und endlich die teuflischen Künste alter Matronen sind auch hier, wie überall, die Ursachen von dem Falle des größeren Theiles dieser Unglücklichen.

Die verschiedenen Wege, welche jene ungeheure Anzahl von käuflichen Weibern in Paris betritt, ihren Zweck zu erreichen, bestimmen mehrere Klassen, und diese wieder Unterabtheilungen, die sich alle im Auge des Kenners durch ein charakteristisches Gepräge von einander unterscheiden.

Die erste Klasse sind die verheiratheten Damen vom hohen, mittleren und niederen Stande, die sich aus Eigennutz oder Ehrgeiz mit Großen und andern Personen einlassen, oder einen Freund vom Hause bei der Hand haben, der die Kosten zu Bestreitung ihres Luxus, ihres Aufwands und ihrer Launen hergibt, und den sie durch Gefälligkeiten bezahlen. Ihre Ausschweifungen werden von den Ehemännern geduldet, weil diese entnervt sind oder ihnen ein Recht zu gleichen Freiheiten geben, oder weil sie niederträchtig genug sind, die Beute mit ihren Weibern zu theilen. Einige dieser Damen wissen sich einen gewissen Kredit zu verschaffen, den sie gewöhnlich an Leute verkaufen, die niedrig genug sind, sich an sie zu wenden, um irgend eine Gnade zu erhalten.

Die zweite Klasse enthält diejenigen, welche die Wollust noch nicht zu einem Gewerbe machen, sondern nur Besuche von sehr vornehmen und reichen Herren annehmen. Diese Gattung füllt gewöhnlich das Theater und besonders die Oper aus ihrer Mitte. Ihre Gunstbezeugungen haben verschiedene Taxen, die sich nach den Theatern, wo sie auftreten, und nach den Rollen richten, die sie spielen.

Diejenigen, welche blos von dem Erwerbe ihrer Reizungen und zwar auf einem sehr glänzenden Fuße leben, machen die dritte Klasse aus*). Ein solches Mädchen

*) Die Damen aus diesem Orden heißen in Paris Femmes du monde. Man könnte sie im Deutschen Allerweltsweiber oder Mädchen nennen, wenn es nicht possierlich klänge. Filles braucht man nur noch von der gemeinsten Klasse, und fille de joie ist nicht mehr Mode.

bewohnt gewöhnlich ein Logis von drei, vier bis fünf Zimmern. Sie nimmt eine häßliche Freundin oder eine Matrone zu sich, die ihrer Gnade leben, sie auf der Promenade begleiten, sie anziehen, ihre Haushaltung, Wäsche u. dergl. besorgen muß. Sie hält sich eine Magd, einen oder zwei Bediente und einen Jokei, der meist ein junger Neger ist. In den geringern Spektakeln läßt sie sich selten sehen, sondern meistens in der Oper, im Théâtre français oder Italien, wohin sie in einer Remise fährt, die sie auch wieder abholt. Ihre Zimmer sind prächtig und im neuesten Geschmack meublirt, ihre Betten haben seidene Decken, Polster und Vorhänge; ihre Uhren sind golden, ihre Ringe, Armbänder und übrige Nippes ächt, ihre Toilette geschmackvoll bestellt, ihre Garderobe, Wäsche fein, prächtig und neu. Das Ganze kostet ihr jährlich fünfzig tausend Livres oder 12,500 Rthlr., die sie sich entweder durch sichere regelmäßige Kunden oder als eine Entretenue erwirbt.

Im ersten Falle ist sie mit ihren Liebhabern über den Preis ihrer Gunst einverstanden. Gewöhnlich läßt sie sich für den Besuch einen Louisd'or, oder zwei, drei, vier bis sechs bezahlen, je nachdem er lange dauert und man gewöhnliche Gefälligkeiten von ihr fordert. Will man eine angenehme Landpartie oder Promenade, ein lustiges Mittags- oder Abendessen, eine heitere Spielpartie haben; so bittet man sie um einen Tag oder Mittag, oder Abend, und wiederum, je nachdem sie Zeit oder Mühe, oder beides zugleich aufgewandt hat, steckt man ihr ein Geschenk in die Tasche, oder wohin man sonst will, nur immer mit Achtung, Schonung und Großmuth, sonst wird es einem verächtlich vor die Füße fliegen.

Im zweiten Falle überläßt sie sich auch Wochen, Monate oder Vierteljahre an Einen, und kommt mit ihm über das, was er für sie thun soll, überein. Die ehemaligen Vornehmen in Paris hielten sich Mätressen mehr aus Staat und Prahlerei, als aus Geschmack und Neigung, und dies war nach obiger Berechnung ein sehr kostbarer Luxus. Sie kostet ihrem ausgemergelten Galan, dem seine Kräfte ihren Genuß versagen, mehr als in

der Türkei einem nervösen Pascha sein ganzes zahlreiches Serail, das er sehr gut zu benutzen weiß. Ein solcher Thor, der sich zu Grunde richtet, um die Eitelkeit, die Grillen und Launen einer Courtisane zu befriedigen, hat den Kummer, zu sehn, daß seine Geliebte an ihren Mignon mit der einen Hand die Geschenke wegwirft, die sie mit der andern von einem ihr verhaßten Liebhaber empfängt. Oft hat sie die Großmuth, einem Entreteneur, der ihr gefällt, treu zu bleiben, so lange er selbst die Bedingungen erfüllt, und nicht minder selten unterhält sie ihn, wenn er durch sie alles verschwendet hat, schenkt ihm ihre Freundschaft und ihren Umgang, gehört aber in allem übrigen wieder dem Publikum. Zuweilen machen diese Mädchen mit dem, der sie unterhält, eine Wirthschaft aus, sie werden in guten Gesellschaften gelitten, und man macht gar kein Geheimniß aus ihrer wilden Ehe. Sie nennt ihren Freund gewöhnlich mon amant, und fremde Personen bedienen sich gegen beide zuweilen der Worte: epouse, mari.

Es hat zu allen Zeiten Mädchen in dieser Klasse gegeben, die sich durch Schönheit und Grazie, durch feine Erziehung und Talente ausgezeichnet, die durch kluge Vorsicht ihre Ansprüche lange Zeit gesichert und sich oft zu glänzenden Stufen emporgeschwungen haben. Es ist nicht selten geschehen, daß reiche Fremde ihre Eltern oder Verwandte mit einer Braut aus diesem Orden überrascht haben.

Die vierte Klasse besteht aus Bürgermädchen, Arbeiterinnen, Putzmacherinnen oder Ladenmädchen, die, wenn ihre Tagarbeit vollendet ist, den Abend bei übelberüchtigten Matronen zubringen. Die Allgemeinheit des Luxus ist die einzige Ursache, daß diese Frauenzimmer von ihren Reizungen Gewinn ziehen. Ihr Erwerb bringt ihnen nur so viel ein, als sie zur Leibesnahrung und Nothdurft brauchen; sie suchen daher des Abends noch etwas zu verdienen, um den Aufwand im Putz zu bestreiten, den der Luxus aller Stände zum wirklichen Bedürfnisse macht. Der weite Umfang von Paris liefert ihnen tausend Gelegenheiten, vor den Augen ihrer Verwandten und Bekannten ihre Aufführung zu verbergen;

ihre Ausschweifungen verlieren sich im Chaos der ungeheuren Stadt, sie behalten den äußeren Anschein von Zucht und Ehrbarkeit bei, und treffen oft so gute Heirathen, als ob sie immer als Vestalinnen gelebt hätten.

Die fünfte Klasse begreift die öffentlichen Mädchen, die in möblirten Zimmern allein wohnen, oder eine ältere Freundin bei sich haben, welche für ihre Subsistenz sorgt und der sie gewöhnlich schuldig sind. Sie machen berüchtigten Matronen ihre Addressen bekannt, die sie in Modehändlerinnen, Näherinnen oder frisch angekommene Landmädchen verkleiden, je nachdem es der Geschmack oder die Grille des Liebhabers verlangt. Auf den Promenaden sind sie nicht zudringlich, reden Niemand an, und geben nur denen den Arm hin, deren Äußeres einen gewissen Stand oder Wohlhabenheit ankündigt. Sie werden auch häufig unterhalten und machen Land- und Tischparthien. Am Ende ihrer Laufbahn, wenn der Frühling ihrer Reize verblüht ist und sie dem Spital glücklich entronnen sind, suchen sie der Dürftigkeit dadurch auszuweichen, daß sie den ehrenvollen Posten einer Vorsteherin irgend eines Tempels der paphischen Göttin annehmen, oder sich als Maquoreuse gebrauchen lassen.

Die Mädchen in den Serails oder in den Muhmenhäusern, wie sie ehemals in Deutschland hießen, formiren die sechste Klasse. Diese werden Par entreprise von einer Matrone gehalten, die sie Bonne nennen, der sie bald leibeigen werden und für die sie mehr als für sich arbeiten müssen. Eine andere, zu dieser Klasse gehörige Gattung von gemeinen Dirnen wohnt in Chambres garnies. Diese müssen jeden Abend ihren Miethzins bezahlen, wenn sie nicht augenblicklich aus dem Hause gejagt werden wollen. Sie besuchen sehr häufig das Théâtre des petits Comediens, wo man sie oft mit ihren Nachbarn in so schamlosen und vertraulichen Attituden erblickt, daß dieses Theater von ehrliebenden Männern und Frauen wenig mehr besucht wird. Die ganze Klasse ist ohne Erziehung, Talente und Geschmack, und dient nur zur Befriedigung einer groben augenblicklichen Wollust. Ihre Begünstigung schlagen sie von sechs bis zu zwölf Livres an.

In der siebenten Klasse endlich befinden sich die Gassenmädchen, oder Aufleserinnen, Grisetes, Impures. Sie streichen des Abends auf der Straße herum und bieten mit vieler Beredtsamkeit die geheimen Freuden an, die sie gewähren wollen, oder sie stehen an den Thüren oder in den Fenstern ihrer Wohnungen und locken die Vorübergehenden herbei. Es gibt ihrer von verschiedener Art, nämlich, die sich entweder auflesen lassen, oder die selbst für Rechnung einer Matrone auflesen. Sie sind gezwungen, den Gewinn mit ihr zu theilen, und ihr überdies täglich drei bis vier Franken für Wohnung und Kost zu zahlen, und außerdem noch von ihrem Antheil zwei Sols von jedem Livre der Magd. Andere suchen durch ihre Gesellschafterinnen oder durch sich selbst Kunden auf der Gasse zusammen zu treiben, die sie für eigene Rechnung auf ihr Zimmer führen. In eben diese Klasse gehören auch die verschämten Aufleserinnen, die dies Gewerbe theils aus dringender Noth, theils etwas nebenher zu haben, treiben. Diese halten sich nicht in Gassen, in den Alleen und Promenaden auf; sie besuchen die abgelegenen Alleen und Boskette, und wenden sich nie an junge Leute, sondern meistentheils an Personen von einem gewissen Alter. Sie haben das Kostume und den Ton der Anständigkeit, sind nicht geschminkt, und in schwarze Mäntel und große Kappen verhüllt; sie geben schwer sich Preis, und werden fast immer durch die Furcht vor einer Krankheit abgeschreckt, wo es ihnen an Mitteln fehlen würde, sich heilen zu lassen.

Die unterste Klasse dieser barmherzigen Schwestern ist sich überall gleich. Ihr Gewerbe ist so schamlos und so ekelhaft, daß selbst Petrons Pinsel ihre Schilderung nicht wagen würde.

In den drei letzten Klassen findet man von der physikalischen Seite die nieblichsten und hübschesten Geschöpfe, und von der moralischen das, was am wenigsten Verachtung verdient. Hier trifft man oft Witz, Grazie, Naivetät, Treuherzigkeit, Güte des Herzens und Großmuth an; man findet unglückliche Mädchen, die durch Widerwärtigkeiten und eine Kette von widrigen Zufällen in einen Abgrund gestürzt worden, aus

dem sie sich zu winden den aufrichtigsten Wunsch äußern. — Vielen von diesen Buhlerinnen gelingt es, sich oft aus der niedrigsten Stufe zur höchsten emporzuschwingen, und mit gleicher Schnelligkeit sieht man andere von dieser zur tiefsten herabsinken.

Wenn die Schamhaftigkeit bei den französischen Damen überhaupt eine so schwache und feige Wache ihrer Keuschheit ist, daß sie bei dem ersten ernstlichen Angriff entflieht, so wird man sich leicht vorstellen können, wie weit es der Orden, wovon hier die Rede ist, in der Schamlosigkeit treibt. Die paphischen Priesterinnen vom ersten Range besuchen nicht nur Schauspiele, Opern rc., um einen Roman anzuspinnen, sondern ihn in demselben Augenblick zu beenden. Junge und alte, nach Abwechselung dürstende Wollüstlinge finden sich z. B. in den Boulevards ein und beobachten die Damen, die aus einem Fiakre oder einer Remise steigen. Gefällt eine, so geht man ihr in die Loge nach, die sie wählt, wird mit ihr bekannt, und wenn man nicht den Abend daran setzen will, hier schon vertraut, so viel es die Augen der andern in der Loge erlauben, und die erlauben — viel.

Verachtung und Unwissenheit guter Sitten bringen überall gleiche Wirkungen hervor; wenn der vornehme Pöbel aus falscher Erziehung tugendleer ist, so ist es der niedrige aus Mangel derselben. Noch im April 1791 existirte im Palaisroyal ein öffentliches Theater, wo ein sogenannter Wilder und eine Wilde ganz im Stande der Natur vor den Augen eines zahlreichen Publikums beiderlei Geschlechts das Werk der Begattung vollzogen. Der Friedensrichter ließ endlich die beiden Akteurs vorfordern, und da fand es sich, daß der Wilde ein Kerl aus der Vorstadt St. Antoine und die Wilde eine gemeine Hure war, die sich sehr ansehnliche Summen Geldes von den neugierigen Zuschauern auf diese Art verdient hätten. —

Die Kunst, das Leben zu versüßen, ist nicht das einzige Verdienst jener würdigen Matronen; sie verstehen auch die Kunst, das Leben zu verlängern. Eine solche Wiederherstellerin entkräfteter Wollüstlinge unter-

hält mehr als vierzig Mädchen, die in der ersten Blüthe ihres Alters und von der vollkommensten Gesundheit seyn müssen, welche man ihnen durch den Genuß ausgewählter Speisen und durch tägliche Bewegung zu erhalten sucht. Zu der Kur eines einzigen Mannes werden sechs Mädchen, die Sunamitinnen*) genannt werden, erfordert. Das erstemal ist die Matrone selbst gegenwärtig. Sie läßt den Patienten in ein aromatisches Bad steigen, reibt und reinigt seinen Körper so lange mit der Hand, bis aller Schmutz weggenommen ist. Dann legt sie ihm einen tüchtigen Maulkorb an, führt ihn zu Bette, und legt ihm auf jeder Seite eine Sunamitin zu, deren Haut die seinige berührt. Ein Mädchen kann diesen Dienst nur acht Nächte hintereinander versehen. Dann lösen ein Paar frische sie ab, und die beiden ersten ruhen aus, baden sich die zwei ersten Tage, und vergnügen sich vierzehn Tage lang, bis die Reihe wieder an sie kommt. Der Alte muß nicht nur das dienstthuende, sondern auch die sich ausruhenden Mädchen bezahlen; dies beträgt für jede Nacht drei Louisd'or. Jedes Mädchen bekommt sechs Livres; und die Matrone behält die zwölf übrigen für sich. Man gibt sorgfältig Acht, daß die jungfräuliche Keuschheit dieser Sunamitinnen unangetastet bleibt. Geht sie verloren, so würden die Lebensverlängerinnen, besonders während der Schwangerschaft, schädlich, statt nützlich seyn. Erlaubt sich der Patient den Genuß eines solchen Mädchens, so würde er sich nicht allein sehr schaden, sondern auch eine beträchtliche Summe verlieren, die er gleich Anfangs in die Hände der Wiederherstellerin niederlegen muß. Ein Mädchen dient zu diesem Gebrauche drei Jahr, von dem Zeitpunkt an gerechnet, wo sie mannbar wird. Später würde sie den Greis dominiren und seine Ausflüsse zurückstoßen, statt durch ihre Einflüsse auf ihn zu wirken. Und wäre sie eine von seinen ehemaligen Sunamitinnen, so würde sie ihm die verderbten Auswurfsflüssigkeiten zurückgeben, die sie von ihm empfangen hatte. Ein Mädchen, das täglich gebraucht wird, kann höchstens ein Jahr tauglich bleiben. Die Periode des sunamitischen Dien-

*) Von der bekannten Beischläferin des Königs Davids.

stes ist gleichsam das Noviziat zu Orden der Buhlerinnen; ist jene vorüber, so werden sie in diesen eingeweiht.

Weichliche, üppige Lebensart, Gelegenheit, sich jede Art von Wollust mit Leichtigkeit zu verschaffen, übersättigt früh den schwelgerischen Stadtbewohner, macht ihm den Geschlechtsgenuß innerhalb den Grenzen der Natur gleichgültig und minder gesucht; die Furcht vor ansteckenden Krankheiten verwandelt diese Gleichgültigkeit bald in Abneigung; bei manchen die Begierde, keine Art von Genuß unversucht zu lassen, bei andern ein korrupter Geschmack an schönen Formen, und das Ungeheuer der Natur, die Pederastie, hebt aus dem lasterhaften Schlamm ihr scheußliches Haupt empor. Dieses Scheusal der Menschheit verbirgt sich unter dem Gewand einer entgegen kommenden Gefälligkeit; in seinem Tone herrscht bald eine süße, lockende, bald eine neckende Schmeichelei, in der Geschmeidigkeit seiner Manieren, in der Gewandheit zu überreden hat es die höchste Vollkommenheit erreicht, und ist desto gefährlicher für den unschuldigen, nichts Arges wähnenden Jüngling, den es unwiderstehlich an sich zieht. Sie wohnt fast in allen großen europäischen Städten, nur mit dem Unterschiede, daß sie da allgemeiner herrscht, wo Schwelgerei und heißeres Klima den Stachel der Wollust früher weckt, heftiger reizt und schneller zerstört. — In Italien gehören diese Verirrungen der menschlichen Natur zu Hause, und dessen gallische Nachbarn, besonders die Pariser, sind in und außer ihrem Vaterlande als wollüstige Freunde ihres Geschlechts berüchtigt. Aber dieser Vorwurf trifft die männliche Welt in der Hauptstadt nicht allein; die Zunft der Tribaden oder wie sie sich selbst nennen, der Vestalen, war im vorigen Jahrzehent so zahlreich und theilte ihren Mitgliedern einen solchen magischen Reiz mit, daß der Vorzug des weiblichen Geschlechts in der Theorie und Praxis aller ersinnlichen Wollüste vor dem männlichen auf immer entschieden war.

Die Vestalen hatten zu jener Zeit vorzüglich zwei Versammlungsörter in Paris. Der vornehmste war in dem Hause der Madame de F., wo die feinste Theorie der sinnlichen Empfindungen mit der ausgeartetsten, wildesten Phantasie vereinigt ward.

Die Verbündeten wurden in Postulanten oder Novizen, und in Femmes oder Geweihete eingetheilt. Alle vom Geist der Sekte ausgeschloßne Frauenzimmer hießen Profanes, und diejenigen, die sich zur Aufnahme gemeldet hatten, Desirantes. Diese wurden, wenn sie gewisse — leicht zu errathende Eigenschaften besaßen, auf folgende Art eingeweiht. Die Desirante ward in den Versammlungssaal geführt, unterdeß zwei Geweihete Wache hielten. Dieser Saal war sehr schön und hatte eine völlig runde Form. In der Mitte desselben standen vier Altäre, auf welchen das vestalische Feuer ununterbrochen brannte. Den vornehmsten Altar zierte die Büste der Sappho, als der Schutzheiligen des Tempels; neben ihr prangte der Ritter d'Eon, dessen meisterhaft gearbeitete Büste von dem berühmten Houdon verfertiget war. Rund umher an der Wand standen die Büsten der Griechinnen, deren Sappho in ihren Liedern erwähnt hat. Die Priesterinnen saßen auf kleinen Ruhebetten; auf jedem derselben eine Geweihete und eine Novize. Die erstern trugen eine feuerfarbene Levite und einen rosenfarbenen Gürtel. Zuerst würde in Beiseyn der Desirante über ihre Zulassung zu den Prüfungen gestimmt. Alsdann wird sie in einen Zustand versetzt, der den forschenden Blicken der geweiheten Kennerinnen nichts zu errathen übrig läßt. Eine der ältesten Priesterinnen liest die Uebersetzung eines lateinischen Gedichts des Johann von Nevizan vor, welches das Formular war, wonach die Untersuchungen angestellt wurden. Dies Gedicht fordert dreißig Schönheiten von einem vollkommenen Mädchen; wenn die Desirante sechszehn derselben besitzt, war sie der Aufnahme fähig. Sie wurde alsdann mit gewissen unbekannten Feierlichkeiten zur Novize geweiht und legte einen Eid ab, dem vertrauten Umgang mit dem männlichen Geschlecht gänzlich zu entsagen und sich dem Genuß reinerer und gefahrloserer Freude zu widmen. Den Beschluß der Weihe machte ein Mahl, welches durch Allegorien und Gesang unterrichtend für die Novize wurde. Die Proben für die Postulantes, welche in die höhern Klassen aufgenommen werden sollten, waren sehr schwer. Man verschloß sie in ein Kabinet, worin die mannigfal-

tigsten Gegenstände die lebhaftesten Vorstellungen an die Liebe männlichen Geschlechts rege machen konnten. Der auffallendste war jene berüchtigte römische Gottheit, die Statue des Priapus, die man in der Mitte des Kabinets in ihrer ganzen Energie aufgestellt hatte. Am Fuße dieser Statue befand sich ein Kohlfeuer von der sonderbaren Eigenschaft, daß wenn man nur einen Augenblick unterließ, es durch gewisse Materialien zu unterhalten, oder wenn man zuviel von demselben hineinthat, es sogleich verlosch. Die Novize war daher genöthiget, von diesen Materialien ununterbrochen etwas hinein zu werfen; vergaß sie dieses nur einige Minuten, indem sie beim Anschauen so vieler Gegenstände der männlichen Wollust ihrer Phantasie das kleinste Spiel einräumte, so verlosch das Feuer, und gab den Beweis ihrer Zerstreuung und Schwäche. Diese Prüfungen dauerten drei Tage. Bei der Stufenweihe der Novizen hielten die Priesterinnen Reden. Dieser Orden hatte die Ehre, Damen aus den höchsten Ständen in seiner Mitte zu sehen — Ce senat auguste sagt ein berühmter Schriftsteller: est composé des Tribades les plus renommées, et c'est dans ces assemblées que se passent des horreurs que l'ecrivain le moins délicat ne peut citer sans rougir.

Alle jene schändlichen Ausbrüche der rohen und verfeinerten Geschlechtslust haben bereits die Aufmerksamkeit der Demagogen der Republik auf sich gezogen. Besonders hat sich Chaumette durch seinen Eifer gegen diese Laster bekannt gemacht. Aus mehrern Distrikten hat man alle feile Frauen verjagt. Aber von allem diesem können die Wirkungen für jetzt nicht anders als momentan seyn. Indeß ist es wohl gewiß, daß diese Ausschweifungen nicht mehr von dem Umfange, als vor der Revolution sind, da der größte Theil der hohen luxurirenden Menschenklasse vernichtet und ausgewandert ist, und da unter andern lockenden Ursachen, sich dem Dienste der paphischen Göttin zu weihen, auch die verschwunden ist, daß die sonderbare Laune des Glücks den öffentlichen Buhlerinnen die Köpfe nicht mehr schwindlich machen wird, eines Tags das Staatsruder von Frankreich in Händen zu führen.

Italien.

Wenn Italiens heißeres Klima als eine Mitursache seiner in Faulheit und Wollust versunkenen Bewohner anzusehen ist, so muß doch der ungleich größere Antheil an diesen und andern Lastern dem Dämon der Möncherei und einer verabscheuungswürdigen Regierung zugeschrieben werden; denn diese, anstatt durch ihren Einfluß auf die Sittlichkeit der Nation die Ausrottung oder wenigstens die Verminderung des Lasters zu bewirken, bringen gerade das Gegentheil — Nahrung und Vermehrung desselben hervor. Man wird dies etwa nicht bei einem Zweig der Staatsverwaltung, sondern bei dem gesammten Regierungswesen in bürgerlicher, ökonomischer und religiöser Rücksicht gewahr. Die Gerechtigkeit ist in allen Tribunalen feil; Ackerbau, Industrie und Handel finden nicht allein keine Aufmunterung, sondern werden überall durch Fesseln, Privilegien und Druck erstickt; die Religion ist ein Gaukelspiel für die Sinne, dessen ganzer Werth für den Verehrer darin besteht, daß er sie fühlt, betastet und sieht. Man darf nur den Gottesdienst, der einer geistlichen Oper vollkommen gleicht, regelmäßig besuchen, so hat man alle Verheißungen des Himmelreichs, und kann auf Absolution für jedes Bubenstück Rechnung machen.

In keinem Reiche unsers Erdtheils ist es je einer einzigen herrschenden Kraft gelungen, alle übrige einzelne Kräfte so gewaltig an sich zu ziehen und sie allzumal zu verschlingen, als der Allmacht der dreifachen Krone. Aber die morschen Pfeiler des stolzen Vatikans sind erschüttert, seinen zerschmetternden, über den ganzen Erdkreis hingeschleuderten Blitzen ist der zwiefache Nachdruck entriffen, den ihnen die doppelte Furcht vor dem Henker und Teufel verlieh. Schüchtern wagt er seinen Arm über die engen Grenzen seines Gebiets, und schreckt nur hie und da, wo Finsterniß die Erde deckt. —

Nur Römer, Neapolitaner rc., die ihre ganze Substanzialität verloren, durch Gewohnheit, Geduld, Hoffnung und blinden Glauben eingewiegt — könnten sich glücklich träumen und die Fesseln des Despotismus küs-

sen *), während ihre gallische Nachbarn sie mit Füßen treten. —

Als Folge des Cölibats kann man im Kirchenstaat, ohne es zu übertreiben, auf Eine Mannsperson mehr als fünf Weiber rechnen. Nach diesem Mäßstab läßt sich schon die Zügellosigkeit der römischen Sitten bestimmen. — Die Ausschweifungen der Geschlechtsliebe mehrerer italienischen Nationen finden, außer in den eben angeführten allgemeinen Quellen, noch besonders in den Sitten Gelegenheit und im Cicisbeat einen weiten Spielraum.

Die Sitten der Römer, denen die der übrigen Bewohner des Kirchenstaats so ziemlich gleichen, tragen das Gepräge eines immerwährenden Strebens nach Reiz und Genuß der Sinne an sich. Der Römer verwendet alle übrige Kraft seines Daseyns, welche ihm der Schlaf übrig läßt, auf Liebe und Processionen. Nach der Mittagstafel geht er zu Bett und schläft bis sechs Uhr des Abends. Hernach thut man so viel als nichts. Es wird Nacht; alle Arbeit hat ein Ende. Männer, Weiber, Mädchen, alles läuft jetzt aus bis drei Uhr des Morgens. Man spazirt im Corso, man frequentirt die Konversationen, genießt Kollationen, besucht die Wirthshäuser und dergleichen. Jeder Abend ist ein Fest, wo Amor den Vorsitz hat. Allein dieser Amor ist keiner von den feinern; Sinnen sprechen mit Sinnen, und selten redet Herz und Phantasie mit der Phantasie und dem Herzen. Hier findet die Liebe keine Hindernisse, die sie verstärken, keine sittliche Begriffe, die sie verschönern; sie ist

*) Hier ist ein Beispiel von der feigen Sclaverei der Neapolitaner. Einer von ihren Vicekönigen liebte die Jagd. Er entdeckte auf der Insel Procida Fasanen. Sogleich ward eine Verordnung bekannt gemacht, wodurch man den Einwohnern eine allgemeine Vertilgung der Katzen anbefahl. Die Katzen wurden abgeschafft. Aber jetzt vermehrten sich die Ratten dergestalt, daß sie Kindern in der Wiege Nasen und Ohren abbissen. Was thaten nun die Eltern? Die Mütter heulten, und die Väter? — beschwerten sich. Zum Glück starb der Vicekönig, und es war nicht mehr entsetzlich, auf der Insel Procida Mutter zu werden. — Darf ein Volk wohl klagen, wenn es die Niederträchtigkeit weiter treibt, als der Fürst die Tyrannei? —

weiter nichts als Zeitvertreib oder Laune. Vergeblich sucht man bei den Weibern jene herzliche Zärtlichkeit, die den Zauber der geheimen, engen Gemeinschaft zwischen zwei Liebenden macht, jene Zärtlichkeit, deren Leiden Wolluft sind, die in Aufopferung schwelgt, durch Genuß vermehrt wird, kurz, jene sittliche Liebe, die den physischen Trieb fesselt oder beherrscht, oder wenigstens ihn verbirgt und schmückt. Die Liebe trägt hier nicht das schamhafte Gewand der nördlichen Schönen, das ihren Reiz so erhöht. Die Sprache ist ausgelassen; sagt man einem Weibe etwas, so sagt man ihr alles. Von Liebe reden ist bei uns eines ihrer Mysterien; bei den Römern einer der Gemeinsprüche der Unterredung, so gut wie das Wetter, die Ankunft eines Fremden u. dergl. Vor den Müttern spricht man mit ihren Töchtern von Liebe, und Mütter sprechen von Liebe vor ihren Töchtern. Die Mutter erzählt ohne Rückhalt: meine Tochter ißt und trinkt nicht, sie hat die Liebe (a l'amore), als ob sie sagte: meine Tochter hat das Fieber. Man kann den Mangel an Schamhaftigkeit, welcher sich auf mancherlei Art äußert, zum Theil mit dem Klima entschuldigen. Hierher gehört die Gewohnheit beiderlei Geschlechts, nackend zu schlafen. Mutter und Tochter entkleiden sich gemeinschaftlich, ohne daß sie in der Mittheilung ihrer Blöße eine Unanständigkeit finden. Dasselbe geschieht zwischen Vater und Sohn, zwischen Schwestern, Brüder, Bekannten und Unbekannten. Wenn diese Gewohnheit auf der einen Seite das Gute erzeugt, daß man in der Entblößung jene Gefahr nicht sieht, welche sich die geschäftige Einbildung vermuthet, so geschieht es auf der andern nicht selten, daß die Katastrophe der Biblis wiederholt wird. — Die ehrbarsten Mädchen, wenn sie arm sind, bequemen sich ohne Anstand dazu, Malern und Bildhauern Modelle abzugeben; um den bestimmten Preis und einige Erfrischungen dauern sie mit der größten Gleichgültigkeit die Zeit aus, während das forschende Auge des Künstlers auf ihren reizenden Formen weilt. — Schauspiele, Musik, Gesang und Tanz, alles athmet Liebe; und Liebe schließt alle andere Leidenschaften aus. Ihre größten Dichter, selbst Metastasio, haben sich von die-

sem Nationalgeschmack nicht losreißen können; Petrarca besang vierzig Jahre lang die schöne Gestalt und die schöne Seele seiner Laura.

Die Mönche schleichen in allen Häusern herum, wo sie schöne Frauenzimmer wittern. Ihre Liebschaften sind kein Geheimniß in Rom; sie sind so berüchtigt, daß man, um ein Frauenzimmer verächtlich zu machen, nur sagen darf: es kommen Mönche zu ihr. Daher werden sie auch in vielen Häusern abgewiesen, welche gegen ihre Ehre oder Ruhe nicht gleichgültig sind. Diese geistlichen Herren sehen sich deswegen oft genöthigt, ihre weltlichen Bedürfnisse da zu befriedigen, wo die Liebe gegen den Gewinn nicht unempfindlich ist. Der Obere des Klosters der Madonna del popolo wollte einst eine Nacht in den Armen einer feilen Schöne zubringen. Diese nahm mit dem Barighella, dem Häscherhauptmann, Abrede, den guten Pater in diesem verliebten Abenteuer zu überraschen, und versprach, den Kaufpreis seiner Freiheit mit ihm zu theilen. Der entdeckte Prior gibt in der Angst eine Banknote von 70 Scudi hin, eilte aber des andern Morgens nach der Bank St. Spirito und bittet, die ihm aus den Händen gekommene Banknote von 70 Scudi, welche die und die Kennzeichen habe, anzuhalten, und solche ihm, als dem Eigenthümer, zuzustellen. Der Barighella erscheint, um sein erbeutetes Papier in Münze zu verwandeln. Man fragt ihn, wie er zu dessen Besitz gekommen sey, und sagt, daß sich bereits der rechtmäßige Eigenthümer dazu gemeldet habe; der Barighella erschrickt, macht einige Entschuldigungen und verschwindet. — Um dergleichen Prellereien zu vermeiden und kein Aufsehen zu machen, halten es daher andere geistlichen Herren, Kardinäle und Prälaten am klügsten und am bequemsten, sich ein Mädchen zu wählen, solches an einen ihrer Bedienten zu verheirathen, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß das von ihrem vertrauten Tete a Tete unzertrennliche Geschäft unter der Firma seines Namens getrieben werde. Manche sind so eigensinnig oder gewissenhaft, daß sie den bürgerlichen Ehemann unter einem Eidschwur verbinden, sich nie der Gelegenheit zu bedienen, den leiblichen Gatten zu spielen. Dergleichen Ehen

liere servente zu behalten; sie gibt ihm den Abschied, sobald sein Beutel erschöpft, oder sie nicht mehr zufrieden mit seiner Freigebigkeit ist und einen andern reicheren und großmüthigeren im Netze hat. Dies versteht sie so geschickt zu wenden, daß der arme Teufel ganz im Stillen abzieht und in den Augen des Publikums aller rechtlicher Schein auf ihrer Seite ist.

Daß die Quelle dieser allgemeinen Sittenlosigkeit blos in der ungeheuern Menge von Leuten zu suchen ist, die ihr Stand und Ehrgeiz zum Cölibat verdammt, wird Niemand läugnen; weil mit diesem die einträglichsten Stellen verknüpft sind, so ist es kein Wunder, daß viele Personen den ehelosen Stand ergreifen. Aber die Natur verliert ihr Recht nicht, und nach der bekannten Wahrheit, privatio generat appetitum, lassen die Monsignors und andere weltliche und geistliche Ehelosen aus allen Klassen keine Wege unbetreten, keine Mittel unversucht, ihre Naturtriebe zu befriedigen. Ihre reichen Einkünfte von Kirchenpfründen sind eben so viel süße Lockspeisen für die Bedürfnisse der Armuth und des Luxus der Weiber und nicht selten ihrer Männer. Uebrigens sind sie im Umgang mit verheiratheten Weibern vor allen öffentlichen Folgen gesichert.

In einer Nation ohne Sitten müssen natürlich Männer Verbindungen scheuen, deren Bruch Religion und Gesetze auf immer verbieten. Ausschweifung ist ihnen ein mannigfaltiges Zufluchtsmittel, in welchem sie vor den einförmigen und gesetzmäßigen Vergnügungen der Ehe mancherlei Vorzüge, und keine ihrer Unbequemlichkeiten finden. Da überdies hier die gesetzgebende Macht so viel Nachsicht gegen die Ausschweifungen eheloser Personen äußert, so ist es kein Wunder, daß auch selbst die Erstgeborne *), welche

*) Bekanntlich ist unter dem Adel und vielen bürgerlichen Familien der Erstgeborne der ausschließende Erbe der väterlichen Güter, und ist nur allein im Stande, sich zu verehelichen. Die übrigen Brüder bleiben unverheirathet. Ein Theil derselben wird zu Kanonikaten, Prälaturen, ehelosen Ritterorden oder Klöstern bestimmt; ein anderer, welcher der Jüngste ist, widmet sich dem Militärstande, und der Ueberrest, welcher den größten Theil ausmacht, dem Müßiggange. Der größte Theil

den mit dem Ehestande verknüpften Luxus bestreiten könnten, die eheliche Verbindung verzögern, bis die Kräfte des männlichen Alters erschöpft sind und der unmäßige Genuß der Wollust sie zur Empfindung ehelicher Liebe unfähig gemacht hat. Gewohnt, nur den Honig von einer jeden Blume zu kosten, verabscheuen sie einen Stand, worin die Rosen ihre Dornen fühlen lassen. Die Anzahl solcher flatterhaften Weichlinge nimmt in Italien von Tag zu Tag zu, und drohet nicht nur dem Ehestande, sondern jeder männlichen Tugend den Untergang. Es erneuert sich hier jenes unglückliche Zeitalter der alten Römer, da der Luxus durch allzu verzärtelte und ausgesuchte Wollust alles Gefühl von unschuldigen Vergnügen aus ihren Herzen verbannt hatte, und da die sinkende Republik sich gezwungen sah, durch Strafgesetze Belohnung zum Ehestande zu ermuntern. — Bei dem ungeheuern Aufwand, welchen der Luxus im Ehestande fordert, läßt es sich leicht denken, daß Eigennutz der erste Rathgeber der Männer ist, welche sich zu diesem Schritt entschließen. Kaltsinniger, verstellter Umgang, bittre Vorwürfe, eheliche Untreue, offenbare Trennung und Feindschaft sind die unausbleiblichen Folgen solcher Matrimoni di massima, wie sie sie nennen.

Aus allen diesen Umständen wird uns die eingerissene Nothwendigkeit des Cicisbeats sehr begreiflich, und wir dürfen uns nicht mehr wundern, daß es sogar nicht selten geschieht, den Kavaliere servente oder den Cicisbeo in Heirathskontrakte zu bestimmen, wenn nämlich die Dame Ursache hat, etwas Widriges von ihrem zukünftigen Gemahl zu befürchten.

Eine Dame, die von ihrem Gemahl begleitet seyn wollte, müßte sich schlechterdings entschließen, den öffentlichen Gesellschaften und dem Theater zu entsagen. Man

aller dieser ehelosen Kadetten kommt darin überein, daß sie der Ehre der Eheweiber und Mädchen aus allen Ständen, besonders ärmerer Familien, nachstreben, jene Triebe, welche ihnen die Natur eingepflanzt und die tyrannischen Gesetze der Religion, der Staatsverfassung und des Luxus verboten haben, zu befriedigen. Eine sehr treffende Schilderung von dieser hungrigen Art von Schleichhändlern liest man bei Ariosto in seiner fünften Satire.

würde sie als eine eigensinnige und unartige Person, ihn aber als einen eifersüchtigen und unerträglichen Mann ausschreien und öffentlich verhöhnen. Will sich die Dame nicht selbst einen solchen Begleiter wählen, so ist der Ehemann gezwungen, um nicht die Fabel des Publikums zu werden, einen seiner Freunde und Bekannten zu ersuchen, diese Stelle bei seiner Frau zu übernehmen.

Die römischen Damen gleichen vollkommen den Entretenues in Paris, und der Kavaliere servente dem parisischen Freund des Hauses. — Es ist nichts gewöhnlicher in Rom, als bei vornehmen Damen Glück zu machen, so gewöhnlich, daß es Glück zu seyn aufhört; die anerkannteste Galanterie schadet hier nicht dem Ruhm. Ein Weib ist tugendhaft, wie sie häßlich ist, galant, wie sie schön ist.

So allgemein auch die Ausschweifungen der verheiratheten Weiber in Rom sind, so finden dabei doch die öffentlichen Priesterinnen der Freude reichliche Nahrung. Noch heut zu Tage herrscht die Gewohnheit des alten Roms, daß auf der Straße vor den Gewölben oder Kammern, in welchen käufliche Weiber wohnen, Lampen brennen, welche die Matrone so lange wegnimmt, als der Besuch bei einer ihrer Schönen dauert. Pabst Pius V. zeigte sich als so einen abgesagten Feind der öffentlichen Buhldirnen, daß er sie gänzlich aus der Stadt schaffen wollte; da er diese Absicht aber nicht erreichen konnte, so verordnete er, daß sie nicht in allen Straßen zerstreut, sondern in einer gewissen Gegend der Stadt beisammen wohnen sollten, damit man sie sowohl, als diejenigen, die sie besuchten, nicht beobachten könnte. Zugleich befahl er, daß keine von solchen Frauenspersonen, wenn sie in ihrem schändlichen Gewerbe stürbe, anders als in Mist begraben werden sollte. Der Rath der Stadt, als das Organ der Geistlichkeit, stellte zwar vor, es würde dadurch der Stadt die alte Freiheit genommen, die Keuschheit der Frauen mehr in Gefahr gesetzt, mehrere Gelegenheit zu einem Laster, welches schon der Apostel Paulus den Römern vorgeworfen, gegeben, und insbesondere büße die Bürgerschaft dabei ein, indem sie aus der Vermiethung ihrer Häuser nicht so viel inskünftige

würde ziehen können; allein der Pabst blieb bei seinem Entschlusse, und wollte eher Rom verlassen und anderswo seine Residenz nehmen, als hierin nachgeben. Man fand daher für rathsam, sich nicht weiter zu widersetzen. Der Schein der Religion hat mehrere dergleichen, leider, sehr unnütze Vorkehrungen hervorgebracht. Die feile Schwesterschaft ist nämlich an verschiedenen Orten Italiens genöthiget, einige Mal des Jahrs sich in einer bestimmten Kirche einzustellen und eine Predigt anzuhören, wodurch sie nachdrücklichst von ihrem sündlichen Leben abgemahnt wird. Diejenigen, welche sich durch solche Vorstellungen bewegen lassen, und zum Zeichen ihrer Reue ein Kruzifix, welches herumgereicht wird, küssen, werden in dazu gewidmete Klöster aufgenommen. Dies geschieht gewöhnlich am grünen Donnerstage. Die meisten aber sehen diesen Schritt als einen verzweiflungsvollen Entschluß an, zu dem sie nur dann ihre Zuflucht nehmen, wenn ihre Reize verblüht, abgenutzt, ihre Kunden verschwunden, und Mangel und Elend mit ihrem Gefolge bei ihnen eingekehrt sind.

In Neapel und Genua geht es mit den Ausschweifungen der Liebe so wie in den Ländern, wo man keinen Bettelstand kennt, weil die Armuth allgemein ist. Das andere Geschlecht ist in Neapel eine Waare, womit Väter und Mütter, Ehemänner, Brüder, Mönche und Laien öffentlich handeln. Der öffentlichen Dirnen gibt es hier eine große Menge, allein sie unterscheiden sich durch nichts und sind unter die Masse des Geschlechts gemischt. In Genua ist das Cicisbeat am meisten im Schwange. Die Ausschweifung geht hier in Privathäusern so weit, daß man keine öffentliche kennt. Es gibt keine öffentliche Priesterinnen der paphischen Göttin, weil alle an ihren Altären opfern. Die Priester sind hier so zahlreich, daß keine Spur von Gottesfurcht zu finden, der regierenden Herren so viele, daß man eine völlige Anarchie bemerkt, und die Almosen so überschwenglich, daß alles von Bettlern wimmelt.

Eben so ist in Venedig die Galanterie ein öffentlicher Handel, den vornehme und geringe Damen mit ihren eigenen Reizungen und mit denen ihrer Verwandten

treiben. Bei neun Mädchen unter zehen, die sich ergeben, sind Mutter und Muhme die Verkäuferinnen; lange vorher schließen sie einen Handel über die Jungfrauschaft, um ihnen, wie sie sagen, eine Aussteuer geben zu können. Sie vermiethen ihre Töchter an den Meistbietenden, er sey fremd oder einheimisch, Prälat, Mönch oder Laie. Das Zusammenströmen einer Menge Fremden und die Freiheiten der Karnevalszeit sind nicht nur für diese Klasse eine reiche Erndte, sondern dieser Zeitpunkt bietet auch den Vornehmen beiderlei Geschlechts die günstigsten Gelegenheiten dar, ihre wollüstige Begierden auf die leichteste Art zu befriedigen, weil fast nirgends einer Maske der Zutritt versagt wird. Die Töchter der Vornehmen werden zwar meist in den Klöstern erzogen, aber auch hier wird die Weiberlizenz täglich größer. — Das Cicisbeat ist fast allgemein, jede Bürgersfrau muß ihren Cicisbeo haben, der gemeinhin ihr alter Liebhaber ist. Ist er arm, so muß ihn die Dame unterhalten und versinkt oft in tiefe Schulden. — Die Buhlerinnen treiben hier ihr Gewerbe ganz öffentlich, dürfen aber, das Karneval ausgenommen, sich nicht unter die übrigen Einwohner mischen. Da sie nicht ausgehen, so illuminiren sie bei Nacht ihre Zimmer dergestalt, daß der Vorübergehende, ohne geblendet zu werden, sie an den Fenstern sitzend in ihrem vollen Glanze beobachten kann. Die Thüren ihrer Zimmer gehen unmittelbar auf die Straße, und sind des Morgens halb geöffnet; die schönen Bewohnerinnen liegen halb entblößt in ihren Betten, zum Schau und Kauf jedes Vorübergehenden.

In Florenz werden die Cicisbeen durch Unterhändler angeworben. Reichen und vornehmen Fremden zeigt man bei ihrer Ankunft die Porträte solcher Damen vor, die sich mit einem Kavaliere servente zu versehen wünschen.

Der widernatürliche Geschmack in der Liebe ist ein mit Italiens verdorbener Verfassung so wesentlich verbundenes Uebel, daß nur dann seine Ausrottung zu hoffen ist, wenn es einst dem wohlthätigen Genius der Menschheit gefällt, den Grund und Boden, worin er Nahrung und Gedeihen findet, von neuem zu schaffen.

Bologna, Ferrara und einige andere Städte ausgenommen, so ist das schöne Geschlecht von allen Schaubühnen im Kirchenstaat verbannt. Bei diesem Verbot liegt die weise Vorsicht zum Grunde, die Heiligkeit der Eminenzen und Monsignors durch die Reize der zauberischen Sirenen nicht in Gefahr zu bringen. Aber vielleicht gibt die Furcht vor einem Uebel zu einem weit größern Gelegenheit, denn der Anblick jener bartlosen Halbmänner, die dem Geschlechte, in dessen Gewand sie erscheinen, an Gestalt und an Stimme ähnlich sind, flößt nicht selten Begierden ein, die die Natur weit mehr entehren. Vorzüglich trifft dieser Vorwurf den Römer und Florentiner, und besonders solche Personen, welche die Freuden an Cytherens Altären zum Eckel genossen, oder sie nicht mehr genießen können, oder die sich deswegen dem verborgenen Dienst des Kupido weihen, weil Stand und Charakter sie zur raffinirten Scheinheiligkeit verdammt. Man treibt diese Brutalität insgeheim, und mehr verlangt die Regierung nicht, die nur darauf denkt, den Schein zu verhüten. Die Monsignoren und Eminenzen geben die Rolle ihres Ganymeden einem jungen Abbate, dem sie großmüthigst eine Stelle ganz in der Nähe ihrer Person verleihen, oder sie finden in dem Umgange der Seminaristen, deren sie nach einer milden Gewohnheit eine gewisse Anzahl auf ihre Kosten unterhalten, die zeitkürzendsten Vergnügungen. —

Deutschland.

Der natürliche Weg, auf welchem der Mensch zur sittlichen Tugend sich ausbildet, ist derjenige, wo dem freien Gebrauch seiner Vernunft die wenigsten Hindernisse entgegenstehen. Je mehr Aberglauben, Dummheit und Sclaverei den Geist einer Nation fesseln, desto größer muß ihre Immoralität, diese unzertrennliche Gefährtin der darniedergedrückten Menschheit seyn. Beweise a posteriori hiervon geben uns mehrere Provinzen im katholischen Deutschland, wo Aberglaube, der keine Prüfung der Vernunft zuläßt, Gebräuche, die wider die Natur des Menschen streiten, durch die Religion geheiligt werden. Mönche gaukeln den Fürsten vor, daß ihre Thronen

einstürzen würden, wenn das Rauchfaß aus ihren Händen glitte. Wenn das Volk zu aufgeklärt wird, nicht mehr blindlings die Gebräuche der Kirche befolgt, dem Aberglauben fröhnt und uns für Gottes Abgesandten hält, so stürzen die Pfeiler der Regierung ein — so spricht der Beichtvater, so heulen die Mönche, und der schwache furchtsame Fürst, durch Pfaffen erzogen und in den Mysterien des Despotismus eingeweiht, glaubt dieser Rede und erneuert ihnen das alte Privilegium, das Volk in der Unwissenheit und Dummheit zu erhalten, und die Denker und Philosophen als Verräther der Gottheit, als Schänder der Religion zu verfolgen. — So würdigt der geistliche Despotismus den Menschen zum niedrigsten Sclaven herab, er raubt ihm sein heiligstes Eigenthum — die Vernunft. Der Katholik befolgt Kirchengebräuche, ohne zu wissen, was sie bedeuten, mechanisch kniet er nieder, wenn das Glöcklein klingt, mechanisch heult er seine Litaneien, mechanisch kniet er vor Bildern aus Holz und Stein, die er sich selbst gebildet hat. Er schwelgt und praßt nach seinen Lüsten und Begierden, und wenn das Maß voll ist, so läßt er sich absolviren, und löset den Ablaß. Das Total eines ganzen Sündenregisters büßt er durch Wallfahrten, durch Kasteiungen und durch Gaben in den Seckel der Klerisei. Zu jeder Schandthat, zu jedem Bubenstück ist er bereit, denn der Knecht seines Gottes spricht ihn von allen Gesetzen der Natur los. —

Unter allen deutschen Provinzen findet man in den südlichen, und besonders in Baiern, die schwächsten Spuren von Aufklärung und den größten Mangel an sittlichem Gefühl. In dem Gemälde der groben Laster und Ausschweifungen der Baiern ist der Hang zur wilden Geschlechtslust einer der hervorstechenden Züge, und kontrastirt mit einem hohen Grade von Bigotterie auf die seltsamste Weise. Mönche und Laien feiern öffentlich die ausgelassensten Bacchanale und opfern ohne Scheu der zyprischen Göttin. Da wühlt ein Pfaff mit der Hand in einem schönen Busen, der zur Hälfte mit des Mädchens Scapülier bedeckt ist. Dort sitzt ein schönes Kind und hält mit der einen Hand den Rosenkranz und in der andern einen Priap. Jene fragt erst, ob der artige

Herr von ihrer Religion sey, sonst dürfe sie nichts mit ihm zu schaffen haben? — Diese hört man mitten in der Ausgelassenheit von ihren geistlichen Brüderschaften, ihren gewonnenen und noch zu gewinnenden Ablässen und ihren Wallfahrten mit der zuversichtlichsten Miene der Frömmigkeit sprechen. Hier erobert ein wollüstiger Pater Prior vor dem Altare der wunderthätigen Maria in der Nacht eine Jungferschaft, auf die er schon lange Zeit Jagd gemacht, und die er nicht anders als auf der Wallfahrt erbeuten konnte *).

Auf dem Lande und in den Städten findet man selten ein Mädchen, dessen Gürtel noch nicht gelöset wäre. Ueberall steht neben der Kirche eine Schenke und ein Bordell. In München herrschen die zügellosesten Ausschweifungen mit der frechsten Stirne; das Mätressenhalten fast aller Dikasterianten und Hofleute gehört hier zum Ton der großen Welt. — Einer fragte seinen Landsmann, der eine Kampagne in Baiern gemacht hatte, wie es daselbst um ein gewisses Bedürfniß stünde? O, antwortete dieser, in Baiern findest du das größte H———s von der Welt; da zu Augsburg ist der Eingang und zu Passau ist die Hinterthüre. Wenn gleich diese Anekdote von einem Gaskonier herrührt, so ist es doch sicher keine Gaskonnade.

Die Wiener sind wegen ihres starken Appetits zu den sinnlichen Genüssen, welche die Freuden der Venus und die Geschenke der Ceres gewähren, sehr berüchtigt. Alles schwelgt hier und lebt blos für seine Sinnlichkeit. Reichthum, Müßiggang und Freigebigkeit der Natur müssen ein Volk wollüstig machen, dessen Religion ohnehin das Gegentheil von aller Frugalität, und dessen Regierung die Schnellkraft seines Geistes auf keine andere Gegenstände zu lenken weiß. — Die Ausschweifungen dieser Stadt belasteten mit schwerem Kummer die andächtige Seele der Maria Theresia in ihrem hinfälligen Alter. Sie wollte das moralische Uebel physisch unmöglich machen, und errichtete die famöse Keuschheitskommission. Vielleicht würde sie — wenn ihr

*) Dieser Triumph begab sich im J. 1778 in der berühmten Marienkirche zu Oettingen.

stände glücklich gemacht, und morgen erhält er den Abschied; ein anderer besetzt seine Stelle, der eben so geschwind wieder von einem dritten verdrungen wird. — Wein und Tanz lieben sie leidenschaftlich; wird das Uebermaß ihrer thierischen Lebenskraft hierdurch gereizt, so sind sie ganz Liebe, und der ihnen ohnehin eigene Mangel an Delikatesse grenzt dann an Schamlosigkeit. Es sind mir mehrere Beispiele bekannt, daß Dikasterianten verheiratheten und ledigen Standes mit ihren Schönen, zu fünf, sechs bis zehn Paar, Landpartheien machten, sich mit Essen, Trinken und Tanzen bis Mitternacht belustigten, dann sich Stroh bringen ließen, die Lichter auslöschten, sich Paarweise wie das liebe V — niederlegen, und nox et amor vinumque nihil — —

Oeffentliche Buhlerinnen werden in Wien nur geduldet, Nicolai rechnet ihre Anzahl auf 14,000, nämlich 10,000 ganz gemeine und 4000 vornehmere. Unterabtheilungen finden allerdings bei diesen Klassen statt. Die Zahl derjenigen, welche dieses Gewerbe heimlich und nebenbei treiben, heißt Legion. Die von der ersten Klasse, welches meist Fremde sind, machen Aufwand. Sie beziehen öfters die bequemsten und theuersten Wohnungen im ersten Stock, halten Domestiken, affectiren in ihrer Kleidung den feinen Geschmack der Wiener, und besuchen zu Wagen und Fuß alle öffentliche Oerter. Es bedarf keines besondern Scharfblicks im Beobachten, um sogleich zu entdecken, daß diese ganze Klasse weiter nichts als glänzend maskirter Pöbel ist. Gewöhnlich füllen dieselbe verunglückte Stubenmädchen, entlaufene Dienstmägde, verlassene Soldatenweiber, Putzmacherinnen u. dergl. Sie fangen ihr Werk im Kleinen an, sparen ihren Verdienst, bis sie sich aus der Tröbelbude Kleider nach vornehmem Schnitt kaufen können, putzen und schminken sich und paradiren an öffentlichen Orten. Mit ihrer bessern Kleidung wird auch die Person theurer und ihre Finanzen verbessern sich. Anfangs gebraucht sie der Tambour und Handwerksbursche, und endlich kommt der vornehme Wiener, und manchmal auch der Fürst hintendrein, und glaubt noch Wunder welche Beute er

auf dem Graben gemacht oder sich im Fiaker hat zuführen lassen.

Die geringere Klasse dieser Waare findet man am häufigsten in den Vorstädten Lerchenfeld und Spitalberg. Wem Uhr und Börse lieb sind, dem ist zu rathen, diesen Distrikt bei Nacht nicht zu passiren, denn auf die hiesige Polizei darf er sich nicht verlassen, die hat wichtigere Verrichtungen — sie muß spioniren, ob niemand auf der Straße singe, rufe oder schimpfe? —

Die galanten Krankheiten sind hier so gemein, daß nicht selten ganze Familien davon vergiftet werden. Die Aerzte mußten vor einigen Jahren die Liste der Venerischen einschicken, und da fanden sich ihrer nicht mehr als 12,000. Die noch weit größere Anzahl derer, die sich unter den Händen der Quacksalber befanden, die sich selbst kurirten oder dem Schicksal überließen, war in dieser Summe nicht mitbegriffen. Als einst die Polizei aus ihrem tiefen Schlummer erwachte und bei einem Fasching, wo es gar zu toll zuging, 300 — von 14,000!! — Buhlnymphen auffangen und besichtigen ließ, so waren unter diesen nur 60 Gesunde, also vier angesteckte gegen eine Gesunde. Was that die Polizei? Die Gesunden ließ sie laufen und die Kranken kuriren, um sie zum fernern Betrieb ihres Gewerbs wieder tauglich zu machen. Zuweilen wurden auch diese aufgegriffene Priesterinnen der Venus zur Straßenreinigung gebraucht. Man kleidete sie in eine Art von Uniform, graue Oberröcke und Hütchen, und gab ihnen einen Besen in die Hand. Kein Wiener ließ sich alsdann in der Gegend blicken, wo sie in Function waren, aus Furcht, eine alte Bekannte möchte ihn an das Vergnügen, welches er in ihren Armen genossen, oder an das Miethgeld, welches er ihr zu zahlen schuldig geblieben, erinnern.

Joseph II. hätte an die Stelle der Keuschheitskommission nichts bessers surrogiren können, als das Gebärhaus. So grotesk der Anblick der Menge dickbäuchiger Bewohnerinnen dieses Hauses ist, die in den Zimmern, Gängen und dem Hofe beschwerlich umherwandeln, so interessant und wichtig ist dessen Einrich-

tung für Wien. Besonders sind die zwölf Zimmer merkwürdig, welche für die vornehmen Wiener Damen bestimmt sind, welche Guldenzimmer heißen, weil täglich ein Gulden für dessen Bewohnung bezahlt werden muß. Für dieses Geld erhält die Bewohnerin ein möblirtes Zimmer, Kost für sich und das Kind, Bedienung vom Hause und Medicin. Sie findet darin ein schönes Bett für sich, ein kleines Bettchen für das Kind und für die Aufwärterin ein in einem Tische verborgenes Bette. Eine Kommode mit Weißzeug und Kleidern angefüllt, ein Kaffeeservis, Spiegel, Stühle, eine Toilette mit Kamm und Puder, kurz alle Bedürfnisse der Noth und Bequemlichkeit findet man hier beisammen. Kommt ein Frauenzimmer in den Zustand, sich in diesem Hause Erleichterung verschaffen zu müssen, und wünscht, daß ihr Werk der Bevölkerung verschwiegen bleiben soll, so fährt sie bei Nacht in einem Fiaker hinaus, verschleiert sich und nimmt von einem der Zimmer Besitz. Sie ist nicht genöthiget, ihren Namen zu sagen, sich sehen zu lassen, und kann das Haus wieder verlassen, ohne daß ein Mensch weiß, wer sie gewesen ist. Setzt sie Mißtrauen in die Pflicht der Verschwiegenheit der Wärterinnen, so nimmt sie ihre eigene Wärterin mit und bezahlt etwas besonders für diese. Niemand darf ein solch bewohntes Zimmer ohne Einwilligung der Besitzerin betreten. Auf diese Art kann das öffentliche Gerücht dem Wiener nicht verrathen, ob sein Liebchen schon Zeichen ihrer Fruchtbarkeit abgelegt hat. Doch die Wiener Männer sind solche bons hommes im ganzen Umfange des Worts, daß sie sich aus einer solchen Kleinigkeit nicht viel machen. — Für eine zweite Klasse der hier Gebärenden, die einen halben Gulden täglich bezahlen, sind sechszehn Betten in sechs Zimmern. Für die, welche zehn Kreuzer täglich erlegen, sind 24 Betten, und für die Armen, die alles umsonst genießen, hundert Betten in dem Institute. Es kommen in diesem Hause jährlich gegen 1100 Schwangere nieder.

Das Schwefelbad in Baden, unweit Wien, ist wegen seiner schon oft erprobten Eigenschaft berühmt, daß es die Unfruchtbarkeit der Frauenzimmer hebe. Die gu-

ten Wiener Ehemänner schicken häufig ihre Weiber dahin, und haben die süße Freude, ihre Hälften mit der schmeichelhaften Hoffnung eines baldigen Erben zurückkommen zu sehen. Andere Damen kränkeln so lange, bis der Arzt alle seine Kunst erschöpft hat, den geheimen Wunsch der Patientin endlich erräth und die Reise nach Baden verordnet. Hier ist sie von dem lästigen Gesellschafter, dem Ehemanne, befreit, und wird in den Armen eines feurigen Liebhabers von ihren Krankheiten geheilt. Vorzüglich ermangeln die Abbées, die meist Italiener sind, nicht, sich hier einzufinden, um bei den Damen, wie in Wien den Unterhalter, Hanswurst und Kuppler zu machen. In letzterem Falle theilen beide die Beute. Mit welchem Raffinement dieses Wesen betrieben wird, beweist folgende wahre Anekdote. Vor mehreren Jahren fand sich hier ein junger Kaufmann aus Hamburg ein, der eben in Brünn von den Folgen seiner Ausschweifungen glücklich kurirt war. Er wird mit einem von diesen Abbées bekannt und bald vertraut. Dieser verspricht, ihn bei einer gewissen Komtesse von zaubervoller Schönheit einzuführen, nur müsse er ihm sein Wort geben, wenn der Plan gelänge, durch Schonung seiner Börse die Delikatesse der Gräfin nicht zu beleidigen. Der Hamburger nimmt den ehrenvollen Antrag begierig und mit allen Bedingungen an. Er füllt seine Taschen mit Gold und betritt in Begleitung des Abbées die Wohnung der Komtesse. Die schönen und prachtvoll möblirten Zimmer setzen ihn in angenehmes Staunen. Ein Frauenzimmer in dem geschmackvollsten Anzug empfängt und versucht ihn, sie für die Dame des Hauses zu halten. Indeß seine Erwartung immer höher gespannt wird, fliegt plötzlich die Thüre auf, und eine Dame von der Natur mit blendenden Reizen und an der Toilette selbst von Grazien geschmückt, tritt mit Anmuth und Würde herein. Die Unterhaltung beginnt, rollt flüchtig über mancherlei Gegenstände, und weilt unbemerkt bei der Lektüre. „Warum man doch in Bädern für dieses Bedürfniß durch eine öffentliche Leihebibliothek nicht sorgt, bemerkt die Dame.“ Der Fremde.

im Dienst die Arbeit zur Last, oder finden sie ihre Freiheit darin zu eingeschränkt, so suchen sie in einer der hiesigen Fabriken Arbeit. Abends um sechs oder sieben Uhr sind sie frei, verdienen wöchentlich zwanzig Groschen, bezahlen jede Woche drei oder vier Groschen für ihre Schlafstelle, und da das übrige nicht zureicht, Kost und Kleidung zu bestreiten, müssen sie galante Nebenverdienste auf Promenaden oder bei einer Kupplerin suchen, gerathen oft in Schulden oder werden von der Fabrik verwiesen, und verkaufen sich dann in einen der öffentlichen Tempel, welche auf diese Art von Zeit zu Zeit rekrutirt werden. Der Unterschied aller dieser öffentlichen Häuser, worin des Abends und oft auch bei Tag Musik ist, ist sehr unbedeutend, wenn man abrechnet, daß sie in einigen koeffirt, in andern mit Bürgerhauben erscheinen, daß sie in einigen für zwölf, in andern für acht, sechs und vier Groschen käuflich sind; daß sie in einigen mit Kaffee oder Wein, und andern mit Bier und Brauntwein regalirt werden. Nur der niedrige Pöbel sucht hier Befriedigung seiner Sinnlichkeit. Eine andere Klasse von öffentlichen Versammlungsörtern, wo auf die Männer Jagd gemacht wird, sind die Tanzsäle. Diese unterscheiden sich dadurch, daß einige nur von Fabrik-, Dienst- und dergleichen Mädchen besucht werden. Die Mädchen bei den Kupplerinnen oder in den sogenannten stillen Wirthschaften machen die dritte Klasse der Buhlerinnen aus. Es gibt deren eine gemeine, niedrigere und vornehmere Gattung. In allen diesen Klassen der feilen Schwesterschaft findet man nur Mädchen von gemeiner Erziehung. Man setze seine Beobachtung aus der niedrigsten Krapule bis zu dem vornehmsten Tempel der Madame S. fort, wo alles auf einem sehr eleganten Fuß zugeht, und man lernt nur maskirten Pöbel kennen. Die Zahl der bei der Polizei eingeschriebenen Lustdirnen beläuft sich jetzt auf vierhundert. Die Menge der übrigen käuflichen Mädchen, Weiber und Mätressen hingegen übersteigt bei weitem diese Summe. — Dieser ganze Orden ist übrigens von allen Privat- und öffentlichen Gesellschaften ausgeschlossen, nur auf der Abendpromenade unter

den Linden mischt er sich unter die Zahl der Spaziergänger. Die geringere Masse von Reichthümern, die mindere Anzahl von einheimischen und fremden müßigen Schwelgern, und endlich der nicht so unbändige Hang zur Sinnlichkeit, als in Wien, London und Paris, sind die Ursachen, daß es in Berlin noch keiner öffentlichen Buhlerin gelungen ist, sich auf die glänzende Stufe emporzuschwingen, worauf man sie in jenen Städten erblickt.

Kindermorde sind hier weit seltener als an irgend einem andern Ort, obgleich Berlin kein Findelhaus hat. Die Lustseuche, welche in London, Wien, Rom, Madrid und Paris das Leben von vielen Tausenden vergiftet, ist in Berlin nach Verhältniß sehr wenig eingerissen. Ueberhaupt ist hier die Wollust nicht so abscheulich und menschenfeindlich wie z. B. in Madrid, wo die Damen abortiren, wenn es ihnen beliebt. Die aus rechtmäßigen Gründen zugelassenen Ehescheidungen beschränken hier die Ausschweifungen der Weiber, und die Beispiele sind sehr selten, daß sich Eheleute, wie in Rom, Wien ꝛc. im Angesicht der ganzen Welt Mätressen und Buhlen halten. Auch ist es merkwürdig, daß seit diesem Jahrzehent jene verrufene Klassen von Männern immer mehr verschwindet, die an Kupido's Altären der unnatürlichen Liebe opferten, wovon die dem Militärstande zurückgegebene Freiheit, zu heirathen, als einer der wichtigsten Gründe anzusehen ist.

In Leipzig gibt es zwar keine öffentliche Tempel der Wollust, aber dennoch findet sich hier eine unzählige Menge feiler, meist gemeiner, aus ihren Diensten entlaufener Dirnen, die auf ihre eigene Hand wohnen, und in- und außerhalb Leipzig herumstreifen und sich jedem anbieten, deren Genuß aber weit gefährlicher, als selbst der in den verworfensten Kloaken Berlins ist.

Mögen immer jene üppigen Wollüstlinge, die in Gallien, Britannien oder jenseit der Alpen verfeinerte Ge-

nüsse in den paphischen Hainen kosteten, Germaniens Göttin der Liebe tadeln, mögen sie ihr immer vorwerfen, daß an ihren Altären das Opfer so kurz, so ganz ohne Vor- und Nachgeschmack sey, daß sie statt Grazien nur Waldnymphen für Cyalker erziehe, denen nur Herkulesse willkommen seyen; — so können wir unser Vaterland glücklich preisen, daß jenes Gift der schwelgenden Sinnlichkeit noch nicht in unserm Blute wüthet, daß wir das Vergnügen nicht kosten, sondern in vollen natürlichen Zügen genießen, daß die meisten unserer Jünglinge und Jungfrauen stark und nervigt, blühend und schuldlos sind, kurz, daß, wie Wieland sagt, an unsern deutschen Mädchen und Frauen noch etwas zu — verderben ist.

Gynäologie.

IV.

Das
Band der Ehe
aus
dem Archiv der Natur und Bürgerstandes.

Erster Theil.

Nach Freiheit strebt der Mann,
das Weib nach Sitte.

über den Zustand der Ehe aufgezeichnet hat, besonders die ursprüngliche Einmischung der Kirche in dieses bürgerliche Geschäft, zu finden.

Den gemeinen bürgerlichen Ehestandskoder habe ich hie und da mit Bezug auf die preußischen Gesetze, und zum Theil mit Bemerkungen da begleitet, wo die Einförmigkeit des positiven Gesetzes das freie Spiel der physischen und moralischen Kräfte des Menschen hemmt, und folglich die Energie seines Handelns schwächt. —

Ungleich wichtiger hingegen ist die Ehe in der zweiten Rücksicht, als eine innige Verbindung der physischen und moralischen Natur der beiden Geschlechter, wodurch einer den Reichthum des andern sich eigen machen soll, um die höchste und proportionirlichste Bildung ihrer Kräfte zu einem schönen Ganzen zu erreichen.

Die Wahl einer Gattin und der eheliche Umgang, überhaupt das wesentliche Glück der Ehe, sollen daher die Hauptgegenstände seyn, die ich in dem zweiten Theile abhandeln werde.

Erster Abschnitt.

Darstellungen der Ehe und des ehelichen Lebens, aus der Kunde der Völker und ihrer Gesetze.

Mehrere Geschichtsforscher haben darüber gestrittten, ob die Ehe eine Bestimmung der Natur oder nur ein eingeführtes Gesetz ist; sie haben behauptet, daß die Weiber ursprünglich gemein gewesen, daß man die thierische Liebe wie die sich nicht paarenden Thiere befriediget, und das eheliche Leben nicht eher gekannt habe, als bis sich die Menschen über die erste rohe Wildheit erhoben hätten.

Das Ansehen dieser Meinung wird gewöhnlich auf den Ausspruch des Cicero und auf die Nachrichten des Herodots und Plinius gegründet. Cicero sagt: „Es war einmal eine Zeit, da die Menschen wie die unvernünftigen Thiere auf der Erde herumschwärmten, und wie die wilden Thiere auch von andern Thieren lebten, und nichts nach Vernunft, sondern das Meiste nach der Stärke des Körpers verrichteten. Die rechtmäßige Heirath war unbekannt, und niemand bekümmerte sich um seine Kinder.“ Plinius erzählt von einer afrikanischen Nation, die ohne den geringsten Begriff von Ehe das Fortpflanzungsgeschäft unter einander gemeinschaftlich getrieben hätte. Unter den Auses, einem Volke in Lybien, war, nach Herodot, die Ehe ganz unbekannt, und die Männer wohnten den Weibern ohne Unterschied wie andere Thiere bei; die Mütter erzogen

die Knaben bis zu einem gewissen Alter, führten sie dann in eine öffentliche Versammlung, und der Mann, der hier zuerst von einem Kinde angeredet wurde, mußte es für das Seinige erkennen.

Fragt man, woher diese Schriftsteller ihre Nachrichten oder Traditionen hatten, so kann man nicht anders antworten, als eben daher, woher Plinius die Nachricht hatte, daß die Blemmyer keinen Kopf, und daß sie den Mund und die Augen auf der Brust hätten, das heißt, aus sehr unzuverläßigen Quellen.

Gesetzt auch, diese Nachrichten wären gegründet, so kann man, da eben diese Schriftsteller nebst vielen andern von den meisten alten Völkern berichten, daß beide Geschlechter in einer Ehe, nämlich in einer unter mehr oder weniger Formalitaten vollzogenen engen Verbindung gelebt haben, daraus weiter nichts schließen, als daß die Nationen, unter denen Gemeinschaft der Weiber herrschte, ausgeartet und verdorben waren. Es kann aber die Frage, ob die Ehe als ein Naturgesetz oder als eine positive Anordnung zu betrachten sey, keinesweges nach dem Zustande ausgearteter Nationen beurtheilt werden.

Die Entwickelung der Geschichte irgend einer Sitte des Menschen aus ihrer ursprünglichen Anlage in der menschlichen Natur ist ganz etwas anders, als die Geschichte dieser Sitte in ihrem Fortgange. So wie wir aber überhaupt bei aller historischen Unkunde der Urgeschichte des Menschengeschlechts genöthigt sind, die große Lücke durch Muthmaßungen auszufüllen, so müssen wir auch ein gleiches über den ersten Anfang einzelner sittlichen Zustände, sofern ihn die Natur macht, versuchen. Solche Muthmaßungen führen keineswegs etwas Gewagtes bei sich, wenn sie der Analogie der menschlichen Natur entsprechen.

Zuförderst also einige Gedanken

Ueber die ursprüngliche Entstehung der Ehe.

An dem Leitbande des Instinkts erblicken wir den als Pflanze und Thier vollendeten Menschen zum sinnlichen Genusse des Lebens geführt. Durch Hunger und Durst ward für die Erhaltung seines Individuums, durch

den Reiz des Geschlechtsgenusses für die Fortpflanzung seiner Art gesorgt. Bis jetzt erkannte der Mensch nur ein gesellschaftliches Verhältniß, nur eine Gattung von Liebe, die Geschlechtsliebe. Aber kaum hatte er einem neuen Wesen seiner Art das Daseyn gegeben, als das nach Hülfe schreiende Geschöpf in ihm die Sorgfalt für dessen Leben, und mit dieser zugleich eine neue Gattung von Liebe, ein neues gesellschaftliches Verhältniß, die elterliche Liebe, weckte. Aus dem natürlichen Trieb zur Geselligkeit mußte in dem ersten Menschen die süße Hoffnung entspringen, in dem jungen Geschöpfe einen Gefährten seines einsamen Lebens zu erhalten, und dies spornte sie an, für die Ernährung, Pflege und Erziehung dieses Neulings zu sorgen. Auch mußte diese elterliche Liebe sie sinnreich im Erfinden machen, und sie mit neuen Kenntnissen und Erfahrungen bereichern.

Aber die elterliche Liebe, in welcher sich beide für ihr Kind vereinigten, bemerkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worin sie bisher zu einander selbst gestanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin sie sich für den gemeinschaftlichen Gegenstand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen selbst neuere und schönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieser Gelegenheit in dem andern neue sittlich-schöne Züge, und eine jede solcher Entdeckungen erhöhete und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter seines geliebten Sohns, das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das blos sinnliche Wohlgefallen an einander erhob sich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geschlechtsliebe erwuchs die schöne Erscheinung der ehelichen Liebe.

Bald wurden diese moralischen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchsen heran, und auch unter ihnen knüpfte sich allmälig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt sich am liebsten zum Kinde, weil jedes Geschöpf sich in seines Gleichen nur liebet. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die Geschwisterliebe.

Der erste Mensch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beispiel des ersten hatte für den zweiten

schon einige Kraft des Gesetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menschengeschlecht angefangen. Die Natur hatte also ihren Willen in diesem Beispiel gleichsam verkündigt. Und da das Verhältniß der Anzahl zwischen beiden Geschlechtern in den ersten Zeiten gleich gewesen ist, so ordnete schon die Natur, was der Mensch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn sich nun endlich in der Anzahl beider Geschlechter auch ein merkliches Mißverhältniß zeigte und Wahlen statt fanden, so war diese Ordnung durch Observanz einmal befestigt, und niemand wagte es so leicht; die Weise der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Auch in den ältesten Urkunden der Menschengeschichte wird nur die Monogamie genannt. Sie scheint besonders in der Sethiischen Kolonie, ohne Zweifel durch die gleiche Zahl der Weiber mit den Männern, gesetzlich geworden zu seyn, denn es wird die Polygamie der Kainiten als eine Denkwürdigkeit angeführt *).

Die durch jene Operationen einmal rege gewordene Vernunft schritt nun unaufhaltsam fort. Sie säumte nicht, ihren ferneren Einfluß an dem Geschlechtstrieb zu beweisen. Der Mensch fand bald, daß der Reiz des Geschlechts für ihn der Verlängerung und sogar der Vermehrung durch die Einbildungskraft fähig sey, welche ihr Geschäft zwar mit mehr Mäßigung, aber zugleich dauerhafter und gleichförmiger treibt, jemehr der Gegenstand den Sinnen entzogen wird; er fand, daß dadurch der Ueberdruß verhütet werde, den die Sättigung einer blos thierischen Begierde bei sich führt. Die Mythe von der Verhüllung mit dem Feigenblatt deutet auf das Bewußtseyn einiger Herrschaft der Vernunft über sinnliche Antriebe. Weigerung war das Kunststück, um von blos empfundenen zu idealischen Reizen, von der blos- thierischen Begierde allmälig zur Liebe, und mit dieser vom Gefühl des blos Angenehmen zum Geschmack für Schönheit, Anfangs nur an Menschen, dann aber auch an der Natur überzuführen.

Dies war der große, wichtige Riesenschritt, welcher

*) 1. Mos. IV. 19.

den Menschen von seinen Naturanlagen als Thiergattung losriß, um ihn zu einem sittlichen Wesen allmälig umzuschaffen. Mit diesem Abfall des Menschen vom Instinkt wagt' er sich auf den gefährlichen Weg zur moralischen Freiheit, auf dem er nun schon seit Jahrtausenden dem letzten Ziel seiner sittlichen Bestimmung entgegenstrebt; mit diesem Schritt kam das moralische Uebel in die Schöpfung, um das moralische Gute möglich zu machen. Leidenschaften wachten in dem Menschen auf, erzeugten tausendfache Uebel, und verwickelten ihn in den langen lasterreichen Kampf mit sich selbst, aber eben dieser Kampf zwischen den Anlagen der Menschheit, als Thiergattung und sittliche Gattung, konnte nur die einzige Bedingung seyn, unter der er seine Vernunft und Sittlichkeit auszubilden vermag, und in dem er so lange ausdauern muß, bis vollkommene Kunst wieder Natur wird.

Kaum war der Mensch aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit getreten, als Glück und Unglück, Stärke und Schwäche, Arbeitsamkeit und Trägheit, Klugheit und Dummheit die Standesgleichheit unter den Menschen aufhob. Schon in dem Wiegenalter der Menschheit gab es Herrscher, Genießende und Gehorchende, so wie es in der heutigen Welt noch einen herrschenden, einen kultivirten und einen unkultivirten oder gehorchenden Stand gibt. — Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüsternheit, und endlich zum Laster. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl seiner Genüsse vermehren; es gelüstete ihn nach Abwechselung, nach mehreren Weibern, und die Geschlechtsliebe artete in üppige Geschlechtslust aus. Schlimme Folgen erregten bald die Aufmerksamkeit des Menschen. Die Folgen der Unordnung führten zur Einführung der Ordnung, Gesetzlosigkeit zu Gesetzen. —

In der ganzen übrigen thierischen Oekonomie der Natur erblicken wir nicht minder Spuren von einem instinktartigen Antrieb zur Ehe. Bei den grasfressenden Quadrupeden, die Organe zur Absonderung der Milch haben, und die unterdeß, daß sie ihre Junge säugen,

selbst weiden und den Beistand des männlichen Thiers nicht nöthig haben, würde das Paaren eben so unnütz, als bei den zerstörenden Raubthieren gefährlich für die Menschen seyn. Hingegen finden wir den Instinkt der Ehe oder Paarung unter allen jenen Thierarten, deren Junge einige Zeit die nährende Sorgfalt und Unterstützung beider Eltern erfordern. Bei den Vögeln ist das Paaren fast allgemein und unentbehrlich, weil das Männchen für die Nahrung seiner Gattin sorgen muß, so lange diese brütet, und weil die Brut so zahlreich ist, daß die Hülfe des Vaters unentbehrlich ist. Die elterliche Sorgfalt dauert so lange, bis die Jungen beflügelt und stark genug sind, für sich selbst zu sorgen. Kein Thier bleibt aber so lange in dem hülflosen Zustand, wie die Kinder der Menschen. Es können in einer Familie zehen und mehrere Kinder von verschiedenen Geburten seyn, ehe das älteste selbst für seine Nahrung sorgen kann; und wie wäre es wohl möglich, daß eine Mutter in dem rohen Zustande der Jagd und Fischerei ohne Hülfe des Vaters einer so zahlreichen Familie Nahrung verschaffen könnte. Auch der Umstand, daß unter allen sich paarenden Thieren, das Menschengeschlecht mit eingeschlossen, die Anzahl der Männchen und Weibchen gleich ist*), gibt einen sicheren Beweis ab, daß die Natur diese Thiere zur Ehe und zwar zur Monogamie bestimmte. Abweichungen von diesem Naturgesetz findet man jedoch unter Thieren und Menschen. Der Haushahn und die Henne im natürlichen Zustande paaren sich; im häuslichen Zustande hingegen ist der Hahn ein eifersüchtiger Tyrann, und alle Hennen sind zu seinem Dienst. Unter den Türken nnd vielen asiatischen Nationen finden wir eine gleiche Empörung gegen diese ursprüngliche Einrichtung, welche darum nicht aufhört, Naturgesetz zu seyn.

---

*) Diese Gleichheit findet sich jedoch nur in unserm Welttheile, und ist eine natürliche Folge, daß wir diesem Naturgesetz getreu geblieben sind; in den heißeren Ländern findet sich eine große Ueberzahl von weiblichen Geburten, als unzertrennliche Folge von der Uebertretung dieses Naturgesetzes oder von der Polygamie.

Ehen zwischen Blutsverwandten.

Der Abscheu vor Vermischung selbst mit den nächsten Blutsverwandten ist eben so wenig in der Natur, als nach der Meinung der römischen Gesetzgeber in der elterlichen Ehrfurcht und dem sogenannten respectus parentelae, sondern blos in der Politik und Moral, in der Erziehung und den äußerlichen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens gegründet. Rohe Naturmenschen, bei denen die Naturtriebe am stärksten sind, müßten diese Abneigung am lebhaftesten fühlen, und wir finden bei ihnen gerade das Gegentheil. Indeß haben alte und neue Nationen über verbotene und nicht verbotene Grade die entgegengesetztesten Begriffe gehabt. Ehen zwischen den nächsten Blutsfreunden fanden und finden sich noch jetzt unter einer großen Zahl von Völkern. Den Egyptiern war es gesetzlich erlaubt, ihre Schwestern zu heirathen. Die weise Regierung und die glückliche Ehe der Isis mit ihrem Bruder Osiris gab die Veranlassung zu diesem Gesetz. Eben dieses fand bei den Assyrern und Persern statt. Die Scythen nahmen ihre Mütter, Großmütter und Schwestern zu Weibern. Unter den Tatarn durfte ein Vater mit seiner Tochter, aber keine Mutter mit ihrem Sohne sich verehelichen. In Athen konnte ein Mann die Schwester seines Vaters, aber nicht die Schwester seiner Mutter heirathen. Bei den Arabern nahm die verwittwete Mutter ihren ältesten Sohn, oder wenn dieser verheirathet war, seinen jüngern Bruder, zu Folge eines Erbrechts, in das Ehebette auf, und dergleichen Ehen herrschten auch unter den Hunnen: Attila heirathete seine Tochter Eska. Der Inka in Peru war durch ein Gesetz verpflichtet, seine Schwester oder seine nächste Anverwandtin zur Gemahlin zu nehmen.

Noch heutiges Tages sind diese Ehen bei vielen Nationen gebräuchlich. Die Tatarn heirathen ihre verwittweten Mütter, damit sie keine fremde Stiefeltern bekommen. Bei den Ostiaken ist nahe Verwandtschaft kein Hinderniß der Ehe. In Ceylon nehmen zwei Brüder, die zusammen wohnen wollen, nur eine Frau; die Kinder

erkennen beide für ihre Väter. Der König von Siam hatte zu Loubere's Zeiten seine Schwester zur Gattin. In Chili trägt man kein Bedenken, sich mit Schwestern zu vermischen und zu gleicher Zeit Mutter und Tochter zu heirathen. Eben dieses geschieht in Luisiana, Grönland, Guiana und Brasilien. In Juida erbt der älteste Sohn nebst den Gütern und dem Vieh auch die Weiber seines Vaters. Die Neger auf der Pfefferküste geben ihre Weiber ihren Söhnen Preis. Die Väter werden in diesen heißen Ländern früh erschöpft, und die Weiber sind oft noch lange fruchtbar, wenn die Zeugungskraft der Männer aufgehört hat.

Mehrere Nationen, wie die Drusen, die Braminen oder gewisse Hindus und gewisse Familien unter den Wilden in Nordamerika halten es für unerlaubt, sich außer der Verwandtschaft zu verheirathen.

Andere Völker hingegen trieben wieder die verbotenen Grade zu weit, wie die Römer in den alten Zeiten, die Chinesen, die Coreenser, die Armenier und Russen in neuern Zeiten. Selbst die Huronen und Irokesen dürfen keine Blutsverwandte heirathen; unter diesem Gesetz ist sogar die Adoption begriffen. Sobald aber eine Frau stirbt, muß der Mann ihre Schwester, oder wenn keine Schwester vorhanden ist, die Frau heirathen, die ihm die Familie vorschlägt. Der Frau liegen in Rücksicht auf die Brüder und Verwandte des verstorbenen Mannes dieselben Pflichten ob. Nie heirathet ein Samojede eine Frau, die zu seiner Familie gehört, die Grade ihrer Verwandtschaft mögen auch noch so sehr entfernt seyn. Diese Völker scheinen eine solche Sitte aus der politischen Absicht eingeführt zu haben, um mehrere Familien mit einander zu verbinden.

Eheverbote mit Verwandten.

Nach Mosaischen Gesetzen.

Die Ehen mit Verwandten, welche Moses namentlich verboten hat, sind folgende. 1) Die Ehe zwischen leiblichen Eltern und Kindern, bei Strafe des Verbren-

nens. 2) Die Ehe mit der Stiefmutter, bei Lebensstrafe. 3) Mit der Enkelin. 4) Mit der Schwiegermutter, Stieftochter und Stiefenkelin, bei Todesstrafe. 5) Die Ehe der Geschwister sowohl der leiblichen als der Halbgeschwister. 6) Die Ehe mit des Vaters und der Mutterschwester. 7) Mit der verstorbenen Frauen Schwester verbietet Moses die Ehe nicht, aber er untersagt, zwei Schwestern zugleich zur Ehe zu haben. 8) Die Ehe mit des verstorbenen Bruders Wittwe, bei Strafe der Unfruchtbarkeit. 9) Die Ehe mit des Vaterbruders Wittwe.

Die erste Klasse dieser verbotenen Ehen, nämlich die zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, Stief- und Schwiegereltern, mit ihren Stief- und Schwiegerkindern nennt Moses **Greuel** und belegt sie mit Todesstrafe, auf die andern setzt er blos bürgerliche Strafen, ohne ihre Trennung, wenn sie einmal angefangen sind, ausdrücklich zu gebieten.

Die Ausleger dieser verbotenen Ehen haben darüber gestritten, ob das Verbot nur von den benannten **Personen** oder von den Graden der Verwandtschaft zu verstehen sey. Wollte man das Verbot auf die Grade ausdehnen, so würde man 24 verschiedene Fälle von verbotenen Ehen mit Verwandten annehmen müssen. Allein dies war Moses Absicht nicht, und man muß daher bei dem Buchstaben des Gesetzes stehen bleiben.

Die Juden haben nicht nur verbotene Ehen, sondern auch eine **gebotene** Ehe, die **Leviratsehe**, welche darin bestand, daß wenn einer ohne Kinder starb, sein Bruder die hinterlassene Wittwe heirathen mußte, und zwar dergestalt, daß der erste aus dieser Ehe erzeugte Sohn nicht ihm, dem natürlichen Vater, sondern dem verstorbenen Bruder zugeschrieben ward und dessen Erbschaft bekam. Der Grund dieses sonderbaren Rechts scheint in der herrschenden Neigung der Israeliten, Nachkommen zu haben, die nach ihnen genannt würden, und ihnen eine gewisse Unsterblichkeit des Namens verschafften, zu suchen zu seyn.

Die Absichten, welche **Moses** bei diesen Eheverboten ins Auge faßte, waren wahrscheinlich theils **moralisch**, um der Unkeuschheit der zusammen lebenden Geschlechter

vorzubeugen, theils politisch, um das Band der bürgerlichen Gesellschaft durch Verbindung mit fremden Familien zu erweitern und zu befestigen.

Der einzige Grund, welchen man aus der Oekonomie der Natur gegen die Verheirathung mit nahen Blutsverwandten anführen könnte, ist die im Thier- und Pflanzenreiche gemachte Beobachtung, daß durch die Vermischung mit fremden Raçen eine stärkere, gesundere und schönere Nachkommenschaft erzeugt wird. Auf eine schwächliche kleine Art folgt immer eine andere von noch schwächerer Konstitution, bis endlich die Raçe ganz ausgeartet und zur Geschlechtsfortpflanzung gänzlich unfähig wird.

Nach Solons und Lykurgs Gesetzen

durften die Brüder ihre Schwestern heirathen, die eine gemeinschaftliche Mutter, aber nicht die einen gemeinschaftlichen Vater hatten. Cimon heirathete seine Schwester Elpinice, weil er sie nicht standesmäßig ausstatten konnte. Die Lacedämonier durften keinen nahen Verwandten weder in gerade aufsteigender noch in absteigender Linie heirathen. In der Seitenlinie aber ward ihnen das Heirathen erlaubt. Der Neffe konnte seines Vaters oder seiner Mutter Schwester und der Oheim seines Bruders oder seiner Schwester Tochter heirathen.

Weit strengere Begriffe hatten die Römer von der Heirath mit Blutsverwandten; Verbrecher dieser Art wurden vom tarpejischen Felsen gestürzt.

Frühe Ehen.

Die unnatürliche Sitte verschiedener Völker, ihre Kinder nicht nur ohne ihre Einwilligung, sondern auch in den Jahren der Minderjährigkeit, ja sogar in der Wiege und vor der Geburt mit einander zu verloben, entsprang wahrscheinlich überall aus einer einzigen Ursache, dem Despotismus der Herrscher über ihre Untergebenen.

Die Parsis in Hindostan versprachen ihre Kinder im

zweiten und dritten Jahre, und diese Gewohnheit haben die indischen Parsen wahrscheinlich von dem Volke, unter welches sie sich zurückgezogen haben, angenommen. Auch die armen Leute in Georgien knüpfen schon zwischen Kindern, die noch in den Windeln liegen, das eheliche Band, aus Furcht, sie möchten ihnen von ihren Herren weggenommen und als Sclaven verkauft werden, welches Unglück sie weniger zu fürchten haben, wenn die Kinder verheirathet sind, weil die tyrannischen Edelleute selbst gegen diese Scheinehen eine gewisse Achtung haben. Auf Java und andern ostindischen Inseln verheirathet man Kinder so früh als möglich, damit sie nach dem Tode ihrer Väter erben können, denn sonst bemächtigen sich die Könige nach dem Tode der Väter nicht nur ihres Vermögens, sondern auch der Weiber und Kinder, die sie als Sclaven verkaufen. Ein ähnlicher Grund veranlaßte allem Vermuthen nach die frühen Ehen unter den Chinesen, und selbst unter den Kalmücken, welche oft schon Kinder im Mutterleibe, unter der Voraussetzung, daß sie von verschiedenem Geschlecht seyen, mit einander verbinden.

Frühe Ehen finden sich aber auch unter solchen Völkern, die nicht die Macht von räuberischen Königen und Edelleuten zu fürchten haben; sie behielten wahrscheinlich auch nach der Entweichung aus den Fesseln des Despotismus eine Sitte bei, die ohne ihn nicht entstanden seyn würde. Solche Völker sind die eben angeführten Kalmücken, Ostiaken und andere finnische Nationen, die Neger, die Karaiben und Wilden in Florida. Viele Neger am Gambia verheirathen ihre Söhne und Töchter schon in der zartesten Kindheit, und diese Eheversprechungen kann zwar der Verlobte brechen, die Braut aber darf sich keinem übergeben, bevor sie nicht ihr Verlobter von der Verpflichtung gegen ihn losgesprochen hat. Gleich frühe Ehen wurden vormals unter den Floridanern, und werden noch jetzt unter den wilden Karaiben geschlossen, unter welchen die Söhne die Gelübde ihrer Väter erfüllen, ungeachtet sie sonst keine väterliche Gewalt über sich erkennen. Diese führen als Grund von den frühen Verlobungen an, daß, da ihre

Die Lebensart der auf der Jagd herumstreifenden Wilden, die sich an mehreren Orten Weiber nehmen, ist eine seltnere und minder wichtige Ursache der Vielweiberei, als die oben angeführten.

Das Herkommen der Vielweiberei ist selbst bei denen zum Christenthum übergegangenen Völkern so unausrottlich, daß der eifrigste Christ in Kongo es für etwas höchst unvernünftiges hält, an ein einziges Weib gebunden zu seyn, und ehe er sich so einschränken ließe, würde er lieber dem Christenthum entsagen.

Merkwürdig ist es, daß unter den Völkern der Südländer, wo das Klima heiß und der Luxus hoch gestiegen ist, dennoch die Monogamie allgemein üblich ist.

Es ist eine von mehreren Reisenden gemachte Beobachtung, daß überall, wo die Vielweiberei im Schwange geht, die Zahl der Geschlechter ungleich ist, und gegen einen Knaben einige Mädchen geboren werden. In den südlichen Theilen von Mesopotamien, Syrien und Armenien ist nach Bruce das Verhältniß der Weiber zu dem männlichen Geschlechte wie 2 zu 1, an der syrischen Küste von Laodicea bis Sidon wie 3 zu 1, und in Arabien von Suez bis Babelmandeb völlig 4 zu 1. In Gidda traf Bruce als Augenzeuge viele unverehelichte Weibsleute. Unter 88 Kindern hatte der Iman von Sana nur 14 Söhne, ein Nilpriester unter mehr als 70 Kindern über 50 Töchter. Ein Gleiches beider Geschlechter herrscht in dem für die Vielweiberei so entschiedenen Guinea. Im Königreiche Bantam sollen nach Kaimes gar zehn Mädchen gegen einen Knaben geboren werden. Zwei bis drei Weiber würden also in diesen und vielen andern Ländern ohne Ehe und Kinder bleiben, wenn ein Mann nur eine Frau nähme. Hier kann daher nicht die Frage seyn, ob vier Weiber und vier Männer nicht mehr Kinder als vier Weiber und ein Mann bekommen würden? sondern ob ein Mann und ein Weib wohl eben so fruchtbar seyn würden, als ein Mann und vier Weiber? — In unserm Welttheile, wo die Einweiberei herrscht, ist jenes Verhältniß ganz anders, denn die genauesten europäischen Sterbelisten beweisen, daß die Anzahl der männlichen und

weiblichen Geburten im Ganzen beinahe gleich ist, und daß auf 100 männliche, 105 weibliche Geburten gezählt werden müssen. Es scheint daher, die Monogamie wäre für einen Welttheil, und für einen andern die Polygamie bestimmt.

Bei dem Streit über den Ursprung und die nothwendigkeit der Vielweiberei in Rücksicht auf die große Ueberzahl des weiblichen Geschlechts gegen das männliche verwechselt man offenbar Ursache und Wirkung. Jene ungleiche Zahl der Geburten ist keinesweges als ursprüngliche Ursache, sondern vielmehr als natürliche Wirkung der Vielweiberei anzusehen. Bei Thieren hat man schon die Bemerkung gemacht und wahr befunden, daß das Junge mit dem stärksten und hitzigsten der beiden Eltern einerlei Geschlechts ist, daß z. B. ein hitziger Hengst in seinen besten Jahren in voller Kraft mehr männliche als weibliche Füllen zeugt, im Gegentheil aber, daß die Stutenfüllen zahlreicher fallen, wenn der Hengst nicht so hitzig als die Stuten, und durch öfteres Bescheelen erschöpft ist. Wendet man diese Beobachtung auf die polygamischen Völker an, so findet man offenbar, daß die Männer durch häufigen Beischlaf entnervt seyn müssen; die Weiber hingegen, denen ein Theil der ehelichen Pflicht entzogen wird, desto feuriger bleiben, mithin nothwendigerweise mehr Mädchen als Knaben geboren werden müssen. Die unnatürliche Gewohnheit, mehrere Weiber zu nehmen, hat also die Ordnung der Natur umgekehrt.

Die erste Folge der Polygamie war Verachtung und Knechtschaft der Weiber. Die Beherrscher der Harems und Serails schänden die Menschheit eben so oft durch Mord und Blut, als deren Bewohnerinnen solche durch Vergiftungen, Fruchtabtreibungen, Kindermord und durch die aus der Unterdrückung der natürlichen Triebe entstehenden scheußlichen Wollüste entehren *). Der Ver-

*) Nicht überall ist Eifersucht der Männer und die Eingeschlossenheit der Weiber im Gefolge der Vielweiberei. Diese Ausnahme machen die Kalmücken, die Nogaier, die seßhaften Koräken, die Kuriten und viele andere mongolische Völkerschaften in Afrika und Amerika

stümmelung der Menschen, dem Hang zu Buhlerinnen und Tänzerinnen und vielen andern abscheulichen Lastern gab ferner diese unnatürliche Sitte ihr Daseyn.

Vielmännerei.

Schon in dem alten Medien gab es Weiber, die mehrere Männer zu gleicher Zeit genommen haben. Strabo sagt sogar, daß ein Weib, die nur fünf Männer gehabt habe, schlecht versehen gewesen wäre. Unter den alten Britten hielten zehen bis zwölf Männer zusammen nur eine Frau. So seltsam und widernatürlich diese Gewohnheit seyn mag und so sehr sie die heiligen Namen, Vater und Sohn, vernichtet, so existirt sie noch heutiges Tages und hat vermuthlich mehrere Lokalursachen zum Grunde. An der Küste von Malabar haben die Damen vom Stande die Freiheit, so viel Männer als sie immer wollen zu heirathen. Dellon bemerkt, daß hier die Vielmännerei nie eine Unordnung veranlasse; derjenige, welcher der gemeinschaftlichen Frau einen Besuch macht, stellt seine Waffen an die Thür, um seinen Mitmännern das Occupata est zu erkennen zu geben. Der Beherrscher von Thibet, der große Lama, erlaubt durch ein ausdrückliches Gesetz den Weibern in seinen Staaten, mehrere Männer zu nehmen; diese sind gewöhnlich Brüder und nahe Verwandte. Das erste Kind gehört dem ältesten Manne zu, die folgenden den übrigen Männern nach der Folge ihres Alters. Hier scheint die Polyandrie aus dem durch religiöse Vorurtheile geheiligten Unterschied der Kasten entstanden zu seyn. Kein Mann aus einer edleren Kaste darf sich mit einem Weibe aus einer niedrigeren Kaste abgeben. Wenn nun die Weiber einer Kaste nicht so zahlreich sind, daß für jeden Mann eine Frau übrig ist, so müssen mehrere Männer sich mit einer Frau begnügen. Auch müssen die Weiber in den an China, Indien und die Bucharei angrenzenden Ländern abnehmen, weil sie dort in großer Anzahl entführt, weggestohlen oder verhandelt werden. Auf verschiedenen Inseln der Südsee trifft man

gleichfalls solche Männerserails an. Auf der Osterinsel hatte sich in einem Zeitraume von vier Jahren die Zahl der Einwohner auf ein Drittel vermindert. Cook und seine Reisegefährten fanden hier im J. 1774 nur 900 Seelen, und unter diesen nicht mehr als 50 Weibspersonen, obgleich die Menschenzahl im J. 1774 sich auf 3000 belaufen hatte. R. Forster erklärt diese Verminderung des weiblichen Geschlechts aus den heftigen Veränderungen, welche auf dieser und andern Inseln öfters durch unterirdische Feuer und Erdbeben angerichtet würden. Er sagt, die jetzigen Einwohner legen gewöhnlich ihre Wohnungen unter der Erde an und unterstützen solche mit losen, übereinander geschichteten Steinen. Ereignet sich nun ein Erdbeben zu einer Zeit am Tage, da viele Männer ihrer Geschäfte wegen im Freien waren, so wurden durch den plötzlichen Einsturz ihrer armseligen Hütten nur die Weiber verschüttet, und die wenigen, die etwa damals auf dem Felde waren, allein gerettet. Diese Weiber kamen an Bord des Schiffes und trugen kein Bedenken, ihre Gunstbezeugungen mehreren Liebhabern nach einander anzubieten. Daraus folgt nun eben nicht, wie Forster glaubt, daß diese Weiber jetzt viele Männer hatten, denn wenn sie schamlos genug waren, um ein Geschenk zu erwerben, sich dem ersten fremden Matrosen zu überlassen, so bedarf es keines ähnlichen einheimischen Gebrauchs, um dem zweiten ein Gleiches zu gestatten. Daß die durch die geringe Anzahl der Weiber entstehende Schonung der Männer hier gerade das Gegentheil von dem, was in Afrika geschieht, immer zunehmende Verminderung des weiblichen Geschlechts entstehen müßte, sollte man wohl glauben, wenn nicht wie aus den Beispielen unserer, dem Dienst der cyprischen Göttin sich weihenden Mädchen bekannt ist, die zügellosen Umarmungen vieler Männer die Fruchtbarkeit gänzlich aufhöbe.

Das Kaufen der Bräute.

Unter den meisten Völkern der Erde war von allen Zeiten her der Kauf die gewöhnlichste Art, eine Frau zu

bekommen; — ein Gebrauch, der theils in der Vielweiberei, theils in dem Sclavenzustand des weiblichen Geschlechts seinen Grund hat. Wo jene zugleich mit der Einschließung der Weiber verbunden ist, sind Mädchen eine seltene Waare, die man bei der Konkurrenz mehrerer Liebhaber dem Meistbietenden verkauft; und da unter allen barbarischen Völkern die Weiber als bloße, zur Bedienung der Männer geschaffene Wesen angesehen werden, so konnte man eine unumschränkte Gewalt über sie nicht besser erhalten, als wenn man sie gleich den Knechten gekauft hatte.

Schon bei den Assyrern herrschte dieser Gebrauch, nur mit dem Unterschiede, daß nicht die Väter, sondern die Obrigkeit die mannbaren Schönen zum Kauf ausstellte. Ein förmliches Gesetz, in dessen Lob sich Herodot völlig erschöpft, verordnete eine in ihrer Art ganz einzige Mädchenauction. Sie ging auf folgende Art vor sich. Alle Jahr versammelte man an einem Ort die Mädchen, welche das Alter zum Heirathen hatten. Der öffentliche Ausrufer setzte einer nach der andern den Preis. Die reichsten Bürger kauften durch Steigerung des Preises diejenigen, welche durch körperliche Reize sich ihnen empfahlen. Am Ende waren die häßlichen Mädchen übrig, deren Besitz niemand reizte. Um auch diesen Männer zu verschaffen, wurde das aus dem Verkauf der Schönen gelösete Geld dazu angewendet, ihnen einen Brautschatz zu geben. Der Ausrufer zeigte zuerst die Häßlichste, und fragte, ob Jemand mit der Summe Geldes, die er anzeigte, sie begehre. So wie nun in dem ersten Falle immer einer den andern höher trieb, so ging es hier umgekehrt, und das häßlichste Mädchen fiel dem zu, der sich mit dem geringsten Preise begnügte. Nach dieser Methode ging man von der Häßlichsten zu den minder Häßlichen fort, gerade wie vorher bei den Reizenden. Und so fand jedes Mädchen seine Versorgung und kein Eheloser war im Staate vorhanden. Dieses Mittel, die Ehen zu erleichtern, soll noch bei mehreren Nationen, und nach Herodot auch bei den Enetern, einem illyrischen Volke, üblich gewesen seyn. Um die häßlichen Bräute gegen Betrug und schlechte Behandlung zu sichern,

war unter andern Vorkehrungen auch die getroffen, daß keiner das gekaufte Mädchen wegführen durfte, bevor er nicht Bürgschaft gestellt hatte, daß er sie heirathen wolle. Konnten sich beide nicht mit einander vertragen, so mußte das Geld wieder herausgegeben werden. Auch war ausdrücklich verboten, den Frauen hart zu begegnen oder sie in ein fremdes Land zu bringen. Herodot beschließt seine Erzählung mit der Bemerkung, dieser vortreffliche Gebrauch habe sich verloren, als die Babylonier von den Persern unterjocht worden seyen. Seit der Zeit sey es unter den Armen in Babylonien herrschende Sitte geworden, ihre Mädchen zur öffentlichen Wollust zu verkaufen und feil zu halten. Goguet hält mit dem Herodot diese babylonische Jungfrauenauction für weise und wohlthätig. Andere sehen die ganze Erzählung für weiter nichts als die Erfindung eines müßigen Griechen an, die vielleicht dadurch veranlaßt worden sey, daß man bisweilen in Babylonien arme Mädchen auf Kosten des Staats ausgesteuert habe. —

So sehr diese übrigens sinnreiche Staatskunst den Vorwurf verdient, daß sie einer Menschenhälfte das natürliche Recht raubt, über ihr Herz zu gebieten, so gränzt sie doch bei weitem noch nicht an den heutiges Tages herrschenden abscheulichen Machiavellismus der Tyrannen von Dahome, denen es gelungen ist, ihre Unterthanen ganz zu Egoisten zu machen, damit sie nur für sich sorgen und blos von ihrer despotischen Willkühr abhangen; die die Banden der Natur, welche Menschen an Menschen ketten, völlig aufgelöst, jedes eheliche Glück, jede häusliche Zufriedenheit, alle Vater- und Mutterfreuden gänzlich zerstört haben, um den Sclaven kein anderes Glück zu lassen, als das ihnen ihre karge tyrannische Hand zuwirft. Diese Barbaren, in deren Familie die Unmenschlichkeit erblich ist, rauben den Eltern ihre Kinder in der frühesten Jugend, als ein dem Könige zustehendes Eigenthum, und geben sie nur dann ihren Sclaven als Gattinnen zurück, wenn sie ihnen die Früchte ihres Fleißes opfern *), welches bei der jährlichen Wiederkehr des

*) Rob. Norris in seiner Reise an den Hof des Königs von Dahome 1772 bemerkte, daß, da ein Jeder die ihm be-

Todesfestes geschieht, an dem der König eine Menge Menschen hinrichten läßt, um mit ihrem Blute die Gräber seiner Vorfahren zu tränken. Und in diesem verworfenen Zustand leben diese Dahomer schon seit Jahrtausenden, sie ehren und fürchten ihre Tyrannen wie eine Gottheit und fühlen ihr Elend nicht.

Bei den älteren Juden war das Kaufen der Bräute üblich. Wie hoch der Kaufpreis gewesen ist, läßt sich nicht genau bestimmen. Der verliebte Sichem erbietet sich, alles, was gefordert wird, für den Besitz der schönen Dina hinzugeben. Jakob hatte jede Tochter Labans für sieben Dienstjahre gekauft. Hoseas zahlte für seine Frau fünfzehn Seckel Silbers und eben so viel Efa Gersten. Moses scheint einen gewissen Mittelpreis festgesetzt zu haben, der, wenn gewisse Umstände die Ehe nothwendig machten, als gültig anerkannt werden sollte. Wenn jemand eine Jungfrau beschlafen hatte, so nöthigte ihn Moses, sie zu kaufen, d. i. zu heirathen, und taxirte sie auf fünfzig Seckel Silbers, nach unserm Gelde ungefähr vier Dukaten, ein Preis, um den man einen leibeigenen Knecht kaufte. Doch wurden nicht alle Bräute gekauft, und die nicht gekauften scheinen in mehreren Rücksichten größere Vorzüge genossen zu haben, als die gekauften. Sara, welche nicht gekauft war, hatte so viel Gewalt, daß sie ihres Mannes Kebsweib mit deren Sohne aus dem Hause jagte, so wie noch heut zu Tage im Orient die an Staatsbediente zum Geschenk verheiratheten Töchter der Könige die Vielweiberei ihrer Männer nicht dulden. Eine der sonderbarsten israelitischen Brautpreise sind die hundert Philistervorhäute, welche Saul von dem unbegüterten David statt eines Brautpreises forderte, an deren Stelle er aber von dem tapferen General David zweihundert empfing, und dafür sein Schwiegersohn wurde.

stimmte Gehülfin nehmen muß, die königlichen Gemahlinnen, welche bei dieser Angelegenheit die handelnden Personen sind, sich oft das königliche Plaisir machen, einem jungen Manne seine eigene Mutter zuzuführen, die er dann ernähren und so lange geduldig behalten muß, bis seine Umstände ihm erlauben, künftig bei einer andern Gelegenheit sein Heil zu versuchen. —

Unter den Griechen in dem Heldenalter war das Kaufen der Bräute allen Ständen gemein. Die Menge der Mitwerber erzeugte oft Wetteifer in den Gaben, die sie der Geliebten und den Freunden derselben darbrachten, die theils aus Rindern und Schafen, theils aus kostbaren Gewändern und anderm edlen Frauenschmuck bestanden, dergleichen Penelope auf ihr Verlangen von ihren Freiern erhielt. Von diesen Geschenken, wodurch man erst die Gunst der Mädchen und ihrer Väter zu gewinnen suchte, waren die eigentlichen Brautgeschenke verschieden, die jeder Freier seiner Braut zu bringen verbunden war und welche gemeiniglich von sehr beträchtlichem Werthe waren. So brachte Iphidamas hundert Ochsen, tausend Schafe und Ziegen seiner Gattin zur Brautgabe, und aus dem Beispiel der Penelope sehen wir, daß Mädchen oft von Vätern und Brüdern gedrängt wurden, dem freigebigsten Werber die Hand zu geben. Aber auch durch männliche tapfere Thaten, durch Adel des Geistes strebte man nach dem Besitz der Jungfrauen. Penelope machte endlich ihren Entschluß bekannt, demjenigen ihre Hand zu geben, der Ulysses Bogen spannen und durch alle zwölf Axtgriffe schießen würde. Doch zeigen mehrere Stellen beim Homer, daß die Neigung der Mädchen bei der Wahl mit in Anschlag gebracht wurde. Wohlhabende Völker statteten ihre Töchter mit einem sehr reichen und köstbaren Heirathsgut aus. Der König von Lycien gibt dem Bellerophon seine Tochter und mit ihr die Hälfte seines Königreichs. Andromache, Hectors Gattin, hat von dem reichen Heirathsgute den Beinamen der Reichbeschenkten. —

Jene Brautpreise hörten zwar mit zunehmender Aufklärung und Verfeinerung der Sitten in den höheren Ständen ganz auf, und Aristoteles warf das Kaufen der Bräute den Vorfahren als ein Merkmal der Rohheit vor. Allein unter den niedern Ständen dauerten sie beständig fort und sind noch heutiges Tages unter den neuern Griechen üblich.

Auch unter den Römern fand in den älteren Zeiten ein Kaufen der Bräute statt, wie selbst die Benennung der Ehe, die durch das Kaufen der Braut geschlossen

wurde, matrimonium per coemtionem, nicht undeutlich zu erkennen gibt. Die wenigen Nachrichten aber, die man über diese Art von Ehe in den alten Schriftstellern findet, beweisen hinlänglich, daß diese Sitte schon früh und lange vor dem Anfang ihrer Aufklärung verschwunden sey.

Die ältesten Deutschen und Gallier verkauften ihre Töchter nicht gegen Brautpreise, sondern nach einigen geringen gegenseitigen Geschenken wurde die Ehe geschlossen. Tacitus sagt, die Eltern und Verwandten sind gegenwärtig und billigen die Geschenke, die der Bräutigam der Braut macht. Diese bestehen nicht in weiblichem Putz, sondern in Ochsen, in einem gesattelten Pferde und in einer vollständigen Waffenrüstung. Gegen diese Geschenke wird die Braut empfangen und überliefert, die dem Bräutigam wiederum einige Waffen schenkt. Diese gegenseitigen Geschenke sind das stärkste Band und das heiligste Siegel der Ehe und gleichsam ihre Ehegötter. Doch ist es unläugbar, daß die alten Dänen und deren Nachbarn, die Sachsen, die Burgunder und einige Völker am schwarzen Meere, in den alten Zeiten ihre Bräute gekauft, und diese Sitte wahrscheinlich von den Thraciern angenommen haben.

Noch heutiges Tages ist unter den meisten außereuropäischen Völkern das Kaufen der Bräute üblich, und gibt uns einen Beweis von dem allgemeinen niedrigen Zustande des weiblichen Geschlechts.

Die Größe der Brautpreise wird durch mancherlei Umstände bestimmt, am meisten durch den Stand der Bräute, durch die große oder geringe Mitgabe und durch das Verhältniß der Zahl beider Geschlechter. Aermere Völker unterscheiden sich von reichen darin, daß diese die Brautpreise entweder in Gelde oder in Waaren bezahlen, da die erstern gewöhnlich sich den Schwiegereltern als Knechte übergeben und durch eine gewisse Dienstzeit den Brautpreis gleichsam abverdienen.

Unter den mongolischen Völkern sind bei den Kalmücken die Brautpreise und Mitgifte gesetzlich bestimmt. Nach der Verschiedenheit des Standes und des Reichthums der Brauteltern sind fünf verschiedene Brautpreise

festgesetzt. Ein vornehmer Mann kann für seine Tochter dreißig Kameele, oder an deren Stelle andere gleichgeltende Kostbarkeiten, fünfzig Pferde und vierhundert Schafe fordern; ein geringer Mann aber höchstens zehn Pferde und Kühe und fünfzehn Schafe verlangen. Doch werden diese Taxen nicht immer gegeben und gefordert, und scheinen nur deshalb bestimmt worden zu seyn, um eine allzugroße willkührliche Erhöhung derselben zu beschränken.

Unter den Katschinzkischen Tatarn werden die Brautpreise bald durch Dienste, bald durch Geld oder Waaren bezahlt, und unter den Ostiaken werden sie selten unter hundert Rubeln zugeschlagen. In Kamtschatka erwirbt man Bräute durch Knechtsdienste, die der Bewerber sowohl der Braut als den Eltern leistet, und die ein, zwei und bisweilen vier Jahre dauern. Der Lappe kauft seine Braut gegen Waaren und dergl., die dreißig silbernen Löffeln, das Stück zu drei bis vier Loth gerechnet, gleich geschätzt werden.

Unter den tatarischen Völkern in Asien ist kein einziges, unter welchen nicht die Töchter verkauft würden. Die Brautpreise sind aber sehr verschieden. Unter den Kurden, deren Vornehme sich nicht unter ihrem Stande verheirathen, wird eine Jungfrau für fünfzig Beutel, nach unserm Gelde 16500 Thr., verkauft; viele Töchter sind daher unter diesem tatarischen Hirtenvolk ein großer Reichthum. Zu Lamberti Zeiten verlangte ein cirkassischer Fürst für eine Tochter, die ein mingrelischer Prinz heirathen wollte, hundert Sclaven, die mit allerlei kostbaren Waaren, mit Tüchern, Tapeten u. dergl. beladen seyn sollten; ferner hundert Kühe, hundert Ochsen und eben so viel Pferde. Die mingrelischen Edelleute verkaufen meistens so viele Kinder ihrer Leibeigenen an die Türken, als nöthig ist, den Brautpreis zusammenzubringen. Gewöhnlich erhält aber die Braut eine Aussteuer, die dem Brautpreise ungefähr gleich ist, und die, die Kleidung und den Schmuck ausgenommen, dem jungen Mann gehört. Unter den kirgisischen Kosacken besteht der geringste Brautpreis in einem Sclaven, 30 bis 40 Pferden, und in einigem

Kriegsgeräthe. Die sibirischen Tatarn hingegen, die weniger wohlhabend als die Kirgisen sind, verkaufen ihre Töchter viel wohlfeiler. Arme zahlen für ihre Bräute höchstens dreißig, und Reichere hundert oder zweihundert Rubeln. Unter den Wotiäken, Tscheremissen und Tschuwaschen steigt der Kalym von zehn bis zu hundert Rubeln, welche Brautpreise aber ganz oder doch größtentheils auf die Ausstattung der Bräute verwendet werden. Am niedrigsten ist der Kalym unter den Morduanen, die gewöhnlich acht bis zehn Rubel für ein Mädchen zahlen. Und doch ist dieser kleine Brautpreis noch viel zu groß für manche Arme, die sich daher mit andern zusammenrotten und Mädchen mit Gewalt entführen. Solcher Mädchenraub ist auch aus gleicher Ursache bei den Wotiäken, Tscheremissen und Tschuwaschen üblich, und damit sie ihnen die Eltern um desto weniger wieder abnehmen, so pflegen sie gleich unterweges die Ehe zu vollziehen. Zwar müssen sie immer noch ein gewisses Geld nachzahlen, welches aber weit mäßiger ist, als der Brautpreis, den man für eine unberührte Tochter gefordert hätte.

Im ganzen südlichen Asien und in allen ostindischen und Südseeinseln werden die Bräute entweder mit Gelde oder durch Dienste erkauft. Auf Sumatra wird der Mann ein desto unumschränkterer Gebieter über die Frau, je höher der Brautpreis ist, um den er sie gekauft hat; er kann sie als Sclavin verkaufen, wenn ihre Familie sie nicht um den Preis, den andere geben wollen, zurücknehmen will. In dem von den Engländern eingenommenen Gebiet ist dieses abgeschafft worden, weil sie die Ehen erschwerten und der Bevölkerung schadeten.

Unter den meisten großen Völkern des Morgenlandes werden nur Bräute aus den niedrigen oder mittleren Ständen verkauft. Die vornehmen Türken und Araber machen die Abhängigkeit der Weiber von ihren Männern dadurch erträglicher, daß sie nicht nur den Brautpreis erlassen, sondern auch den Töchtern eine reiche Aussteuer und selbst den Schwiegersöhnen beträchtliche Summen Geldes schenken. Dies geschieht unter der Bedingung

eines für die Frauen auszusetzenden beträchtlichen Leibgedinges; so daß die Männer nicht leicht an Verstoßung denken. In Egypten ist es nicht ganz ungewöhnlich, daß außer einem hohen Brautpreis der Frau ein ansehnliches Leibgeding ausgesetzt wird. In diesem Falle tragen die gekauften Frauen zum Zeichen ihrer Knechtschaft goldene Ketten und Ringe an Händen und Füßen. Viel häufiger geschieht es, daß vornehme Männer ihre Söhne mit jungen, für sie erzogenen Sclavinnen, und ihre Töchter mit jungen Sclaven verheirathen, und diesen entweder gleich ein großes Heirathsgut geben, oder auch nach ihrem Tode einen großen Theil ihres Vermögens hinterlassen. Solche Weiber behalten über ihre Männer eben die Rechte, die ihre Väter über sie als Sclaven hatten; ihre Männer dürfen sie eben so wenig verstoßen, als ohne ihre Einwilligung Beischläferinnen nehmen.

Unter den Hindus ist das Verkaufen der Töchter unter Vornehmen und Geringen gewöhnlich, das Verschenken hingegen selten, und für den Bräutigam als ein Almosen beschimpfend. Sie zahlen für eine Jungfrau 2½, höchstens 31 Pannes, wovon einer den Werth eines halben Dukaten beträgt. Dieses geringen Brautpreises ungeachtet, sind dennoch viele Hindus und selbst Braminen zu arm, um sich eine Frau zu kaufen. Mitleidige Anverwandten schenken ihnen daher oft ihre Töchter, tragen die Kosten der Hochzeit und geben noch überdem ein kleines Heirathsgut mit, welche Geschenke eine der drei großen verdienstlichen Aeußerungen der Mildthätigkeit ausmachen. Die Schwiegersöhne geben ihre Dankbarkeit dadurch zu erkennen, daß sie statt des nicht bezahlten Brautpreises die Sünden der Schwiegerväter auf sich nehmen, welches aber immer für erniedrigend gehalten wird.

In Amerika unter den Völkern, die sich nicht ohne alle Zuziehung der Eltern verbinden und trennen, ist es eben so gewöhnlich, Bräute zu kaufen, als sie durch eine gewisse Dienstzeit zu erwerben. Das letztere geschieht mehr im nördlichen, und das erstere mehr im südlichen Amerika. Die Dienstzeit dauert unter den Savanois und

wahrscheinlich unter den übrigen Wilden nicht länger, als bis die junge Frau entbunden wird. Alsdann kann das unverehelichte Paar, wann es will, die Wohnung der Brauteltern verlassen und sich eine eigene Hütte bauen. Unter den Wilden in Kanada bringt der Bräutigam seiner Braut oder dem Brautvater ein Halsband und einen Kessel nebst einem Bündel von Holz. Im südlichen Amerika steigen die Brautpreise viel höher. Wenigstens muß ein junger Abipone für seine Braut vier und mehrere Pferde, Reihen von gläsernen Korallen oder Muscheln, ein vollständiges Kleid, eine Lanze und noch anderes Hausgeräth entrichten.

Unter den Negern in Guinea gibt man für ein Mädchen einige Kannen Branntwein oder Pitto, eine Art von Bier, gleichsam zum Handkauf, und wenn der Bräutigam seine Braut abholt, so schenkt er den Eltern noch einige Pagnen oder Schürzen, und gibt mehrere Kannen Branntwein oder Pitto zum Besten, der unter fröhlichen Tänzen ausgetrunken wird. An der Gambia kostet eine Braut zwei Kühe, zwei Stangen Eisen und zweihundert Kolanüsse, die aus dem Innern des Landes kommen. Doch gibt es mehrere Negervölkerschaften in Senegambien, die höhere Brautpreise bezahlen, mehr auf unbefleckte Jungfrauschaft und eifriger auf eheliche Treue dringen.

Unter den meisten europäischen Nationen slavischen Ursprungs werden noch immer die Bräute gekauft. Die Morlacken lassen sich für ihre Töchter größere oder kleinere Summen Geldes bezahlen, und geben ihnen oft nicht einmal die nöthigen Kleider oder eine Kuh mit. Eben so besteht der Reichthum der Wallachen und Illyrier in der Menge geschickter und schöner Töchter. Je schöner ein Mädchen und je erfahrner es in der Verfertigung von allerlei häuslichen Arbeiten, im Weben, Nähen, Stricken und Färben ist, desto höher ist ihr Brautpreis, und desto weniger gibt ihnen der Vater [illegible]haß oder Aussteuer mit. Die Illyrier und [illegible]ien verkaufen ihre Töchter an den Meistbie[illegible]d ein solcher Mädchenhandel dauert oft viele [illegible] bevor er zu Stande kömmt; und selbst als-

dann, wenn er geschlossen ist, darf ein anderer Freier nur einen Eimer Rack mehr bieten, um die schon verhandelte Braut dem ersteren zu entreißen. Da die Weiber unter diesen Völkern Sclavinnen sind und sclavenmäßig arbeiten müssen, wenn die Männer müßig gehen, so ist gar kein Wunder, daß die Männer ihre Frauen kaufen. In Rußland müssen die Väter für die Bräute, die sie ihren Söhnen aus eines fremden Herrn Besitzungen kaufen, zwanzig bis fünfzig Rubel zahlen.

Wenn es unter den Grönländern und Thibetanern nicht gebräuchlich ist, die Bräute zu kaufen, so muß man diese einzige Ausnahme unter den Völkern mongolischen Ursprungs etwa nicht auf Rechnung ihrer Kultur setzen. Die Ursache kommt vielmehr daher, daß viele Jünglinge und Männer auf dem gefährlichen Fischfange, der fast ihr einziger Nahrungszweig ist, nicht nur umkamen, sondern auch, weil durch die hiermit verbundenen körperlichen Beschwerden ihre Lebenskraft früh erschöpft wird, und sie meistens vor dem fünfzigsten Jahr sterben. Hierdurch muß natürlich eine große Ueberzahl von Weibern entstehen, die nie denjenigen Werth erlangen, den sie wegen ihrer Seltenheit unter allen polygamischen Völkern haben. Unter den Thibetanern hingegen, wo der Mannspersonen ungleich mehrere sind, als der heirathslustigen Mädchen, mußte die Vielmännerei entstehen, denn keiner konnte ein Gut allein bezahlen, dessen Besitz er mit sechs andern theilen muß.

Behandlung der Ehegattinnen, Achtung und Verachtung derselben.

An keinem Umstande erkennt man deutlicher den Charakter eines Mannes, ja einer ganzen Nation, als an der Behandlung des Weibes. Es ist eine auf dem ganzen Erdkreise sich bestätigende Wahrheit: Je stärker, tapferer und geistreicher ein Volk ist, desto größer ist die Achtung und Schonung, die dem schönen Geschlechte widerfährt, und in eben dem Maße, als ein Volk s

wahrscheinlich unter den übrigen Wilden nicht länger, als bis die junge Frau entbunden wird. Alsdann kann das unverehelichte Paar, wann es will, die Wohnung der Brauteltern verlassen und sich eine eigene Hütte bauen. Unter den Wilden in Kanada bringt der Bräutigam seiner Braut oder dem Brautvater ein Halsband und einen Kessel nebst einem Bündel von Holz. Im südlichen Amerika steigen die Brautpreise viel höher. Wenigstens muß ein junger Abipone für seine Braut vier und mehrere Pferde, Reihen von gläsernen Korallen oder Muscheln, ein vollständiges Kleid, eine Lanze und noch anderes Hausgeräth entrichten.

Unter den Negern in Guinea gibt man für ein Mädchen einige Kannen Branntwein oder Pitto, eine Art von Bier, gleichsam zum Handkauf, und wenn der Bräutigam seine Braut abholt, so schenkt er den Eltern noch einige Pagnen oder Schürzen, und gibt mehrere Kannen Branntwein oder Pitto zum Besten, der unter fröhlichen Tänzen ausgetrunken wird. An der Gambia kostet eine Braut zwei Kühe, zwei Stangen Eisen und zweihundert Kolanüsse, die aus dem Innern des Landes kommen. Doch gibt es mehrere Negervölkerschaften in Senegambien, die höhere Brautpreise bezahlen, mehr auf unbefleckte Jungfrauschaft und eifriger auf eheliche Treue dringen.

Unter den meisten europäischen Nationen slavischen Ursprungs werden noch immer die Bräute gekauft. Die Morlacken lassen sich für ihre Töchter größere oder kleinere Summen Geldes bezahlen, und geben ihnen oft nicht einmal die nöthigen Kleider oder eine Kuh mit. Eben so besteht der Reichthum der Wallachen und Illyrier in der Menge geschickter und schöner Töchter. Je schöner ein Mädchen und je erfahrner es in der Verfertigung von allerlei häuslichen Arbeiten, im Weben, Nähen, Stricken und Färben ist, desto höher ist ihr Brautpreis, und desto weniger gibt ihnen der Vater Brautschatz oder Aussteuer mit. Die Illyrier und Wallachen verkaufen ihre Töchter an den Meistbietenden, und ein solcher Mädchenhandel dauert oft viele Monate, bevor er zu Stande kömmt, und selbst als-

dann, wenn er geschlossen ist, darf ein anderer Freier nur einen Eimer Racky mehr bieten, um die schon verhandelte Braut dem ersteren zu entreißen. Da die Weiber unter diesen Völkern Sclavinnen sind und sclavenmäßig arbeiten müssen, wenn die Männer müßig gehen, so ist gar kein Wunder, daß die Männer ihre Frauen kaufen. In Rußland müssen die Väter für die Bräute, die sie ihren Söhnen aus eines fremden Herrn Besitzungen kaufen, zwanzig bis fünfzig Rubel zahlen.

Wenn es unter den Grönländern und Thibetanern nicht gebräuchlich ist, die Bräute zu kaufen, so muß man diese einzige Ausnahme unter den Völkern mongolischen Ursprungs etwa nicht auf Rechnung ihrer Kultur setzen. Die Ursache kommt vielmehr daher, daß viele Jünglinge und Männer auf dem gefährlichen Fischfange, der fast ihr einziger Nahrungszweig ist, nicht nur umkamen, sondern auch, weil durch die hiermit verbundenen körperlichen Beschwerden ihre Lebenskraft früh erschöpft wird, und sie meistens vor dem fünfzigsten Jahr sterben. Hierdurch muß natürlich eine große Ueberzahl von Weibern entstehen, die nie denjenigen Werth erlangen, den sie wegen ihrer Seltenheit unter allen polygamischen Völkern haben. Unter den Thibetanern hingegen, wo der Mannspersonen ungleich mehrere sind, als der heirathslustigen Mädchen, mußte die Vielmännerei entstehen, denn keiner konnte ein Gut allein bezahlen, dessen Besitz er mit sechs andern theilen muß.

Behandlung der Ehegattinnen, Achtung und Verachtung derselben.

An keinem Umstande erkennt man deutlicher den Charakter eines Mannes, ja einer ganzen Nation, als an der Behandlung des Weibes. Es ist eine auf dem ganzen Erdkreise sich bestätigende Wahrheit: Je stärker, tapferer und geistreicher ein Volk ist, desto größer ist die Achtung und Schonung, die dem schönen Geschlechte widerfährt, und in eben dem Maße, als ein Volk schwach,

feig und geistlos ist, in eben demselben sind die Weiber verachtet und herabgewürdiget.

Der rohe, verwilderte Naturmensch, der überhaupt seine Bedürfnisse mit einer desto größeren Lebhaftigkeit befriedigt, je eingeschränkter sie sind, ist gewohnt, seine heftigen Begierden mehr durch Gewaltthätigkeit als Liebe, mehr durch Stärke als Gefälligkeit zu stillen, ohne fast etwas mehr als das Thierische von der Liebe zu kennen; ohne etwas von jenem sittlichen Gefühl zu haben, welches nur allein die Herrschaft der Stärke versüßt. In einem immerwährenden Hange zur trägen Ruhe, und dann nur thätig, wenn es die Noth fordert, unterwirft er sich, als der Stärkere, das schwächere Weib, behandelt es als sein Eigenthum, kennt keine Pflichten und keine Achtung gegen dasselbe, und fordert dagegen von ihm Gehorsam, Treue und Hülfe mit tyrannischer Strenge. Der erste Sclave, den er sich macht, ist seine Frau. — Dies ist auf drei Viertheil der Erde, bis auf einige vom Klima entliehene Verschiedenheiten, das Gemälde von dem unglücklichen Loose der weiblichen Menschenhälfte.

Auf dem nordwestlichen Theile unserer Halbkugel sind die Weiber eben das, was die Heloten bei den Spartanern waren, ein überwundenes Volk, welches für seine Sieger zu arbeiten gezwungen ist. Daher sieht man am Oronoko Mütter, die, vom Muttergefühle zu dem unnatürlichen barbarischen Mitleiden hingerissen, ihre Töchter in der Geburt ersticken.

Eine andere, aus einem Uebermaß von eifersüchtiger Liebe entstandene Art von Männerdespotismus, das Einsperren und die häusliche Sclaverei der Weiber, die durch Sitten und Gesetze geheiligt ist, herrscht im Orient, in Persien, in der Mongolei, in Japa und China, wo eine glühende Zone den Menschen bis zur Wuth leidenschaftlich, furchtsam und feige macht. Hier sind Schaaren von Weibern zu einem ewigen Kerkerleben verdammt, und haben keine Sinne, keinen Willen, als nur für den Wink eines einzigen eigensinnigen Gebieters. Ihre Triumphe dauern nur einen Augenblick, aber ihre Eifersucht, ihr wechselseitiger Haß, ihre Wuth gegen ihre Nebenbuhlerinnen, die zugleich ihre Gesellschafterinnen sind, alle Tage ihres Lebens hindurch. —

Ungleich glücklicher war hingegen das Loos des weiblichen Geschlechts von den ältesten Zeiten her in gemäßigteren Erdstrichen, besonders von Europa, unter dessen milderen Einflüssen Gefühl für Freiheit und Menschenwerth, Biedersinn und schlichte Sitten ein besseres Gedeihen fanden*). Unter keinen Völkern der Erde waren die Weiber höher geschätzt, als unter den alten Celten. Auch verdienten Gattinnen, die so treu, so keusch und zärtlich; Hausfrauen, die so gewissenhaft, fleißig und verständig; Mütter, die so liebevoll und sorgfältig, und Gefährtinnen, die so muthig und Freiheitliebend waren, als die Weiber der alten Germanier, die edelste Behandlung. Lebensweise und Verfassung trugen vieles bei, das Edle des Weibes dem Auge des Mannes zu entfalten, und das Band der Ehe, Liebe und Treue heilig zu machen. Sie traueten sogar dem schönen Geschlechte etwas Göttliches und die Vorhersehung künftiger Dinge zu. Wenn die Männer ein Treffen lieferten, waren die Frauen mit ihren Kindern dem Heere so nahe, daß die erhitzten Kämpfer den auf ihr Herz mächtig wirkenden Zuruf derselben hören konnten. — Weiber bestellten in den ältesten Zeiten das Haus und das Feld. Bei den dem weiblichen Geschlechte überhaupt eigenen biegsameren und zarteren Fibern und der daraus entspringenden Fähigkeit, die Verhältnisse der Dinge leichter und begieriger aufzufassen, geschwinder zu vergleichen und allgemeine Begriffe aus ihren Beobachtungen zu ziehen, dürfen wir uns daher nicht wundern, wenn wir bei den germanischen Frauen einen so hohen Ascendant über ihre Männer erblicken, die sich nur dem einförmigen Geschäft des Krieges überließen, und daher weit roher als jene bleiben mußten**).

*) Man wird vielleicht hier fragen, wie kommts, daß jetzt die nordischen Völker unter allen die größten Sclaven sind? — Man blicke in die Geschichte zurück, und man wird finden, daß despotische Gesetze schlechte Sitten erzeugen und Nationen von edlen Naturanlagen nach einigen Jahrhunderten zu feigen, niedrigen Sclaven machen.

**) Aus diesem Grunde hat sich die Idee, daß sich die Gottheit den Weibern leichter mittheile, als den Männern, über den ganzen Erdboden verbreitet. Nicht nur die Germanier, Gal-

Auf jene Divinationsgabe gründete sich vorzüglich das große Ansehen der berühmten Jungfrau Velleda *), die in den Kriegen der Römer mit den Deutschen eine so wichtige Rolle spielte **).

Diese ursprüngliche, so eng mit dem ganzen Nationalcharakter verbundene Achtung der deutschen Völker für das schöne Geschlecht, hörte auch dann nicht auf, als sie große Reiche und Staaten stifteten; man verfolge nur irgend eine einzelne deutsche Nation in ihren neuen Wohnsitzen, um sich von dem beträchtlichen Einfluß der Weiber auf Staatsgeschäfte zu überzeugen, wovon man keinen ungegründeten Schluß auf ihre übrigen Verhältnisse machen kann. Wenn unmündige Prinzen zur Thronfolge gelangten, so führten gewöhnlich ihre Mütter die Regentschaft, und selbst in Deutschland behauptete eine Königin nicht selten den Vorsitz bei allgemeinen Versammlungen des Reichs. Auch erwählte man oft Fürstinnen oder andere sich durch vorzüglichen Verstand auszeichnende Frauen zu Schiedsrichterinnen, selbst bei wichtigen Rechtshändeln. Nicht minder zeugen die Gesetze der deutschen Völker, welche aus diesem Zeitraume übrig sind, von der vorzüglichen Achtung des schönen Geschlechts, die

lier und die scandinavischen Völker, sondern auch noch viele andere haben diese Idee gehabt. Bei den Griechen ertheilten Weiber Orakelsprüche und bei den Römern standen die Sibillen in großer Ehrerbietung. Die Hebräer und Egyptier hatten ihre Wahrsagerinnen; und alles, was etwas Uebernatürliches zu haben scheint, Religionsgebräuche, Heilkunde und Magie, befindet sich bei dem größten Theile der Wilden in den Händen der Weiber.

*) Die Bemerkung, daß da, wo Göttinnen eine Stelle in der Religion eines Volkes einnehmen, das weibliche Geschlecht in Ansehen steht, bestätigt sich überall.

**) Tacit. Hist. L. IV. c 61. Schütz Exercitat de Velleda virg. in Exercitat ad German. sacr. et gent. exerc. II. So vortheilhaft dies Vorurtheil dem weiblichen Geschlechte war, so nachtheilig wurde es ihm in den folgenden Zeiten; denn wahrscheinlich entstand hierdurch zuerst der Glaube an Hexerei, der nach Ausbreitung des Christenthums die traurigsten, bis in die spätesten Zeiten fortdauernden Wirkungen geäußert hat. In Deutschland wurden bis auf den Christian Thomasius Hexen verbrannt, und in England wurden die gegen die Hexerei bestehenden Gesetze erst im J. 1736 aufgehoben.

man gewiß bei rohen und unkultivirten Nationen, wie damals die Germanier waren, nicht allein aus dem Mitleiden mit seiner Schwäche erklären kann. —

Ursachen, die im Mittelalter die enthusiastische Verehrung des andern Geschlechts erregten, waren vorzüglich der abenteuerliche Geist des Ritterwesens und die häufigen Züge in das gelobte Land, auf welchen die Phantasie der Kreuzfahrer von religiöser Schwärmerei, von dem Anblick neuer und von dem sanften Himmelsstriche der asiatischen Gefilde erwärmt und begeistert wurde. Schnell verbreitete sich ein dichterisches Feuer von den schönsten Provinzen des südlichen Frankreichs bis in die rauhen Gegenden von Norwegen und Island. Die französischen Dichter, welche den ersten Ton angaben, nannte man von ihren poetischen Erfindungen Troubadours, bisweilen auch von ihrem ersten Wohnsitze Provenzalen. Mit ihnen hatten unsere deutschen Dichter die meiste Aehnlichkeit, welche man, weil sie ihre größte Blüthe unter der Regierung des schwäbisch-hohenstaufischen Hauses erlangten, gewöhnlich mit dem Namen der schwäbischen Dichter zu bezeichnen pflegt. Sie besangen die Vorzüge des weiblichen Geschlechts überhaupt mit den lebhaftesten Schilderungen, und waren an allen Höfen so sehr geschätzt, daß man daselbst nicht selten poetische Wettstreite unter ihnen veranlaßte und den Sieger mit fürstlichen Geschenken belohnte.

Der mit Religionsschwärmerei vermischte Geist des Ritterwesens erzeugte nicht selten übertriebene Lobreden auf das schöne Geschlecht, wie z. B. in dem Wilhelm von Oranse. Nachdem hier der Dichter mit Entzücken die Wirkungen einer reinen, wahren Liebe in dem männlichen Charakter geschildert hat, so schließt er:

Wir sin den frowen ungelich
Deme nyget Erde und hymelrich.

(d. h. Wir sind den Frauen ungleich
Für sie muß sich Erde und Himmel neigen.)

In einem kleinen Gedichte Heinrichs von Veldeng findet man folgende Vorschriften der Galanterie:

Man sol der frowen dienen und sprechen
So man allerbeste kann.
Mit Zorne niemer niht an in gerechen —
Swer den frowen an ir ere
Gerne sprichet ane not, feh der sündet sich viel sere
Und ist ouch der sele tot.

(d. h. Man soll den Frauen dienen und von ihnen das Beste sprechen, was man nur weiß. Nie soll man sich zornig an ihnen rächen. Wer die Ehre der Frauen gern verläumdet, der versündigt sich sehr, und seine Seele ist ewig verloren.)

Walther von der Vogelweide, der Meister in der schwäbischen Dichtkunst, singt:

Durch snesset und gebluemet sind die reinen frowen.
Es wart nie niht so wunneklichés an zu schowen.
In Lüften uf erden noch (oder) in allen grünen owen (Auen)
Lilien Rosen Blumen swa die Blühten
In Meien tawen durch das Gras und kleinen Vogeln sane
Das ist gegen solcher wunnebernden freude krane.

(d. h. Lilien, Rosen, Blumen und die Blüthen, die im Mai in das Gras thauen, und der Gesang der Vögel sind nichts gegen die wonnevollen Freuden, welche die Frauen gewähren.)

Mag immer jene Gewohnheit, die den Ritter zur Vertheidigung der Unschuld oder zur Behauptung der Schönheit des Frauenzimmers nöthigte, die Lanze zu brechen, und ihn im Fall der Weigerung mit Schimpf und Schande brandmarkte, von demselben in andern Verhältnissen eine gleiche Ehrerbietung und Politesse gegen das schöne Geschlecht nicht gefordert haben, so ist es doch unläugbar, daß aus dieser Galanterie, die Anfangs blos als eine Pflicht des Ritterstandes angesehen wurde, die Sitte und die allgemeine Verbindlichkeit der Männer unter allen gesitteten Ständen der meisten europäischen Staaten entstanden ist, den Frauenzimmern durch äußere Höflichkeit und zuvorkommendes Betragen gefällig zu seyn.

Die Griechinnen wurden im heroischen Zeitalter mehr geliebt und geschätzt, als in den folgenden, wo man sie, die spartischen Weiber ausgenommen, zwar mehr einschränkte, weil man sie als Wesen ansah, die durchaus an den öffentlichen Staatsangelegenheiten keinen Theil nehmen könnten; aber sie wurden doch bei weitem nie so sclavisch behandelt, als die Weiber in Asien.

Hervorstechender ist der Geist des weiblichen Geschlechts unter den Römern. Die Römerinnen erwarben sich nicht nur als treue Gattinnen und vortreffliche Mütter, sondern auch als eifrige Patriotinnen die gerechtesten Ansprüche auf die Achtung der Männer. Wer bewundert nicht den Seelenadel einer Portia, Paulina, Agrippina, Arria ꝛc.

Man erinnere sich nur an die Kornelia, die Mutter der beiden Gracchen, die, als eine Freundin ihr ihren Schmuck gezeigt hatte, und dann den ihrigen zu sehen wünschte, auf ihre Kinder zeigte — um dem Edelsinn vieler Römerinnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. —

Verschiedene barbarische Völker der heutigen Welt werden von weiblichen Regentinnen beherrscht, obgleich jene das ganze Geschlecht verachten, so scheinen sie doch in dem milderen Charakter des weiblichen Geschlechts mehr Anlage zu herrschen zu finden, als bei den Männern; oder vielleicht geschieht dieses auch aus Eifersucht der Vornehmsten des Volks, die keinem aus ihrer Mitte die Fürstenwürde zugestehen wollen, und sie daher lieber einem schwachen Weibe übergeben, von welchem sie keine Einschränkung ihrer Macht zu fürchten haben. Bei mehreren huronischen Nationen ist die Würde des Hauptes der Nationen auch für die Weiber erblich. In Patna herrschen alte Wittwen, die keiner Männer mehr bedürfen. Der König von Java bedient sich nur Wittwen zu seinen Gesandtschaften, weil Weiber es am weitesten in der Verstellungskunst bringen können, und daher am besten zu Unterhandlungen zu gebrauchen sind. In Monomotapa werden die Weiber so geehrt, daß auch der älteste königliche Prinz einem Frauenzimmer den Vortritt lassen, oder so lange still stehen muß, bis es vorbei gegangen ist. Auf den Marianen führt die Frau

ein unumschränktes Hausregiment; bequemt der Mann sich nicht nach ihrem Eigensinn, so mißhandelt sie ihn, verläßt ihn und nimmt ihre Kinder und ihr Vermögen mit. Unter allen genießen die Weiber auf Taheiti eine den europäischen Sitten am meisten angemessene Achtung.

Dies ist ein sehr unbedeutender Theil des weiblichen Geschlechts gegen den, welcher zu der tiefsten Sclaverei bestimmt ist. Zu allem verpflichtet und zu nichts berechtiget, ist der Anfang der Ehe für sie eine aneinander hängende Kette von den härtesten Mühseligkeiten und schmachvollsten Erniedrigungen, deren stilles Dulden die menschliche Natur zu überschreiten scheint.

In Lappland ist die Jagd ein ehrenvolles Geschäft, womit sich die Weiber nicht beschäftigen dürfen. Die Häuser der Lappen haben gewöhnlich zwei Thüren; die Weiber dürfen nie zu der Thür aus- und eingehen, welche dem Vater der Familie zugehört. Die Lappen, Samojeden und Ostiaken, die Buräten, Tungusen und übrigen sibirischen Nationen verabscheuen ihre unpäßlichen, schwangern, entbundenen und säugenden Weiber nicht nur als unreine Geschöpfe, sondern sie verstoßen sie aus ihren Hütten, oder entfernen sie wenigstens auf eine solche Art von sich, daß sie weder die Männer selbst, noch ihre Speisen und Geräthe berühren können *). Von dem zwanzigsten Jahre an, sagt Kranz, ist das Leben der Grönländerinnen eine Kette von Jammer und Mühseligkeiten. Man sieht daher nicht selten Beispiele, daß sie bei den ersten Heirathsanträgen ein heftiges Geschrei erheben, ihre zusammengeflochtene Haare aus einander reißen, in Einöden fliehen, oder gar ihre Haare abschneiden, welches in Grönland die größte Schmach und Entstellung ist, und nach welcher ein Mädchen sicher ist, von Freiern nicht weiter angefochten zu werden. Wenn Mädchen ihre Abneigung gegen das Heirathen nicht so weit treiben, so werden sie von den Brautwerberinnen und deren Gehülfinnen aufgesucht und mit Gewalt in die Wohnung des Bräutigams geschleppt, wo sie einige Tage niedergeschlagen und

*) Ueber den aus einem religiösen Wahnsinn entstehenden Abscheu vor dem Beischlaf, s. Gynäologie Thl. III. S. 19.

mit zerstreuten Haaren sitzen, ohne etwas zu sich zu nehmen. Dauert der Schmerz der Bräute zu lange und zu hartnäckig fort, so werden sie durch Schläge genöthigt, sich den jungen Männern zu überlassen, deren und deren Mütter Sclavinnen sie von dem Augenblick ihres veränderten Standes an werden. Unter den Wilden im nördlichen Amerika sind selbst die Hochzeitgebräuche symbolische Zeichen der Knechtschaft. Die Braut empfängt nämlich ein Halsband, das aus einem langen und breiten ledernen Riemen besteht, einen Kessel und einen Holzstoß, um anzudeuten, daß sie die Lasten des Hauses auf sich nehmen, daß sie für den Mann und die Kinder kochen, und daß sie alles Holz tragen müsse. Die Karaibinnen dürfen nicht einmal in der Männer Gegenwart essen.

Ein Neger mag sein Weib so sehr lieben als ein Neger nur lieben kann, so gestattet er doch niemals, daß sie mit ihm ißt, weil er sich dadurch zu verunreinigen oder seiner Herrenwürde dadurch etwas zu vergeben glaubt. In dieser beschimpfenden Entfernung halten ihre Weiber sogar die Negersclaven in Westindien, wo man glauben sollte, daß die härteste und gemeinschaftliche Sclaverei Mann und Frau auf das engste verbinden würde. Der ärmste und elendeste Neger läßt sich selbst als Sclav in Westindien von seiner Frau wie von einem Sclaven meistens knieend bedienen. Knieend müssen die Negerinnen ihren Männern Taback und Getränke reichen, knieend sie begrüßen, wenn sie von der Jagd oder einer andern Reise zurückkommen; knieend endlich von ihren schlafenden Männern die Fliegen wegscheuchen. Am Senegal müssen die Weiber nach Brue einen Schleier vornehmen, so lange Männer gegenwärtig sind, den sie nur dann weglegen dürfen, wenn sich diese entfernen.

Der tiefste Grad von Sclaverei ist endlich der, wenn der Sclave nicht einmal den Namen seines Herrn auszusprechen wagt. In diesem Falle sind die Weiber in Madura; wollen sie von ihren Männern reden, so bedienen sie sich allerlei Umschreibungen, wodurch sie ihren tiefen Respect ausdrücken.

zu bedienen. Augusts Gesetze waren noch strenger. Er bestimmte neue Strafen für die Unverheiratheten, und erhöhete die Belohnungen derer, die den Staat mit Kindern vermehrt hatten. Er gab das berühmte Papische Gesetz, zu dessen Beobachtung selbst eine eigene Obrigkeit unter dem Namen Custodes Legis Papiae Poppaeae eingesetzt wurde. Dessen ungeachtet blieben die Vortheile der Ehelosigkeit überwiegend gegen die Strafen derselben. — Der Gesetzgeber, der sich dem Strome des Verderbens mit dem Schwert in der einen Hand und mit der Belohnung in der andern entgegensetzt, greift er nicht die Moralität der Handlungen in ihrem innern Heiligthume an, indem er nur Heuchler und Bösewichter macht?

Bevölkerungsgesetze sind auch durch andere außerordentliche Ursachen veranlaßt worden. Als im Jahr 1707 eine ansteckende Krankheit den größten Theil der Bewohner in Island hinweggerafft hatte, so erließ der König von Dänemark ein öffentliches Landesgesetz, daß es allen Frauenzimmern erlaubt seyn solle, ohne die geringste Verletzung ihrer Ehre sechs natürliche Kinder zu zeugen. Die isländischen Schönen befolgten die Verordnung so eifrig, daß, wegen zu schnellem Anwachsen der Menschen, der König sich genöthigt sah, es wieder aufzuheben.

Nicht selten geben Finanzspekulationen Bevölkerungsgesetzen ihr Daseyn, um die Zahl der steuerbaren Köpfe zu vermehren. — Der spanische Despotismus fand Mangel an Sclaven, und augenblicklich erschien in Westindien das Gesetz, daß jeder Jüngling im 14. Jahr, und jedes Mädchen im 13. heirathen sollte, weil, sagten sie, Bosheit das Alter ersetze. Verbarg sich wohl je der Despotismus hinter einer scheußlichern Larve, als der, die ihm die Religion darbot!

So empörend dieser Eingriff in die Gesetze der Natur ist, so lächerlich ist ein anderer auf den Molukken. Hier durchlaufen besondere dazu bestellte Staatsbediente an jedem frühen Morgen die Straßen und wecken mit der Trommel unter dem Arm die schlafenden Eheleute auf, um sie an die eheliche Pflicht zu erinnern. Ob das Gedeihen dieses gesetzlichen Verfahrens auf den Trom-

melschlag oder die Morgenstunde kalkulirt ist, bemerkt der Gewährsmann nicht.

Unsere deutsche Voreltern hasseten die Ehelosigkeit außerordentlich. Auf eine sonderbare Art legte man ehemals in Leipzig seine Verachtung gegen diesen Stand an den Tag, indem die ledigen Mannspersonen zur Fastnachtszeit verkleidet mit einem Pfluge herumfahren, und alle unverheirathete Mädchen, die sie antrafen, an solchen zum Schimpf spannten. Im Jahr 1499 verstand ein heroisches Mädchen diesen Schimpf unrecht, und erstach denjenigen auf der Stelle, der sie mit Gewalt einspannen wollte.

In jenen Zeiten war der Mannsperson ein gewisses Alter vorgeschrieben, und welcher nach dieser Zeit unverheirathet starb, deren Verlassenschaft fiel dem Fiskus anheim. Dieses sogenannte Hagestolzenrecht ist römischen Ursprungs, und war vormals in Deutschland ziemlich allgemein. Jetzt ist es nur noch im Braunschweigischen, Würtembergischen, dem Pfälzischen, im Osnabrückischen und verschiedenen andern Ländern üblich. Am strengsten herrscht es noch im Odenwald, wo ein Jeder, der nach dem 25sten Jahr kein Weib nehmen will, sich als Hagestolz erklärt, und den Fiskus berechtigt, nach seinem Tode sein Vermögen an sich zu ziehen.

Die Gesellschaft kann von jedem ihrer Mitglieder fordern, daß sie es sich zur Pflicht machen, den Verlust, den sie täglich an Bürgern leidet, ersetzen zu helfen. Wo ist aber Entschädigung für diesen Verlust, oder Strafe für die gesetzwidrige Handlung, wenn der Staat sich das Vermögen eines Ehelosen zu einer Zeit bemächtigt, da dieser es nicht weiter brauchen kann? Die Strafe fällt blos auf die Anverwandten. Weit zweckmäßiger würde es daher seyn, wenn man, wie schon längst Süßmilch gerathen hat, Hagestolzen nöthigte, durch einen ihrem Vermögen angemessenen Beitrag zur einer Ausstattung und Heirathskasse den Staat zu entschädigen.

Plato schlug schon ein ähnliches Gesetz vor, er sagt: Ist jemand in dem gemeinen Wesen, welcher bis in das

[illegible] Jahr unverheirathet ist, der sollte in Strafe verfallen, dergestalt, daß ein Mann vom ersten Range jährlich hundert, einer vom zweiten siebenzig, vom dritten sechzig, vom vierten aber dreißig Drachmen erlegen müßte. Eben so mußten die Ehelosen unter den Römern zur Zeit des Censorats des Camillus und Postumius das Uxorium oder die [illegible] jährlich entrichten.

Als sich in Engelland die Anzahl der Hagestolzen täglich vermehrte, so beschloß im Jahr 1756 die Nationalversammlung: daß die ehelosen Mannspersonen, die über 26 Jahr alt sind, so wie ein Wittwer von diesem Alter und darüber, der ohne Kinder ist und hundert Pfund Sterling im Vermögen hat, jährlich fünf Schillinge, der zehnhundert hat, zwanzig Schillinge, und so fort verhältnißmäßig zu einem Erziehungsinstitut der Findelkinder beitragen solle.

Unter andern kleinen Strafen, womit man in verschiedenen deutschen Provinzen und Städten die Ehelosigkeit und kinderlose Ehen belegt, sind im Hildesheimischen die Eheleute, die keine Kinder bekommen, dem Pastori loci jährlich einen Hahn, wegen des Abgangs an Taufgebühren, zu geben verbunden, den man den Gevatterhahn nennt, weil Se. Hochwürden mit ihrer Schwachheit Geduld haben sollen.

Strafen des Ehebruchs.

Die Strafen des Ehebruchs tragen unter allen Völkern der Erde das Gepräge ihres Nationalcharakters, ihrer sittlichen, politischen und religiösen Verfassung an sich.

Nach der mosaischen Gesetzgebung mußte sowohl derjenige, welcher mit einer andern Ehefrau den Beischlaf vollzog, als die Ehebrecherin, des Todes sterben; wahrscheinlich wird hierunter die Steinigung verstanden. Trieb ein Ehemann mit einer ledigen Weibsperson Unzucht, so hieß es Hurerei, und gehörte nicht unter das Verbrechen, auf welches Moses Lebensstrafe setzt. Nach den mosaischen Ehegesetzen hatten Mann und Frau nicht gleiche Rechte; jener konnte neben seiner Frau Beischläferinnen halten, ja sogar Sclavinnen zu sich ins

Bette nehmen. War der Ehebrecher nicht auf der That ergriffen, so mußte die Ehebrecherin einen fürchterlichen Reinigungseid schwören und das bittere Fluchwasser trinken. Dies war die Strafe einer Freien. Gelinder war hingegen die Strafe einer Leibeigenen, die ihr Herr in sein Bett genommen hatte; sie bekam Schläge, wenn sie sich der Untreue schuldig gemacht hatte, und die Mannsperson mußte Gott dem Herrn einen Widder zum Schlachtopfer bringen. Die Eifersucht der Juden, so wie fast aller andern Völker des heißen Erdstrichs, forderte blutige Rache für die beleidigte Ehre des Mannes und sein verletztes Eigenthum. Straft der Gesetzgeber Beleidigungen nicht nach dem Begriff, den das Volk davon hat, so wird sich der Beleidigte nicht an den Richter wenden, sondern zur Selbstrache schreiten. Um diesem weit größeren Uebel vorzubeugen, mußte daher Moses dem Geiste eines barbarischen Volks barbarische Gesetze geben.

Unter den neuern Juden herrschen über den Punkt der ehelichen Treue folgende Gebräuche. Der Mann muß seiner jungen Frau im Beiseyn zweier Zeugen sagen, daß sie sich nie mit einer andern Mannsperson allein verbergen solle. Sind nun Zeugen da, daß sie dieses Verbots ungeachtet sich mit einem Manne allein in einem Zimmer so lange aufgehalten habe, als Zeit zur Vollziehung des Beischlafs erfordert wird, so kann ihr der Mann sogleich den Abschied geben, und ist nicht schuldig, das ihr in dem Heirathsgut Verschriebene zu bezahlen. Hierzu ist er jedoch verpflichtet, wenn obiges Verbot nicht vor zwei Zeugen geschehen. Protestirt sie dagegen, so muß der Mann vor dem Richter bei dem großen Bann schwören, daß er solches mit gutem Gewissen thue. Sind keine Zeugen da, daß die Beschuldigten allein beisammen gewesen sind, ist aber in der Gemeinde das allgemeine Gespräch, daß sie Ehebruch getrieben, so muß sich ebenfalls der Mann von ihr scheiden.

Die Egyptier beraubten dem ehebrecherischen Manne seiner Mannheit, damit er nie wieder ein ähnliches Verbrechen begehen könne; der Ehebrecherin schnitten sie die Nase ab, damit sie nie wieder ein Gegenstand der Versuchung für einen andern Mann werden möchte.

Die Griechen und Römer hatten die Sitte, daß die Frau mit Einwilligung des Mannes sich auf eine gewisse Zeit den Umarmungen eines andern Mannes überlassen durfte. War hingegen diese Einwilligung nicht erfolgt, so sahe man eine solche Vermischung als einen schändlichen Ehebruch an, welcher mit der Verschiedenheit der Zeitalter und der Staaten auf verschiedene Art bestraft wurde.

Indem Lykurg die vergiftende Eifersucht der Eheleute aus seiner Republik verbannen wollte, so vernichtete er die Rechte der Ehemänner, um die Rechte der Bürger zu vergrößern. Da ferner nach Lykurgs Grundsätzen die Kinder kein Eigenthum der Eltern waren, sondern dem Staate angehörten, so war es einem jeden starken und gesunden Manne erlaubt, auf jedes Land zu säen, das gute Früchte erwarten ließ. So bot in Sparta in Ansehung der Ehe die Natur der Politik die Hand. Plutarch versichert, daß diese Anordnungen Lykurgs so wenig zu weiblichen Ausschweifungen Anlaß gegeben, daß man vielmehr zu Sparta den Ehebruch für etwas völlig Unglaubliches gehalten habe. Denn als ein Fremder den Geradas, einen der ältesten Spartaner, fragte, was für eine Strafe die Ehebrecher leiden müßten, so sagte dieser: Freund, bei uns gibts keine Ehebrecher. Aber, fuhr jener fort, gesetzt, man fände einen? So muß er, versetzte Geradas, zur Strafe einen Ochsen geben, der so groß ist, daß er mit dem Kopfe über den Berg Taygetus reicht und aus dem Flusse Eurotas trinken kann. Aber wie ists möglich, daß ein Ochs so groß seyn kann? — Und wie ists möglich, daß zu Sparta ein Ehebrecher seyn kann? — Dies ist eine von den gewöhnlichen blendenden Apophthegmen der alten Sophisten, denn da das bürgerliche Gesetz die Gemeinschaft der Weiber autorisirte, so konnte der Ehebruch kein bürgerliches Verbrechen seyn.

Eine ähnliche Weibervermiethung war in Athen und Rom nicht unbekannt. Sokrates lieh zuweilen seine mehr schöne, als gegen ihn grämliche Xantippe auf einige Nächte seinem Freund Alcibiades, und Kato überließ heim gratis seine schöne und fruchtbare Marcia auf einige Jahre dem Hortensius.

Im heroischen Zeitalter findet man häufige Beispiele von blutiger Rache, die die beleidigten Ehemänner an dem kühnen Schänder ihrer Ehegattinnen ausübten. Atreus setzte Thyestes, dem Verführer seiner Gemahlin Aerope, bei einem Schmause das Fleisch seines eignen Sohnes vor. Die damaligen Gesetze verdammten den Ehebrecher zur Steinigung. Homer läßt den Hektor zum Paris sagen, daß seine an der Helena verübte schwarze That ein steinernes Kleid, das heißt, die Strafe der Steinigung verdiene. Reiche Ehebrecher erhielten zuweilen die Erlaubniß, sich mit Gelde loszukaufen, welches der beleidigte Mann empfing.

Eine mit der Steinigung gleich alte Strafe des Ehebruchs war das Ausreißen der Augen, welche Orion, der die Merope verführte, und Phönix, der die Klitia, seines Vaters Beischläferin, geschändet hatte, litten. Von dieser Strafe gab der Gesetzgeber Zaleukus unter den Lokrensern ein merkwürdiges Beispiel von strenger Gerechtigkeit. Als sein Sohn sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hatte, milderte er endlich auf das anhaltende Bitten des Volks die Strafe desselben, und rettete das eine von den Augen des Verbrechers dadurch, daß er sich selbst eins ausstechen ließ.

Zu Gortyna in Kreta setzte man den Ehebrechern eine Krone von Wolle auf, zum Zeichen ihres weibischen Charakters. Sie wurden durch die ganze Stadt bis vor das Haus der Obrigkeit geführt, und, indem diese sie zur Ehelosigkeit verurtheilte, aller bürgerlichen Vorrechte beraubt.

Bei den Pisidiern wurden der Ehebrecher und die Ehebrecherin auf einen Esel gesetzt und an gewissen Tagen öffentlich durch die Stadt geführt.

Unter den Athenern scheinen die Strafen der Ehebrecher willkührlich und dem Gutdünken der Richter überlassen gewesen zu seyn. Draco überließ die Ehebrecher denen, die sie auf der That ertappten, und gab ihnen völlige Freiheit, sie zu verstümmeln, zu ermorden, oder auf irgend eine Art zu behandeln. Solon behielt diese Selbstrache bei. Der Mann, der Vater, der Bruder der Ehebrecherin konnten den Ehebrecher, den sie

auf der That ergriffen, ungestraft ermorden. Doch verordnete Solon noch einige andere Strafen wider den Ehebruch, wenn solche durch gültige Beweise vor dem kompetenten Richter erwiesen würde. Wer z. B. eine Freigeborne entführte, wurde um 100 Drachmen gestraft; wer sie zur Unzucht nur zu verleiten gesucht hatte, mußte 20, oder nach andern 200 Drachmen erlegen, weil es für ein größeres Verbrechen gehalten wurde, das Herz eines Frauenzimmers zu verderben, als ihren Körper zu schänden, und weil man glaubte, daß der, welcher eine Person mit Gewalt geschändet hatte, der Familie und dem Ehemanne keinen so großen Schaden zugefügt, als der, welcher einem Manne die Liebe seiner Frau entrissen habe. Wer einer Jungfrau ihre Ehre raubte, mußte sie heirathen. Hatten aber das Mädchen oder seine Mutter vom Liebhaber Geschenke genommen, so war er nicht verbunden, sie zu heirathen, sondern sie wurde als jede andere Person angesehen, die ihre Reize publica auctionis lege verkauft habe.

Uebrigens gab es noch eine merkwürdige Strafe der Ehebrecher, die Paphanitosis genannt wurde. Man rupfte nämlich den Ehebrechern die Haare am männlichen Gliede aus, streuete glühende Asche auf die entblößte Stelle, und stieß ihm einen Rettig oder sonst einen länglich runden Körper in den Hintern. Auch bei den Römern war diese Strafe üblich; Juvenal Sat. 10 sagt: Quosdam moechos et mugilis intrat. Gemeiniglich traf sie aber nur Arme, Reiche kauften sich davon los.

Die Ehebrecherinnen wurden zwar auf eine andere, aber nicht minder nachdrückliche Art bestraft. Sie durften, wenn ihre Schande einmal ruchbar war, nie wieder in einem prächtigen Anzuge erscheinen. Thaten sie es dennoch und ließen sich öffentlich sehen, so stund es jedem frei, der ihnen begegnete, ihnen die Kleider abzureißen und sie zu schlagen, nur nicht so, daß sie dadurch gelähmt oder getödtet wurden. Einer gleichen Behandlung setzten sich die Ehebrecherinnen aus, wenn sie durch ihre Gegenwart einen Tempel entweiheten. Selbst der Mann durfte sein ehebrecherisches Weib bei Strafe der Ehrlosigkeit nicht länger bei sich behalten, wenn er auch dazu geneigt war.

Bei den Römern waren nicht allein verheirathete Weiber, sondern auch verlobte, die sich mit andern vergingen, des Ehebruchs schuldig, aber Mannspersonen wurden nur dann als Ehebrecher angesehen, wenn sie mit einem Eheweibe oder mit einer Verlobten Unzucht trieben. Ehe August das Julische Gesetz gegeben hatte, konnte der Ehemann über sein ehebrecherisches Weib, mit Zuziehung der nächsten Verwandten, Gericht halten, und sie nach Belieben verstoßen und an Geld strafen. Ergriff der Mann die Ehebrecherin auf der That, so konnte er sie sowohl als den Ehebrecher verstümmeln oder ermorden, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden. Ein gleiches Recht konnten die Väter an ihren Töchtern ausüben, die bei der Verheirathung nicht waren emancipirt, d. h. von der väterlichen Gewalt losgesprochen worden. Durch den Legem Julian de Adulteriis wurden hingegen die Strafen des Ehebruchs theils abgeändert, theils genauer bestimmt. Nach demselben wurde der Ehebrecher auf eine öde Insel verwiesen, um die Hälfte seines Vermögens bestraft und zum Zeugen unfähig gemacht. Desgleichen sollte eine überwiesene Ehebrecherin auf eine Insel verwiesen, die Hälfte ihres Heirathsguts um ein Drittel ihres Vermögens konfiszirt, und sie zur Zeugin untüchtig werden. Wenn ein Vater bei seiner Tochter, welche unter seiner Gewalt stand, oder bei der, welche, da sie in seiner Gewalt war, unter seiner Autorität heirathete, in seinem oder seines Tochtermanns Hause einen Ehebrecher antraf und dazu den Schwiegervater seiner Tochter beizog, so konnte er von Rechts wegen den Ehebrecher tödten, wenn er zugleich seiner Tochter das Leben nahm. Dem Manne war es erlaubt, den bei seiner Frau in seinem Hause angetroffenen Ehebrecher zu tödten, wenn dieser ein Kuppler, Gaukelspieler, zum singen oder zum tanzen auf das Theater gegangen, bei einem öffentlichen Gericht verurtheilt und nicht wieder hergestellt worden war ꝛc. Kann und darf ihn aber der Mann nicht tödten, so ist ihm erlaubt, denselben zwanzig Stunden lang in seinem Hause festzuhalten, um indessen Zeugen seines Verbrechens herbeizuschaffen. Nach eben diesem Gesetz durfte auch

niemand eine Ehebrecherin heirathen. Konstantin setzte die Todesstrafe auf den Ehebruch; Justinian ließ es bei dieser Strafe bewenden, allein wegen der Ehebrecherin verordnete er, daß sie ins Kloster verwiesen werden, und wenn sie der Mann in den ersten zwei Jahren nicht wieder zu sich genommen habe, auf immer darin bleiben solle. Auf eine noch ungereimtere Art verordnete er, daß wenn der Mann nach einem gegründeten Verdacht den Ehebrecher dreimal in Gegenwart dreier Zeugen schriftlich gewarnt hätte, und ihn dennoch wieder in Gesellschaft seiner Frau auf eine verdächtige Art antreffen würde, er den Ehebrecher ungestraft tödten könnte.

Bei den alten Deutschen war das Verbrechen des Ehebruchs äußerst selten, und überall der eigenen Ahndung des beleidigten Ehegatten überlassen. Dieser schnitt seiner untreuen Frau in Gegenwart ihrer Verwandten, die sie für schuldig erkannten, den Lieblingsschmuck der Frauen, das schöne blonde Haar ab, und peitschte sie hierauf nackt als eine Ehrlose zum Dorfe hinaus.

Diese Privatgerichtsbarkeit mag sich bei den Deutschen lange erhalten haben und auch wohl die Ursache seyn, daß die spätern Gesetze der Angeln, Sachsen, Friesen und anderer deutschen Völker gar nichts über die Bestrafung des Ehebruchs bestimmen.

Nach einem Gesetze des Rechesuint war es den Kindern erlaubt, ihre ehebrecherische Mutter vor den Gerichten zu belangen. Um ein gesellschaftliches Verbrechen zu bestrafen, spielte also der Gesetzgeber mit den edelsten Grundtrieben des menschliches Herzens und zerstörte die Rechte der Natur.

Pabst Sixtus V. wollte die eheliche Treue durch ein wechselseitiges Mißtrauen sichern, und bedrohete daher jeden Ehegatten mit strenger Strafe, wenn er die Untreue des Mannes oder der Frau nicht anzeigte. Dies Gesetz war seiner würdig. —

Nach den Gesetzen der Ost- und Westgothen soll der Ehebrecher und die Ehebrecherin dem beleidigten Ehegattten zur Leibeigenschaft und willkührlichen Behandlung übergeben werden. Auch wurde es nirgends für einen Todtschlag gehalten, wenn man den untreuen Gatten auf der Stelle ums Leben brachte.

In den alten lübischen Gesetzen war verordnet, den Ehebrecher bei seinem Schamgliede durch die Stadt zu schleppen, auf den Kack, das ist, an den Pranger zu stellen, und also beschimpft aus der Stadt zu verweisen. Vor alten Zeiten gab es in Frankreich ein Gesetz, nach welchem der Ehebrecher mit Abschneidung des Glieds, womit er gesündiget hatte, bestraft werden sollte.

Zu einer andern Zeit wollte man dieses Verbrechen durch die Schamhaftigkeit angreifen, man gab die Ehebrecherinnen allen Vorübergehenden Preis, und ließ sogar eine Glocke ziehen, um diese Züchtigung bekannt zu machen. Der Kaiser Theodosius schaffte diesen barbarischen Gebrauch ab.

In andern deutschen Gesetzen findet man Geldbuße, Landesverweisung, Staubbesen und andere geringere Ahndungen des Ehebruchs. In dem Sachsenspiegel aber ist die Enthauptung anbefohlen, welche auch in neueren sächsischen Gesetzen zwar beibehalten ist, aber heut zu Tage nicht mehr ausgeübt wird. Die peinliche Halsgerichtsordnung verweiset bei Bestrafung des Ehebruchs auf die gemeinen kaiserlichen Rechte und spricht überhaupt sehr unbestimmt davon.

Zu bemerken ist, daß nach deutschen Rechten der Begriff dieses Verbrechens nicht wie nach den römischen, auf die mit einer verheiratheten Frauensperson getriebenen Unzucht eingeschränkt ist, sondern der mit ledigen Personen ausschweifende Ehemann macht sich eben dieses Verbrechens schuldig. Diese Ausdehnung entstand bei uns etwa nicht aus dem kanonischen Recht, nach welchem jede Verletzung der ehelichen Treue überhaupt für einen Ehebruch gehalten wird, sie ist vielmehr eine Folge von den strengen Forderungen der ehelichen Treue unserer alten Voreltern. In der Praxis des deutschen peinlichen Rechts macht man daher den in den römischen Gesetzen unbekannten Unterschied zwischen einem einfachen und doppelten Ehebruch.

Auch nach der brandenburgischen Halsgerichtsordnung und andern deutschen Provinzialgesetzen steht die Strafe des Schwerts auf den Ehebruch; allein sie ist unter vielen andern barbarischen Gesetzen

und Strafen eine von denen, welche nicht mehr ausgeübt wird. Die Menge der Schuldigen, die Macht und das Ansehen reicher Wollüstlinge, und die Schande, welche auf den Ehemann selbst zurückfällt, haben längst den Arm der Gerechtigkeit und des Unterdrückten entwaffnet.

Barbarische Völker betrachten die Eheweiber als ihr Eigenthum. Wenn daher der rohe Mensch seinem Weibe den Umgang mit andern Männern verbietet und die Uebertretung dieses Verbots mit grausamer Strenge ahndet, so ist nicht ein Begriff von Liebe und Schamhaftigkeit, sondern blos der Begriff des Eigenthumsrechts die Ursache davon; denn aus eben dem Grunde überliefert er selbst sein Weib dem Fremden, sobald er ein ihm anstehendes Aequivalent für jede Umarmung bekommen kann.

Die ersten Strafgesetze barbarischer Völker sind immer hart. Ihre zweite Periode ist noch grausamer, sie gibt gewöhnlich die Todesstrafe. Man findet nur gewaltthätige Mittel unter ihnen, weil sie mit den milderen Auswegen, die eine gebildetere Vernunft ausfindig macht, gänzlich unbekannt sind. Die Härte der Strafen richtet sich übrigens nach dem Charakter des Volks und nach den Umständen, unter welchen es lebt. Die dritte Periode der Strafgesetze ist wieder gelind; die auf irgend ein Verbrechen gesetzte Todesstrafe verschwindet in eben dem Maße, als das Verbrechen sich allgemeiner verbreitet. In der Geschichte eines jeden aus dem Zustande der Barbarei zur Verfeinerung emporgestiegenen Volks findet man die Belege hierzu.

Ein Ostiake, der seine Frau für untreu hält, sucht ihren Liebhaber auf und übergibt ihm Bärenhaare; ist er unschuldig, so nimmt er sie an, ist er hingegen schuldig, so gesteht er seine Schwachheit und vergleicht sich mit ihm über den Preis seiner Frau. Sie handeln beide ungemein ehrlich, sie glauben nämlich, die Seele des Bären tödte innerhalb drei Tagen den Ehebrecher, der sich nicht weigert, das Haar anzunehmen.

Selbstrache ist bei weitem schrecklicher, als die gesetzliche Strafe seyn würde. Der nomadische Koriake erwürgt schon aus einem bloßen Verdacht von Untreue

seine Frau und ihren Liebhaber; der feßhafte Koriake hingegen würde die Weigerung seiner Frau, den Ehebruch zu vollziehen, als die strafbarste Beleidigung ansehen.

Unter den Kurilen fordert der Mann den Liebhaber seiner treulosen Frau zum Zweikampfe heraus. Jener empfängt von diesem zuerst drei Hiebe mit einer Keule von der Dicke eines Arms; diese Hiebe versetzt er nachher seinem Gegner; in dieser Ordnung dauert der Keulenkampf so lange, bis einer von beiden fällt oder um Gnade fleht. Der Verführer, der die Ausforderung nicht annimmt, wird beschimpft, und muß überdies den beleidigten Ehemann dadurch schadlos halten, daß er ihm Vieh, Kleider und Lebensmittel gibt.

Unter den Hindus steigt die Strafe des Ehebruchs mit dem Range des Weibes, das man verführt hat. Wer mit einer Frau aus einer vornehmen Kaste Ehebruch begeht, wird nicht allein seiner Geburtstheile beraubt, sondern noch auf eine eiserne glühende Platte gebunden und auf derselben verbrannt. Die Braminen, die nie mit dem Tod bestraft werden können, und andere höhere Kasten, wenn sie dies Verbrechen mit Personen aus einem niedrigen Stamme begangen haben, büßen solches mit geringer Geldstrafe. Bricht die Frau eines Braminen die Ehe mit einem Manne aus einer höheren Kaste, so scheert man ihr das Haupt, überschmiert sie mit Butter, und läßt sie nackt auf einem Esel durch die Stadt reiten; hat sie sich aber dieses Verbrechens mit einem Manne aus einer niedern Kaste schuldig gemacht, so werden ihr nicht allein die vorgedachten Strafen aufgelegt, sondern das Gesetz fügt noch hinzu: oder sie soll von den Hunden gefressen werden. Geht eine Frau zu einem Manne und verleitet ihn zum Ehebruch, so soll man ihr Ohren, Lippen und Nase abschneiden, sie auf einem Esel reiten lassen und ersäufen oder den Hunden vorwerfen. Ehebrüche mit Weibern aus gleicher oder niedrigerer Kaste werden mit dem Schwerte bestraft; ist die That gewaltthätigerweise geschehen, so sind der Verlust des Vermögens, die Beraubung der Mannheit und der Ritt auf einem Esel durch die Stadt die Folgen davon.

In Siam wird die Ehebrecherin einem Esel Preis gegeben, und dann hingerichtet; in Tunkin und Cochinchina wird sie von einem Elephanten zertreten.

In Ländern, wo Vielweiberei herrscht, sollte man die Untreue nicht mit dem Tode strafen, und gerade in diesen Ländern findet man die schrecklichsten aller Strafen.

Die Strafe der Ehebrecherinnen auf der Goldküste ist desto größer, je vornehmeren Standes der beleidigte Mann ist. Dieser rächt sich so lange an dem Ehebrecher und seinen Verwandten, bis sie endlich den Ort verlassen müssen. Doch kaufen sich auch hier die Ehebrecher oft mit Gelde los; man hat Beispiele, daß sie über 3000 Thaler bezahlen mußten. Die Strafe der Ehebrecherinnen ist nicht so streng, sie werden entweder weggejagt, oder kaufen die Wegjagung mit zwei Unzen Gold ab. Nur die ehebrecherischen Beischläferinnen werden ohne Gnade hingerichtet. Da ihrer zwanzig bis dreißig nur einen Mann haben und sie bei jenem Verbrechen weniger als die Männer zu befürchten haben, so wird man sich nicht wundern, wenn sie keine Künste unversucht lassen, die Männer zu reizen. Ja sie gehen in ihrer geilen Wuth so weit, daß wenn sie einen Jüngling allein bekommen, sie ihm die Kleider abreißen und sich auf ihn werfen, mit der Drohung, ihn bei ihrem Manne anzuklagen, als habe er sie verführen wollen, wenn er nicht ihre Wünsche erfüllte.

Am eifersüchtigsten sind die Neger in Sofola, wo sie eine Mannsperson am Leben strafen, welche sich auf den Stuhl oder die Matte einer verheiratheten Frau hinsetzt. In Juida büßt der Verführer einer Ehefrau das Leben ein und seine Familie geräth in die Sclaverei. Der Mann hat das Recht, seine Frau durch den Henker aufknüpfen oder enthaupten zu lassen.

Bosmann sah hier die Hinrichtung eines Negers, welcher mit einer Frau des Königs war ertappt worden. Zuerst wurde er auf einen erhöheten Platz gestellt, um mehreren Großen zum Ziele ihrer Wurfspieße zu dienen. Hiermit führte man ihn zu der treulosen Frau, in deren Gegenwart man ihm das Zeugungsglied abschnitt, welches er selbst ins Feuer werfen mußte. Beide wurden

in eine tiefe Grube hinabgeführt, der Henker begoß sie mit siedendem Wasser und warf über sie die Grube mit Erde zu.

An andern Orten ist der Mann selbst Henker seines ehebrecherischen Weibes. Bei den Itzipeques schnitt er ihr öffentlich Nase und Ohren ab. In Diarbeck wird die Unglückliche von ihrem Manne, ihrem Bruder und ihren nächsten Anverwandten hingerichtet, und ein jeder, der ins Haus tritt, muß die Leiche mit einem Dolche durchbohren. In Korea muß der Vater selbst seine ehebrecherischen Kinder um's Leben bringen. Den Verbrechern steht es frei, sich eine Todesart zu wählen; gewöhnlich wollen die Verbrecher von hinten durchbohrt, die Weiber aber erwürgt seyn.

Die Abyssinier jagen ihre ehebrecherischen Weiber aus ihren Häusern. Sie legen ihnen Lumpen an, und geben ihnen weiter nichts als eine Nadel mit, um sich ihren Lebens-Unterhalt erwerben zu können.

Auf den marianischen Inseln genießt das schöne Geschlecht den merkwürdigen Vorzug, daß ein Mann, der seine Frau im Ehebruche ergreift, zwar den Liebhaber tödten, aber ihr auf keine Weise übel begegnen darf. Entdeckt hingegen die Frau eine Untreue an ihrem Manne, so kann sie ihn nach ihrer Willkühr strafen. Zur Vollziehung dieser Strafe versammelt sie alle Weiber aus der Nachbarschaft, die sich mit Lanzen bewaffnen, die Mützen ihrer Männer aufsetzen, und wie Furien das Haus des Ehebrechers bestürmen, alles verheeren, und den Eigenthümer, wenn er nicht schon entflohen ist, ermorden.

Daß unter den übrigen Völkern in Afrika und Amerika, die von Weibern beherrscht werden, die Bestrafung des Ehebruchs zu deren Gunsten ist, läßt sich leicht denken.

Zweiter Abschnitt.

Das Schicksal der Ehe unter den Bischöfen und Päbsten.

Als Konstantin sich in die Arme der christlichen Kirche warf, waren ihre Anhänger schon zahlreich und fruchtbar. Dieser Monarch hatte Verbrechen zu tilgen, Feinde auszurotten und seine Usurpation fest zu gründen. Mit jenem politisch-geistlichen Schritt erwarb er sich zugleich eine Absolution, ein Kriegsheer und die Gunst eines fanatanischen Volks. Er nahm aus der Priesterschaft seine geheimsten Räthe; kirchliche Vorschriften und Verfassungen wurden eingeführt. Das Ehewesen ward bald eine reiche Quelle für die bischöfliche Schatzkammer. Die Ehescheidung mußte seit 449 durch eine feierliche Handlung geschehen. Justinian schränkte die Ehescheidung ein und band sie an genaue Formalitäten. Er war überhaupt dem schönen Geschlecht sehr hold, verwandelte die Ehebruchsstrafe des Schwerts, welche die Weiber traf, in Schläge und Kloster, wovon, wie man sagt, seine geliebte Theodore die Triebfeder war. Durch seine Novelle von 541 schrieb er drei Wege zur ehelichen Verbindung nach den verschiedenen Klassen der Bürger vor. Sein Zweck war, wie er selbst sagt, den Heirathen, besonders unter den Personen von Wichtigkeit, eine desto feierlichere Sanction zu verschaffen. Ohne die Formalitäten eines Vertrags über die Mitgabe und Hochzeitgeschenke, war die Heirath nicht gültig. Bei Personen aus der mittlern Klasse durfte dieses Band auch in Gegenwart

eines Priesters und einiger seiner Notarien geknüpft werden; diese unterzeichneten den gegenseitigen Vertrag, und damit war die Ehe bestätigt. In der untersten Volksklasse war es erlaubt, sich nach alter Uebung zu verheirathen, nämlich in Gegenwart einiger Freunde, ohne Vertrag oder Anwesenheit eines Priesters. Diejenigen, welche eine Ehe mit einander schließen wollten, zeigten es den Vorstehern der Kirche an, um sich von denen, die im bloßen Konkubinat lebten, zu unterscheiden. Die bürgerlichen Gerichtsstühle waren noch von heidnischen Richtern besetzt, daher war die Gemeine in Ehestreitigkeiten die brüderliche Schiedsrichterin. An religiöse Verbindlichkeit dachte man jetzt noch nicht.

Die schwachen Einschränkungen Justinians waren jedoch von solchen Ungereimtheiten begleitet, daß Justin, sein Sohn, sich genöthiget sahe, die Ehescheidung, wie vorhin wieder ganz frei zu erklären, denn, sagte er, wenn gegenseitige Zuneigung das Wesen der Ehe ausmacht, so ist gegenseitige Abneigung ein hinreichender Grund zur Trennung.

Die unermeßliche Freigebigkeit Karls des Großen bereicherte die Kirche, und die Schwachheit Ludwigs des Einfältigen erhob den Bischof zu Rom zur kolossalischen Höhe. Dieser bis jetzt noch immer Vasall vom Kaiser, bemächtigte sich nun des oberpriesterlichen Diadems ohne weitere Bestätigung des Kaisers. Ludewig überließ dies Wahlrecht den Händen der Priester.

Im Orient war der Gang der Priesterschaft politischer. Sehr oft unnütz, aber doch immer geschont waren ihre Versuche, die Ehe der geistlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Endlich bestätigte Leo VI. ihre Forderung, daß der vorhin schon üblich gewesene priesterliche Segen bei der ehelichen Einweihung als eine wesentliche Form der Ehe unentbehrlich seyn sollte.

In dem neunten Jahrhundert begann der kirchliche Despotismus, die Religion ward ein Medusenkopf, vor welchem die Zerstörung herging, sie drückte jeder menschlichen Anstalt ein heiliges Gepräge auf, wobei der Ehrgeiz und Eigennutz der Priester seine Rechnung fand. „Gott hat die Ehe geweiht, sein Wille und seine Rathschlüsse

sind ewig: die Ehe muß also auch ewig seyn; Christus hat seine Gemeinde, die Kirche niemals verlassen, er hat sie beständig als seine durch den Glauben, Liebe und Gnade vereinigte Braut geliebet. Die Vereinigung zweier Gatten ist das Zeichen dieser Vereinigung Christi mit der Kirche das große Sakrament, wie es der Apostel nennt, daher soll auch die Ehe unauflöslich seyn" — so schlossen man, und die Ehe wurde zum Sakrament*). Im spätern Jahrhundert war es in den Augen der Laien [illegible] [illegible], daß alle Ehesachen vor die geistliche Obrigkeit der Kirche gehörten. — Indem diese selbst gemachten Satzungen für einen Theil der Geistlichkeit eine reiche Quelle wurden, [illegible] in träger Ruhe ihre Bäuche zu mästen, [illegible] ein anderer den Kopf durch übertriebene Frömmigkeit, und verfiel in ein unerreichbares Labyrinth von unfruchtbaren Grübeleien. Nach dem folgerechten [illegible] [illegible] einer gesetzmäßigen geschlossenen und vollzogenen Ehe**) wurde man z. B. die Fragen auf: Kann die von den Gerichten durch einen rechtmäßigen Vertrag geschlossene aber noch nicht vollzogene Ehe durch die Profession in einem von der Kirche anerkannten Ordensstande aufgelöset werden? Kann die rechtmäßig geschlossene und vollzogene Ehe der Ungläubigen aufgelöset werden, wenn ein Theil sich zum Glauben bekehrt, und der andere mit ihm ohne Schmähung Gottes nicht wohnen will?

Diese alten Zweige der päpstlichen Gesetzbücher waren keine unerhebliche, als die zahllosen Dispensationen, bald von Blutsverwandtschaft, bald von der natürlichen, bald von der geistlichen Verwandtschaft. —

Wenn nach Jahrhunderte hindurch die unmittelbare Ver-

*) [illegible] Sakrament [illegible] Sakrament der Ehe [illegible] [illegible] — [illegible]

**) [illegible]

nunft, von Vorurtheilen und Irrthümern erstickt, hinschlummert, so verlöscht doch nie ihr ursprünglicher, immer fortglühender Funken. Ein Mönchgezänk*) zerriß plötzlich den Schleier, der ganz Europa zwölf Jahrhunderte hindurch in Finsterniß verhüllt hatte. Die Reformation begann, der geistliche Koloß war zertrümmert, und die Ehe verlor das Gepräge eines Sakraments und ward in einem großen Theile von Europa wieder zu einem bürgerlichen Vertrag. Aber dennoch hat die Kirche — man verzeihe es jenen ersten Zeiten nach der Reformation, wo das tief eingewurzelte kanonische Recht unentbehrlich schien — bis auf den heutigen Tag ihre Erkenntniß über wesentliche Ehesachen, solche, die Schließung und Trennung der Ehe betreffen, unbefugter Weise beibehalten. Unsere evangelische Landesherren haben sich das Recht, Anordnungen in Ehesachen zu machen, als Bischöfe reservirt, und zu deren Tribunalen die sogenannten Konsistorien oder Ehegerichte bestellt.

Obleich Luther den Einfluß der kirchlichen Gewalt auf die Ehe durchaus aufgehoben wissen wollte, und ausdrücklich sagt, daß die Trauung nicht allenthalben üblich sey und vor die weltliche Obrigkeit gehöre**), so ist doch noch in der Reformation unter den Protestanten die priesterliche Einsegnung als ein wohlhergebrachter Gebrauch beibehalten worden. In Holland wird jedoch die priesterliche Trauung nicht für nothwendig ge-

*) Bekanntlich gaben die Zänkereien der Augustiner und Dominikaner über die Indulgenzen des Pabst Leo X. Luthern die erste Gelegenheit zur Reformation.

**) In Luthers Traubüchlein in der Vorrede heißt es: So manches Land, so manche Sitten, sagt das gemeine Sprüchwort. Demnach weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft, gebühret uns Geistlichen oder Kirchendienern, nichts darin zu ordnen oder zu regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt und Lande hierin ihren Brauch und Gewohnheit, wie sie gehen. Etliche führen die Braut zweimal zur Kirche, beide des Abends und des Morgens, etliche nur einmal. Etliche verkündigen und bieten sie auf der Kanzel auf, zwei oder drei Wochen zuvor. Solches alles und dergleichen laß ich Herrn und Rath schaffen und machen, wie sie wollen, es geht mich nichts an. Aber so man von uns begehrt, für der Kirche oder in der Kirche sie zu segnen, über sie zu beten, oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig, dasselbe zu thun.

weggründe zum Heirathen sehr verschieden. Einer heirathet, um eine gute Haushälterin, ein anderer, um Geld, ein dritter, um angesehene Verwandte und Gönner zu bekommen; die meisten, um den Instinkt zum Beischlafe zu befriedigen. —

Wenn es Zweck der Ehe ist, moralische Wesen zu zeugen, so ist es nicht nur Pflicht, das physische Daseyn derselben zu erhalten, sondern ihnen auch das moralische zu geben, d. h., ihre moralischen Kräfte zu entwickeln, sie zu erziehen. Mit dem Zweck der Zeugung ist also der Zweck der Erziehung unmittelbar verbunden. Die Erziehung ist eine stillschweigende Bedingung des ehelichen Vertrags, und jeder Gatte ist berechtiget, von dem andern zu fordern, zur Erhaltung und Erziehung der Erzeugten beizutragen.

Der eheliche Vertrag muß dem allgemeinen Grundsatze über gesellschaftliche Verträge gemäß geschlossen werden, das heißt, die Paciscenden müssen den moralischen Gebrauch ihrer Freiheit haben, es muß weder List noch Gewalt dabei angewandt, noch eines Dritten Recht gekränkt, es darf kein Recht der Menschheit und Menschlichkeit dabei verletzt werden.

Mit wesentlichen Zwecken, Rechten und Verbindlichkeiten der ehelichen Gesellschaft können noch andere Zwecke verbunden werden, worauf sich ebenfalls gewisse Rechte und Verbindlichkeiten gründen, z. B. standesgemäße Erhaltung, die aber nicht das Wesen ausmachen helfen. In Ansehung solcher außerordentlichen Bedingungen der Ehe kommt es auf den ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag an; der letztere bezieht sich auf bürgerliche Rechte, Sitten und Gewohnheiten, deren Inhalt, ohne ausdrücklich wiederholt zu werden, als bekannt und genehmigt vorausgesetzt wird.

Die Erfahrungen über die physische und sittliche Natur des Menschen lehren uns, daß der moralische Zweck der Ehe, die Fortpflanzung der Art, nur sehr unvollkommen erreicht und die daraus entstehende Verbindlichkeiten, die Erziehung der Erzeugten, nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt werden können, wenn nicht beide Gatten in dem engsten Bande der Liebe und Glückseligkeit ihre Kräfte

zu gemeinschaftlichen Zwecken verbinden. Das Maß der zu erreichenden Vollkommenheiten muß desto größer seyn, und es müssen desto mehrere Zwecke erreicht werden können, je länger die Dauer einer Gesellschaft ist. Die Stimme der praktischen Vernunft hat daher längst entschieden, und es ist von den gebildetsten Völkern anerkannt worden, daß der dem großen Menschheitszwecke, dem Fortschritt zur höheren Kultur, untergeordnete eheliche Zweck nur dann in dem größtmöglichsten Maße erreicht werden kann, wenn

1) Die Ehe auf die ganze Lebenszeit geschlossen;

2) Wenn nur zwei Personen von verschiedenem Geschlecht sich mit einander vereinigen, und

3) Wenn sie sich verbindlich machen, die sinnlichen Freuden der Liebe mit keiner andern Person zu theilen.

Wenn es daher im Allgemeinen (in genere, wenn gleich nicht universim) der Bestimmung des Geschlechtstriebes und den übrigen Zwecken der Menschheit Abbruch thut; wenn es Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit gegen sich selbst, gegen den andern paciscirenden Theil oder gegen die Nachkommenschaft ist, temporäre Geschlechtsverbindungen, Konkubinat, Vielweiberei, Vielmännerei oder Gemeinschaft der Weiber einzugehen, so werden alle diese Verbindungen in gesitteten Staaten untersagt, und es ist daher Pflicht des Bürgers in Ansehung der Ehe,

1) Diese Verbindungen überall und auch dann zu vermeiden, wenn er sie außer dem Staate, worin er lebt, für seine Person in dem einzelnen Falle ohne Unsittlichkeit eingehen könnte.

2) Diejenigen Nebenbestimmungen zu beobachten, die der Staat, dessen Bürger er ist, mit einer bürgerlichen rechtmäßigen Ehe verbunden hat, und die öfters nur um gewisser zufälligen Folgen willen festgesetzt worden sind. Dahin gehört z. B. bei uns das Verbot, nahe Verwandten zu heirathen, die Formalitäten, die als Kennzeichen eines bürgerlich gültigen Ehevertrags angesehen werden rc. Sich eine Maitresse zu halten, streitet in den mehresten Fällen gegen die Pflicht eines guten Bürgers, wenn auch andere moralische Verhältnisse es erlauben.

Vierter Abschnitt.

Von den Ehehindernissen.

Wenn ein Vertrag rechtliche Wirkungen hervorbringen soll, so muß er nach seinen in den Gesetzen bestimmten Eigenschaften geschlossen worden seyn. Die Eigenschaften eines jeden Vertrags, also auch des ehelichen, betreffen entweder sein Wesen oder seine Form. Es müssen daher Personen, die eine Ehe schließen wollen,

1) Die zur Erfüllung des Ehezwecks taugliche persönliche Beschaffenheit haben.

2) Die moralische Fähigkeit haben, einen Ehevertrag einzugehen, und

3) Bei der Schließung die gesetzlich vorgeschriebene Form beobachten.

Jeder Mangel eines wesentlichen oder formalen Eheerfordernisses macht also in der allgemeinsten Bedeutung ein Ehehinderniß aus.

Hieraus folgt die verschiedene Eintheilung, welche die Juristen von den Ehehindernissen machen.

A. Natürliche Ehehindernisse, wenn eine persönliche Unfähigkeit zur Ehe vorhanden ist; diese sind
   a. absolute, wenn sich ein Theil oder beide in einem völligen Unvermögen zur Erfüllung der Ehezwecke befinden;
   b. relative, die sich auf ein besonderes Verhältniß, das den Ehezweck zwischen gewissen Personen hindert, gründen, z. B. eine unüberwindliche Disproportion der Zeugungsglieder.

B. **Positive gesetzliche Ehehindernisse** sind solche, nach denen gewissen, sonst ehefähigen Personen die Ehe entweder überhaupt, oder nur in Ansehung gewisser Personen untersagt ist. Diese heißen eigentlich **Eheverbote**, und sind, nach der Verschiedenheit der Ehegesetze, entweder **weltliche** oder **kirchliche Eheverbote**. Diese positiven Hindernisse beziehen sich entweder unmittelbar auf die Gesetze des Staats und der Kirche, oder auf die Rechte von Privatpersonen; jene sind **öffentliche**, diese **Privatehehindernisse**.

In Ansehung der Wirkung sind die Hindernisse entweder vernichtende (impedimenta matrimonium dirimentia), die die eingegangene Ehe, als wahre Ehe, zur unerlaubten und nichtigen Handlung machen; hieher gehören z. B. alle natürliche Ehehindernisse, oder **aufschiebende** (impedientia), welche die Schließung der Ehe nur so lange aufschieben, als gewisse Umstände nicht gehoben sind; z. B. der gemachte Einspruch eines Dritten. Die **vernichtenden** Eheverbote werden zuweilen durch Dispensation gehoben, und sie sind daher entweder **aufheblich** oder nicht **aufheblich**.

Es ist ein allgemeiner Grundsatz, daß alle Ehehindernisse vor wirklich geschlossener Ehe vorhanden seyn müssen. Ereignet sich hingegen während der bereits angefangenen Ehe ein Ehehinderniß, das vorher ihrer Verbindung im Wege gestanden haben würde, so werden dadurch die Wirkungen der bis dahin gültigen Ehe nicht aufgehoben. Kann der in der Folge sich ereignende widrige Umstand einem Ehegatten zur Last gelegt werden, so ist Bestrafung oder Ehescheidung die Folge davon.

Natürliche Ehehindernisse.

Die natürlichen Erfordernisse der Ehe betreffen überhaupt die **körperliche** und **moralische** Fähigkeit zur Erfüllung der Ehezwecke, und insbesondere beziehen sich jene auf das Alter, das physische Vermögen und die Gesundheit, diese aber auf die Freiheit des Willens der sich ehelich verbindenden Personen.

. Unreifes, allzuhohes und allzuungleiches Alter der Personen läßt die gehörige Erfüllung der Ehezwecke nicht erwarten.

Die Bestimmung des schicklichen Alters zum Eheschließen war bei den Griechen und Römern ein wichtiger Gegenstand der Gesetzgebung. Lykurg verbot den Jünglingen, sich vor dem 37sten Jahre zu verehelichen, den Mädchen aber, damit sie sich besser an die Lebensart ihrer Männer gewöhnen möchten, befahl er, sich um das siebzehnte Jahr zu verheirathen. Die Absicht bei diesen Gesetzen ging auf eine desto gewissere Erzeugung gesunder und starker Kinder; eben so dachten auch die alten Deutschen. Aristoteles wollte, daß der Mann zwanzig Jahre älter sey, als das Weib, damit sie zugleich aufhörten, Kinder zu zeugen. Bei den Römern war zwar das 14te Jahr bei den Jünglingen, und das 12te bei den Mädchen zum Zeitpunkt der Reife gesetzt, und weil die Naturen nicht alle gleiche Reife haben und Väter oft unmündige Kinder mit der Ehe übereilten, so wurde die Besichtigung der Geburtstheile eine Zeitlang als nöthig angesehen, hierauf aber von Justinian als unschicklich aufgehoben.

Weil von der Verschiedenheit des Klima und besonders der Lebensart und Erziehung der Zeitpunkt der Geschlechtsreife abhängt, so kann man kein allgemeines Gesetz zum Eheschließen festsetzen. Nach dem gemeinen Gesetz ist daher nur die Unmündigkeit ein vernichtendes Ehehinderniß. Mehrere Gesetzgeber haben den äußerst wichtigen Einfluß der frühen Ehen auf das Bürgerwohl und auf die Verbindlichkeit der Menschen eingesehen, und daher durch besondere Landesgesetze das erforderliche Alter bestimmt. In Preußen ist z. B. für die Jünglinge das 18te, für die Mädchen das 16te Jahr, im Braunschweigischen den erstern das 18te, den andern das 15te festgesetzt.

Man wendet zwar gegen das Verbot der zu frühen Ehen ein, daß solches nur größere Ausschweifungen der Jugend veranlassen und der Jüngling sich vor seiner Verheirathung schon erschöpft haben würde, wogegen ihn eine vor dem Ausbruch allzuheftiger Leidenschaften

eingetretene Ehe schützen werde *). Aber warum wollte man da ein verzweiflungsvolles Mittel anwenden, wo gelindere nicht nur vorhanden, sondern auch sicherer als jenes sind, denn würde man allgemeiner darauf rechnen können, daß der Unmäßige sich als Ehemann der Mäßigkeit besser befleißigen werde?

Da in einem hohen Alter die Zeugungsfähigkeit gewöhnlich aufhört, so ward in den älteren römischen Gesetzen dem sechzigjährigen Alten und dem fünfzigjährigen Weibe die Erlaubniß zum Heirathen ganz abgesprochen, in der Folge wurde aber dieses Verbot aufgehoben. Heutiges Tages sind Ehen zwischen Personen von verhältnißmäßig hohem Alter überall erlaubt und haben alle rechtliche Wirkungen. Man kann den Menschen das natürliche Recht nicht nehmen, sich durch das engste Band zu einem gewissen Zwecke der Menschheit zu verbinden.

Eine größere Aufmerksamkeit des Staats verdienen hingegen die Ehen zwischen Personen von sehr ungleichem Alter, besonders die zwischen einem Jüngling und einer alten Frau. Gleichwohl sind solche unnatürliche Ehen nirgends durch bürgerliche Gesetze beschränkt **).

Wenn der Staat in einem gesunden fruchtbaren Glied der Gesellschaft sein bestes Eigenthum besitzt, so ist es eine seiner heiligsten Pflichten, darüber zu wachen, daß solches nicht die Hauptbestimmung seines Daseyns verfehle, und in Rücksicht des Fortpflanzungsgeschäfts aus der Klasse seiner Bürger verschwinde. Die moralisch-üble Folgen sind nicht minder wichtig. Die Natur versagt dem mit Gold erkauften Jüngling das Feuer der Einbildungskraft; in einer immerwährenden Selbsttäuschung,

*) Der witzige Verfasser des Buchs über die Ehe sagt: Ist es nicht Schade, daß das erste Glas vom Jünglinge, denn wie soll ers anders machen? einer Buhlschwester zugebracht wird, und die Hefen für ein ehrliches Mädchen aufbehalten werden; und wer kann es ihr verdenken, wenn es sich zu seiner Zeit nach einer frischen Bouteille umsieht.

**) In Genua herrscht jedoch ein Gesetz, nach welchem ein Mann, welcher 60 Jahre zurückgelegt hat, weder ein Mädchen noch ein Weib zur Ehe nehmen darf, welche um die Hälfte jünger sind, als er selbst.

in einem ewigen Zwange umarmt er aus kalter Pflicht einen Gegenstand, der Eckel und Abscheu in ihm erregt; er ermattet im Genuß der Liebe, anstatt dadurch seinen Lebenskräften einen neuen Schwung zu geben; er verschwendet seine Jugendkräfte, um ein Feld zu bauen, das nie Früchte trägt; er ist ein Hochverräther an dem Heiligsten der Menschheit. Aber auch an der, welche zu ihrer eigenen Schmach sich eines hoffnungsvollen Jünglings im Angesichte aller reizenden, jugendlichen Schönen des Landes bemächtigte, rächen sich gewöhnlich die traurigsten Folgen; der niedrige Sclave des blendenden Goldschimmers erkauft sich für eine unglückliche Nacht eine glückliche Stunde in den Armen einer feilen Buhlerin für eben das Geld, wofür er selbst erkauft war. Der Dämon der Eifersucht mit allen seinen vergiftenden Gefährten beginnt seine Wuth, und man sieht zwei Menschen unter dem Schutz der Gesetze sich physisch und moralisch morden.

Jeder Menschenbeobachter muß mit mir eingestehen, daß dies Uebel in unsern Zeiten mehr als jemals um sich greift, daß man überall eine Menge theils junge Faullenzer findet, die sich an der Seite eines alten reichen Weibes ein bequemes Leben zu verschaffen, theils eitle Dirnen, die durch das baldige Ende eines abgelebten Gatten ein ansehnliches Erbtheil zu erhaschen suchen.

Es wäre daher zu wünschen, daß die von mehreren Menschenfreunden gethanenen Vorschläge ausgeführt würden, daß man nämlich die Zeit, die das weibliche Geschlecht im Zeugungsvermögen in Rücksicht auf frühere Reife zum voraus hat, dem männlichen Alter in Erlaubniß, mit jüngern Frauenzimmern Ehen einzugehen, hinzusetzte, und indem man einem Weibe von 48 Jahren keine Ehe mit einem jüngern als 60jährigen Manne ad mutuum adjutorium zu schließen erlaubte, auch einem 50jährigen Manne nicht gestattete, sich eine Person unter 28 Jahren zu wählen, welche bis zu dem höheren und schwächeren Alter ihres Mannes dem Staat und der Natur ihre Schuldigkeit abgetragen haben würde. Hingegen dürfte es dem 60jährigen Freier nicht zustehen, eine jüngere als 38 bis 40jährige Person zur Ehe zu

nehmen. Jedoch würde in Ansehung derer, welche in einer vorhergegangenen Ehe Kinder erzeuget und um den Wittwen die Wiederverheirathung zu erleichtern, eine Ausnahme gemacht werden müssen.

Zu den physischen Ehehindernissen gehört ferner das körperliche Unvermögen, Kinder zu zeugen. Es hebt die eheliche Verbindung auf, sobald erweislich ist, daß es schon vor der Ehe vorhanden gewesen ist; ist es aber während der Ehe entstanden, so gestattet weder die römische noch protestantische Kirche die Trennung. Man zählt es unter die in einer Ehe zu duldenden Unglücksfälle, wenn der Ehegatte sich nicht selbst vorsetzlicherweise solches zugezogen hat. Gegen diesen Gerichtsgebrauch ist jedoch zu erinnern, daß es ungerecht ist, einen Ehegatten aus diesem Grunde zu zwingen, auf Unkosten seiner Gesundheit seine Naturtriebe zu unterdrücken. — Das Unvermögen muß ferner unheilbar seyn; kann solches durch Heilmittel gehoben werden, so muß der Ehegatte sich demselben unterziehen, es sey denn, der Versuch wäre mit Lebensgefahr verknüpft. Absolutes Unvermögen macht ein allgemeines vernichtendes Ehehinderniß aus, relatives Unvermögen hindert aber nur die Ehe mit der Person, mit welcher der Beischlaf nicht ausgeübt werden kann, und ist daher nur ein besonders vernichtendes Ehehinderniß.

Das Unvermögen des beschuldigten Ehegatten muß durch die Besichtigung von Kunstverständigen erwiesen werden. Ist das Urtheil der Kunstverständigen nicht zuverläßig, oder wiederspricht der beschuldigte Ehegatte dem vorgeblichen Unvermögen, so muß eine neue Besichtigung vorgenommen werden. Fällt diese zuverläßig aus, so hat die Nichtigkeitserklärung der Ehe statt, ist aber nicht aller Zweifel gehoben, so ist das letzte Mittel, die nach den Gesetzen vorgeschriebene dreijährige Probe zu versuchen *). Wird nach dieser Zeitfrist die Klage noch immer fortgesetzt, so läßt man den klagenden Theil, wenn der beschuldigte Gatte widerspricht, zum Ergänzungseid. Widerspricht aber der Beschuldigte

*) Es ist nicht abzusehen, wozu der lange Zeitraum von drei Jahren erforderlich ist?

nicht, so müssen beide Theile das behauptete Unvermögen beschwören.

Die Zeit, binnen welcher eine solche Ehevernichtungsklage nach eingegangener Ehe angebracht werden muß, ist in den Gesetzen nicht bestimmt. Einige haben es für eine stillschweigende Entsagung halten wollen, wenn der unschuldige Ehegatte in den ersten drei Monaten nach geschlossener Ehe sich wegen des Unvermögens des andern nicht beschwert habe. Es wäre aber sehr unbillig, wenn man dieses Recht dem beleidigten Gatten selbst nach mehreren Jahren absprechen wollte.

Obgleich unter allen Verträgen keiner mit dem Interesse des Bürgerwohls so genau verknüpft ist, als der eheliche Vertrag, so würde es Beleidigungen der allgemeinen Menschenrechte seyn, die mit einer unfruchtbaren Ehe zufriedenen Gatten zu stören, und dritten Personen zu gestatten, sie wegen eines solchen Unvermögens anzuklagen, oder einem Richter zu erlauben, sie von Amtswegen zu trennen. Die Gesetze dulden sie und versagen ihnen die bürgerliche Wirkungen nicht. Man nennt solche Ehen Jungfern- oder Josephs-Ehen.

Nach den römischen Gesetzen ist den Kastraten keine Ehe gestattet. Aber warum sollte sie denselben nicht eben so gut erlaubt werden, als es in obigen Fällen geschieht, und als sie alten, oder andern unfähigen Männern erlaubt wird! Doch würde ich eine solche Kapaunenehe nur mit Frauenspersonen gestatten, bei denen die Periode der Fruchtbarkeit vorüber ist.

Außer dem Unvermögen kann es auch andere Krankheiten geben, die dem Ehezweck zuwider sind und ein vernichtendes Ehehinderniß verursachen. Die Gesetze haben hierüber sehr wenig Befriedigendes verordnet, ob es gleich ein wichtiger Gegenstand ist, darauf zu sehen, daß nicht ohne Unterschied Menschen an einem Geschäfte Theil nehmen, wovon das Wohl der Gesellschaft und der ganzen Menschheit abhängt. Es gibt Krankheiten, bei denen das Heirathen dem heirathenden Theile selbst nachtheilig oder gar tödtlich werden kann, bei denen gar keine oder doch nur ungesunde und schwache Kinder geboren, und bei denen die Fortpflanzung erblicher Krankheiten immer

mehr unterhalten und verbreitet werden. Es ist daher Pflicht für die Staatspolizei, diejenigen Personen, welche mit langwierigen, unheilbaren und ansteckenden Krankheiten behaftet sind, nicht ohne nähere Untersuchungen heirathen zu lassen; dahin gehören: die fallende Sucht, besonders wenn sie schon eingewurzelt oder Familienkrankheit ist; die Lungensucht, wegen ihrer Fortpflanzung und Ansteckung; die Auszehrung mit allen ihren Gattungen; alle ansteckende Krankheiten, als: venerische Seuche, der Aussatz, der Erbgrind, Scharbock, Gicht, Podagra ꝛc. Es sollte allen Eltern, Verwandten und allen denen, die die körperliche Gebrechen ihrer Untergebenen wissen können, unter scharfer Ahndung auferlegt werden, nichts zu verschweigen, das künftig zur Trennung einer Ehe Anlaß geben kann.

Außer den natürlichen vernichtenden Ehehindernissen, welche aus der physischen Unmöglichkeit, den Ehevertrag zu erfüllen, entspringen, gibt es noch eine andere Klasse von natürlichen Ehehindernissen, nämlich von solchen, die aus einer moralischen Unfähigkeit, sich verbindlich zu machen, entstehen. In dem Ehevertrag werden Rechte veräußert. Niemand kann aber Rechte veräußern, ohne freie Einwilligung und ohne die Rechte eines Dritten zu verletzen.

Die Merkmale der freien Einwilligung sind, daß die Paciscenten zur Zeit des geschlossenen Vertrags ihrer Vernunft mächtig gewesen sind. Unmündige, Rasende, völlig Blödsinnige höchst Betrunkene können also keinen Ehevertrag schließen. Auch kann es moralisch-politisch nicht gestattet werden, daß Rasende zur Zeit des vernünftigen Zwischenraums sich ehelich verbinden. Taube und Stumme können sich, wenn sie sonst verständig und sich zu erklären vermögend sind, verehelichen, doch muß die Staatspolizei solche Ehen nicht ohne alle Einschränkung gestatten. Mangel der gehörigen Ueberlegung hebt die Gültigkeit des sonst richtig geschlossenen Vertrags nicht auf, denn es hing von dem Paciscenten ab, die Sache besser zu überlegen.

Zur freien Einwilligung gehört ferner die Abwesenheit des Zwangs. Es muß von Seiten des Zwingenden

wirkliche ungerechte Gewalt oder Drohung eines grossen und unvermeidlichen Uebels zugefügt worden seyn, z. B. Lebensgefahr, gedrohete Nothzucht ꝛc.; die Furcht muß von Seiten des Leidenden gerecht und nicht selbst verschuldet seyn, denn so kann z. B. derjenige, der ein ehrliches Mädchen beschläft, von dem Vater desselben mit Recht gezwungen werden, weil er sich durch seine eigene unerlaubte Handlung der nicht ungerechten Gewalt des Zwingenden ausgesetzt hat.

Da ferner zu einem Vertrag Einheit des Willens gehört, so muß bei einem wahren Vertrag kein Schein der Einwilligung vorhanden seyn. Der Schein der Einwilligung kann theils aus Unwissenheit und Irrthum der Paciscenten, theils aus einem Betruge entspringen.

Der Irrthum bei einem Ehevertrage betrifft entweder die Bewegungsgründe, welche Jemand zur Schliessung desselben vermocht haben, oder die Paciscenten selbst. Die erste Art des Irrthums hat gar keinen Einfluß auf die rechtlichen Folgen eines Vertrags, er mag vermeidlich oder unvermeidlich seyn. Denn die Bewegungsgründe, weßhalb jemand einen Vertrag schließt, gehören nicht zum Vertrage selbst, sie müßten denn selbst ein Object des Vertrags seyn, wenn z. B. der eine Paciscent auf ein großes Vermögen des andern irrig gerechnet hätte, so würde die Gültigkeit des Vertrags dadurch nichts verlieren. Betrifft hingegen der Irrthum solche Eigenschaften der Person, die zum Ehezweck nothwendig, erforderlich sind, und die er als stillschweigende Bedingungen zum voraus setzen konnte, so ist die Ehe nichtig, z. B. es hätte jemand eine freie Person zu heirathen geglaubt, und sich mit einem Sclaven verbunden, oder mit einer Ehelosen, mit einem Kastraten ꝛc. unwissentlich kontrahirt; der Irrthum an der Standesgleichheit ist aber kein wesentlicher Irrthum. Hierher gehöret auch bei einem Mädchen der Irrthum der Jungfrauschaft. So wenig zu läugnen ist, daß bei der Verehlichung mit einem ehrbaren Mädchen die Jungfrauschaft für eine stillschweigende Bedingung geachtet wird, so ist hingegen der gerichtliche Beweis der verlornen Jungfrauschaft mit den größten Schwierigkeiten verknüpft,

wenn man ein allenfalls begangenes Hurereivergehen nicht erweisen kann.

Wenn durch Betrug, Lüge oder List ein Ehevertrag geschlossen worden ist, so kommt es darauf an, ob der betrügende Theil wirklich thätig den andern durch falsche Vorstellungen hintergangen, oder sich nur schweigend verhalten hat. Im ersten Falle kann der Betrogene ohne Unterschied den Ehevertrag als nichtig anfechten, denn es ist gar keine wahre Einwilligung da; im andern Falle hingegen nur, wenn er in einen wesentlichen Irrthum gesetzt worden ist.

Es dürfen endlich bei einem Ehevertrage die Rechte eines Dritten nicht beleidigt werden. Personen, die noch in der elterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt sind, können ohne Einwilligung dieser keine Ehe schließen. Die Gewalt der Eltern, oder derer, die an ihrer Stelle sind, gründet sich auf den Zweck der Erziehung. So lange solche Gewalt mit diesem Zweck in der genauesten Verbindung ausgeübt wird, ist sie rechtmäßig. Eltern sind daher berechtigt, eheliche Verbindungen zu vernichten, die diesem Zwecke grade zuwider sind. Die elterliche Gewalt nimmt mit der Verbindlichkeit zur Erziehung ab, und hört endlich mit dieser gänzlich auf. Dies ist der Zeitpunkt, in welchem die physische und moralische Erziehung der Kinder so weit vollendet ist, daß sie selbst ihre Rechte verwalten und für ihren Unterhalt selbst sorgen können. Der Eintritt der Mündigkeit ist in den Landesgesetzen bald im 18ten, bald im 21ten Jahr ꝛc. bestimmt.

Gesetzliche Ehehindernisse.

Die gesetzlichen Ehehindernisse sind theils vernichtend, theils aufschiebend. Die ersten beziehen sich auf Verwandtschaft, auf Religionsverhältnisse und auf gewisse Verbrechen; die letzteren entstehen durch Privatgelübde, durch die geschlossene Zeit, das Trauerjahr, richterliches Verbot und durch Einsprüche.

Die nach den Gesetzen bestimmten vernichtenden Ehehindernisse betreffen

I. Die wahre Verwandtschaft; in dieser wird unterschieden

A. Die Blutsfreundschaft

a. in gerader Linie. Zwischen Blutsfreunden, in gerader Linie ist nach den mosaischen, römischen, kanonischen und protestantischen Gesetzen die Ehe bis ins Unendliche verboten;

b. in der Seitenlinie. In Ansehung der Seitenverwandten erstreckt sich das Eheverbot

aa. Nach mosaischen Gesetzen blos auf die Mutter, Großmutter, Schwester rc. und auf des Vaters, Großvaters rc. Schwester; buchstäblich ist also, wenn man die Personen und nicht die Grade zählt, die Ehe mit des Bruders Tochter erlaubt. Ferner ist die Ehe zwischen leiblichen und Halbgeschwistern ohne Unterschied verboten. Geschwisterkinder können sich nach diesen Gesetzen heirathen.

bb. Nach kanonischen, römischen und protestantischen Gesetzen ist die Ehe unter Blutsfreunden der Seitenlinie, zwischen welchen ein sogenannter respectus parentelae vorhanden ist, bis ins Unendliche verboten. Zwischen leiblichen und Halbgeschwistern stimmen die römischen und auch die älteren kanonischen Gesetzen mit den mosaischen überein. In der Folge wurden die Ehen bis auf den siebenten Grad bürgerlicher Berechnung, und nachher bis auf den siebenten Grad kanonischer Komputation nach verboten; Innocentins III. schränkte endlich dieses Verbot bis auf den vierten Grad der kanonischen Berechnung nach ein, so daß auch der vierte Grad mit eingeschlossen, und es kann also nach kanonischen Gesetzen die Ehe weder mit des Großvaters Bruders Enkelin, noch dessen Urenkelin statt finden. Unter den Protestanten finden diese Gesetze in so fern Anwendung, als sie nicht durch besondere Provinzialgesetze eingeschränkt werden, so ist es z. B.

faſt überall erlaubt, ſeines Großvaters Bruders Enkelin, nicht aber ſeines Großvaters-Bruders Tochter zu heirathen.

B. Die Schwägerſchaft. In Anſehung dieſer ſind die Verſchwägerten verwandt,

a. entweder ſo, daß der Blutsfreund des einen, durch welchen die Schwägerſchaft entſteht, ein Blutsfreund der geraden Linie iſt. In dieſem Falle iſt die Ehe nach allen angeführten Rechten bis ins Unendliche verboten;

b oder ſo, daß er ein Blutsfreund der Seitenlinie iſt; hier herrſcht

aa. entweder der ſogenannte respectus parentelae, und dann iſt nach dem moſaiſchen Recht das Eheverbot auf des Vaters Bruders und auf der Mutter Bruder hinterlaſſene Wittwe eingeſchränkt. Nach den übrigen Rechten gilt hier die Regel: Eben das Verbot, welches in der Blutsfreundſchaft iſt, das iſt auch in der Schwägerſchaft;

bb. oder der respectus parentelae iſt unter den Verſchwägerten nicht vorhanden, und dann iſt nach den moſaiſchen Geſetzen das Eheverbot auf des noch lebenden Bruders Frau und auf der noch lebenden Frauen Schweſter eingeſchränkt. Nach den römiſchen Geſetzen tritt hier wieder obige Regel ein: das Verbot, welches in der Blutsfreundſchaft iſt, das iſt auch in der Schwägerſchaft; ſo wenig man nämlich ſeine Schweſter oder ſeinen Bruder heirathen kann, eben ſo wenig kann man auch ſeines Bruders Frau ꝛc. heirathen.

II. Die bürgerliche Verwandtſchaft. Dieſe entſteht aus der Annehmung an Kindesſtatt, und es iſt in dieſer Rückſicht die Ehe verboten:

a. zwiſchen denjenigen, welche unter einander die Stelle der Eltern und Kinder vertreten;

b. zwiſchen den an Kindesſtatt angenommenen und den natürlichen Kindern der Adoptirenden.

III. Die geiſtliche Verwandtſchaft. Wegen dieſer iſt die Ehe verboten

a. zwischen den Taufenden und Getauften;

b. zwischen den letztern und denen, welche ihn aus der Taufe gehoben;

c. zwischen dem konfirmirenden Bischof und dem, welcher konfirmirt worden. Jedoch hat die tridentinische Kirchenversammlung dieses einigermaßen eingeschränkt. Unter den Protestanten sind diese Verbote gänzlich unbekannt.

Die kirchlichen Gesetze haben in Ansehung eines gewissen Religionsverhältnisses die Ehe in zwei Fällen schlechterdings verboten.

1) Wegen eines Ordensgelübdes. Das feierliche Gelübde der Keuschheit verbietet sowohl den Klostergeistlichen, den Mönchen und Nonnen, als den Weltpriestern die Ehe. Das protestantische Kirchenrecht kennt dieses Eheverbot nicht. Die evangelischen Ritter des deutschen Ordens sind verbunden, ehelos zu bleiben. Doch sind hiervon die evangelischen Ritter in der brandenburgischen Ballei, welche das Gelübde nicht ablegen, ausgenommen. Den evangelischen Stiftsfrauen ist es zwar nicht verboten, zu heirathen, aber sie verlieren dadurch die Stiftsstelle. Die Stiftsherrn in evangelischen Stiften können hingegen mit Beibehaltung ihrer Stellen und Pfründen zur Ehe schreiten.

2) Wegen Religionsverschiedenheit ist die Ehe zwischen Christen und Juden nach dem römischen Rechte verboten. Die kanonischen Gesetze untersagen überhaupt den Rechtgläubigen die Ehe mit andern Glaubensverwandten, wenn keine Hoffnung vorhanden ist, daß der katholische Ehegatte den andern zur Annehmung seines Glaubens bewegen kann. Nach deutschem Recht sind die Ehen mit Katholiken und Protestanten rechtlich gültige Ehen.

Zu den Verbrechen, welche die Ehe verbieten, gehört:

1) Die Polygamie, Polyandrie. Nach unsern positiven Gesetzen sind solche schlechterdings verboten, und die Bigamie wird für ein peinlich zu bestrafendes Verbrechen gehalten.

2) Der vorhergegangene Ehebruch. Personen, die vorher mit einander einen Ehebruch begangen haben, können keine Ehe schließen. Nach dem römischen und älteren kanonischen Recht ist eine solche Ehe ohne Unterschied verboten. Das neuere kanonische Recht aber läßt denselben nur in zwei Fällen als ein vernichtendes Ehehinderniß Platz greifen, nämlich wenn der ehebrechende Gatte noch zu Lebzeiten seines unschuldigen Gatten dem Mitverbrecher die Ehe versprochen, und wenn derselbe dem unschuldigen Gatten nach dem Leben gestellt hat.

3) Die Entführung. Nach den römischen und älteren kanonischen Gesetzen ist die Ehe zwischen dem gewaltsamen Entführer und der Entführten schlechterdings verboten. Neuere kanonische Gesetze haben diese Strafe dahin gemildert, daß die Ehe stattfinden kann, wenn die Entführte in der Folge ihre Einwilligung dazu gibt.

Die in den Gesetzen bestimmte aufschiebende Ehehindernisse betreffen:

1) Privatgelübde. Den nicht feierlichen Privatgelübden der Keuschheit oder Ehelosigkeit wird in der katholischen, nicht aber in der protestantischen Kirche eine verbindliche Kraft zugeeignet.

2) Geschlossene Zeit. In der sogenannten geschlossenen Zeit, nämlich während der Adventszeit, an den öffentlichen Fast-, Buß- und Bettagen dürfen Ehen, auch nach dem protestantischen Kirchenrecht, kirchlich nicht geschlossen werden. Indessen findet Dispensation statt.

3) Das Trauerjahr. Das römische Recht verbindet die Wittwe, die sich wieder verheirathen will, zur Beobachtung des Trauerjahrs, unter angedroheter Strafe der Ehrlosigkeit. Das kanonische Recht hat statt dieser Strafe die Kirchenbuße eingeführt, übrigens aber das Verbot beibehalten. Auch im protestantischen Kirchenrecht wird dieser Umstand als ein aufschiebendes Ehehinderniß betrachtet. Dem Wittwer ist eine kürzere Zeit vorgeschrieben. Dispensation wird leicht ertheilt, nur muß bei der Wittwe keine Schwangerschaft zu vermuthen seyn.

4) Richterliches Verbot. Es können gegen eine zu schließende Ehe Hindernisse eintreten, die durch gerichtliche Untersuchung zuerst gehoben werden müssen.

Solches richterliche Verbot hat die Form und die Folgen eines Strafbefehls.

5) Einspruch. Hierher gehören die Fälle, wo der Ehepaciscent die Einwilligung eines Dritten nöthig hat. Es kann eine Person aus einem Eheverlöbniß ältere Rechte auf einen Paciscenten haben; der Widerspruch der Eltern, der Anverwandten, der Vormünder, des Gutsherrn, des Regiments- oder Compagniechefs beim Militärstand, wie solches nach besondern Landesgesetzen verordnet ist; nach eben diesen dürfen auch Eltern, ehe sie sich mit den Kindern erster Ehe abgefunden haben, nicht wieder heirathen.

Bekanntlich können mancherlei Ehehindernisse durch das Recht der Dispensation, d. h. durch Begünstigung des Gesetzgebers gehoben werden, dessen sehr unreine Quelle in der Hierarchie der Bischöfe und Päbste zu suchen ist. — Wenn es jedem Gesetzgeber zusteht, zu berechnen, bis auf welchen Punkt das Staatsinteresse, die Bevölkerung, die Sitten, die Vertheilung der Glücksgüter eine Einschränkung oder Erweiterung der Freiheit beim Heirathen erlauben, wozu eine Einschränkung, die keinen andern Zweck zu haben scheint, als Plage für den Armen!

Rechtliche Wirkungen des Eheverlöbnisses und des Ehevertrags.

Der Vertrag, durch welchen sich ehefähige Personen verpflichten, künftig eine eheliche Verbindung mit einander zu schließen, heißt das Eheverlöbniß. Durch das Eheverlöbniß erhalten die Verlobten ein Recht, von einander die künftige Ehe zu verlangen, und zu fordern, daß sie nichts thun, wodurch der Zweck der künftigen Ehe nicht erfüllt werden könnte, daß sie die Bedingungen während der Zeit der Verlobung halten, unter denen ihnen allein die Ehe versprochen worden ist; sie sind sich also auch während der Verlobung wechselseitige Treue schuldig. — Braut und Bräutigam können für einander kein unverdächtiges Zeugniß ablegen. Eine von ihnen begangene Entwendung wird nach verschiedenen Rechtslehrern für keinen wahren Diebstahl gehalten. Der Bräu-

tigam ist befugt, eine seiner Braut zugefügte Beschimpfung, wie seine eigene zu ahnden.

Der Unterschied der Eheverlöbnisse in sponsalia de praesenti und et de futuro, welche das kanonische Recht macht, laufen auf Ungereimtheiten hinaus. Unter den Verlöbnissen de futuro versteht man die gewöhnlichen Eheverlöbnisse. Der wirkliche Ehekonsens aber, oder die sogenannten sponsalia de praesenti lassen sich nicht anders denken, als in der vor der priesterlichen Trauung unmittelbar vorhergehenden Einwilligung, oder wenn Verlobte sich mit einander fleischlich vermischt haben.

Die Erklärung der Verlobungseinwilligung kann durch Worte, durch deutliche Zeichen, oder durch sprechende Handlung geschehen. Die Annahme des Rings nach dem bekannten Sprüchwort: Ist der Finger beringet, so ist die Jungfer gedinget, ist daher ohne andere, die Erklärung der Verlobung bestätigende Umstände, zu einem Beweis des Eheversprechens nicht zureichend.

Das Eheverlöbniß darf einseitig (von dem Beleidigten) getrennt werden, wenn der eine Theil den Vertrag verletzt; der unschuldige Theil hat eine gegründete Genugthuungsklage. Auch hört das Verlöbniß auf, wenn beide Theile wollen, oder wenn Umstände eintreten, wodurch die Ehe unmöglich wird.

Die rechtlichen Wirkungen eines ehelichen Vertrags beziehen sich überhaupt theils auf das persönliche Verhältniß der Eheleute und den Familienstand, theils auf das in der Ehe eingebrachte und in derselben erworbene Vermögen. Die Anwendung dieser Rechte hängt von der Verschiedenheit der in Deutschland geltenden besondern Gesetze ab.

Persönliche Rechte und Pflichten der Eheleute gegen einander.

Die Pflichten und Verbindlichkeiten, welche sich Eheleute einander schuldig sind, werden theils durch positive Gesetze bestimmt, theils aus Beobachtungen über die menschliche Natur erkannt; im ersten Falle gehören sie unter

juristisch-philosophischen, im zweiten unter den moralischen Gesichtspunkt. Von jenen wird hier, von diesen weiter unten gehandelt werden.

Die vorzüglichste, mit dem Wesen des Ehevertrags verbundene Ehepflicht ist die eheliche Treue, d. h., die Verbindlichkeit, den sinnlichen Genuß der Liebe mit keiner andern Person zu theilen.

Wenn der ausschließende Beischlaf durch den individuellen Willen der Paciscenten nicht bestimmt ist, so ist nach dem Naturrecht der Umgang der Ehegatten mit einem Dritten nur unter der Voraussetzung verboten, daß der Mann durch den Beischlaf mit andern seinen Körper nicht schwäche, um nicht kränkliche Kinder zu zeugen, und daß die Frau ihrem Manne nicht Kinder von einem andern Vater unterschiebe. Das naturrechtliche Verbot des ausschließenden Beischlafs ist also ein bedingtes Verbot. Da aber die Erfahrungen über die sittliche Natur des Menschen längst gelehrt haben, daß die Ueberlassung jene gesetzliche Bedingung nicht zu übertreten immer gefährlich seyn und den Zweck der Paciscenten unsicher machen würde, und da überdem durch Geschlechtsgenuß mit einem andern die Bande der ehelichen Liebe erschlaffen, so hat die Moral dem ehelichen Vertrag den ausschließenden Beischlaf als eine wesentliche Bedingung zugeordnet, und die positiven Gesetze unter allen gebildeten Nationen haben dieses Recht bestätigt.

Man hat zwar die sittenlose Meinung, dem Ehemanne könne hierbei eine größere Freiheit als der Ehefrau verstattet werden, dadurch begünstigen wollen, „daß der Mann während der Niederkunft und bei Krankheiten der Frau den sinnlichen Freuden der Liebe entsagen müsse;" aber gilt wohl der Schluß, der vom Daseyn sinnlicher Triebe auf ihre Befriedigung bei Thieren statt findet, auch bei dem Menschen? Soll der Mensch nicht, seiner Bestimmung gemäß, Begierden überwinden, so oft sie ihn zum Laster führen oder auch nur irgend eine üble Folge haben können? Und würde man aus eben diesem Grunde der Frau eine ähnliche Erlaubniß versagen können?

Beide Ehegatten haben zum ehelichen Beischlaf ein gegenseitiges Forderungsrecht, sowohl zur Erreichung des

Zwecks der Zeugung, als auch zum Genuß eines erlaubten Vergnügens. Kein Ehegatte kann daher den Beischlaf dem andern ohne gegründete Ursachen verweigern. Auch kann kein Ehegatte den Gebrauch seines Körpers, wenn auch der andere darin willigte, einem Dritten überlassen, ohne den ehelichen Zweck zu verletzen und nach bürgerlichen Gesetzen sich eines wahren Verbrechens schuldig zu machen.

Eine andere Klasse der persönlichen Pflichten bezieht sich auf die eheliche Hülfsleistung, welche eine Menge von besonderen Absichten und Erwartungen umfaßt, die von heirathenden Personen gehegt werden, dahin gehören z. B. wechselseitige Freundschaft und Liebe, gemeinschaftliches Bestreben nach Erhaltung und Beförderung der Glückseligkeit, gegenseitige Theilnehmung, Duldung und Unterstützung in allen Ereignissen des Lebens. Die Eheleute sind beisammen zu wohnen verbunden, so lange nicht besondere rechtliche Ursachen die Trennung eines Ehegatten von dem andern rechtfertigen, dahin gehören Standesverhältnisse, wenn der Mann sich als Soldat, Gesandter ꝛc. auf eine Zeitlang trennen muß; Unglücksfälle, wenn ein Ehegatte z. B. in Gefangenschaft geräth; selbstbewirkte Entfernung wegen eines Verbrechens, z. B. Festungsstrafe; ist solche lebenslänglich, so ist der unschuldige Gatte berechtigt, auf Ehescheidung zu dringen.

Zur Leistung aller dieser persönlichen Verbindlichkeiten kann der schuldige Ehegatte durch richterlichen Zwang, so weit solcher möglich ist, angehalten werden. Auch kann sich kein Ehegatte von der Erfüllung derselben durch ein Gelübde oder durch einen Eid losmachen.

Unter die besondern Rechte des Mannes gehört vornämlich die ihm zustehende Direktion des Hauswesens. Kraft derselben ist er berechtiget, die Handlungen der Ehefrau zweckmäßig zu leiten, und sie zu häuslichen, standesmäßigen Diensten anzuhalten, auch der Nachläßigkeit oder den Ausschweifungen derselben dienliche Schranken zu setzen. Obgleich der Mann nicht befugt ist, seine Frau zu schlagen, so kann doch der Richter den Ehemann, der seine Frau verdientermaßen gezüchtiget hat, nicht gerade strafen. Hingegen ist er auch verpflich-

tet, die Frau zu schützen und zu vertheidigen und sie auf standesmäßige Art zu ernähren. Die Frau kann also die schuldige Unterhaltung von dem Manne rechtlich fordern, und wenn der Mann abwesend ist, sein Vermögen zu diesem Endzweck gebrauchen, auch nöthigen Falls ein liegendes Gut veräußern. Die Pflichten der Ehefrau bestehen theils in der Anerkennung der Rechte des Ehemanns in einer gewissen ihm schuldigen Ehrerbietung; sie ist ferner schuldig, den Mann im Falle der Noth zu ernähren und seinem Wohnungsort überall zu folgen. Ob die Frau ihrem, Verbrechens wegen aus dem Lande verwiesenen Manne zu folgen schuldig sey? darüber streiten die Rechtsgelehrten, und einige haben die Frage ohne Grund bejahet.

Die Gesetze haben zur Beurtheilung der Rechtmäßigkeit eines von einer Ehefrau gebornen Kindes überhaupt den Grundsatz angenommen, daß ein in einer rechtmäßigen Ehe erzeugtes Kind für ehelich und der Ehemann für dessen Vater zu halten sey. Insbesonders aber, wenn wegen ermangelnder Uebereinstimmung der Zeit der Empfängniß mit der Zeit der Geburt einiger Zweifel entstehet, ist die rechtliche Vermuthung festgesetzt, daß 1) ein im siebenten Monat nach eingegangener Ehe gebornes lebendiges, reifes Kind, 2) und ein nach getrennter Ehe im zehnten Monat gebornes Kind, von der Trennung der Ehe an gerechnet, für rechtmäßig zu halten sey.

Die Gewalt, welche die Eltern über ihre Kinder ausüben, entsteht aus der Verpflichtung, sie zu erziehen. Nur diejenige elterliche Gewalt ist für rechtmäßig zu erkennen, welche mit dem Zwecke der Erziehung in einem möglichen Zusammenhang gedacht werden kann; rechtswidrig ist sie hingegen, wenn sie nicht als ein mögliches Mittel zum Zwecke der Erziehung gedacht werden kann.

Hiernach hat das bürgerliche Recht die Gränzen der väterlichen Gewalt in mancherlei Fällen ausdrücklich bestimmt. — Bei der Wahl der zur Erziehung der Kinder zu ergreifenden Mitteln hat der Wille des Vaters den Vorzug vor dem Willen der Mutter. Die Eltern sind nicht verbunden, ihren Kindern eine ihrem Stande gemäße Erziehung zu geben; sie erfüllen ihre Pflicht, wenn sie

sie zum brauchbaren Menschen bilden. Bei der Religionsverschiedenheit der Eltern stehet dem Vater das Recht zu, die Kinder in seiner Religion zu unterrichten. Diese haben aber selbst das Recht, in den Jahren der Reife ihres Verstandes eine Religion zu wählen, welche sie wollen.

Die Eltern haben das Recht, ihre Kinder, wenn es nöthig ist, auf eine Art zu züchtigen, wodurch ihrer Gesundheit nicht geschadet wird. Ein Vater kann seinen ungehorsamen Sohn keiner öffentlichen Strafe unterwerfen, z. B. ins Zuchthaus sperren lassen, ohne deshalb obrigkeitliche Genehmigung zu erhalten.

Kinder, die noch in der väterlichen Gewalt sind, können ohne elterliche Einwilligung keine verbindliche Handlungen unternehmen.

In Ansehung des Familienverhältnisses ist, Verletzungen ausgenommen, zwischen Eltern und Kindern eine Art von Personeneinheit rechtlich angenommen. Zwischen Kindern und Eltern findet daher kein verbindlicher Vertrag statt, auch keine gerichtliche Klage; Eltern und Kinder können kein Zeugniß für einander ablegen. Bei Verbrechen fällt jedoch diese Einheit, so wie auch die öffentlichen bürgerlichen Verhältnisse hinweg.

Rechtliche Wirkungen der Ehe in Ansehung des Vermögens.

Den Römern war die unter den Deutschen übliche Gütergemeinschaft unbekannt. Ihre Gesetze haben daher vorzüglich die Bestimmung des weiblichen Vermögens zum Gegenstand. Die der Ehefrau zustehenden Güter gehören entweder zu ihrem Heirathsgut oder zu dem sogenannten Paraphernalvermögen.

Heirathsgut, Brautschatz, Ehesteuer (Dos) heißt alles dasjenige, was die Ehefrau in der Absicht dem Manne zugebracht oder versprochen hat, um die mit dem Ehestande verknüpften Lasten und Ausgaben zu bestreiten. In diesem Dotalvermögen hat der Ehemann, so lange die Ehe dauert, ein vollkommen

Benutzungsrecht, jedoch mit dem Unterschied, daß er die beweglichen, besonders verbrauchlichen Sachen veräußern darf, aber für die Erstattung des Werthes haften muß; die unbeweglichen Güter oder die nur anschlagsweise geschätzt worden, darf er, selbst mit Einwilligung der Frau, weder veräußern noch verpfänden.

Das Recht der Ehefrau, ihr eingebrachtes Gut zurückzufordern, erwacht erst nach der Trennung der Ehe, und in dem Falle, wenn sie von dem Manne für sich oder für ihre Kinder keinen Unterhalt erhält; zur Sicherheit desselben steht ihr übrigens ein stillschweigendes Unterpfandsrecht im Vermögen des Mannes zu. Auch hat dieselbe in dem Gegenvermächtniß oder der Widerlage (donatio propter nuptias), das heißt, in dem Vermögen, was ihr der Mann als Gewährleistung ihres Eingebrachten angewiesen hat, ein gesetzliches Pfandrecht, und der Mann darf es nicht veräußern.

Das Paraphernalvermögen besteht in allem, was die Ehefrau außer ihrem Heirathsgut in die Ehe eingebracht oder in derselben unabhängig von dem Manne erworben hat. Ueber dies Vermögen hat der Mann gar keine Rechte, nicht einmal die Verwaltung, wenn ihm solche nicht die Frau ausdrücklich einräumt. Heut zu Tage überläßt man jedoch dem Manne einen Nießbrauch in diesem Vermögen.

Aus der Beschaffenheit dieses weiblichen Vermögens folgt, daß die Ehefrau nicht verbunden ist, die Schulden des Ehemanns zu bezahlen, selbst alsdann nicht, wenn das aufgenommene Geld ins Hauswesen verwandt worden ist, weil der Mann schon wegen des Heirathsguts die Frau zu ernähren verbunden ist. Auch haben die Gesetze die Bürgschaften der Ehefrau für den Mann gänzlich verboten; die Ehefrau ist nur in dem Falle ihren Antheil an einer mit dem Manne gemeinschaftlich aufgenommenen Schuld zu bezahlen schuldig, wenn erwiesen werden kann, daß ihr eigener Nutzen dadurch befördert worden ist.

Nach deutschen Rechten und Herkommen ist in vielen Orten eine allgemeine eheliche Gütergemeinschaft eingeführt, die nämlich in dem gemeinschaftlichen Eigen-

thum bestehet, das beiden Ehegatten über ihr sämmtliches Vermögen oder über den Genuß desselben zusteht. Betrifft hingegen die Gütergemeinschaft entweder nur einen gewissen bestimmten Theil des Vermögens, oder nur den von den Eheleuten während ihrer Ehe beziehenden Erwerb, so heißt sie die besondere Gütergemeinschaft, welche im letzteren Falle sich durch Benennung der Errungenschaftsgemeinschaft besonders auszeichnet. Von der gesetzlichen Gütergemeinschaft unterscheidet sich die überall zwischen Eheleuten Vertragsweise statthabende Gemeinschaft der Güter.

Daß in der uneingeschränkten oder allgemeinen Gütergemeinschaft alle Güter ohne Unterschied und ohne Rücksicht des eingebrachten Vermögens der Gemeinschaft unterworfen sind, versteht sich von selbst. Alle zur Vermehrung oder Verminderung der Güter sich ereignenden Fälle, so wie auch die durch Verbrechen entstandenen Wirkungen sind beiden Ehegatten gemein. Doch kann in diesem Falle der unschuldige Ehegatte die Gemeinschaft aufheben und seine Hälfte retten.

Zur Errungenschaftsgemeinschaft gehört alles dasjenige Vermögen, welches zwei Eheleute während der Ehe erwerben, in der Absicht, solches, so lange ihre Ehe dauert, gemeinschaftlich zu nutzen; z. B. alle während der Ehe erkauft wordenen liegenden Güter, alle Zinsen und Nutzungen ohne Unterschied. Erbschaften, Vermächtnisse und Geschenke hingegen gehören nicht zur Errungenschaft, es sey denn, der Fall wäre, daß ein Ehegatte, seiner besonderen Verdienste wegen, Geschenke erhielte, sie würden alsdann mehr für Belohnungen als Geschenke angesehen und zur Errungenschaft gezählt werden müssen. Geschenke, welche zwei Eheleute einander machen, können deswegen nicht zur Errungenschaftsgemeinschaft gerechnet werden, weil es ungereimt seyn würde, daß der schenkende Theil sich selbst wieder die Hälfte geschenkt hätte.

Die in einer allgemeinen Gütergemeinschaft lebenden Ehegatten haben über die ganze Vermögensmasse ein Gleiches, uneingeschränktes Dispositionsrecht; es kann also ein Ehegatte ohne Einwilligung des andern

einseitig nichts veräußern, doch stehen dem Ehemann, als Haupt der Familie, einige Vorzüge vor der Frau zu, und die Frau kann zu Handlungen des Mannes ihre Einwilligung nicht verweigern, die zum gemeinsamen Nutzen abzwecken, oder die durchaus nothwendig sind, z. B. bei Geldbußen.

In häuslichen und ökonomischen Angelegenheiten kann die Frau ohne Einwilligung des Mannes gültige Kontrakte schließen; doch wird in wichtigeren Fällen, bei Abwesenheit des Mannes, die Beitretung des obrigkeitlichen Ansehens als nothwendig zu einem rechtskräftigen Vertrag mit der Ehefrau erfordert.

Weil alle Vortheile in der allgemeinen Gütergemeinschaft gemein sind, so müssen es auch alle Beschwerden seyn. Da ferner das Eingebrachte und Errungene gemeinschaftlich ist, so müssen auch alle, vor und in der Ehe gemachte Schulden gemeinschaftlich bezahlt werden; doch muß kein Betrug noch List bei Schließung des ehelichen Vertrags gebraucht worden seyn; es würde sehr unbillig seyn, wenn die von einem Ehegatten vor der Ehe gemachten und böslich verschwiegenen Schulden gemeinschaftlich bezahlt werden sollten, es würde vertragswidrig seyn, wenn der eine Ehegatte Ursache hätte, zu glauben, daß der andere unter Vorwissen seiner Schulden den ehelichen Vertrag nicht geschlossen haben würde.

Die Wirkungen der besonderen Gütergemeinschaft sind in Ansehung des besonders bestimmten Theils von derselben Art, wie bei der allgemeinen. In der bloßen Errungenschaftsgemeinschaft hingegen bleibt jeder Ehegatte Alleineigenthümer von der Substanz seines Vermögens, und nur die Einkünfte davon und die durch Fleiß gemachten Erwerbungen werden beiden Ehegatten gemein. Daher müssen diejenige Schulden, die auf die eheliche Gesellschaft gar keine Beziehung haben, von dem, der sie gemacht hat, allein bezahlt werden; die eigentlichen Gesellschafts- oder Socialschulden, d. h. die zum Nutzen der ehelichen Gesellschaft oder zur Bestreitung des nöthigen Aufwandes gemacht worden, sind gemeinschaftlich. Doch kann sich von denselben die Frau durch Anrufung der weiblichen Freiheiten und durch Verzicht auf die Errungenschaft losmachen.

Bei Anwendung dieser deutschen und römischen Rechte kömmt es zuerst darauf an, ob Eheleute durch besondere Eheverträge ihre gegenseitige Vermögensrechte festgesetzt haben oder nicht. Jenes ist ihnen überall unbenommen. In Ermangelung solcher Verträge aber sind die Vermögensrechte nach den Gesetzen des Wohnorts, den die Eheleute zur Zeit ihrer eingegangenen Ehe haben, und wenn diese nichts bestimmen, nach den Grundsätzen des gemeinen Rechts zu beurtheilen.

Ob die Veränderung des Wohnorts, wo die Gütergemeinschaft eingeführt ist, den diesen Gesetzen gemäß stillschweigend eingegangenen Ehevertrag dergestalt aufheben, daß die Vermögensrechte der Eheleute nunmehr nach den Gesetzen ihres neuen Aufenthalts zu bestimmen seyen? ist eine wichtige und sehr bestrittene Frage. Meinem Bedünken nach müssen die Rechte nach den Gesetzen des Orts, wo der Ehevertrag geschlossen worden, beurtheilt werden.

Fünfter Abschnitt.

Von der Ehescheidung.

Die Trennung einer gültigen Ehe geschieht entweder bei Lebzeiten beider Ehegatten durch richterlichen Ausspruch, oder durch den Tod des einen Ehegatten. Jene heißt Ehescheidung im allgemeinen Sinn, und ist entweder gänzliche Aufhebung des Ehebandes, völlige Ehescheidung (divortium quo ad vinculum), oder nur besondere Trennung in Ansehung gewisser ehelichen Rechte und Pflichten, blosse Absonderung (separatio quo ad thorum et mensam.)

Trennung der Ehe durch richterlichen Ausspruch.

Nach dem Naturrecht wird der eheliche Vertrag aufgehoben 1) durch die Einwilligung beider Ehegatten, in wie fern sie dadurch nicht die Rechte eines Dritten verletzen; 2) durch Umstände, wobei der Zweck der Ehe unmöglich erreicht werden kann und der eine Ehegatte nicht freiwillig in der Ehe bleiben will, z. B. durch Verrücktheit, totale Lasterhaftigkeit, unheilbare, ansteckende und lebenslängliche Krankheiten des einen Ehegatten; 3) durch Verletzung des ehelichen Vertrags. Dieser wird verletzt a) durch unbedingte Weigerung, den Geschlechtstrieb in dem andern Ehegatten zu befriedigen; b) durch Befriedigung desselben, die auf keine andere, als unsittliche Art geschiehet; c) durch Weigerung, die in der Ehe erzeugten Kinder erhalten und erziehen zu helfen, und

endlich d) durch Verletzung der Bedingungen, welche in dem Ehevertrage als nothwendige Mittel zum Zwecke der Ehe angesehen worden sind. In allen diesen Fällen begeht der schuldige Theil einen Ehebruch im allgemeinen Sinne, und der unschuldige ist nach der Lehre von Verträgen berechtiget, aus der ehelichen Verbindung herauszutreten, d. h., alle Verbindungen und Pflichten, die unmittelbar mit dem Ehevertrag verknüpft sind, z. B. den Beischlaf, die eheliche Hülfsleistung gegen einander aufzuheben. Von den Pflichten hingegen, welche aus andern Verhältnissen entspringen, wie z. B. von der Pflicht, die erzeugten Kinder gemeinschaftlich zu erziehen, werden die Eltern durch Aufhebung ihrer Ehe nicht befreit.

Das mosaische Recht erlaubte den Juden, wegen ihrer Herzenshärtigkeit die Ehescheidung in dem Fall, wenn der Ehemann an der Frau wegen ihres unanständigen Betragens ein unerträgliches Mißfallen fand. Er war nach diesen Rechten verbunden, ohne Dazwischenkunft des Gerichts einen Scheidebrief zu geben; dies ist auch unter den heutigen Juden noch gewöhnlich; aber da es nach den Vorschriften des Talmuds mit so vielen Umständen verknüpft ist, so sind die Ehescheidungen sehr selten unter ihnen.

Bei den Kretensern konnte man sich wegen Besorgniß zu vieler Kinder scheiden. In Athen mußten die Männer außer einem Scheidebrief noch die Mitgabe herausgeben. Auch galt es für eine Art von Schande für eine Frau, die sich von ihrem Manne trennte.

Die römischen Gesetze verstatteten nicht allein die freiwillige einstimmige Ehescheidung (divortium), sondern die einseitige Lossagung eines Ehegatten vom andern (repudium); sie setzten aber hierüber bald mehrere, bald wenigere rechtliche Ursachen fest.

Nach dem kanonischen Recht ist die Ehe als ein Sakrament unauflöslich, den einzigen Fall ausgenommen, wenn ein Ehegatte nach geschlossener, aber noch nicht fleischlich vollzogenen Ehe in einen geistlichen Orden tritt und das Ordensgelübde ablegt. Es ist begreiflich, daß ein solches Gesetz den Menschen bald unerträglich werden mußte. Die Priesterschaft wollte ihr Ansehen nicht

sinken lassen, und erfand die Absonderung der Eheleute von Tische und Bette.

Nach dem protestantischen Kirchenrecht findet die gänzliche Ehescheidung statt. In Ansehung der festzusetzenden Ehescheidungsursachen ist man aber sehr verschiedener Meinung. Einige billigen keine andere, als die in der heiligen Schrift angeführten Ursachen, nämlich wegen Ehebruchs und boshafter Verlassung. Andere geben diesen Schriftstellen eine weitere Ausdehnung, und zählen auch andere, den ausdrücklich angezeigten Fällen ähnliche Verletzungen als rechtliche Ehescheidungsursachen bei.

Da sich alle einzelne gegründete Ehescheidungsursachen durchaus nicht voraus bestimmen lassen, so müssen solche einem allgemeinen Gesetz der Vernunft unterworfen und darnach geprüft werden. Ein solches würde folgendes seyn: Die Ehescheidung muß in jedem Falle Platz greifen, 1) in welchem ein Ehegatte vorsätzlich eine ausdrückliche oder bei einem Volk stillschweigend angenommene Bedingung des ehelichen Vertrags verletzt, und 2) in welchem gegründete Hindernisse eintreten, die den Zweck der Ehe zu erfüllen nicht erlauben.

Da durch die Verletzung der mit der Ehe so wesentlich verbundenen gegenseitigen Gelobung, den sinnlichen Genuß der Liebe mit keiner andern Person zu theilen, der Ehevertrag nicht allein gewaltsam zerrissen und durch eine Lüge dem andern sein Eigenthum entzogen oder derselbe wider seinen wahren Willen handelnd gemacht worden ist, sondern auch die aus einer solchen Treulosigkeit entstehenden Folgen für die Gesellschaft von der größten Wichtigkeit in jeder Rücksicht seyn können, so ist die Verletzung der ehelichen Treue, oder der Ehebruch im engeren Sinne, von allen Gesetzgebern als die wichtigste Ehescheidungsursache anerkannt worden.

Das Corpus delicti bei dem Ehebruch besteht in der Gewißheit der fleischlichen Vermischung; man würde solches als vollkommen berichtigt ansehen müssen, wenn z. B. beide Verbrecher, bei verschlossenen Thüren im

Bette bei einander liegend, von Zeugen angetroffen worden wären; allein da selten solche Beweise angeführt werden können, so kann auch bei hinlänglicher Wahrscheinlichkeit eines begangenen Ehebruchs auf Ehescheidung geklagt und erkannt werden. Ob zur Richtigkeit des Corpus delicti die Ergießung des Saamens nothwendig, oder die Einbringung des männlichen Glieds schon hinlänglich sey, darüber wird unter den Rechtsgelehrten sehr gestritten. Die Strenge des Beweises steht mit der Strenge der auf den Ehebruch gesetzten Strafen in gleichem Verhältniß; wo Todesstrafe darauf steht, da wird die Saamenergießung erfordert, und in Ermangelung derselben auf eine außerordentliche Strafe erkannt; wo jene aber nicht darauf steht, qualificirt die Einbringung des männlichen Glieds zur Strafe des Ehebruchs; und an den Orten, wo der Ehebruch mit keiner peinlichen Strafe belegt wird, sind solche Umstände, aus welchen nicht wohl etwas anders als ein von dem Ehegatten wirklich vollbrachter Ehebruch vermuthet werden kann, schon zur Begründung einer Ehescheidung hinreichend. Daher wird auch in dem preußischen Landrecht die aus einem unerlaubten Umgange entstehende dringende Vermuthung der verletzten ehelichen Treue als ein ausdrücklicher Ehescheidungsgrund festgesetzt.

Ein Gleiches findet in Ansehung eines wirklich versuchten, wenn gleich nicht vollbrachten, Ehebruchs statt; denn schon in dem wirklichen Vorhaben des Ehebruchs, besonders wenn der Ehegatte durch äußere Umstände an dessen Vollführung gehindert wurde, liegt eine wahre eheliche Verletzung.

Bloßer Verdacht ist zur Trennung der Ehe nicht hinreichend. Bei scheinbarem Anlasse soll jedoch, nach preußischem Landrecht, dem schuldigen Ehegatten auf Anrufen des andern der fernere Umgang mit der verdächtigen Person gerichtlich untersagt werden; setzt derselbe, dieses Verbots ungeachtet, einen vertrauten Umgang mit der verdächtigen Person fort, so ist dieses ein erheblicher Grund zur Ehescheidung.

Wenn aber ein Ehegatte nicht vorsätzlich, sondern aus Nachläßigkeit und Irrthum sich mit einer andern Person

vermischt hat, so findet der Regel nach keine Ehescheidung statt. Wenn sich z. B. ein Ehegatte in der Trunkenheit oder durch irrige Verwechselung der Person mit andern eingelassen hat, und ohne diese Ursache sich nicht vergangen haben würde, oder wenn eine Frau auf glaubwürdige Nachrichten von dem Tode ihres abwesenden Mannes sich mit einem andern einläßt, oder wenn eine Frau genothzüchtiget worden, so hat der Mann kein Recht, im strengen Verstand auf Ehescheidung zu klagen.

Nach den gemeinen Rechten findet die Ehescheidung nicht statt, wenn sich der andere der nämlichen Verletzung der ehelichen Treue schuldig gemacht hat. Nach dem preußischen Landrecht aber kann die Frau, die sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat, unter dem Vorwande, daß dem Mann ein gleiches Versehen zur Last falle, der Scheidung nicht widersprechen.

Der zweite Hauptehescheidungsgrund ist die boshafte Verlassung. Der Vorsatz der Verlassung muß aber erwiesen und durch rechtliche Vermuthung begründet seyn. Dies ist der Fall, wenn ein Ehegatte ohne Ursache von dem andern entwichen ist, demselben keine Nachricht von sich gibt, und auf die deshalb ergangenen öffentlichen Ladungen nicht erscheint. Die Abwesenheit eines halben Jahrs oder nach preuß. Landrecht eines ganzen Jahrs begründet die Vermuthung der muthwilligen Verlassung. Der unschuldige Ehegatte muß übrigens durch die sogenannten Diligenzscheine seine auf die Nachrichtseinziehung verwendete Mühe beweisen. Die Ladung wird nach ihrem verschiedenen Zweck dreimal wiederholt, nämlich zur Einlassung, zur Bescheinigung der Ursachen des Nichterscheinens, und endlich zur Anhörung des Scheidungsurtheils. Die Klage auf Trennung findet alsdann nach P. L. R. nach Ablauf zweier Jahre, vom Zeitpunkt der Entweichung an gerechnet, statt. Findet sich der entfernt gewesene Ehegatte vor der Scheidung ein, so kann der unschuldige Ehegatte von demselben, nach Beschaffenheit der Umstände, wegen allenfalls begangenen Ehebruchs, die Leistung des Reinigungseides verlangen. Nach gesprochenem rechtskräftigen Scheidungsurtheil hat der klagende Theil ein Recht, auf der erkannten Trennung zu beharren.

Zu den rechtlichen Ehescheidungsursachen gehört ferner 3) die boshafte und beharrliche Verweigerung des ehelichen Beischlafs, nachdem die nöthigen Erinnerungen und dienlichen Zwangsmittel vom Richter gegen den halsstarrigen Ehegatten fruchtlos versucht worden sind. Sie wird von mehrern Praktikern und auch nach dem P. L. R. der boshaften Verlassung gleich geachtet; auch gibt nach letzterem ein Ehegatte, welcher durch sein Betragen bei oder nach der Beiwohnung die Erreichung des gesetzmäßigen Zwecks vorsätzlich hindert, dem andern einen rechtlichen Anlaß zur Ehescheidung.

4) Gänzliches und unheilbares Unvermögen zur ehelichen Pflichtleistung, wenn es auch während der Ehe entstanden ist; ingleichen unheilbare körperliche Gebrechen, welche Ekel und Abscheu erregen und die Erfüllung der Ehezwecke gänzlich verhindern*, geben ein Recht zur Ehescheidung.

5) Raserei und Wahnsinn, worin ein Ehegatte fällt, begründen die Scheidung nach P. L. R. alsdann, wenn sie über ein Jahr ohne wahrscheinliche Hoffnung zur Besserung fortdauern. Nach andern Gesetzen sind zehn Jahre festgesetzt (!!)

6) Lebensnachstellungen, die gegen den Ehegatten oder dessen Kinder unternommen werden, sind eine eben so große, wo nicht noch größere Verletzung der ehelichen Treue, als Ehebruch und boshafte Verlassung. Ein gleiches gilt von groben und widerrechtlichen Kränkungen der Ehre und der persönlichen Freiheit des andern Ehegatten.

7) Das Verbrechen der Sodomie. Nach dem P. L. R. werden Sodomiterei und andere unnatürliche Laster dieser Art dem Ehebruche gleich geachtet.

8) Grobe Verbrechen, derer wegen ein Ehegatte zu infamirenden Strafen, zur lebenslänglichen Zuchthaus- oder Gefängnißstrafe verurtheilt worden ist, geben eine rechtliche Ehescheidungsklage. Ein gleiches findet nach dem P. L. R. statt, wenn ein Ehegatte den andern solcher Verbrechen vor Gericht, gegen besseres Bewußtseyn, fälschlich beschuldigt; ferner,

wenn ein Ehegatte durch vorsätzliche unerlaubte Handlungen den andern in Gefahr bringt, Leben, Ehre, Amt oder Gewerbe zu verlieren; auch wenn der Ehegatte ein schimpfliches Gewerbe treibt.

9) Vorsätzliche Abtreibung der Leibesfrucht von Seiten der Ehefrau. Wenn der Mann dieses Verbrechen der Frau zumuthet, so kann man dieses unter den Fall der Lebensnachstellungen rechnen.

10) Unversöhnlicher Haß der Eheleute gegen einander. Einige wollen in diesem Falle die Ehescheidung nur dann zulassen, wenn ein Ehegatte dem andern durch eigene große Schuld oder Verletzung hierzu Anlaß gegeben hat.

Das P. L. R. verordnet hierüber folgendes: Eheleute gemeinen Standes sollen wegen blos mündlicher Beleidigungen, Drohungen und geringer Thätlichkeiten nicht geschieden werden; auch unter Personen mittleren und höheren Standes kann die Scheidung nur alsdann statt finden, wenn der beleidigende Ehegatte sich solcher Thätlichkeiten und Beschimpfungen ohne dringende Veranlassung schuldig macht. Unverträglichkeit und Zanksucht werden eine gegründete Scheidungsursache, wenn sie zu einem solchen Grade der Bosheit steigen, daß dadurch des unschuldigen Theils Leben und Gesundheit in Gefahr gesetzt wird *).

Nach mehreren deutschen Provinzialgesetzen, besonders nach dem P. L. R., sind noch folgende gesetzliche Ehescheidungsarten ausdrücklich bestimmt.

11) Unordentliche Lebensart. Bei Trunkenheit, Verschwendung oder unordentlicher Wirthschaft des einen Ehegatten soll der Richter zuerst auf Anrufen des leidenden Theils solche Verfügungen treffen, wodurch der

*) Sollte man nicht einen solchen wüthigen Ehegatten auch dem gleich schätzen, der die teuflische Kunst versteht, jeden Genuß, jede Freude des Lebens dem andern mit Bitterkeit zu vergällen, der unaufhörlich darauf sinnet, wie er jeden Wunsch, den der andere hegt, jedes Vergnügen, das er hofft, mit vergiftender Hand vernichten könne. Ist ein solcher Ehegenoß seiner Gesundheit oder seines Lebens sicherer, als der Ehegenoß des physisch Wüthenden? oder werden tief gewurzelte, zur andern Natur gewordenen moralische Seuchen leichter und geschwinder geheilt, als physische Uebel?

Schuldige gebessert und den nachtheiligen Folgen einer solchen unordentlichen Lebensart vorgebeugt werden kann. Vereitelt hingegen der schuldige Theil diese Maßregeln und beharret in seinen Unordnungen, so kann eine solche Ehe getrennt werden.

12) Mangel des Unterhalts. Mangel an Unterhalt berechtigt die Frau nur alsdann zur Scheidung, wenn der Mann durch begangene Verbrechen, Ausschweifungen oder unordentliche Wirthschaft sich selbst außer Stand versetzt hat, sie zu ernähren. Versagt aber der Mann der Frau Unterhalt, so muß der Richter die Verpflegung der Frau nach den Umständen des Mannes bestimmen, und letzteren dazu durch Zwangmittel anhalten. Fährt dessen ungeachtet der Mann beharrlich fort, der Frau den Unterhalt zu versagen, so kann letztere zur Ehescheidungsklage gelassen werden.

13) Die Veränderung der Religion gibt eine rechtmäßige Ehescheidungsklage, wenn der eine Ehegatte zu einer Religion übergeht, nach welcher er, sich den christlichen Ehegesetzen zu unterwerfen, gehindert wird.

14) Wechselseitige Einwilligung bei kinderlosen Ehen. Wegen blos einseitig behaupteter unüberwindlicher Abneigung soll die Ehe nicht getrennt werden; auch ist die Einwilligung beider Theile für sich allein keine rechtmäßige Scheidungsursache. Haben hingegen kinderlose Eheleute vier Jahr hinter einander in einer unfruchtbaren Ehe gelebt, oder ist sonst nach den Umständen keine wahrscheinliche Hoffnung mehr zur Erzeugung von Kindern vorhanden, so kann eine solche Ehe auf beharrliches wechselseitiges Ansuchen getrennt werden.

Es lassen sich allerdings noch eine Menge rechtlicher Ehescheidungsursachen denken, die theils ihrer Natur nach dem angeführten untergeordnet werden können, theils dem Ermessen des Richters und des gerichtlichen Arztes überlassen, und nach dem physischen und moralischen Zweck der Ehe beurtheilt werden müssen. So kann z. B. ein unbändiger Geschlechtstrieb, eine große Disproportion beiderseitiger Zeugungsglieder, eine allzu kurze Ruthe, etc. der Frau eine gegründete Scheidungsklage geben.

wenn ein Ehegatte durch vorsätzliche unerlau[bte Hand-]
lungen den andern in Gefahr bringt, Leben, E[hre]
oder Gewerbe zu verlieren; auch wenn der Ehe[gatte ein]
schimpfliches Gewerbe treibt.

9) Vorsätzliche Abtreibung der Leibes[frucht]
von Seiten der Ehefrau. Wenn der Mann die[ses Ver-]
brechen der Frau zumuthet, so kann man dies [zu]
den Fall der Lebensnachstellungen rechnen.

10) Unversöhnlicher Haß der Eheleu[te ge-]
gen einander. Einige wollen in diesem Falle d[ie Schei-]
dung nur dann zulassen, wenn ein Ehegatte d[em an-]
dern durch eigene große Schuld oder Verletzung [Ur-]
sache gegeben hat.

Das P. L. R. verordnet hierüber folgendes: G[emeinen]
Standes sollen wegen blos mündlicher [Beleidi-]
gungen, Drohungen und geringer Thätlichkeiten [nicht]
geschieden werden; auch unter Personen mittler[en oder]
höheren Standes kann die Scheidung nur alsda[nn statt-]
finden, wenn der beleidigende Ehegatte sich solche[r]
Beleidigungen und Beschimpfungen ohne dringende Ve[ranlas-]
sung schuldig macht. Unverträglichkeit und Za[nksucht]
werden eine gegründete Scheidungsursache, wenn [sie zu]
einem so hohen Grade der Bosheit steigen, daß d[adurch]
des mißhandelten Theils Leben und Gesundheit i[n Gefahr]
gesetzt wird *).

Nach mehreren deutschen Provinzialgesetzen, bei[des]
nach dem P. L. R., sind noch folgende gesetzliche
Scheidungsursachen ausdrücklich bestimmt.

11) Unordentliche Lebensart. Bei Tr[unkenheit,]
bei Verschwendung oder unordentlicher Wirthsch[aft des]
einen Ehegatten soll der Richter zuerst auf [Antrag des]
leidenden Theils solche Verfügungen tre[ffen] …

*) Sollte man nicht einen solchen …
gleich schätzen, der die …
liche Freude des Lebens …
… der unaufhörlich …
den der andere hegt, …
gießender Hand …
seine Gesundheit oder …
nach des göttlichen W…
zur andern Natur …
geschaffen gehört …

chuldige gebessert und den nachtheili
chen unordentlichen Lebensart vorgeb
reitelt hingegen der schuldige Theil
d beharret in seinen Unordnungen, s
he getrennt werden.

12) Mangel des Unterhalts.
halt berechtigt die Frau nur alsdann
enn der Mann durch begangene Verbre
ngen oder unordentliche Wirthschaft
tand versetzt hat, sie zu ernähren.
ann der Frau Unterhalt, so muß der
legung der Frau nach den Umständen
immen, und letzteren dazu durch Zwang
ährt dessen ungeachtet der Mann beha
rau den Unterhalt zu versagen, so ka
hescheidungsklage gelassen werden.

13) Die Veränderung der Relig
echtmäßige Ehescheidungsklage, wenn de
u einer Religion übergeht, nach welch
hristlichen Ehegesetzen zu unterwerfen,

14) Wechselseitige Einwilligu
derlosen Ehen. Wegen blos einseit
unüberwindlicher Abneigung soll die Ehe
werden; auch ... Einwilligung beider
allein keine ... Scheidungsursach
gegen kin ... eleute vier Jahr
in einer ... Ehe gelebt, oder
den Umstän ... e Hoffn
... kann

Von Amtswegen kann der Richter nicht auf die Aufhebung des ehelichen Vertrags erkennen. Auch findet dann keine Scheidungsklage statt, wenn der klagende Theil an der ihm zugefügten Verletzung selbst schuldig ist, wenn z. B. ein Ehegatte durch boshafte Verweigerung des Beischlafs, durch eigene Verleitung bei dem andern Gatten Ehebruch, oder durch Grausamkeit dessen Entweichung veranlaßt hat.

Beleidigungen, welche einmal ausdrücklich verziehen worden, können in der Folge nicht weiter als Ehescheidungsursachen gerügt werden. Einer ausdrücklichen Verzeihung wird nach dem P. L. R. gleich geachtet, wenn der beleidigte Ehegatte, nach erhaltener überzeugender Kenntniß der erlittenen Beleidigungen, die Ehe ein Jahr hindurch fortgesetzt hat. Nach den gemeinen Rechten wird es als ein Zeichen einer stillschweigenden Versöhnung angesehen, wenn der unschuldige Ehegatte mit dem schuldigen sich wieder fleischlich vermischt; doch muß der Unschuldige von der erlittenen Beleidigung hinreichende Ueberzeugung gehabt haben, denn wenn er noch in den Gränzen eines bloßen Verdachts sich gegen den andern Ehegatten ehelich beträgt, so kann hieraus auf keine erlassende Versöhnung geschlossen werden. Nach dem P. L. R. kann aus der bloßen Leistung der ehelichen Pflicht, wozu beide vor der Anstellung der Klage verbunden waren, kein Verzicht auf das Recht zur Scheidungsklage gefolgert werden.

Als gesetzliche Wirkung der Ehescheidung steht dem unschuldigen Theil das Recht zu, die Kinder bei sich zu behalten und zu erziehen, wozu aber der schuldige Theil den Kostenbeitrag leisten muß. Hier findet die Vermuthung statt, daß der unschuldige Theil mehr Fleiß und Sorgfalt auf die Erziehung der Kinder wenden werde. Der schuldige Theil kann an verschiedenen Orten nicht anders, als unter Dispensation zur zweiten Ehe schreiten. Allgemein ist es aber dem ehebrecherischen Gatten verboten, diejenige Person, mit der er sich vergangen, zu heirathen; die Erlaubniß hierzu würde allerdings eine Begünstigung und Aufmunterung für den Verbrecher seyn. Uebrigens behält die geschiedene Frau

den bisherigen Stand und Rang des Mannes. Ist sie aber ausdrücklich für den schuldigen Theil erklärt, so darf sie nach dem P. L. R. den Namen des Mannes wider dessen Willen nicht länger führen.

Bei der Ehescheidung wegen wahren Ehebruchs wird der schuldige Theil zu Gunsten des unschuldigen und der Kinder mit einem besondern Vermögensverlust belegt. Die schuldige Ehefrau verliert ihr Heirathsgut, und sogar auch in dem Fall, wenn zwar die Scheidung wirklich nicht, aber auch keine Versöhnung erfolgt ist. Der schuldige Ehemann hingegen muß der Frau neben dem Heirathsgut das Gegenvermächtniß oder einen gewissen Theil seines Vermögens herausgeben.

Nach dem P. L. R. wird überhaupt ein Unterschied festgesetzt zwischen Vergehungen, welche eine unmittelbare Verletzung der aus dem Ehevertrag entspringenden Pflichten enthalten, und solchen, wodurch diese Pflichten nur mittelbar verletzt werden; jene wirken ein Uebergewicht der Schuld gegen diese. Es werden daher Ehebruch, Versagung der ehelichen Pflicht, selbstverschuldetes Unvermögen, Nachstellungen nach Leben, Gesundheit, Freiheit und Ehre, falsche Beschuldigung begangener Verbrechen, Gefährdung des Lebens, der Ehre oder des Amts unter den ersten Gesichtspunkt gerechnet und für gleich schwere Vergehungen geachtet.

Nach dem preußischen Landrecht wird mit der Auseinandersetzung des Vermögens der geschiedenen Eheleute auf folgende Art verfahren.

A. Wenn kein Theil für den Schuldigen erklärt worden, so wird das Vermögen nach den bei der Trennung durch den Tod bestimmten Grundsätzen getheilt. Ist die Ehe wegen Wahnsinn, Raserei oder unverschuldetem physischen Unvermögen getrennt worden, so bleibt der andere Ehegatte verpflichtet, für die nothdürftige Verpflegung des Unglücklichen, in so weit ihm dieselbe aus eigenen Mitteln nicht verschafft werden kann, nach seinem Vermögen zu sorgen.

B. Wenn ein Theil für schuldig erkannt worden ist.

a) Außer der Gütergemeinschaft.

1) Der unschuldige Theil behält die empfangenen Brautgeschenke, und kann die gegebenen, in so fern sie noch vorhanden sind, zurückfordern. 2) Der unschuldige Mann kann die gegebene Morgengabe von dem Vermögen der Frau als eine Schuld abziehen. 3) Ist die Ehe wegen der benannten groben Vergehungen getrennt worden, so besteht die Abfindung des Unschuldigen in dem vierten Theil des Vermögens des Schuldigen; sind Eheverträge vorhanden, so kann der Unschuldige sich an dieselbe halten, sind aber Kinder vorhanden, so muß er sich mit der gesetzlichen Abfindung befriedigen. Bei minder schweren Verbrechen wird die Abfindung auf den sechsten Theil bestimmt. 4) Statt der Abfindung aus Gesetzen oder Verträgen kann die Frau standesmäßige Verpflegung von dem Manne fordern.

b) Wenn Gütergemeinschaft statt gefunden hat, so kann der unschuldige Theil wählen, ob er die Hälfte des gemeinschaftlichen Vermögens fordern wolle; aus dem ausgemittelten Vermögen des schuldigen Theils gebührt ihm eben die Abfindung, welche er außer dem Falle der Gütergemeinschaft zu fordern hat; wählt der Unschuldige hingegen die Hälfte des Vermögens, so kann er weiter keine Abfindung verlangen.

Die sogenannte Absonderung der Eheleute vom Tisch und Bette ist, wie schon oben bemerkt worden, neu römischen Ursprungs, und wird nach katholischem Kirchenrecht bei dem Ehebruch auf Lebenslang, in andern Fällen auf gewisse Zeit erkannt. Unter den Protestanten ist sie als eine höchst ungereimte Verordnung selten üblich, und nach dem P. L. R. gänzlich verboten.

In dem Ehescheidungsprozeß ist ausdrücklich verordnet 1) daß die Eheleute wenigstens bei der ersten Ladung in Person erscheinen müssen, um die Versöhnung unter denselben desto leichter zu bewirken und die Wahrheit desto eher an den Tag zu bringen. 2) Demjenigen Ehegatten, der die Scheidung der Ehe sucht, darf der Judicialeid nicht zugeschoben werden, weil überhaupt gegen die Ehe kein Vergleich geschlossen werden darf und die Aufhebung der Ehe nicht von der Willkühr der Partheien abhängen kann. Auch soll sogar kein

Ergänzungseid, dessen Leistung die Trennung der Ehe nach sich ziehen würde, statt finden. Hingegen sind diejenigen Eide, die zur Erhaltung der Ehe dienen, zulässig. 3) der Beklagte muß dem Kläger diejenigen Urkunden herausgeben, die für die Festhaltung der Ehe zum Beweis dienen können. Kinder, Verwandte und Hausgenossen können nach Beschaffenheit der Umstände als unverwerfliche Zeugen in Ehesachen gelten.

Trennung der Ehe durch den Tod.

Die Rechte des überlebenden Ehegatten auf das Vermögen des Verstorbenen müssen zuerst nach den vorhandenen Verträgen, in deren Ermangelung nach gültig errichteten letztwilligen Verordnungen, wenn aber beide nicht vorhanden sind, nach den Gesetzen bestimmt werden. Verträge bewirken für den Ueberlebenden Recht und Verbindlichkeit zugleich, letzte Willensverordnungen geben ihm ein freiwilliges Erbrecht, dessen er sich begeben kann. Nach römischen Gesetzen haben die Eheleute der Regel nach keine Erbrechte. Außerordentlicher Weise wird ihnen ein gewisses Erbrecht verstattet, und zwar 1) die völlige Erbfolge in dem Falle, wenn der verstorbene Ehegatte gar keine Blutsverwandten hinterläßt. 2) Mit den Verwandten aber bekömmt der letztlebende Ehegatte ein gewisses Erbtheil nur alsdann, wenn er arm ist und der Verstorbene reich war, und zwar, wenn mehr als vier Haupterben vorhanden sind, erhält er einen gleichen Theil mit den übrigen, außerdem aber nicht mehr als den vierten Theil. Dies Erbtheil gehört ihm eigenthümlich, wenn keine Kinder vorhanden sind, nutznießlich aber, wenn er mit selbst erzeugten Kindern aus dieser Ehe an der Miterbschaft Theil nimmt.

Nach den deutschen Erbrechten, und zwar 1) wenn die Eheleute in einer allgemeinen Gütergemeinschaft leben, so behält der Ueberlebende das gesammte Vermögen, jedoch so, daß die vorhandenen ehelichen Kinder an des Verstorbenen Stelle mit dem letztleben-

den das Miteigenthum gemeinschaftlich fortsetzen. Sind keine Kinder vorhanden, so gebührt ihm das gesammte Vermögen allein, außer daß nach Beschaffenheit der Umstände, z. B. nach Bestimmung in den Eheverträgen, der Eltern des Verstorbenen der Pflichttheil ausgezahlt werden muß.

2) Wenn Eheleute in einer bloßen Errungenschaftsgemeinschaft gelebt haben, so treten eigentliche Vermögenserbrechte nicht ein, sondern das wahre Vermögen des Verstorbenen fällt an dessen Erben. Hingegen das Errungene und Gewonnene bleibt dem Ueberlebenden gemeiniglich ganz, wenn nicht besondere Naturrechte demselben nur einen gewissen bestimmten Theil zukommen lassen; sind Kinder vorhanden, so behält der Ueberlebende nur eine Hälfte der Errungenschaft eigenthümlich, die andere aber nutznießlich.

Die statuarische Portion, die in verschiedenen deutschen Provinzen, wo keine Gütergemeinschaft üblich ist, ist in Ansehung ihrer Größe nach den besonderen Provinzialgesetzen bestimmt.

Würdigung der Gründe für und wider die Ehescheidung.

Die allgemeinen, für die Auflösung des Ehebundes streitenden Gründe können theils aus dem Wesen, theils aus dem Zweck der Ehe, theils und vorzüglich aus dem höchsten Zweck der Menschheit hergenommen werden.

Ihrem Wesen nach gehört die Ehe zu den bürgerlichen Verträgen, die in Ansehung ihrer Natur aufgehoben werden können, sobald ein Theil die darin festgesetzten Bedingungen verletzt, oder sobald beide Theile in die Aufhebung willigen.

Können die Absichten, um derentwillen der eheliche Vertrag in der Gesellschaft eine Stelle bekommen hat, nicht erreicht werden, so verliert er zugleich alle Rechte seiner Existenz; er ist unnütz, ja schädlich.

Die Ehe an sich selbst aber ist niemals Zweck, sie ist nur wichtig als ein Mittel, eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann,

und dieser ist **Ausbildung, Veredlung aller Kräfte des Menschen, Fortschritt der Kultur.** Die eheliche Gesellschaft, man mag sie nach ihren politischen oder Religionsgesetzen betrachten, kann also dann nur gut, lobenswürdig und erlaubt seyn, wenn sie ein Mittel zur Veredlung der Menschheit ist. Da es aber möglich ist und die Erfahrung es häufig lehrt, daß durch das eheliche Zusammenleben zweier Menschen dieser höchste Menschheitszweck nicht immer befördert und vielmehr gerade gehindert wird, so erwächst daraus ein Uebel in der Gesellschaft, welches natürlicherweise am besten durch die Trennung beider Personen gehoben werden kann. Es ist also gegen das Sittengesetz, gegen die unveräußerlichen Menschenrechte der ehelichen Gesellschaft, in Ansehung ihrer Dauer eine unbedingte unauflösliche Form zu geben, und jede Gesetzgebung, die dieses thut, begeht ein **Attentat gegen die Menschheit.**

Gegen diese Gründe läßt sich a priori nichts einwenden. Man hat daher versucht, das Schädliche der Ehescheidungen a posteriori zu zeigen. Ich werde nur die wichtigsten Einwendungen aufstellen und prüfen.

„Wenn es wahr ist, sagt der brittische Philosoph **Hume**, daß das Herz des Menschen immer nach Freiheit strebt, so ist es auch wahr, daß es solcher Uebel gewohnt wird, die nicht gehoben werden können. Noth wird Tugend, und bald erlöschen die Begierden, wenn sie nicht befriedigt werden können. Bei der Gewißheit eines unauflöslichen Ehestandes wird der Sterbliche nur darauf denken, sich die Fesseln zu erleichtern, die er nicht zu brechen im Stande ist.“

Diese Sätze sind zwar zum Theil richtig aus Erfahrungen über die menschliche Natur abgezogen, aber sie lassen sich bei weitem nicht allgemein anwenden, von jedem individuellen Charakter behaupten. Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß bei manchem die Abneigung, die sie gegen eine Person haben, eine unzerstörbare Quelle in der ursprünglich mit ihrer Natur verknüpften verschiedenen Art zu denken, zu empfinden und zu handeln haben, und welcher Gesetzgeber wollte sich wohl das mehr als barbarische Recht anmaßen, einem Menschen zu befehlen,

seine Natur umzuschaffen, ihn zu einer physisch- und moralisch unmöglichen Handlung zu zwingen? Wir unterwerfen uns den Uebeln, denen wir nicht ausweichen können, denen unvermeidlich nothwendigen Uebeln, die uns die Hand des Schicksals zufügte, die wir weder voraussehen noch abwenden können. Aber ist dies auch der Fall bei der Ehe? Alles Elend, das sie über unser Leben verhängt, kann es nicht vermieden werden? Muß ein Gesetz nicht zum Unwillen, zur Wuth reizen, wird man ihm nicht unaufhörlich fluchen, das uns zu einem qualvollen Leben bestimmt, wozu uns, nach einem uns unaufhörlich zurufenden Gefühl unsers Busens, die Natur nicht verdammt hat! — Aus Noth macht man Tugend. Es mag seyn; sind aber darum unsere Uebel weniger wirkliche Uebel? Drücken sie uns minder? Dem Galeerensclaven, der seine Ketten nicht zerbrechen kann, dem Neger, den nur der Tod von seiner Sclaverei befreien kann, sind diesen ihre Fesseln weniger drückend? ist ihr Leben nicht eine immerwährende Erneuerung von Qual, Schmerz und Verzweiflung! Und gesetzt, jene Bemerkung: „sie werden sie ertragen lernen, weil sie keine Trennung hoffen dürfen," träfe auf Seiten des besseren Theils ein: ist die entgegengesetzte Bemerkung nicht eben so gegründet, daß auf Seiten des andern Theils selbst die Unauflöslichkeit der Ehe die Ursache seyen, die von Ausschweifungen und Thorheiten, von immer zunehmender Tyrannei nur desto weniger abschreckte! Durch die Unzertrennlichkeit der Ehe begünstigt der Gesetzgeber offenbar den schuldigen Theil, indem er den leidenden Preis gibt. Welche Selbstaufforderung wird nicht von diesem letztern erfordert, wenn er immer nur einseitig die Pflichten des ehelichen Vertrags beobachten sollte; wird er sich nicht aus Gram und Harm abzehren oder aus Verzweiflung in Ausschweifungen stürzen müssen?

Ein neuerer Naturrechtslehrer schließt sich an die Hume'schen Sätze an, und sagt: „Wenn der Gesetzgeber die Ehescheidung erleichtert, so glaube er ja nicht, für Menschenwohl etwas zu thun. Da sind die Ehegatten am unerträglichsten, wo die Scheidung am leichtesten ist. Wo sie auf ewig an einander gebunden sind, besiegt die

Laune des einen die Launen des andern. Beide fürchten gleich des andern Gewalt, ihnen das Leben schwer zu machen, und ein Krieg für beide Theile gleich nachtheilig, indem jeder Sieg eine Niederlage ist, befördert den Frieden. Einzelnes Unglück, was die Unzertrennbarkeit der Ehe stiften kann, kömmt nicht in Anschlag gegen das Wohl des Ganzen, und dieses nicht gegen die Moralität." Was für Ausnahmen etwa zuläßig seyn mögen, das bestimmt, däucht mir, das gemeine protestantische Kirchenrecht Deutschlands sehr gut, Ehebruch und was dem gleich kömmt.

Wenn der Satz: „einzelnes Unglück kömmt nicht in Anschlag gegen das Wohl des Ganzen, und dieses nicht gegen die Moralität," der auf die Unzertrennbarkeit der Ehe angewendet werden soll, so muß gezeigt werden, daß die Summe des Guten, welche aus der Auflösbarkeit der Ehen entspringt, weit größer ist, als die Summe des Bösen, welches aus der Auflöslichkeit derselben, in Rücksicht der Individuen des Ganzen und der Moralität, wirklich entsteht.

Es klingt schön, sich in den edlen Tugenden der Nachsicht, der Geduld und Vertragsamkeit zu üben; aber werde ich die Hand des Richters küssen, der mich, diese Kräfte des Geistes zu erlangen, unschuldig in Fesseln und Kerker wirft, oder ist es, um mich zur Gleichmuth und Unerschrockenheit zu gewöhnen, etwa wünschenswerth, unter einer despotischen Regierung zu leben, wo ich jeden Augenblick das gezuckte Schwert über meinem Nacken erblicke? Nach welcher Physiologie kann man wohl einem Gesetzgeber das Recht geben, bei seinen Gesetzen auf solche Folgen zu kalkuliren?

Ich will einmal den Fall annehmen, ohne ihn allgemein zuzugeben, daß es möglich sey, zwei unerträgliche Personen von ganz verschiedenem Charakter könnten durch fortwährenden Umgang die rauhen anstoßenden Ecken ihres Charakters so abschleifen, daß endlich ihr Wille, ihre Launen sich vereinigten, welch eine lange Reihe von Jahren würde aber oft hierzu nicht nöthig seyn, welche Thorheiten, welche Ausschweifungen? Welche Summe von positivem Uebel, von unterlassenem Guten, ehe dies Ziel erreicht wird!

Eine unerschöpfliche Quelle von Lastern und Verbrechen, worin der Ehebruch eines der geringsten ist, würde jeden Damm durchbrechen, den Gesetzen und Strafen entgegenwirken, und einen unabsehbaren Einfluß auf die Moralität haben. Vergiftungen, Selbst- und Meuchelmorde sind nicht selten die traurigen Katastrophen solcher unglücklichen Ehen gewesen. In England, wo es äußerst schwer hält, eine böse Frau los zu werden, und mit so viel Kosten verknüpft ist, daß ein armer Mann gar nicht daran denken darf, hat man die Bemerkung gemacht, daß unter zwanzig Selbstmorden, die sich in London ereignen, gewöhnlich acht als Folgen schlimmer Ehen sind. Man zeige dagegen in Staaten, wo die Ehescheidung erleichtert ist, z. B. in dem Preußischen, ob deren Folgen nur irgend von einem bedeutenden Einfluß auf das Ganze und die Moralität ist. — Fast keine Ehe wird geschlossen, wo nicht ein gewisses Interesse des Vermögens, der Verwandtschaft und anderer Vortheile im Spiel ist; sind solche oft nicht die wichtigsten Beweggründe für den Ehegatten, jede Vergehung zu meiden, auf die die Ehescheidung und folglich auch der Verlust jener erfolgt. Lassen sich solche Motive aber wohl in einer unauflöslichen Ehe denken! —

Eine zweite Einwendung, die Hume macht: „Was soll nach der Scheidung aus den Kindern werden?“ unterscheidet sich von andern dadurch, daß sie ihre Stärke aus unserer Schwäche zieht. An die Benennung des Stiefvaters und der Stiefmutter heftet das Vorurtheil eine beleidigende Idee. Aengstliche Zärtlichkeit zittert bei dem Gedanken, ihre Kinder in fremde Hände fallen zu sehen. Aber sind alle Stiefeltern Ungeheuer gegen die zugebrachten Kinder, warum erlaubt man dem überlebenden bekinderten Gatten eine zweite Heirath? Mögen immerhin Kinder nicht mit jener innigen Sorgfalt, mit jener lebhaften Theilnehmung, die allein die Natur einflößt, erzogen werden, so sind auch auf der andern Seite die Erzieher weniger blind für die Fehler derselben, die Zöglinge haben weniger Launen, Eigensinn und Laster; sie haben nicht mehr das tägliche Schauspiel ner höllischen Zwietracht vor Augen, das einen so

wichtigen Einfluß auf ihre Sitten, ihren Charakter und ihr ganzes Leben haben muß. Liegt hierin nicht gerade ein neuer Grund für die Ehescheidung, muß nicht der Gesetzgeber einzelne Glieder vor der Ansteckung einer tödtlichen Seuche bewahren, wenn er das Glück des Ganzen erreichen will? Ist nicht die Erziehung der Kinder das Wichtigste, was die Aufmerksamkeit eines jeden Gesetzgebers beschäftigen muß? Was läßt sich aber wohl von solcher Erziehung erwarten, wo sich der Wille der Eltern, ihre Grundsätze, ihre Handlungsweise bei dem kleinsten Vorfalle des Lebens durchkreuzen. Der eine Ehegenoß will den Säugling zum Sybariten verzärteln, der andere ihn zum Huronen abhärten; was der eine in ihm zur Tugend erhebt, würdigt der andere zum Laster herab; wenn der eine mit der Ruthe straft, versöhnt der andere mit Liebkosungen ꝛc. Welch ein Gemisch von Pflichten und Grillen, von Tugend und Laster muß nicht schon in dem frühesten Alter in dem Kopfe der Kleinen entstehen? sie lernen schmeicheln, heucheln, lügen, betrügen, fluchen, schwören, ehe sie lesen und schreiben können. Welch' ein Geist der Faction, welch' eine Zerrüttung im Innern des Hauses! und welch' ein offner Weg zur tiefsten moralischen Verschlimmerung!

Endlich, sagt Hume: „wird man wohl nichts einwenden gegen das Zeugniß der Erfahrung. Je gewohnter in Rom die Ehescheidung wurde, desto seltner wurde das Heirathen, und August sah sich genöthigt, Personen vom Stande durch Gesetze dazu zu zwingen.“ — Wenn zur Zeit des Augusts das Heirathen seltner wurde, wer wollte wohl den Grund davon in der Ehescheidung suchen? Es war vielmehr eine Folge des bis zum höchsten Gipfel gestiegenen Luxus und Sittenverderbens. Die Weiber, die alles ihrer ausschweifenden Begierde zu gefallen aufopferten, bedurften unermeßlich viel, wenn sie den Wetteifer in Ansehung ihres Kleiderschmucks mit ihren Nebenbuhlerinnen aushalten wollten. Ihre Tugend widerstand keinen Versuchungen mehr; mußte daher nicht einem begüterten Manne, der ohne Schwierigkeit jede seiner Phantasien befriedigen konnte, das Eigenthum eines Weibes unnütz und lästig werden? — Außerdem

mußten die bürgerlichen Kriege, die Verbannungen nothwendig Abneigung gegen jede engere Verbindung erwecken; denn im Schlachtgetümmel, bei Todesgefahren denkt man nicht an einen Stand, dessen erste Bedingungen Ruhe, Ordnung und Friede sind. —

Die Leichtigkeit der Ehescheidung hat einen unverkennbaren Einfluß auf das Glück der Ehe und ganzer Familien, und diese Zurückwirkung ist ein sicherer Damm gegen die Ehescheidungen, als die Strenge der Gesetze. Wo strenge Ehegesetze herrschen, da sind die Heirathen ein tauschender Handel. Man heuchelt edlen Charakter, man verbirgt seine physischen und moralischen Gebrechen, in der festen Voraussetzung, daß man dieses nicht mehr nöthig hat, sobald die ewige Kette geschmiedet ist. Allen diesen Täuschungen setzt die Ehescheidung ein Ziel; man wird aus eigenem dringenden Interesse sein Herz und seine Denkart nicht verbergen; denn betröge man seinen künftigen Ehegatten, so würde man sich selbst betrügen. Auf gegenseitige Zuneigung gegründet, würde die Ehe durch Achtsamkeiten und Gefälligkeiten fortdauern. Bei dem Gedanken einer unauflöslichen Verbindung hält man sich nicht mehr verpflichtet, zu gefallen, und man hört auf, gefällig zu seyn.

Ununterbrochener Genuß führt zur Sättigung, ein wenig Eifersucht erweckt neue Zuneigung. Ein solcher anhaltender Genuß ist die Ehe; die Möglichkeit der Trennung ist ein Sporn der Eifersucht, ein neuer Reiz, der die Liebe unterhält und dauerhaft macht. Wenn die Sclaverei das menschliche Herz empört, so wiegt die Idee der Freiheit dasselbe in Schlummer, selbst im Schooße der Knechtschaft. Die Ehescheidung hat also das Verwahrungsmittel in sich selbst; und sie kommt jedem Verbrechen zuvor.

Daß die Ehescheidung nicht unbedingt eingeführt werden darf, versteht sich von selbst. Philosophen und Gesetzgeber haben sich bemüht, zweckmäßige Einschränkungen festzusetzen. Unter jenen zeichnet sich vorzüglich ein französischer Schriftsteller in einer Abhandlung über die Ehescheidung aus. Er sucht darin den Mißbräuchen und den schlimmen Folgen, welche aus der Ehescheidung für

die Sitten, für die geschiedenen Ehegatten und für deren Kinder entstehen könnten, nach Möglichkeit vorzubeugen. Um öffentliche Aergernisse und die Einmischung des Richters in Familiengeheimnisse zu verhindern, sollen die Ehescheidungssachen nur alsdann gerichtlich verhandelt werden, wenn der Grund der Ehescheidung ohnedies offenbar ist: nämlich 1) wenn der andere Ehegatte bürgerlich todt ist; 2) wenn derselbe zu einer infamirenden Strafe, oder 3) zu einem langwierigen Gefängniß verurtheilt, oder wenn er sich 4) sonst in einer Gefangenschaft befindet, deren Ende nicht abzusehen ist; 5) wenn er Landes verwiesen worden, oder 6) sein Aufenthalt nach einer langen Abwesenheit nicht ausgeforscht werden kann; 7) wegen Wahnsinns, oder 8) im Falle einer unheilbaren Krankheit, welche die Fortpflanzung des Geschlechts hindert.

Dagegen soll ein aus sechs Personen bestehendes Familiengericht aus den nächsten Anverwandten errichtet werden, wenn 1) wegen irgend eines Verbrechens des andern Theils, 2) wegen Ehebruchs, 3) wegen ausschweifender Lebensart, oder 4) wegen Unverträglichkeit der Gemüther die Ehescheidung gesucht wird. Finden die Verwandten die Ehescheidung zuläßig, so wird die von ihnen darüber ausgefertigte Urkunde dem Richter übergeben, welcher hierauf die Scheidung von Tisch und Bette ohne weitere Untersuchung verfügt. Nach Verlauf dreier Monate wird ein neues Familiengericht zusammenberufen; besteht auch dieses auf der Ehescheidung, so wird sein Ausspruch dem Richter überreicht, welcher sogleich die provisorische, und nach einer abermaligen Zwischenzeit von drei Monaten die endliche Ehescheidungssentenz eröffnet.

Diese Einrichtung, welche den Eheleuten und den Verwandten Zeit zur Aussöhnung ließe, wäre vortrefflich, wenn es nur nicht schiene, als ob die Wahl der Richter unter den Verwandten lediglich von dem klagenden Theil abhängen sollte. Wenigstens müßte dem andern Ehegatten ein gleiches Recht und einem jeden die Befugniß eingeräumt werden, die Hälfte derer, welche der andere vorgeschlagen hätte, zu verwerfen. —

Uebrigens soll nach obigem Vorschlage dieses Ungenannten der geschiedene Ehegatte wenigstens die Hälfte der Vortheile erhalten, welche ihm bei fortgesetzter Ehe zugefallen wären; welches ganz billig zu seyn scheint, wenn man zugleich auf die durch Ehescheidung bewirkte Befreiung von allen Lasten Rücksicht nimmt, welche während der Ehe mit diesen Vortheilen verbunden sind.

Gerechter ist jedoch das preußische Ehescheidungsedikt vom 17ten Nov. 1782, welches die Schadloshaltung für den unschuldigen Theil dem Schuldigen als eine Strafe auflegt, und eben dadurch den Eheleuten wirksame Gründe zu einem guten Betragen gegen einander an die Hand gibt. Auch für die Kinder wird darin besser gesorgt, indem es die Trennung einer Ehe, aus welcher Kinder vorhanden sind, erschwert, dem unschuldigen Theile ein größeres Recht auf die Kinder zugesteht, und den schuldigen Ehegatten verpflichtet, den Kindern einen Pflichttheil auszusetzen.

Beurtheilung der Ehebruchsstrafen.

Unter barbarischen Völkern ist die auf dem Ehebruch stehende und nur die Frau treffende Todesstrafe eine natürliche Folge des vom Stärkeren den schwächeren stets unterdrückten schwächeren Theils, der despotischen Gewalt des Mannes und des Hausvaters. Wenn aber unter gebildetern Völkern, unter den Europäern der Ehebruch mit dem Tode bestraft wurde, so muß man die Quellen davon in den übertriebenen Religionsbegriffen suchen. Nachdem Aberglauben und Pfafferei, eine Verbindung, die nichts weniger als geistliche Entzwecke hatte, zur gottesdienstlichen Handlung, und am Ende zum Sakramente umgeschaffen hatten, so glaubte der Fanatismus die Beleidigung mit Menschenblut rächen zu müssen, die der Gottheit dadurch widerführe, daß ein unter Anrufung und im Angesichte derselben gethanes Versprechen gebrochen würde. — Anstatt der in Deutschland häufig üblich gewesenen Todesstrafe, die besonders in den Ländern, wo die Geistlichkeit großes weltliches

Ansehen hatte, sich am längsten erhielt, hat man gelindere Leibes- und Geldstrafen eingeführt, welche in mehrern Provinzen noch bis auf den heutigen Tag herrschen.

Da die eheliche Untreue, so wie jede andere Verletzung eines Privatvertrags, an sich keine öffentliche Strafe, sondern blos eine Verbindlichkeit zur Privatsatisfaction gegen den andern Theil bewirkt, so qualificirt sich der Ehebruch keineswegs zu einem peinlichen Verbrechen, und es ist daher ungerecht, wenn man Untersuchungen ex officio verhängt, oder durch inquisitorische Ausspähungen den einen Theil aus einer glücklichen Unwissenheit reißt, oder ihn, obgleich er aus Schonung und Liebe von den Fehltritten des andern nichts wissen will, dadurch auffordert und zur öffentlichen Klage zu seiner eigenen Beschimpfung nöthigt, welches zur Schande unsers Jahrhundert noch in mehrern deutschen Provinzen geschieht.

Fiskalische Geldstrafen, oder gar infamirende Strafen sind als Ehebruchsstrafen oder überhaupt in Unzuchtsfällen eben so zwecklos als gefährlich; für den Reichen, den Verschwender sind sie unwirksam; für den Armen und Geizigen eine Quelle neuer Verbrechen. Beschimpfende Strafen laufen gewöhnlich auf den Druck der minder Mächtigen hinaus. Ueberhaupt kann hier nur die Rede von einer Privatgenugthuung seyn, nicht von einer Genugthuung für den beleidigten Staat; der Gesetzgeber kann und darf weiter nichts thun, als dem beleidigten Theile Genugthuung verschaffen, und eine Unsittlichkeit dadurch zu hemmen suchen, daß er ihre Quellen verstopft und ihren bösen Folgen so viel als möglich steuert, wie solches zum Theil in den preußischen Gesetzen geschehen ist.

In so weit nur von Privatsatisfaktion, von Kontraktsstrafen die Rede ist, läßt sich freilich kein Grund angeben, warum diese Strafen den männlichen Ehegatten eben so, wie den weiblichen treffen sollen, da allerdings die Frau so gut wie der Mann, und der Mann so gut wie die Frau zur Beobachtung und Haltung des ehelichen Vertrags verbunden sind; wenn aber auf den Einfluß der

ehelichen Ausschweifungen auf das Ganze und die Moralität Rücksicht genommen wird; so kann allerdings die Frage entstehen, in wie fern die Untreue der Männer oder der Weiber schädlicher, und ob ein Theil strenger als der andere zu bestrafen sey?

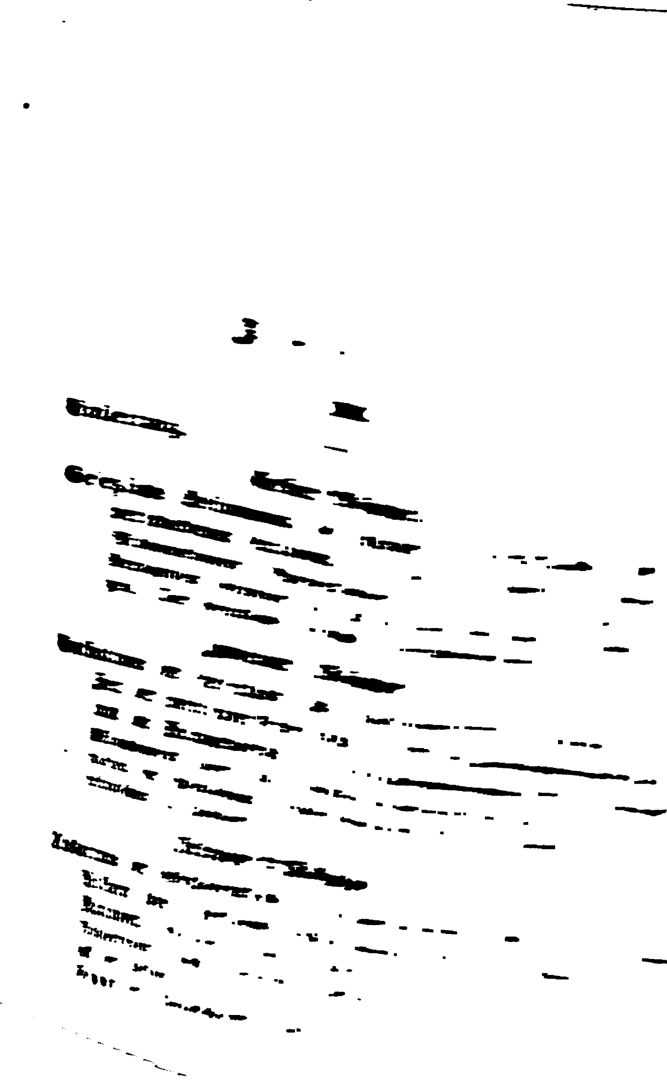
Es scheint zwar, daß das schöne Geschlecht, an dessen ohnehin fehlerhaften Erziehung, an dessen Vernunft und Herz die Männer so viel verderben, als sie nur können, und es gerade auf den gefährlichsten Weg für seine Tugend leiten — dem selbst die Natur ein reizbareres Nervensystem, eine offenere Empfänglichkeit für jede Gattung sinnlicher Freuden anschuf — es scheint, daß dieses so leicht zu täuschende, von Leidenschaften, statt Grundsätzen beherrschte schöne Geschlecht, bei Verzehungen in der Geschlechtsliebe mehr Entschuldigung verdiene, als das männliche; es scheint, daß in dem nicht selten undankbaren und rauhen Betragen der Männer gegen ihre Weiber ein Grund mehr für die weibliche Untreue gefunden werden könne; aber bei allem diesem, und was man noch immer hinzufügen könnte, fordert ein lautes Gefühl der Natur, das sich schlechterdings nicht hinwegräsonniren läßt, vom schönen Geschlecht mit unnachläßiger Strenge Keuschheit und ungetheilten Genuß seiner Reize. Mag immerhin der größere Antheil der strengen Behandlung, womit jene barbarischen Völker ihre treulosen Weiber strafen, der überlegenen Stärke im Naturstande zugeschrieben werden, so können doch hiervon andere Gründe, die selbst der rohe Mensch fühlt, nicht ausgeschlossen werden. So wie ein schamhaftes Mädchen den höchsten Reiz in unsern Augen besitzt und uns unsere Hochachtung abdringt, so ist uns hingegen ein schamloses das widerlichste Geschöpf, zu dessen Verachtung wir unwiderstehlich gezwungen werden. — Eine Frau, die ihrem Manne ungetreu ist, begeht ein Verbrechen gegen das Gesetz der Natur*). Es ist nichts leichter, als Kinder zu erzeugen, allein nichts schwerer,

*) Daher das alte schwedische Kriminalhandrecht des Mannes, seine Frau und den Ehebrecher, wenn er sie in flagranti delicto betrifft, zu ermorden.

als sie zu erziehen, und welch ein Frevel, dem Manne fremde Kinder aufzubürden! Welch eine Zerrüttung in der Familie, sobald der Mann gegründeten Verdacht gegen eine untreue Gattin schöpft, sobald der Enthusiasmus der Vaterliebe erkaltet! Aber nicht genug, daß das unkeusche Mädchen mit dem Verlust seiner Schamhaftigkeit zugleich die Achtung der Männer verliert, nicht genug, daß ein untreues Weib die naturgesetzliche Bedingung der Ehe übertritt; weibliche Unkeuschheit ist eine Quelle von vielen andern schändlichen Lastern, die ihr auf dem Fuße folgen. Das treulose Weib muß zu listiger Verstellung, zu Lügen und Betrug gegen Mann und Kinder seine Zuflucht nehmen, und dadurch ihre Moralität durchaus verderben *). — Wer sollte wohl noch zweifeln, daß weibliche Untreue in der Ehe schändlicher und gefährlicher ist, als die von Seiten des Mannes! — Zum Schluß und zur Bestätigung des Gesagten füge ich Montesquieu's Gedanken über diesen Gegenstand hinzu: „So wie der Mann wegen der Untreue der Frau auf Ehescheidung dringen konnte, so verlangte sie sonst auch die Frau wegen der Untreue des Mannes. Dieser, der Anordnung der römischen Gesetze zuwiderlaufende Gebrauch, ist durch die geistlichen Gerichtshöfe in Gang gekommen, wo man nur auf die Grundsätze des kanonischen Rechts sah, und freilich, wenn man nur die Ehe in Rücksicht auf das geistliche und zukünftige Leben ansieht, so ist die Untreue ganz einerlei. Aber die politischen und bürgerlichen Gesetze fast aller Nationen haben mit Recht diese zwei Fälle unterschieden. Sie haben von den Weibern einen gewissen Grad von Zurückhaltung und Enthaltsamkeit gefordert, den sie nicht in eben dem Grade den Männern auflegen, weil die Verletzung der Sittsamkeit bei den Weibern voraussetzt, daß sie zugleich allen andern Tugenden mit entsagen; weil

*) Garve in seinen Anmerkungen zum 1sten Buche des Cicero über die Pflichten sagt: Die Ausschweifungen der Liebe können das Herz eines jungen Mannes vergiften, aber doch sind viele ausschweifende Jünglinge die bravesten Männer geworden. Ein liederliches Weib ist größtentheils durchaus böse. Um deßwillen ist also Keuschheit die Tugend des weiblichen Geschlechts.

die Frau, indem sie die Gesetze des Ehestandes übertritt, zugleich die Schranken ihrer natürlichen Unterwürfigkeit überschreitet; weil die Natur die Untreue der Weiber durch zuverläßige Merkmale bezeichnet hat, und überdies die ehebrecherischen Kinder der Frau dem Manne verbleiben, ihm aufgehalset werden, dahingegen die ehebrecherischen des Mannes weder der Frau gehören, noch ihr zur Last fallen."



die Frau, indem sie die Gesetze des Ehestandes übertritt, zugleich die Schranken ihrer natürlichen Unterwürfigkeit überschreitet; weil die Natur die Untreue der Weiber durch zuverlässige Merkmale bezeichnet hat, und überdies die ehebrecherischen Kinder der Frau dem Manne verbleiben, ihm aufgehalset werden, dahingegen die ehebrecherischen des Mannes weder der Frau gehören, noch ihr zur Last fallen."

Inhalt.

III.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

die Frau, indem sie die Gesetze des Ehestandes über-
zugleich die Schranken ihrer natürlichen Unterwürf-
überschreitet; weil die Natur die Untreue der W-
durch zuverläßige Merkmale bezeichnet hat, und
dies die ehebrecherischen Kinder der Frau dem Ma-
verbleiben, ihm aufgehalset werden, dahingegen die e-
brecherischen des Mannes weder der Frau gehören,
ihr zur Last fallen."



Inha[lt]

III.

Einleitung.

Gese[tz]liche Bestimmung des eheli[chen]

verschiedenen Nationen. Bei

Muhamedanern, Morgenländern

[A]ragonien bestimmt die Zahl

[...]en. Der öffentliche Beischlaf i[n]

Erster Abschn[itt]

[Z]weiter Abschn[itt]

[...]schlafs aus re[...]

[...]chen Reinigung[...]

[...]enbettes, bei v[...]

[...]er der Fortpf[...]

